

# Teil IV

## Phänomene der Massenkultur

Die totale Transformation wirklich jedes Seinsbereichs in ein Gebiet von Mitteln führt zur Liquidation des Subjekts, das sich ihrer bedienen soll.

*Max Horkheimer,*

Zur Kritik der instrumentellen Vernunft

Das Hauptmerkmal der Individuen in einer Massengesellschaft ist nicht Brutalität oder Dummheit oder Unbildung, sondern Kontaktlosigkeit und Entwurzeltsein.

*Hannah Arendt,*

Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft

Die Herausbildung des Individuums als historische Kategorie setzt voraus, dass sich der Mensch seiner selbst bewusst wird. Beispiele hierfür finden sich bereits im Mythos als dem Archetyp abendländischer Kultur. Der griechische Held steht beispielhaft für die ambivalente Stellung des Menschen zu den Göttern, von denen er nach mythischem Verständnis auserwählt wird und gleichermaßen sich zu lösen versucht. Um das Menschliche überwinden und den eigenen Stamm beherrschen zu können, tritt der Held den göttlichen Mächten entgegen und nutzt die ihm gegebenen Fähigkeiten, um die unbegriffenen Naturgewalten zu bezwingen. Der Kampf mit den Göttern dient vor allem der Überwindung der eigenen Angst und Schwäche. Indem der Held erkennt, dass den Göttern mit List und Geschick beizukommen ist, wird er sich seiner Eigenständigkeit zunehmend bewusst und sieht sich nicht als bloßes Werkzeug göttlichen Willens. Die anfänglich noch als Zorn der Götter gedeutete blinde Wut des Helden erweist sich schließlich als Ausdruck seines übermenschlichen Willens zur Macht. Im Kampf um Leben und Tod werden die übergeordneten Mächte allmählich zurückgedrängt. Doch es dauert noch, bis sie als Vorbilder ausgedient haben und durch den »Menschen überlegenen Menschen« ersetzt werden. Wichtig für das hier behandelte Thema ist, dass die Auflehnung des Menschen sich gegen die allzu menschlichen Götter richtet, deren Unzulänglichkeiten den Geltungsdrang des *hyperanthropos* bestärken. Angesichts dieser Spannungslage verwundert es nicht, dass die Idealisierungen antiker Helden in heidnischen Totenkulten, festlichen Wettkämpfen und kunstvollen Tragödien ihren höchsten Ausdruck finden. Denn, je menschenförmiger die Göttergestalten auftreten, desto gottähnlicher erscheinen schließlich die heroischen Leitfiguren.

Freilich markiert die Vergänglichkeit der Halbgötter die entscheidende Grenze zu den Unsterblichen. Selbst die Apotheose des Herakles und Dionysos hatte für beide das Ertragen übermenschlicher Entbehrungen zur Vorbedingung. Nach ihren selbstzerstörerischen Taten entfernten sie sich schließlich im rauschhaften Wahn von den Menschen, der seit jeher ein Vorrecht der Götter bezeichnet. Für alle anderen Heroen war eine Verbindung zu den himmlischen Mächten nur über gewaltige Opfer, wiederkehrende Versagungen und den eigenen, in der Regel frühen Tod erreichbar. In den kultischen Aufführungen und Erinnerungen an große Kriegsherren und Wettkämpfer versuchte man, ihr Andenken zu bewahren. In der griechischen Tragödie wird die Erinnerung schließlich durch Formen der öffentlichen Selbstvergewisserung ergänzt, in denen das Scheitern des Helden als schicksalhaft und sein Leid als unvermeidlich dargestellt wird. Erst dadurch gewinnt der moralisch-ästhetische Aspekt der »Einheit von Adel, Reichtum und Trefflichkeit« (*kalokagathia*) an Bedeutung, nachdem in den Jahrhunderten zuvor die heroische Existenz noch mit einer machtvoll-naiven Selbstherrlichkeit gleichgesetzt worden war. Gleichwohl wirkt unverändert fort, dass die Figur des Helden sich über die Art seiner Konflikte im Unklaren bleibt, weshalb er beständig zwischen den irdischen und göttlichen Gegensätzen zerrieben wird und schließlich zugrunde gehen muss. Auch Odysseus, dem es gelingt, die ihn bedrängenden äußeren Mächte durch kluge Bezwingung seines Selbst zu besiegen, ist genötigt, die Macht als Prinzip aller Beziehungen anzuerkennen. Dies gilt auch für die tragische Figur des Herakles, der trotz aller vielgepriesenen Heldentaten schließlich an seiner rasenden Verblendung gebriecht. Die antiken griechischen Helden scheitern in auffälliger Übereinstimmung nicht etwa an charakterlichen Schwächen oder moralischen Verfehlungen, sondern sie treten ausnahmslos als prototypische Opfer im Konflikt zwischen individuellen Selbst- und kollektiven Stammesinteressen in Erscheinung. Ihre Niederlagen rühren daher, dass am Ende trotz aller Entsagungen, Listen und Kämpfe die übermächtigen Schicksalsmächte triumphieren, so dass das aufbegehrende Individuum erzwungenermaßen unterliegen muss. Der Teufelskreis von Fluch, Angst und Rache ließ sich nicht durchbrechen, da in Wahrheit nicht die Götter, sondern die Stammesgesellschaften für den Einzelnen zu mächtig waren. Um dies zu ändern, erschien es daher ratsam, die eigenen Opfer und Kräfte geschickter einzusetzen.

In der Blütezeit der griechischen Polis entwickelte sich auch das Selbstbewusstsein des griechischen Bürgers. Der »Wettstreit unter Gleichen« bestimmte die Politik ebenso wie das Recht, die Kunst und die Wettkämpfe. Insbesondere die athletischen Aufführungen waren geeignet, die Verbindungen zum Mythos aufrechtzuerhalten, da durch die friedliche Darstellung körperlicher Vortrefflichkeit die Vorzüge des eigenen Geblüts sichtbar herausgestellt werden konnten. Die zahlreichen

Erzählungen, Lobgesänge und Siegesstatuen geben ein beredtes Zeugnis, wie durch den Wettstreit mythische Traditionen mit Formen der Adelskultur aufrechterhalten wurden. Die Reste der bäuerlich-griechischen Adelskultur konnten bis in die Zeit der Polisgründungen und noch weit darüber hinaus bewahrt werden, selbst wenn die Kritik an den »geistlosen Überbietungsbemühungen« der Wettkämpfer merklich anwuchs. Gleichwohl verkörperten die Athleten einen Individualitätstypus, der im Einklang mit den Idealen der Polis stand und selbst die Krisen der demokratisch regierten Stadtstaaten überdauerte. Insbesondere die Erfahrung Athens, dass das Volk dazu neigt, seine eigene Herrschaft abzuschaffen und durch eine tyrannische Ordnung zu ersetzen, führte namhafte Philosophen zu der Einsicht, dass der *demos* vor sich selbst zu schützen sei, um stabile Herrschaftsformen zu sichern. Platon, der das undemokratische Sparta dem demokratischen Athen vorzog, konzipiert seine Vorstellung vom Staat als harmonische Verbindung von Intelligenz, Mut und Begehren, die nach seiner Auffassung der Aufteilung der seelischen Verfassung des Menschen entspricht. Im Sinne dieses arbeitsteilig angelegten Schemas verkörpern die Athleten die aufwärtsstrebenden Kräfte des Gemeinwesens, die für den Staat in Kriegs- wie Friedenszeiten gleichermaßen wichtig sind. Auch wenn es den Regenten vorbehalten ist, die Polis im Sinne »des Guten« zu führen, so ist dies laut Platon nur möglich, wenn auf allen Hierarchiestufen ein Ausgleich zwischen individueller Freiheit und kollektivem Zwang existiert. Jedes Individuum, gleich welchen Standes, soll seine spezifischen Fähigkeiten einbringen und auf diese Weise die vernunftgemäße Totalität des politischen Ganzen befördern. Auf diese Weise, so die Vorstellung, lassen sich die politischen Haupttugenden im Großen verwirklichen: Die Weisheit kommt zu ihrem Recht, da der entsprechend organisierte Staat wohlberaten ist; die Tapferkeit findet in der Erziehung der Wächter ihren angemessenen Ort; die Besonnenheit regiert als Ausgleich auf allen politischen Ebenen und die Gerechtigkeit zeigt sich schließlich darin, dass jeder das Seine hat und das ihm Gemäße tut. Auf diese Weise wird dem Einzelnen in der strengen Hierarchie des Staatswesens ein gebührender Raum gewährt, der laut Platon die Teilhabe an den idealen Urbildern des göttlichen Seins ermöglicht.

Kennzeichnend für dieses philosophische Staatsverständnis ist die Vorstellung einer erst herzustellen Harmonie zwischen den Standesunterschieden der voneinander abhängigen Bürger, die im übergeordneten Interesse der Polis ihren Ausdruck findet. Auch wenn der »gute Staat« keine »Idee« im Sinne Platons ist, da der Autor ebenso die Merkmale des »schlechten Staats« aufführt, in dem keine Einheit und Ordnung herrscht, obliegt es schließlich dem göttlichen Willen, die Idee staatlicher Gerechtigkeit zu verwirklichen. Der Mensch hat zwar Einfluss auf sein Schicksal, jedoch bleibt er eingebettet in größere Zusammenhänge, deren allgemeine Gesetze zu beachten sind. So wie es widersinnig wäre,

dem Ablauf der Jahreszeiten oder der Aufeinanderfolge von Leben und Tod zu trotzen, so sinnlos und überheblich wäre es, den »guten Staat« erzwingen zu wollen. Auf dieser Überzeugung beruhen Ethos und Pathos der Philosophie Platons. Doch der zeitkritische Denker und Ideenlehrer begnügt sich nicht damit, die Menschen durch philosophische Fragen und Gedanken bloß anzuregen. Wie gesehen, beruht die vernünftige Herrschaft im Staat laut Platon – anstatt auf der rohen Willkür des Stärkeren – auf der »wohlgeordneten Organisation« des Gemeinwesens und seiner Gesetze. Dies bedeutet *in concreto*, dass sich die politische Ausgestaltung an raum-zeitlichen Gegebenheiten bemisst und nicht allein an idealen Vorstellungen orientiert, die absolute Geltung beanspruchen und keine empirischen Beeinträchtigungen dulden. Auch wenn die Ordnung der Ideen selber außerhalb menschlicher Möglichkeiten liegt, gehört das Teilhaftwerden an ihnen zu den originären Aufgaben des Menschen und seiner seelischen Kräfte.<sup>1</sup>

Selbst wenn Platons Musterstaat ein philosophisches Gedankenexperiment blieb und demokratische, totalitäre und autoritäre Regierungsformen in der griechischen Antike beständig wechselten, war hiermit gleichwohl eine Richtung vorgezeichnet, die das Leben des Einzelnen im Verhältnis zum politischen Gemeinwesen nachhaltig beeinflusste. So wie laut Platon der Philosoph lernen musste, sich »selbst als Stadt« zu gründen und sich »in seinem Staate«<sup>2</sup> selbst zu führen, so sehr wurde diese Aufgabe auch für die übrigen Mitglieder der Polis zunehmend bedeutsam. Da das Seelenheil möglichst unabhängig von äußeren Umständen und Veränderungen zu suchen war, galt es fortan, die Individualität mit den Idealen der Polis in Einklang zu bringen. Indem jeder Einzelne laut Platon die seinem Stand gemäße Stellung bestmöglich ausfüllt, dient er nicht nur der vernünftigen Ordnung seiner Seele und des Gemeinwesens, sondern ebenso den göttlichen Gesetzen des Weltganzen. Innerhalb dieses vorherbestimmten Rahmens, der auf die menschliche Gesellschaft ebenso wie auf die belebte und unbelebte Natur sich erstreckt, erscheint der Einzelne wie ein einfaches Glied in der Kette des ewigen Seins.<sup>3</sup> Folg-

- 1 Man hat verschiedentlich darauf hingewiesen, Platon weiche in seiner letzten Schrift, den *Gesetzen*, von seiner Ideenlehre ab, indem er sich zu sehr mit der Ausgestaltung des Staatswesens beschäftige. Dies rührt vor allem daher, dass in dieser Schrift der Seelenbegriff gegenüber dem Ideenverständnis bestimmend ist.
- 2 Vgl. Platon, 1993 b, *Staat*, 591 d und 592 b (im Original teilweise hervorgehoben).
- 3 Sokrates, der von sich selbst behauptet, er verlasse die Stadt nicht, da die Natur ihm nichts lehren könne, kommt im Dialog *Timaios*, der als einziger in idyllischer Landschaft spielt, zu der Einsicht, dass Menschliches und Kosmisches gleichen Ursprungs sind. Die »vernünftige Naturordnung«, so Platon, sei jedoch nur »mit Hilfe der Vernunft« erkennbar, wogegen alle

lich kann es für die Einzelseele nach diesem Verständnis nur darum gehen, am Allgemein-Vernünftigen teilzuhaben, indem sich das Selbst in die harmonische Ordnung des Ganzen einfügt.

Die Konsequenzen hieraus sind bekannt.<sup>4</sup> Zwar gelang Platon ein entscheidender und einflussreicher Schritt zur Ausbildung des Individualitätsgedankens, sofern der Mensch erst durch die vollständige Ausbildung seiner Anlagen sich selbst hervorzubringen vermag. Allerdings war der Preis hierfür hoch, da vom Einzelnen verlangt wird, sich in objektiv-harmonisch gedeutete Zusammenhänge einzuordnen. Dies bedeutet etwa für die Verfasstheit des Körpers, dass er dem strebenden Willen sowie dem lenkenden Geist unterstellt bleibt – wovon der »Alleskönner« Sokrates in der Darstellung Platons ein Beispiel gibt, das in abgewandelter Form auch für die niederen und leicht erregbaren Schichten bestimmend wurde. Insofern nämlich die »Harmonie von Körper und Seele« nur durch Besonnenheit und Unempfindlichkeit gegenüber weltlichen Einflüssen erreichbar ist, sind Gymnastik und Athletik nicht mehr bloßes Mittel zur Demonstration körperlicher Vortrefflichkeit, sondern sie selbst entwickeln sich schließlich zu Tugendübungen im Sinne eines vernunftgemäßen *Gebrauchs der Lüste*. Nur wer seinen Körper recht zu führen weiß, dem traut man zu, auch den Geist im Sinne »des Guten« einzusetzen. Xenophon bringt diesen Gedanken in seinen *Erinnerungen an Sokrates* deutlich zum Ausdruck:

»Denn wie diejenigen, welche ihren Körper nicht üben, für die körperlichen Arbeiten untauglich sind, so finde ich vermögen auch die, welche ihren Geist nicht üben, in den geistigen Arbeiten nichts zu leisten. Denn sie sind weder im Stande, das, was geschehen muss, zu tun, noch sich dessen, was unterbleiben muss, zu enthalten.«<sup>5</sup>

Beide, die Übungen des Körpers wie auch die des Geistes, werden Ausdruck einer tugendhaften Haltung – und es fällt auf, dass die entsprechenden Praktiken mit dem Ziel der erstrebten Entfaltung individueller Anlagen und Kräfte gleichgesetzt werden und nicht bloß Mittel zum Zweck sind. Die Techniken zur Beherrschung seiner selbst sowie zur Beherrschung der anderen besitzen bei Platon bereits »dieselbe Form«<sup>6</sup>. Blickt man zudem auf die inhaltlichen Aufgaben, die der künftige Mann im Staat übernehmen soll, treten die Gegensätze zwischen den Schichten und Positionen noch klarer hervor. Herrscher und Beherrschte, Freie und Unfreie, Männer und Knaben werden eindeutig unterschieden, wobei auffällt, dass die Tugend der jeweils zuletzt Genannten vor allem darin

natürlichen Erscheinungen »regellose Werke des Zufalls« blieben. Platon, 1993 c, *Timaios*, 46 St.

4 Siehe dazu weiter oben die Kapitel 5–7 in Teil I (Bd. 1).

5 Xenophon, 1864, *Memorablien*, S. 10 (I. Buch, 2. Kap., 19).

6 Vgl. Foucault 1990, S. 101.

besteht, sich ihrem Schicksal zu fügen. Selbst wenn die Tugend der Mäßigkeit und Enthaltbarkeit in Form gymnastischer Übungen auch vom künftigen Regenten erst mühsam ausgebildet werden muss, bleibt es ihm allein vorbehalten, den Staat zu führen. Die übrigen Bürger sollen stattdessen besonnen und ausdauernd die ihnen jeweils zugeordneten Rollen übernehmen und dadurch dem Ganzen dienen. Die Brüchigkeit des Ganzen zeigt sich jedoch vor allem denjenigen, die nicht frei geboren sind und das Machtgefälle der harmonisch vorgestellten Ordnung am eigenen Leibe spüren. Ähnlich wie der Körper unauflöslich dem Schicksal des Werdens und Vergehens ausgeliefert bleibt und von Platon als »Gefängnis der Seele«<sup>7</sup> gefasst wird, von dem man sich trennen müsse, um zum »Guten« zu gelangen, bleiben auch die unteren Schichten der Polis dem Irdischen ausgeliefert und damit in größtem Abstand zum »göttlichen Sein«. Wenn Platon dennoch davon spricht, dass der Staat in bestmöglicher Einheit und Harmonie zwischen den Bürgern zu organisieren sei, so offenbart sich der Philosoph hier als Realpolitiker, der die Standesunterschiede als natürliches Vorrecht der begünstigten und als notwendiges Opfer der unteren Schichten deutet. Im utopischen Staat Platons ist der Krieg zwischen den Menschen nicht etwa abgeschafft, sondern bloß umgedeutet in dem Sinne, dass die ungleichen Bürger lernen, ihre Selbsterhaltung zu organisieren, indem sie ihre Machtpotenziale bezähmen. Die *Politeia* ist der erste Entwurf, in dem die Mehrheit freiwillig bei der Stange gehalten und in das »Gewebe«<sup>8</sup> der Staatskunst eingeflochten wird.

Die klassische Vorstellung vom Individuum als Moralsubjekt, die bei Platon im Ideal des tugendhaften Staatsbürgers ihren politischen Ausdruck findet, orientiert sich streng am Vernünftig-Allgemeinen und vergisst dabei »den Menschen«<sup>9</sup>. Platon selbst würde dies bestreiten, da der Begriff des Individuums zu seiner Zeit erst in Ansätzen ausgebildet ist.<sup>10</sup> In der Rückschau wird jedoch deutlich, dass die Idee einer objektiven und vernunftgemäßen Ordnung, die den historischen Umstand der Arbeitsteilung innerhalb der Polis bereits mitreflektiert, die Entfaltung besonderer Anlagen und Kräfte nur unter den Bedingungen eines Herrschaftssystems vorsieht, das die Ansprüche des Allgemeinen gegenüber dem Einzelnen rigoros vertritt. Da dieser politische Entwurf von der Wucht und Autorität der Philosophie Platons nicht zu trennen war, verwundert es nicht, dass der Einzelne noch weit über die Antike

7 Vgl. Platon, 1993 a, *Phaidon*, 82 e.

8 Zum Bild des »Gewebes, das die staatsmännische Tätigkeit durch unmittelbare Verflechtung herstellt«, vgl. Platon, 1993 d, *Politikos*, 311 b.

9 Vgl. dazu Horkheimer 1986, S. 129.

10 Sokrates selbst kann als Beispiel hierfür genannt werden, sofern er die Freiheit des Individuums gegen die Ansprüche des Staates bis zum eigenen Tod verteidigt hat.

hinaus in fest geordnete Hierarchien eingebunden blieb, die hinsichtlich der Entfaltung individueller Anlagen und Kräfte vorrangig am politisch Machbaren Maß nahmen, anstatt sich am philosophisch »Guten« zu orientieren. Vor diesem epochalen Hintergrund kam der Gymnastik und Athletik die Doppelrolle zu, einerseits die Verbindungen zur mythischen Adelskultur aufrechtzuerhalten und andererseits die körperlichen Impulse zu besänftigen, die auch den sesshaft gewordenen Polisbürger bedrängten. Der entscheidende Unterschied zum Mythos besteht darin, dass die ungestümen Leidenschaften im Mythos noch von den Göttern ausgingen, die ihre Konflikte austrugen und sich dabei der Menschen in beliebiger Weise bedienten, während die Stadtbewohner bereits gelernt hatten, die sittliche Haltung ihrer Seelen in angemessenen Übungen auszubilden und als »Kunst der Umkehrung« (*metanoia*) öffentlich zu erleben.

Bestimmend für die langsam einsetzende Befreiung des Individuums von den Zwängen des »guten Staates« war die Idee der Gleichheit, die mit dem Christentum in die Welt kam.<sup>11</sup> Während die Griechen den Tod als Ende aller Freuden verstanden und das Leben in der Unterwelt scharf verurteilten<sup>12</sup>, bewirkte die Vorstellung vom Menschen als Schöpfung und Ebenbild Gottes eine Änderung der Denkungsart. Das irdische Leben mochte ungerecht sein und vergeblich erscheinen – die Option auf ein ewiges Leben, die jedem Menschen unabhängig von seiner sozialen Herkunft oder Stellung in Aussicht gestellt wurde, beinhaltete eine existenzielle Hoffnung für alle Gläubigen. Da Christus selber als einfacher Mann aufgetreten war und die Einfalt und Einfachheit als göttliche Prinzipien gepriesen hatte, war der Schritt zur Achtung und Würdigung aller von Gott gegebenen menschlichen Seelen bereits getan. »Gerade der Begriff der Seele als des inneren Lichts, der Stätte Gottes, entstand nur mit dem Christentum, und alle Antike hat demgegenüber ein Element der

11 Hier kann nur angedeutet werden, dass mit dem Aufkommen des Christentums die Beähmung der natürlichen Triebe durch die christliche Tugend der *caritas* vermittelt wurde, die im Kern die Aussicht auf ein ewiges Leben der Seele nach dem Tod eröffnet. Die Notwendigkeit der Selbsterhaltung konnte dadurch als metaphysische Aufgabe verklärt und in ständische Strukturen überführt werden.

12 Nur wenigen Verstorbenen war es vergönnt, auf die »Insel der Seligen« zu gelangen; die meisten Toten lebten in der Unterwelt als Schatten, die sich nach langer Zeit verflüchtigten oder aber in ewiger Verdammnis fortexistieren mussten. Bezeichnend hierfür ist die Anklage des Achilleus, der den zu den Toten herabgestiegenen Odysseus ermahnt: »Du, verrede mir nicht den Tod, erlauchter Odysseus./ Wär ich doch lieber ein Knecht und dulde Fron auf dem Acker,/ Einem erbärmlichen Mann von kärglicher Nahrung verdungen/ Als hier unten der König im Reich verstorbener Toten.« Homer 1962, *Odyssee*, S. 160 (XI. Gesang, 488–491).

Leere und Einsamkeit.«<sup>13</sup> Dieses »innere Licht« war zwar noch eingekerkert in den sündigen und vergänglichen Körper, doch dafür strahlte es bereits weit über alles Irdische hinaus. Wie es schien, war damit ein neuer Weg zum Guten und Ewigen gefunden – freilich für den Preis weltlicher Entsayungen und vitaler Einbußen. Wer auf das ewige Leben setzte, sollte das vorläufige nicht zu hoch schätzen und nicht zu sehr genießen.

Der Begriff der Individualität blieb somit brüchig. Im Humanismus der Renaissance war man schließlich immer weniger bereit, dem irdischen Leben abzuschwören, um das ewige Leben zu gewinnen. In der kurzen Phase zwischen dem Duecento bis etwa zum Beginn der Reformation experimentierte man daher mit unterschiedlichen Kunst- und Lebensformen, die sich in auffälliger Übereinstimmung gegen die einseitige Verinnerlichung der Individualität und die daraus abgeleitete Unaufrichtigkeit der Kultur richteten. Der Wille zur Ermöglichung individueller Wahrhaftigkeit und Freiheit orientierte sich dabei ebenso am Modell diskreter Vertrautheit wie auch an Formen öffentlicher Geselligkeit. Das taktvolle Interesse am Anderen zeigt sich besonders eindringlich in den Liebesgedichten von Petrarca, die unerfüllt blieben und gerade deshalb eine dauerhafte Quelle dichterischer Inspiration blieben. Für das hier behandelte Thema ist jedoch ebenso wichtig, dass die vielgestaltigen Sehnsüchte dieses »frühesten völlig modernen Menschen«<sup>14</sup> bereits eine gemeinsame Ausdruckssprache besitzen, die nach hier vorgeschlagener Lesart nicht nur unter der Überschrift »Entdeckung der landschaftlichen Schönheit«<sup>15</sup> zu fassen ist. Wie zuvor am Beispiel der Besteigung des Mont Ventoux ausgeführt<sup>16</sup>, werden in Petrarcas Aufstiegsszenario ganz unterschiedliche Aspekte verarbeitet, die nicht nur im überwältigenden Gipfelerlebnis ihren Höhepunkt finden, bei dem der Dichter als Bergsteiger unter Zuhilfenahme der *Bekenntnisse* des heiligen Augustinus auf sich selbst – und damit auf Gott – zurückverwiesen wird. Ebenso wichtig sind die anschaulichen Beschreibungen der körperlichen Qualen, die der Wanderer erleiden muss, um nach oben zu gelangen, von wo aus er nicht nur eine grandiose Aussicht hat, sondern auch einen klaren Blick auf sich selbst gewinnt. Alle körperlichen Mühen und Leiden, so Petrarcas Deutung, werden nichtig, wenn man sich nach dem »inneren Licht« richtet, in dem Gott sich uns offenbart. Der »moderne Mensch« macht sich auf den Weg, um zuerst schmerzhaft und schließlich erleichtert festzustellen, dass er sein Ziel nicht in der Ferne suchen muss. Die

13 Horkheimer 1986, S. 131.

14 Burckhardt 2009, S. 236.

15 So die entsprechende Kapitelüberschrift bei Jacob Burckhardt 2009, S. 234. Zu den Ausführungen des Autors über Petrarcas Besteigung des Mont Ventoux vgl. ebda., S. 234–238.

16 Siehe dazu weiter oben Kap. 8 (Bd. 1).

christliche Verinnerlichung findet bei diesem Autor eine besondere Ausdrucksform, da der Begriff der »Seele« ohne den Begriff des sich entwickelnden Individuums nicht vorstellbar ist. Allerdings setzt dieser Individuationsprozess voraus, dass der gequälte Körper als ein Vehikel zur Bildung maßgeblicher Gedanken gefasst wird, die erst dann wesentlich werden, wenn sie ihr Gefährt zurücklassen. Die beschriebene landschaftliche Schönheit, die unterwegs aufgenommen wird, mag bei diesem Autor ein neuartiges Verständnis der Natur anzeigen. Ebenso wichtig ist jedoch, dass alle körperlichen Anstrengungen, die hierfür nötig sind, nur dann von Bedeutung sind, wenn sie die göttliche Seele des Menschen affizieren. Bei Petrarca lockt die Aussicht auf lebendige Erlebnisse, die jedoch nur im Innern ganz zu genießen sind. Von körperlichem Genuss, der gedankenlos sich einstellt, ist bei diesem Autor nicht die Rede. Modern ist Petrarca vor allem deshalb, weil er körperliche Qualen sowie andere Unlustgefühle vermeintlich höheren Zwecken unterstellt.

Petrarca steht gleichsam an der Schwelle zum »äußerlichen Menschen«. Der nächste Schritt aus der christlichen Verinnerlichung hinaus in die Welt blieb anderen vorbehalten. So gelang es etwa dem Florentiner Fußball<sup>17</sup>, der wie andere öffentliche Volksfeste, Turniere, Aufführungen und Spektakel zur Zeit der norditalienischen Renaissance das Volk bei Laune hielt, Familienfehden und andere politische Streitigkeiten zumindest vorübergehend auszublenden und die gesellschaftlichen Schichten im Spiel einander anzunähern. Jedoch blieben derartige Annäherungen temporär und ohne ernsthafte Folgen, weshalb es vermessen wäre, wie Jacob Burckhardt, bereits von einem »Zeitalter der Gleichheit«<sup>18</sup> zu sprechen. Selbst wenn es dem *calcio fiorentino* gelang, widerstreitende Gruppeninteressen für eine kurze Zeit ins Abseits zu stellen und im Falle kriegerischer Auseinandersetzungen sogar den republikanischen Widerstandsgeist zu stärken, wäre es zu viel des Guten, würde man dem Fußball jener Zeit eine grundlegende politische Bedeutung zuerkennen. Eher ist davon auszugehen, dass das Spiel geeignet war, Konventionen und Regeln der nach innen wie außen rivalisierenden Stadtgesellschaft praktisch einzuüben – ähnlich den antiken »Mysterienspielen«<sup>19</sup>, die ebenfalls gesellschaftlich prägende Merkmale kreativ verarbeiteten, ohne sie zu spiegeln. Bedenkt man zudem, dass das Spiel im Laufe seiner weiteren Entwicklung immer mehr in das höfische Zeremoniell der privilegierten Adelskultur eingebunden wurde, so erkennt man, dass eine genuine Ausdruckssprache nicht vorlag. Insofern die raue Ästhetik des *calcio del popolo* mit dem höfisch-pompösen *calcio a livera* nur wenig gemein hat, ergeben sich eher Rückschlüsse darauf, wie gesellschaftlich prägende

17 Siehe dazu weiter oben Kap. 9 (Bd. 1).

18 Siehe dazu Anm. 193 in Kap. 9 (Bd. 1).

19 Siehe dazu weiter oben Kap. 6 (Bd. 1).

Ereignisse die Ablauf- und Aufführungsformen des Spiels bestimmten. Angesichts der beschriebenen Unterschiede spräche kaum etwas dagegen, den volkstümlichen vom höfischen *calico* semantisch zu trennen, da beide Arten des Spiels nur wenig gemein haben. Ihre historische Verkettung wird freilich erst verständlich, wenn die Zusammenhänge zwischen den unterschiedlichen Erscheinungsformen berücksichtigt werden.

Vor allem in der Zeit zwischen 1450 und 1650 ist in weiten Teilen Europas eine Tendenz zur autokratischen Herrschaft einzelner Dynastien erkennbar, die festliche Traditionen aufgreifen und verwenden, um eigene Machtansprüche prunkvoll in Szene zu setzen. Neben dem *calcio fiorentino*, der trotz seiner republikanischen Wurzeln von den Medici bereits frühzeitig als fürstliches Repräsentationsmittel genutzt wurde, bediente man sich auch anderer Aufführungen und Symbole, um die weltlichen Herrscher und ihre Erben möglichst heldenhaft in Szene zu setzen. Als »extremste Form von Größenwahn«<sup>20</sup> gelten die Selbstinszenierungen einzelner Mitglieder des Hauses Medici – so etwa anlässlich der ihnen zu Ehren ausgerichteten Triumphzüge in Florenz.<sup>21</sup> Die Wiederbelebung mittelalterlicher Turniere passt ebenfalls in dieses Bild, da sie ganz im Sinne des politischen Zeitgeistes geeignet waren, die ehemals kriegerischen Kampfhandlungen in den Kontext höfischer Umgangsformen zu integrieren. Die Übungen und Wettbewerbe wurden dabei zunehmend verfeinert und schließlich »auf geradezu tänzerische Bewegungen reduziert«<sup>22</sup>. Zugleich wurde der allgemeine Zugang reglementiert, da die Turniere in die Paläste verlegt wurden und immer seltener an öffentlich zugänglichen Orten stattfanden. Durch die Einführung des Hoftheaters war es möglich, mit den Mitteln der Kunst – hier vor allem Musik, Gesang und Tanz – auf scheinbare Parallelen zwischen dem irdischen Leben und der himmlischen Ordnung hinzuweisen. Die angestrebte Harmonie zwischen beiden Welten erscheint in diesem Zusammenhang bereits wie ein künstlerischer Vorgriff auf den absolutistischen Staat, in dem »der König allein herrscht im Lande«<sup>23</sup>.

Bei den unterschiedlichen Bestrebungen nach »himmlischer Vollkommenheit« fällt auf, dass die damit verbundenen Vorstellungen und Sehnsüchte vielfach auf mythische Götter und Symbole Bezug nahmen, die in einer Zeit der großen Umbrüche<sup>24</sup> Halt wenigstens im Vergangenen versprachen. Je opulenter die Feste und Feiern ausfielen, desto größer

20 Strong 1991, S. 91.

21 Zum prächtigen Einzug des Papstes Leo X. aus dem Hause Medici in seine Heimatstadt im Jahr 1515 siehe weiter oben Kap. 10 (Bd. 1) Anm. 271.

22 Strong 1991, S. 79.

23 Elias 1969, S. 112.

24 Gemeint ist hiermit der Zusammenbruch des mittelalterlichen Weltbildes, die Entdeckung der »Neuen Welt«, die Auflösung des heliozentrischen Weltbildes, die klimatischen und gesundheitlichen Katastrophen sowie der

war freilich auch die Enttäuschung, wenn sich herausstellte, dass der »äußerliche Mensch« den selbstgesetzten Ansprüchen nicht standhalten konnte. Wer im Kostüm des Apollo oder Hermes die festliche Bühne betrat, um sich in ihrem Glanze zu spiegeln, musste bald erkennen, wie wenig er diese Rollen tatsächlich auszufüllen vermochte. Die Erkenntnis der Wichtigkeit des Individuums und seines unbedingten Werts war von Beginn an begleitet von einer gewissen Melancholie, die daher rührte, dass sich der Mensch zugleich seiner eigenen Vergänglichkeit und Nichtigkeit immer deutlicher bewusst wurde.<sup>25</sup> Es mag sein, dass die vitalen Kräfte des *calcio fiorentino* in der langen und wechselhaften Geschichte nie vollständig zum Erliegen kamen.<sup>26</sup> Freilich gilt auch, dass die einmal freigesetzten »anarchischen Energien« nicht davor bewahrten, dass die Spieler immer mehr zu fügsamen Figuren auf dem symbolischen Feld politischer Macht wurden. Um die Melancholie betäuben zu können, wurde es an den europäischen Höfen immer wichtiger, prachtvolle Spektakel zu veranstalten und möglichst heldenhafte Gestalten hervorzubringen.

Diese Entwicklung wurde freilich im Zuge der allgemeinen Durchsetzung des bürgerlichen Denkens wieder zurückgenommen. Nachdem die Verinnerlichung und Veräußerlichung des Individuums im Renaissance-Humanismus ihren Höhepunkt überschritten hatten, wurde mit der geschichtlich fortschreitenden Aufklärung eine neue Richtung eingeschlagen, die trotz anfänglicher Rückbesinnungen<sup>27</sup> den Blick ebenso entschieden wie nüchtern nach vorne wandte. »In der Ära des freien Unternehmens, der sogenannten Ära des Individualismus, war die Individualität fast gänzlich der selbsterhaltenden Vernunft untergeordnet.«<sup>28</sup> Der bürgerliche Liberalismus, der das Individuum ins Zentrum seiner Überlegungen stellte und den gesellschaftlichen Fortschritt davon abhängig machte, dass gegensätzliche Interessen im freien Austausch einander ergänzen und positive Wirkungen für alle hervorbringen würden, setzte ganz auf den Selbstbehauptungswillen des Einzelnen. Ähnlich wie die erwarteten ökonomischen und sozialen Effekte sich vor allem langfristig einstellen würden, wurde auch vom Einzelnen verlangt, sein aktuelles Verlangen zugunsten zukünftiger Notwendigkeiten zurückzustellen. Je größer allerdings die durch Prozesse der Arbeitsteilung gesteigerte Konkurrenz ausfiel, desto stärker wirkte der Zwang zur Selbstentäußerung

Angriff auf die römisch-katholische Kirche. Siehe dazu weiter oben die einleitenden Ausführungen zu Teil II (Bd. 1).

- 25 »Für Hamlet ist das Individuum zugleich eine absolute Entität und völlig nichtig.« Horkheimer 1986, S. 132.
- 26 Siehe zu dieser Einschätzung von Bredekamp weiter oben in Kap. 9 (Bd. 1) Anm. 264.
- 27 Zur Ikonographie der noch jungen französischen Republik nach 1789 siehe weiter oben Anm. 333 in Kap. 13 (Bd. 1).
- 28 Horkheimer 1986, S. 133.

auf die Individuen ein. Die Vorstellung, die Harmonie der Gesellschaft ließe sich nur durch »freien«<sup>29</sup> Wettbewerb erreichen, erwies schon bald als falsch. Stattdessen wurde deutlich, dass die »selbsterhaltende Vernunft« den Einzelnen immer weniger zum Souverän als vielmehr zum Opfer seiner Bestrebungen machte, da die arbeitsteilig organisierten gesellschaftlichen Abläufe die Individuen dazu zwangen, sich mit Leib und Seele den sozialen Verhältnissen anzupassen.

»Nachdem die Utopie, die der französischen Revolution die Hoffnung verlieh, mächtig zugleich und ohnmächtig in die deutsche Musik und Philosophie eingegangen war, hat die etablierte bürgerliche Ordnung Vernunft vollends funktionalisiert. Sie ist zur zwecklosen Zweckmäßigkeit geworden, die eben deshalb sich in alle Zwecke spannen lässt. Sie ist der Plan an sich betrachtet.«<sup>30</sup>

Die gymnastischen Übungen der Philanthropen geben hierfür ein gutes Beispiel, insofern die Kräfte jedes Einzelnen als nützlich angesehen wurden und folglich individuell zu verbessern waren, um dem Gemeinwohl zu dienen. Die »Zweckmäßigkeit der Übungen«<sup>31</sup>, die laut Campe an beliebigen Gegenständen erprobt werden konnte, erwies sich darin, dass die Zöglinge nicht bloß geistig, sondern auch körperlich in die Lage versetzt wurden, sich im späteren Berufsleben zu bewähren. Maßgeblich hierfür waren vor allem jene individuellen Anlagen und Kräfte, die im Sinne der fortschreitenden gesellschaftlichen Arbeitsteilung für jeden Einzelnen eine ihm gemäße Position in Aussicht stellten. Nicht also ging es im Übergang zur bürgerlichen Gesellschaft um eine »offene« – von staatlichen Zwecken unabhängige – »Bestimmung des Menschen«<sup>32</sup>, sondern um die Ausbildung bestimmter Fertigkeiten zur Erfüllung allgemein nützlicher Aufgaben. Gleich ob »Körperkraft«, »Verstand«, »Witz« oder »Scharfsinn« – es galt, möglichst gezielt spezifisch verwertbare Talente zur »Hebung des öffentlichen Gemeinwohls« sowie zur »Verbesserung der staatlichen Gesamtbilanz« auszubilden.<sup>33</sup> Nichts sollte allein um seiner selbst willen geschehen; alles diente der vorseilenden Anpassung an die sich bereits abzeichnenden Erfordernisse der »maschinenmäßigen«<sup>34</sup> Güter- und Warenproduktion.

»Maschinenmäßig« war auch die Systematik der gymnastischen Übungen. Um diese auf eine möglichst »rationale Grundlage« zu stellen,

29 Hier im Sinne von »allgemein« und »uneingeschränkt«.

30 Horkheimer/Adorno 1972, S. 96.

31 Siehe dazu weiter oben in Kap. 11 (Bd. 1) Anm. 144.

32 Siehe dazu weiter oben die Hinweise zum neuhumanistischen Bildungsverständnis bei Wilhelm von Humboldt in Kap. 11 (Bd. 1) Anm. 150.

33 Siehe dazu weiter oben in Kap. 11 (Bd. 1) Anm. 144 und 147.

34 Siehe dazu die entsprechende Charakterisierung der Industriearbeit bei Villaume weiter oben in Kap. 11 (Bd. 1) Anm. 152.

wurden die funktionalen Mechanismen der »körperlichen Maschine« analysiert und nach physikalischen Gesetzmäßigkeiten »durchmustert«<sup>35</sup>. Alle ausführbaren körperlichen Bewegungen sollten auf diese Weise planmäßig erfasst, analysiert und klassifiziert werden, bevor in einem nächsten Schritt die aufgegliederten Bestandteile mittels praktischer Übungen wieder zusammengeführt und zweckmäßig aufeinander bezogen wurden. In ähnlicher Weise wurden auch die räumlichen Anordnungen und zeitlichen Abläufe der Übungen planmäßig zergliedert und künstlich eingerichtet, um jeden einzelnen Schüler als »analysierbaren Fall«<sup>36</sup> behandeln und individuelle Leistungsstände präzise erfassen zu können. Die hierbei zur Anwendung kommende Form der Rationalität, die zerteilt und zusammenfügt, plant und ausführt, berechnet und misst – das heißt zusammengenommen: kontrolliert und diszipliniert – blieb gegenüber weiterführenden Zielsetzungen auffällig indifferent. Auf den gymnastischen Übungsplätzen und in den philanthropischen Lehranstalten herrschte den Berichten zufolge eine angestrengte Betriebsamkeit, ohne dass die Beteiligten sicher sein konnten, dass die vagen Versprechen auf eine bessere Zukunft den tatsächlichen Aufwand lohnten. Welche Zukunft gemeint war, wusste schließlich niemand zu sagen. Übrig blieb die von inhaltlichen Zielen weitgehend »verlassene Organisation des gesamten Lebens«<sup>37</sup>.

Hiervon waren nahezu alle betroffen. Das Verhältnis zwischen »Herrschaft und Knechtschaft«<sup>38</sup> war schon bald nicht mehr an bestimmte Personen oder Positionen gebunden, sondern erstreckte sich auf sämtliche Bereiche des gesellschaftlichen Lebens. So sprach Marx mit Blick auf den kapitalistischen Warenaustausch knapp einhundert Jahre später bereits davon, dass die beteiligten Personen alleinig als »Warenbesitzer« einander gegenüber treten, das heißt nicht als bestimmte Individuen mit besonderen Eigenschaften, sondern als »Charaktermasken der Personen«, die nur »Personifikationen der ökonomischen Verhältnisse sind«<sup>39</sup>. Dabei ging die Entwertung persönlicher Merkmale, die für den Warenaustausch selbst hinderlich waren, sofern sie nicht selbst warenförmig wurden, über die ökonomischen Verhältnisse bereits deutlich hinaus. Was nicht der rechnenden und planenden Vernunft sich fügte, wurde zurechtgestutzt, bis es den Ansprüchen der zur allgemeinen Maxime gewordenen Selbsterhaltung genügte. Während alles Ungeistige im Mythos noch als lebendige Naturmacht angesehen wurde, das entweder göttlichen

35 Siehe zu dieser Wortwahl weiter oben die begrifflichen und methodischen Ausführungen zur *Enzyklopädie der Leibesübungen* von Vieth in Kap. 12 (Bd. 1) Anm. 250 und 253.

36 Siehe dazu weiter oben in Kap. 12 (Bd. 1) Anm. 289.

37 Vgl. Horkheimer/Adorno 1972, S. 95.

38 Siehe dazu weiter oben die einleitenden Ausführungen zu Teil III (Bd. 1).

39 Vgl. Marx 1975, S. 100.

oder dämonischen Ursprungs war, werden alle fremden Mächte und natürlichen Kräfte in der »Ära des Individualismus« der Subjektivität des Selbstinteresses subordiniert. Dies gilt für den in seine rohe Natürlichkeit eingesponnenen Körper ebenso wie für die meisten spontanen Reaktionen und individuellen Affekte, die zu beherrschen höchstes Anliegen der Vernunft wurde. Es galt, die mythischen Götter und Dämonen vollständig zu bezwingen, indem sie – als Lüge entlarvt – den reinen Verfahrensweisen des kalkulierenden Denkens unterstellt wurden. Auch wenn das entscheidende Moment ihrer Unwahrheit dadurch aufgelöst werden konnte, wurde die formalisierte Vernunft schließlich selbst »zur fehler- und inhaltslosen Verfahrensweise«<sup>40</sup> degradiert. Befremdliche Empfindungen, naive Ausdrucksweisen, abstruse Anmutungen, arglose Affekte, gedankenlose Objektivationen, artistische Abweichungen – nichts davon genügt den ernststen Ansprüchen der ordnenden Vernunft. Als subsumierbare Eigenschaften und Ausprägungen werden sie daher zum bloßen Mittel ihrer praktischen Handhabung beziehungsweise zum bloßen Material ihrer theoretischen Erkenntnis herabgesetzt. Hierfür spricht, dass allein das »Denken vermöge der ihm immanenten Allgemeinemomente die eigene unabdingbare Individuation übersteigt«<sup>41</sup>. Jedoch mangelt es der logischen Einsicht gleichermaßen an individuellem Bewusstsein, das allein die »Fähigkeit zur Erfahrung«<sup>42</sup> besitzt, die notwendig zur empirischen Welt gehört. Es überrascht nicht, dass die Abkehr von der aufgeklärten Nüchternheit und orthodoxen Kälte nicht lange auf sich warten ließ.

Im deutschen Nationalismus fand der Glaube an das eigene Volk, das größer und mächtiger war als der Einzelne, eine lebhaftere Ausdrucksform. Gegen die zentralen Errungenschaften der Aufklärung – Menschenrechte, Gesellschaftsvertrag, Gewaltenteilung – entwickelte sich im europäischen antirevolutionären Diskurs um 1800 die Vorstellung, die unterschiedlichen Völker seien organisch gewachsene Gebilde, die zu schützen und voneinander abzugrenzen höchste Aufgabe politischen Handelns sei. Vor allem in Deutschland, das nach dem Untergang des Heiligen Römischen Reiches auf der Suche nach einer »deutschen Identität« war, trafen nationale Bestrebungen auf günstige Bedingungen. Gesellschaftsromantiker und Nationalerzieher wie Fichte, Arndt und Jahn bedienten sich vorzugsweise volkstümlicher Überlieferungen und geschichtlicher Mythen, um kollektive Vorstellungen über gemeinsame Ursprünge ins Leben zu rufen, die den Einzelnen unweigerlich mit der Volksgemeinschaft verbinden sollten. Während die verhasste Französische Republik in ihren Augen auf der Grundlage rationaler Selbstbehauptung und

40 Vgl. Horkheimer/Adorno 1972, S. 98.

41 Adorno 1978, S. 756.

42 Ebda.

pragmatischer Eigennützigkeit fußte, setzten die politischen Romantiker mit suggestiven Mitteln auf die »eigene Nation« als »großem Wir«, das dem modernen Verständnis vom bürgerlichen Rechtsstaat entgegengestellt wurde. Während der »deutsche Volksgeist« in vermeintlicher Unschuld seine Märchen, Lieder, Gedichte und Mythen hervorbrachte, drängte von der anderen Rheinseite der Modernisierer und Reformer Napoleon ins Land, um noch die letzten Reste der alten Ordnung umzuwälzen. Getreu der Auffassung, mit dem Ende des Heiligen Römischen Reiches würde schließlich auch die Welt zugrunde gehen, wandten sich die nationalen Befreiungskämpfer mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln gegen die längst besiegelte »fremdländische« Vorherrschaft.

So erinnerten die deutschen Nationalisten etwa an die Freiheitskämpfe der Germanen gegen das verderbte Rom oder an »große deutsche Volks-erzieher«, wie Luther, der erfolgreich in den Kampf gegen die römische Kirche gezogen war. In ähnlicher Weise sollte die Reinhaltung der deutschen Sprache insbesondere von französischen Einflüssen dazu verhelfen, den »deutschen Gemeinsinn« zu stärken. Letzteres bewirkte namentlich Jahn durch die Einführung der »Turnkunst«, die auf öffentlicher Bühne vorgeführt wurde und geeignet war, die volkstümlichen Phantasien seiner »Turnjünger« anzuregen.<sup>43</sup> Denn während der Universalismus der alten Reichsidee noch mit dem überheblichen Anspruch der Deutschen auf geistige Erlösung und Weltherrschaft verbunden war, gelang es der frühen Turnbewegung zumindest in bescheidenem Rahmen, ein »deutschsinniges Gemeinschaftsleben« praktisch auszuprägen. An Pathos, Tatkraft und Sendungsbewusstsein mangelte es den Vertretern des deutschen Nationalismus keineswegs; die frühe Nationalbewegung erwies sich jedoch insgesamt als zu beschränkt und machtlos, um dem *Empire français* zu widerstehen.<sup>44</sup>

Für das hier behandelte Thema ist wichtig, dass die moderne gesellschaftliche Entwicklung vor allem in Deutschland von fortschrittlichen wie von volkstümlichen Vorstellungen beeinflusst wurde – wobei fließende Übergänge zwischen gegensätzlichen Gesinnungen durchaus auftraten. Selbst wenn zwischen den gymnastischen Übungen der Philanthropen und den körperlichen Ertüchtigungen der frühen Turner in deskriptiver Hinsicht nur wenige Unterschiede bestanden, verkörperten sie gleichwohl ganz unterschiedliche Ausrichtungen. Während der disziplinierte Zögling als Prototyp der Selbsterhaltung schon früh sein Leistungsvermögen ausbilden sollte, um den komplexer werdenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Anforderungen gerecht zu werden, fühlte sich der rechtschaffende Turnjünger ganz seiner traditionellen

43 Siehe dazu weiter oben in Kap. 13 (Bd. 1) Anm. 379.

44 Zum »widersprüchlichen Charakter des frühen deutschen Nationalismus« vgl. Winkler 2015, S. 406.

Turngemeinde verbunden, die Jahn in politischer Absicht als volkstümliches Vorbild und nationales Kollektivsymbol ausgestaltete. Auf den ersten Blick scheint es, als könnte man in dieser Konstellation bereits den modernen *selfmade man* sowie den nostalgischen Gesellschaftsromantiker wiedererkennen, die in modifizierter Form auch heute in Erscheinung treten. Diese Sichtweise greift jedoch zu kurz, da sie gesellschaftliche Veränderungen und historische Übergänge vernachlässigt.

Keine der zuvor in den Blick genommenen Beispiele ist in einem überzeitlichen oder teleologischen Sinne bedeutsam. Zu ihrer jeweiligen Zeit waren die mythische Adelskultur und die griechische Gymnastik, die Renaissance des Körpers und seine öffentliche Inszenierung sowie die moderne Steigerung körperlicher Potenziale und ihre politische Instrumentalisierung wichtig beziehungsweise einflussreich. Auch wenn Verbindungen zu vergangenen Zeitercheinungen in diesen Epochen und Expressionen gesucht wurden, wiederholt sich Geschichte nicht in dem Sinne, dass sie »sich sozusagen zweimal«<sup>45</sup> ereignet. Wenn hier dennoch bestimmte Muster rekonstruiert werden, die sich wie ein »roter Faden« durch den Zivilisationsprozess ziehen, so deshalb, weil Fragen nach historischen Entwicklungen und begrifflichen Bedeutungen nicht voneinander zu trennen sind.<sup>46</sup> Vor diesem Hintergrund ist bezeichnend, dass eine markante Konstellation, wie der widersprüchliche Zusammenhang zwischen Selbstbehauptung und Selbstopfer, nicht erst im Zuge der Herausbildung entwickelter Gesellschaften aufscheint, sondern bereits in den großen Epen der griechischen Antike hervorgehoben wird.<sup>47</sup> In ähnlicher Weise lässt sich auch die gymnastische Ausbildung der Epheben in der griechischen Bildungspraxis als Beispiel für eine staatsbürgerliche Tugendbildung deuten, die den künftigen Polisbürger zum Herrn seiner selbst erzieht, um über andere herrschen zu können.<sup>48</sup> Doch auch hier wäre es verkürzt, würde man die Entsaugungen des tragischen Helden oder die Bezähmung des griechischen Stadtbewohners unvermittelt auf die Herstellung nützlicher Individuen zur Zeit der aufgeklärten »Körpermobilisierung«<sup>49</sup> übertragen. Für alle Epochen gilt, dass die

45 Das vollständige Zitat von Marx lautet: »Hegel bemerkte irgendwo, dass alle großen weltgeschichtlichen Tatsachen und Personen sich sozusagen zweimal ereignen. Er hat vergessen, hinzuzufügen: das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce.« Marx 1960, S. 115.

46 »Die Unterschiede zwischen Geltung und Genesis sind weder absolut noch sind ihre Zuständigkeiten klar geregelt, wie die äußerliche Arbeitsteilung zwischen Philosophie und Soziologie suggerieren mag. Die Frage ist jedoch, wie beide in ihrer Entgegensetzung sich zueinander verhalten, das heißt wie Begriff und Sache zueinanderkommen.« Bockrath 2014, S. 400.

47 Siehe dazu weiter oben Kap. 2 und Kap. 3 (Bd. 1).

48 Siehe dazu weiter oben Kap. 5 und Kap. 7 (Bd. 1).

49 Siehe dazu weiter oben die entsprechende Überschrift zu Kap. 12 (Bd. 1).

Erziehung des Körpers dazu dient, sich den jeweils vorherrschenden gesellschaftlichen Bedingungen anzupassen. Jedoch wohnt dem antiken System »mehr die Idee der objektiven als die der subjektiven oder formalisierten Vernunft inne«<sup>50</sup>, die erst mit der »Entfesselung des Individuums«<sup>51</sup> nachhaltig wirksam wird.

Man könnte diesen Gedanken in dem Sinne konzentrieren, dass die Anpassung an ein objektives Vernunftverständnis mit Platons Staatslehre einen ersten Höhepunkt erreichte. An die Stelle des mythischen Heros, der zu Ruhm gelangte, indem er sich aufopferte, trat hier der freie Polisbürger, der gelernt hatte, sich besonnen und standesgemäß zu verhalten. Die Erfordernisse der subjektiven Vernunft, die erst im Übergang zur bürgerlichen Gesellschaft ganz zum Tragen kamen, waren anfänglich stark geprägt durch das erwachende Selbstinteresse des Individuums und den sich dadurch öffnenden neuen Möglichkeiten. Spätestens in der »Ära des freien Unternehmens« veränderte sich jedoch die verheißungsvolle Humanisierung der Lebensumstände in dem Sinne, dass das Selbstinteresse immer stärker und entschiedener durch Zwänge der Selbsterhaltung bestimmt wurde. Je spürbarer der »freie Markt« über den Erfolg oder Misserfolg gegensätzlicher Interessen entschied, desto größer wurde die Notwendigkeit, sich den Bedingungen von Handel und Austausch anzupassen. Die »Entfesselung des Individuums«<sup>52</sup> erscheint zumindest im Rückblick als notwendige Voraussetzung für seine gesellschaftliche Einbindung. Wenn zuvor – in sprachlicher Anlehnung an Hannah Arendt<sup>53</sup> – die gymnastische und turnerische Erziehung unter die Überschrift »Elemente des Totalitarismus«<sup>54</sup> gestellt wurden, so deshalb, weil die positivistische Durchdringung des Körpers ebenso wie seine romantische Verklärung den Weg bereiteten für seine stetig steigende Vereinnahmung. Die allmähliche Etablierung des Sports als mittlerweile globales massenkulturelles Phänomen bezeichnet einen markanten Pol dieser Entwicklung.

Die Verwendung des Begriffs »Massenkultur«, mit dem dieser Teil der Ausführungen überschrieben ist, ließe sich von diesem vorläufigen Endpunkt her begründen. Schließlich zielt der moderne Sport, wie noch zu zeigen ist<sup>55</sup>, auf ein großes Publikum, das vornehmlich Unterhaltung und Ablenkung sucht, ohne dass hierfür besondere Vorerfahrungen nötig wären. Für die Herstellung so genannter »Massenprodukte« sind allerdings

50 Horkheimer 1986, S. 128.

51 Siehe dazu weiter oben Teil II (Bd. 1).

52 Siehe dazu weiter oben die gleichlautende Überschrift zu Teil II (Bd. 1).

53 Vgl. Arendt 1958. Die Autorin beschäftigt sich in *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* mit den totalitären Bewegungen des 20. Jahrhunderts und ihren weltanschaulichen Voraussetzungen vor allem aus dem 19. Jahrhundert.

54 Siehe dazu weiter oben die entsprechende Überschrift zu Teil III (Bd. 1).

55 Siehe dazu weiter unten Kap. 15.

arbeitsteilig organisierte und technisch bestimmte Herstellungs- und Verbreitungsmethoden unverzichtbar, die zur industriellen Produktionsweise gehören. Im engeren Sinne spricht man daher von Massenkultur erst seit den 1920er Jahren, nachdem Fotografie und Film die Art der Verbreitung und Aneignung insbesondere von Kunstwerken verändert haben. Die sogenannte »Massenkunst« setzte auf die Reproduzierbarkeit ihrer Erzeugnisse und betonte damit den Aspekt ihrer »Warenförmigkeit«, so dass – wie Walter Benjamin sich ausdrückt – der »Ausstellungswert« gegenüber dem »Kulturwert«<sup>56</sup> überwog und schließlich auf die Gesamtheit künstlerischer Überlieferungen sich auswirkte. Die »Einzigkeit des Kunstwerks«, das eingebettet in einen »Traditionszusammenhang« seine Wirkung ebendort entfaltete, wurde als technisch reproduzierbares Werk allgemein verfügbar und nahezu beliebig austauschbar. Während es im »Ritual« noch »seinen originären und ersten Gebrauchswert hatte«, verändert sich das »reproduzierte Kunstwerk« immer stärker in »eines auf Reproduzierbarkeit angelegten Kunstwerks«<sup>57</sup>.

Der Begriff »Massenkunst« reagiert damit auf die unterschiedlichen Formen ihrer industriellen »Verdinglichung«<sup>58</sup>, die freilich ihre Faszination nicht vollständig einbüßt, sondern – im Sinne von Benjamin – magisch aufbewahrt und technisch weiterführt. Demgegenüber verweist Adorno auf die nicht ganz auszulöschende »Autonomie« des Kunstwerks, die »nicht identisch mit dem Magischen an ihm« sei, sondern in ihren höchsten ebenso wie in den profansten Ausdrucksweisen »die Wundmale des Kapitalismus«<sup>59</sup> trage, die zu entzaubern Aufgabe der Aufklärung sei. Aus diesem Grund spricht Adorno in den 1930er Jahren bereits nicht mehr von »Massenkunst« und »Massenkultur«, sondern von »Gebrauchskunst«, die in ihrer »Irrationalität« bis »zu Ende«<sup>60</sup> verfolgt werden müsse. In einer weiteren Wendung, die durch Erfahrungen mit Faschismus, Bolschewismus, Antisemitismus, Massenvernich-

56 Benjamin 1977, S. 18.

57 Vgl. ebda., S. 16 und S. 17.

58 So Adorno 1991, S. 1003, dort unter Bezugnahme auf das Kino

59 Ebda. Während Benjamin versucht, die »Einzigkeit des Kunstwerks« als »ein Menschliches an den Dingen« aufzufinden, »das nicht durch die Arbeit gestiftet wird«, besteht Adorno darauf, an den Kunstwerken selbst ihren Fetischcharakter auszuweisen, der sich nur im Rückgriff auf ihre Warenförmigkeit erschließt. Vgl. dazu Benjamin 1978, S. 849. Zur Charakteristik der Interpretationsarbeit Benjamins, die laut Adorno die untersuchten Phänomene weniger »aus dem gesellschaftlichen Ganzen« erschließt, sondern »sie unmittelbar, in ihrer Vereinzelung, auf materielle Tendenzen und soziale Kämpfe« bezieht, vgl., Adorno 1977 c, S. 247.

60 So Adorno in dem bereits erwähnten Brief an Benjamin vom 18. März 1936. Siehe dazu weiter oben Anm. 58; zu den hier wiedergegebenen Passagen vgl. ebda., S. 1004.

tung, Krieg und Exil geprägt worden war, verwendet Adorno in der zusammen mit Max Horkheimer verfassten *Dialektik der Aufklärung* den Begriff »Kulturindustrie«, ergänzt durch den sprechenden Zusatz »Aufklärung als Massenbetrug«<sup>61</sup>. Über die Gründe äußert sich der Autor Ende der 1960er Jahre in dem Essay *Résumé über Kulturindustrie*:

»In unseren Entwürfen war von Massenkultur die Rede. Wir ersetzten den Ausdruck durch ›Kulturindustrie‹, um von vornherein die Deutung auszuschalten, die den Anwälten der Sache genehm ist: dass es sich um etwas wie spontan aus den Massen selbst aufsteigende Kultur handle, um die gegenwärtige Gestalt von Volkskunst. Von einer solchen unterscheidet Kulturindustrie sich aufs äußerste. Sie fügt Altgewohntes zu einer neuen Qualität zusammen. In all ihren Sparten werden Produkte mehr oder minder planvoll hergestellt, die auf den Konsum durch Massen zugeschnitten sind und in weitem Maß diesen Konsum von sich aus bestimmen. Die einzelnen Sparten gleichen der Struktur nach einander oder passen wenigstens ineinander. Sie ordnen sich fast lückenlos zum System. Das gestatten ihnen ebenso die heutigen Mittel der Technik wie die Konzentration von Wirtschaft und Verwaltung. Kulturindustrie ist willentliche Integration ihrer Abnehmer von oben.«<sup>62</sup>

Es scheint, als hätte diese Kennzeichnung kaum etwas von ihrer Aktualität verloren. Wenn hier dennoch am Begriff »Massenkultur« festgehalten wird, so vor allem deshalb, weil angesichts der Weiterentwicklung der »Kulturindustrie« heute nicht mehr von kulturellen Integrationsformen auszugehen ist, die einseitig »von oben« gesteuert werden. Die Konsumenten massenkultureller Waren, Dienstleistungen und Aktivitäten sind inzwischen selber konstitutiver Bestandteil des »fast lückenlosen Systems« organisierter Märkte, da sie entsprechende Angebote nicht einfach nur passiv aufnehmen, sondern an ihrer Hervorbringung nach Möglichkeit beteiligt sind. So wird etwa das Nutzungsdesign technisch anspruchsvoller Massenprodukte nicht ausschließlich in den Entwicklungsstudios großer Konzerne geplant, sondern die künftigen Abnehmer werden aufgefordert, ihre jeweiligen Präferenzen entweder über direkte *feedbacks* oder durch stillschweigende Überlassung relevanter Daten mitzuteilen.<sup>63</sup> Im postdramatischen Theater, um ein anderes Beispiel zu nennen, das

61 So die entsprechende Kapitelüberschrift von Horkheimer/Adorno 1972, S. 128. Die *Dialektik der Aufklärung*, das Schlüsselwerk der Kritischen Theorie, wurde im amerikanischen Exil verfasst und noch während des Krieges abgeschlossen und 1944 zunächst in geringer Auflage am Institute of Social Research in New York publiziert. Drei Jahre später erschien das Buch bei Querido in Amsterdam, dem wichtigsten deutschsprachigen Exilverlag jener Zeit.

62 Adorno 1977 d, S. 337.

63 Zur Bedeutung so genannter »Nutzererfahrungen« (*user experiences*) für die Entwicklung neuer Produkte sowie die Erschließung neuer Märkte vgl. Kuniavsky 2003.

sich vom traditionellen Sprechtheater durch selbstthematizierende Darstellungstechniken und publikumsgesteuerte Aufführungspraktiken abzugrenzen versucht, tritt die Frage nach Werktreue und Autorenschaft inzwischen sogar vorsätzlich in den Hintergrund.<sup>64</sup> Diesen Kunstgriff unbeabsichtigt aufgreifend, verstehen sich bestimmte Fangruppen im Sport nicht mehr als bloß zahlende Zuschauer, sondern als beteiligte Akteure, die den Anspruch erheben, über die Entwicklung einzelner Vereine, großer Sportveranstaltungen sowie über die »Fußballkultur«<sup>65</sup> insgesamt mitzubestimmen.

Es ließen sich leicht weitere Beispiele ergänzen, die nur auf den ersten Blick wenig gemein zu haben scheinen. Auf den zweiten Blick zeigt sich jedoch, dass die Diagnose Adornos an Prägnanz und Schärfe sogar gewonnen hat. Indem die Konsumenten heute als mögliche Mitproduzenten in verschiedenen Sparten der Massenkultur einbezogen werden, wird der Warencharakter der Produkte immer raffinierter ausstaffiert und damit zugleich immer schwerer durchschaubar. Nähern sich nämlich Produktion und Konsumtion tendenziell einander an, dann erweckt dies zumindest den Anschein, als ob auch der Unterschied zwischen Tausch- und Gebrauchswert nicht existieren würde. Der von Marx begrifflich als *Fetischcharakter* aufgedeckte Zusammenhang, dass das ungerechte Produktionsverhältnis an den Waren selbst nicht abzulesen ist<sup>66</sup>, wird heute in seiner Wirkung dadurch verstärkt, dass der Einzelne gefordert ist, sich mit den ihm gebotenen Waren stärker als je zuvor zu identifizieren.

- 64 Vgl. Lehmann 1999. Der Autor hebt hervor, die »dem neuen Theater angemessene Kategorie« sei nicht mehr die »Handlung, sondern Zustände«. Vgl. ebda., S. 113 (im Original teilweise hervorgehoben). Für vergleichbare Entwicklungen im Bereich der Literatur, die – angeregt durch den französischen *nouveau roman* seit Mitte des letzten Jahrhunderts – anstelle dramatischer Handlungen und klassischer Autorenperspektive mit ausgiebigen Objektbeschreibungen und ästhetischen Rezeptionsweisen experimentiert, vgl. Robbe-Grillet 1965.
- 65 Die Zeitschrift *11 Freunde*, die in Deutschland seit dem Jahr 2000 über das Thema Fußball berichtet, bezeichnet sich selbst als »Magazin für Fankultur«. Kritisiert wird in diesem Zusammenhang die Entwicklung des Fußballs vom »etwas biederen Volkssport« zum »durchgeknallten Zweig der Entertainmentindustrie«, die dadurch gekennzeichnet sei, dass sie die bereichernde Funktion einer aktiven Fankultur verkenne (vgl. [www.11freunde.de](http://www.11freunde.de); abgerufen im Dezember 2020).
- 66 »Das Geheimnisvolle der Warenform besteht also einfach darin, dass den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eignen Arbeit als gegenständliche Charaktere der Arbeitsprodukte selbst, als gesellschaftliche Natureigenschaften der Dinge zurückspiegelt, daher auch das gesellschaftliche Verhältnis der Produzenten zur Gesamtarbeit als ein außer ihnen existierendes gesellschaftliches Verhältnis von Gegenständen.« Marx 1975, S. 86.

Dies fällt um so leichter, je größer die Einbildung ist, das »Geheimnisvolle der Warenform« aufgelöst zu haben. Ähnlich wie selbst der kleinste Anteilseigner einer Aktiengesellschaft der Illusion nachhängen kann, am Unternehmenserfolg direkt beteiligt zu sein, dient die aktive Einbeziehung des Einzelnen heute vor allem dazu, die allgemeine Zustimmung zu den gesellschaftlichen Erzeugnissen der Massenkultur zu befestigen. Die Produktionsverhältnisse bleiben um so stabiler, je höher die Bereitschaft ausfällt, sich in den angebotenen Waren zu spiegeln. Anstatt die Angebote der Kulturindustrie nur »von oben« anzunehmen, kommt es heute darauf an, sie durch eigene Mitwirkung zu verändern. Die »willentliche Integration«, von der Adorno spricht, verläuft längst in alle Richtungen. Die »Massen« sind nicht bloß »ein Sekundäres« oder einfaches »Anhängsel der Maschinerie«<sup>67</sup>, sondern sie selber sind zu einer bestimmten Größe der Massenkultur geworden. Eine Rettung der Kultur, die »immer auch Einspruch erhob gegen die verhärteten Verhältnisse«, erscheint freilich nach wie vor unwahrscheinlich, da die »Massen« bis heute »nicht das Maß, sondern die Ideologie der Kulturindustrie«<sup>68</sup> sind.

Bis hierher dürfte deutlich geworden sein, dass der Begriff der »Massenkultur« als Zuspitzung kulturindustrieller Entwicklungen aufgefasst wird, die den Einzelnen als ebenso geschäftiges wie gefügiges Selbst gesellschaftlicher Verhältnisse begreift. Der »Kunde« ist nicht nur, wie Adorno hervorhebt, »Objekt«<sup>69</sup> der Kulturindustrie, sondern gleichfalls »Subjekt« ihrer Ausweitung bis in die letzten Bereiche des Lebens hinein. Die dabei angewendeten Methoden weisen über die herkömmlichen Verfahrensweisen der industriellen Großproduktion deutlich hinaus. Die Prozesse der Arbeitsteilung, die durch die Einführung des Fließbandes beispielhaft wurden, sind heute keineswegs veraltet. Allerdings geht es gegenwärtig vor allem darum, die »Einmaligkeit« und »Echtheit« arbeitsteilig produzierter Massengüter vorzuspiegeln, um die allgemeine Identifikationsbereitschaft zu erhöhen. Der Schein des Besonderen ist zu wahren, um den größtmöglichen Zuspruch der Allgemeinheit zu erzielen. In diesem Sinne lautet das zentrale Gebot der Massenkultur, nicht gewöhnlich oder alltäglich zu sein, sondern zugleich außerordentlich und anpassungsfähig sich zu zeigen. Denn, je schriller die massenkulturellen Erzeugnisse hervorstechen, desto gefälliger erscheinen sie dem Massengeschmack.

So beständig massenkulturelle Erscheinungsformen zumal in nachindustriellen Gesellschaften sind, so bedeutsam sind auch ihre Vorläufer. Damit ein Massengeschmack überhaupt sich bilden konnte, bedurfte es einer entsprechenden Massenbasis, die hierfür empfänglich war. Während die Wandlungen der Künste vor allem durch neue Medien

67 Vgl. Adorno 1977 d, S. 337.

68 Ebda., S. 338.

69 Ebda., S. 337.

beeinflusst wurden<sup>70</sup>, erhielten die bis zu Descartes zurückreichenden Vorstellungen vom menschlichen Körper als berechenbare Maschine in praktischer Hinsicht im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts spürbaren Auftrieb. Das zu dieser Zeit maßgebliche physiologische Konzept vom Körper als mechanische Vorrichtung beeinflusste erklärtermaßen die gymnastischen Erziehungsprogramme der Philanthropen, die darauf abzielten, die individuellen Anlagen der künftigen Bürger möglichst effektiv und produktiv auszugestalten.<sup>71</sup> Verheißungsvoll waren zudem entsprechende technische Entwicklungen, die die industrielle Warenproduktion und -distribution allmählich in Gang setzten und schon bald nachhaltig beeinflussten. Die Auffassung vom menschlichen Körper als Motor ist ohne die industrielle Revolution einschließlich ihrer technischen Errungenschaften nicht vorstellbar. Zum Vehikel der Massen wurde sie jedoch erst, als die bürgerlichen Subjekte dazu übergingen, ihren Körper nicht nur als mechanische, sondern als lebendige Maschine zu betrachten.

#### 14. Antriebskörper

Die positivistische Durchdringung des Körpers unter Ausnutzung seiner mechanischen Gesetzmäßigkeiten kennzeichnete, wie gesehen, die philanthropische Gymnastik ebenso wie das Deutsche Turnen<sup>72</sup>. Dies entsprach dem allgemeinen Fortschrittsoptimismus jener Zeit, wonach die planvoll angewendeten physikalischen Gesetze und Methoden geeignet waren, die Entfaltung der sich sprunghaft entwickelnden gesellschaftlichen Produktivkräfte voranzutreiben. Die technologische Verwertung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse und Verfahrensweisen, für die der Unterschied zwischen Wissenschaft und Wahrheit bedeutungslos war, überließ sich damit freilich den Zufällen der historischen Entwicklung. Denn ebenso wie das nur scheinbar unverbrüchliche Fortschrittsdenken durch Krisen erschüttert werden konnte, war auch das naturwissenschaftliche Denken von Veränderungen geprägt, die gleichermaßen das Verständnis des Körpers beeinflussten. So war insbesondere die im 19. Jahrhundert entstehende Physiologie als Wissenschaft des Lebendigen darum bemüht, den lebenden Organismus nicht auf seine mechanischen Funktionen und Eigenschaften zu reduzieren, sondern seine vitalen Kräfte zu erfassen. Dies erforderte eine radikal veränderte Sicht- und Zugangsweise. Denn während die klassische Mechanik von außen auf

70 Das Zeitalter der technischen Vervielfältigung beginnt für Benjamin mit dem Holzschnitt und entwickelt sich weiter über den Buchdruck, die Lithographie bis hin zu Fotografie und Film. Vgl. dazu Benjamin 1977, S. 10–11.

71 Siehe dazu weiter oben Kap. 11 und Kap. 12 (Bd. 1).

72 Siehe dazu weiter oben Kap. 11–13 (Bd. 1).

beliebige Körper zugreift, um ihre Funktionsweisen nach physikalischen Gesetzmäßigkeiten zu bestimmen, lässt sich ein menschlicher oder tierischer Organismus im physiologischen Sinne nur dadurch begreifen, dass seine lebensbestimmenden Eigen- und Wesensarten erschlossen werden. Anstatt mit bloßer Materie, die durch physikalische Gesetzmäßigkeiten erkannt und bearbeitet wird, beschäftigt sich die Physiologie nach eigenem Verständnis mit den besonderen Merkmalen lebendiger Materie. Das Konzept vom Menschen als lebendiger Motor und Maschine gewann erst durch den allgemeinen Aufschwung der Physiologie zur neuen »Leitwissenschaft im 19. Jahrhundert«<sup>73</sup> an Bedeutung.

Als technisches Vorbild hierfür diente die Dampfmaschine, die zugleich als das Symbol für die technologisch-industrielle Revolution vor allem in England anzusehen ist. Nachdem bereits Anfang des 18. Jahrhunderts erste funktionsfähige Dampfmaschinen im englischen Erzbergbau zum Einsatz gekommen waren, gelang 1769 aufgrund von Verbesserungen eines bereits vorhandenen Modells von James Watt der technologische Durchbruch. Die neue Erfindung kam in unterschiedlichen Wirtschaftszweigen zum Einsatz und trug wesentlich zu den Produktivitätssteigerungen insbesondere in der Textilindustrie, des Bergbaus sowie der Eisenverarbeitung bei. Letztere hatten nicht nur Bedarf an großen und starken Dampfmaschinen, sondern ebenso an leistungsfähigen Transportmitteln, um Kohle und Erze möglichst profitabel abbauen und anschließend über größere Entfernungen befördern zu können. Die erste auf Schienen fahrende Dampflokomotive wurde 1804 in Großbritannien gebaut, und die erste öffentliche Eisenbahnlinie wurde 1825 zwischen Stockton und Darlington im Nordosten Englands eröffnet. Wohl kaum eine andere technische Erfindung führte den Menschen die Kraft und Dynamik des Industriezeitalters so anschaulich vor Augen, wie die auffallenden »Dampfriesen«, die von England ausgehend, die Industrialisierung in verschiedene Teile der Welt brachten.<sup>74</sup>

73 Vgl. Sarasin/Tanner 1998, S. 30. Zentrale physiologische Begriffe und Modelle – »wie etwa Zellen, Nerven, Organismus, Kreislauf, Regulation, Rückkopplung« –, erzeugten Wirkung sowohl innerhalb als auch außerhalb der Universitäten. Dies gilt insbesondere für den »Bereich der Sozialwissenschaften oder der populären Wahrnehmungsweisen des Körpers« (ebda.). Vorstellungen über die künstliche Herstellung und Verbesserung des Lebens gab es zwar schon sehr viel früher – man denke etwa an Paracelsus' »chymischen Menschen«, der von Goethe in der Figur des Homunculus literarisch verarbeitet wurde. Im 19. Jahrhundert war man jedoch erstmals der Ansicht, das Lebendige ließe sich wissenschaftlich vollständig erfassen, nachdem die »Zuckerproduktion der Leber« als geeignetes Modell hierfür entdeckt worden war. Vgl. dazu Sinding 1998, S. 79.

74 In den 1830er und 1840er Jahren kam es sogar zu einer »Eisenbahnmanie«, in deren Folge das Schienennetz zuerst in England rasant ausgeweitet

Es ist hier nicht der Ort, einzelne Stationen der industriellen Revolution nachzuzeichnen, der zudem weitere »Revolutionen« vorausgingen.<sup>75</sup> Selbst wenn die Entwicklung des modernen Sports, auf die noch näher einzugehen ist<sup>76</sup>, an die Zeit der industriellen Revolution und ihre Vorläufer eng gebunden ist, richtet sich das Augenmerk hier vor allem auf die neue Art der Erzeugung von Energie, die nicht nur Industrie und Gesellschaft, sondern auch das Bild vom menschlichen Körper nachhaltig veränderte. Vereinfacht ausgedrückt, wurde in Dampfmaschinen und Lokomotiven thermische Energie in kinetische Energie umgewandelt. Um dies zu erreichen, benötigte man einen Brennstoff, mit dem ein Kessel beheizt wurde, um Dampf zu erzeugen. Mit diesem Dampf wurden Zylinderkolben in eine Auf- und Abwärtsbewegung gebracht, die im Falle der Lokomotive über Treibstangen auf die Triebräder umgeleitet wurde, um diese in eine rotierende Bewegung zu versetzen. Nach diesem Modell ließ sich die thermisch erzeugte Bewegungsenergie in ganz unterschiedlicher Weise nutzen – etwa vom Antrieb einer tonnenschweren Transportmaschine bis zur maschinellen Herstellung einfacher Nägel für den Hausgebrauch.

Neben dem praktischen Nutzen des Einsatzes von Dampfmaschinen, der in Form exponentieller Steigerungen der Arbeits- und Produktivkraft unmittelbar ansichtig war, stellte sich darüber hinaus die Frage nach dem Begriff der Arbeit auf neue Weise. Während Marx und Engels Mitte der 1840er Jahre in der *Deutschen Ideologie* davon sprachen, dass jede »neue Produktivkraft«, sofern sie gesellschaftlich relevant sei, auch »eine neue Ausbildung der Teilung der Arbeit zur Folge«<sup>77</sup> habe, interessierten sich die Physiologen dafür, wie Arbeit im energetischen Sinne zu verstehen sei. Die physikalisch-mechanische Erklärung, wonach Arbeit sich als Produkt aus einwirkenden Kräften und zurückgelegtem Weg bestimmen

wurde. »Diese jähe, gewaltige und so notwendige Expansion wurzelte in der scheinbar irrationalen Leidenschaft, mit der Kapitalisten und Investoren sich dem Eisenbahnbau zuwandten.« Hobsbawm 2017 a, S. 73.

75 Man denke in diesem Zusammenhang etwa an die »Glorious Revolution« von 1688, in deren Folge das Recht auf Privateigentum gesichert wurde, an die Verdrängung der freien Bauern durch die Einhegung von Land, das zuvor im Gemeinbesitz bewirtschaftet worden war, an das allgemeine Bevölkerungswachstum, den Ausbau verschiedener Infrastrukturen sowie des Überseehandels, an rationale Formen der öffentlichen und privaten Haushaltsführung etc. Vgl. zu diesen technischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen Winkler 2015, S. 255–256. Hobsbawm spricht mit Blick auf das neunte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts von einer »plötzliche(n), qualitativ grundlegende(n) Wandlung«, die sich freilich schon lange zuvor ankündigt hatte. Hobsbawm 2017 a, S. 54.

76 Sieh dazu weiter unten Kap.15.

77 Marx/Engels 1980 b, S. 22.

lasse, erlaubte die Übersetzung des Begriffs in mess- und berechenbare Größen, so dass etwa die Arbeitskraft einer Maschine mit der eines Menschen verglichen werden konnte. Und selbst das Ausmaß der Ermüdung ließ sich quantifizieren, indem der mechanische Wirkungsgrad – also das Verhältnis von Energiefreisetzung und Energieeinsatz – errechnet wurde. Bezogen auf das Beispiel der Dampfloek bedeutete dies, dass die genutzte Bewegungsenergie ins Verhältnis zur zugeführten Wärmeenergie zu setzen war, um den Wirkungsgrad dieser Maschine zu ermitteln. Die relative Schwäche der Dampfloektechnologie in dieser Hinsicht wurde vor allem dadurch aufgehoben, dass zwar viel Energie eingesetzt werden musste, die jedoch ohne größere Ermüdungsverluste in Arbeit umgewandelt werden konnte. Dies war beim Menschen offensichtlich anders, weshalb die »Wissenschaft der Maschinen«<sup>78</sup> hier an ihre Grenzen stieß. Das Verhältnis von Krafteinsatz und Ermüdung war beim menschlichen und tierischen Organismus insgesamt sehr viel ungünstiger. Die aus der Kraftenergie eines Menschen oder eines Pferdes gewonnene Arbeit ließ sich gerade nicht beliebig steigern, ohne die Ermüdung auszuweiten. Um das Maximum an Arbeitsleistung bestimmen zu können, stand keine physikalische Formel zu Verfügung.<sup>79</sup>

Dieser Mangel ließ sich mit rein mechanischen Mitteln nicht aufheben. Von außen betrachtet blieb der Zugang zu den energetischen Aufwendungen des Körpers sowie des Geistes verschlossen. Selbst wenn ein Muskel nicht in Bewegung war, etwa wenn eine Last statisch gehalten wurde, stellten sich Ermüdungseffekte ein, das heißt es wurde Arbeit verrichtet. Die Physiologie verlegte sich daher, anstelle von mechanischen Messungen und Berechnungen, auf die biologischen Bedingungen körperlicher Arbeit. »Man versucht die innere Natur des ›tierischen Motors‹ zu verstehen: sein Getriebe (die Organe), seinen Brennstoff (die Nahrungsmittel), seinen komplexen Verbrennungsprozess selbst«<sup>80</sup>. Zu Hilfe kam ihr dabei die neue physikalisch-chemische Wissenschaft der Wärme, die den Begriff der Arbeit durch den allgemeineren Begriff der Energie ersetzte. Ähnlich wie bei einer Dampfloek thermische in kinetische Energie umgewandelt wurde, ging man hier davon aus, dass Energieformen

78 So François Vatin in seiner Untersuchung über die Entstehung des mechanischen Begriffs der Arbeit in Frankreich seit 1780. Siehe dazu Vatin 1998, S. 348.

79 Eine weitere Schwierigkeit bestand darin, dass der Begriff der Arbeit nicht nur manuelle Tätigkeiten betraf, sondern ebenso für intellektuelle Anstrengungen verwendet wurde. Auch die Gedankenarbeit eines Komponisten oder Schriftstellers kostete schließlich Energie und führte zur Ermüdung. Über die – letztlich vergeblichen – Versuche, auch diese Form der Kraftverausgabung physikalisch zu bestimmen, vgl. die Darstellung der Psychophysiologie im 19. Jahrhundert bei Vatin 1998.

80 Ebda., S. 354.

grundsätzlich wandelbar seien. Im Sinne der von Hermann von Helmholtz und Lord Kelvin maßgeblich beeinflussten Theorie der Thermodynamik wurde die Kraft der Wärme in diesem Zusammenhang als grundlegende Energieform angesehen, die zugleich den Ursprung aller anderen hieraus abzuleitenden Kräfte bildete.<sup>81</sup> Der damit einhergehende Anspruch, wonach auch alles menschliche Denken und Handeln schließlich aus dieser universellen Energiequelle abzuleiten sei, erschloss sich freilich erst allmählich in seiner ganzen Tragweite.<sup>82</sup> Während es den frühen Theorien des Körpers als Automaten<sup>83</sup> nicht gelungen war, die kausalen Funktionen mit dem freien Handeln zu verbinden, bestand nunmehr Hoffnung, auch dieses Problem erstmals lösen zu können. Denn im Sinne der Thermodynamik galt allein die Wärme als »selbstbewegende Kraft«, die in verschiedenartige Energieformen umgewandelt werden konnte, von denen das menschliche Denken und Handeln nur ein Beispiel war. Je überlegter die Kraft der Wärme eingesetzt wurde, so das Kalkül, desto größer erschien auch der hieraus abzuleitende Nutzen. »Die Natur wurde zu einem riesigen Sammelbecken proteischer Energie, die ihrer Umwandlung in Arbeit entgegensteht«<sup>84</sup>.

Vor dem Hintergrund der rasanten gesellschaftlichen Veränderungen im Zuge der Industrialisierung bot die Thermodynamik damit ein geradezu passfähiges Erklärungsmodell. Nach dem ersten Hauptsatz dieser Theorie war das natürliche Energiereservoir unerschöpflich, da die vorhandene Energie bei ihrer Umwandlung vollständig erhalten bleiben sollte. So wie die gesamte Natur von der proteischen Wärmeenergie angetrieben wurde, die sich in vielfältige Formen umwandeln ließ, so ließen sich auch alle körperlichen Umstände und Abläufe auf diese natürliche Quelle zurückführen. Anders als im mechanischen Modell, in dem verschiedenartige Kräfte von außen auf den Körper einwirken, wurde das Kraftzentrum damit in den Körper selbst verlegt, der gleichsam im Kleinen das thermodynamische Werk des natürlichen Ganzen fortsetzte.

Die entscheidende Frage für die Physiologie war demzufolge, wie der arbeitende Körper Wärme produziert und umwandelt. Welche äußeren Kräfte hierbei auftreten, erschien angesichts der neuen Aufgabenstellung zweitrangig. Neben die beobachtbare Tätigkeit eines Muskels, rückte nunmehr sein Leistungsvermögen ins Zentrum der Aufmerksamkeit, das aus den Funktionen und Stoffwechselfvorgängen in seinem Inneren abgeleitet wurde. Ziel war die Etablierung einer »organischen Physik«<sup>85</sup>, an

81 Zur Herausbildung dieses wissenschaftlichen Paradigmas vgl. Kuhn 1978.

82 Zur Kraft der Wärme als das »transzendente Prinzip« der Thermodynamik vgl. Rabinbach 1998, S. 292.

83 Vgl. hierzu insbesondere Descartes 1969 und La Mettrie 1875.

84 Rabinbach 1998, S. 292. Nur am Rande sei bemerkt, dass diese Aussage vor dem Hintergrund des aktuellen Klimawandels neues Gewicht erhält.

85 Vgl. dazu Osietzki 1998, S. 329.

deren Entwicklung Physiker, Physiologen, Chemiker und Ingenieure gleichermaßen beteiligt waren. Die »Kraftökonomie« wurde zum leitenden Begriff sämtlicher Bestrebungen zur Verwirklichung möglichst kontrollierter und effizienter Energieumwandlungen in ganz unterschiedlichen Lebensbereichen. Noch bevor der Erfinder und Naturforscher James Prescott Joule<sup>86</sup> die Ergebnisse seiner Experimente zur Bestätigung des Energieerhaltungssatzes vor der *British Association for the Advancement of Science* vortragen konnte, beschäftigte sich in Deutschland der Chemiker Justus Liebig mit der körperlichen Krafterzeugung durch stoffliche Umwandlungsprozesse. Auch hierbei ging es um die gezielte Verbesserung des Wirkungsgrades<sup>87</sup>, indem ein möglichst günstiges Verhältnis zwischen Nahrungszufuhr und körperlicher Kraftentfaltung angestrebt wurde. Um eine höchstmögliche körperliche Leistungsfähigkeit erzielen zu können, galt es, die hierfür benötigte Energiemenge zu optimieren. Gleichsam als Nebenprodukt seiner Forschungen entwickelte Liebig ein Fleischextrakt, der vor allem bei Erschöpfungszuständen sowie hohen Leistungsanforderungen empfohlen wurde, um die körperlichen Kräfte bestmöglich nutzen zu können. Darüber hinaus erstellte Liebig Leitlinien für die Tiermast, er entwickelte Düngemittel für die Nahrungsmittelproduktion und gab Empfehlungen für die menschliche Ernährungsweise<sup>88</sup>, die übereinstimmend darauf abzielten, individuelle Energiebilanzen im Sinne der allgemeinen »Kraftökonomie« zu verbessern. Produktivitätssteigerungen ließen sich schließlich auf allen Ebenen erreichen, und der menschliche Motor war hierfür ein gutes Beispiel. Auch wenn der Körper gegenüber technischen Errungenschaften, wie etwa Dampfmaschinen und Lokomotiven, anfälliger war und schneller ermüdete, bestand die Kunst der Leistungsoptimierung darin, seinen Energiehaushalt so auszubalancieren, dass physiologische Grenzen zunächst erkannt und alsdann erweitert wurden.

- 86 Joule konnte als erster das mechanische Wärmeäquivalent experimentell nachweisen. Bis heute wird sein Name als Energieeinheit und Brennwertbezeichnung von Nahrungsmitteln verwendet.
- 87 Liebig stützte seine Experimente und Berechnungen auf die einfache Beobachtung, dass eine gemästete Gans mehr Fett liefert als ihr durch Nahrung zugeführt worden sei. Vgl. dazu Osietzki 1998, S. 319.
- 88 Vgl. zu diesen Anwendungsbezügen ebda., S. 320. Osietzki zeigt in diesem Zusammenhang auf, wie die Vorstellungen von Kraft und Arbeit sich bei Liebig »aus einer sozialen Praxis von Männlichkeit« nährten. Zur Polemik des erfindungsreichen Chemikers gegen die Vorstellung einer »bloß« spendenden Lebenskraft, »die bei der Geburt erscheint und im Tod verschwindet«, vgl. ebda., S. 321. Liebigs »Ökonomie der Kraft« widersetzte sich der traditionellen Vorstellung vom Kraftverlust unter Aufbietung aller chemischen, physikalischen und physiologischen Mittel, die besonders gut zum Bild industriöser Männlichkeit passten.

Wo diese Grenzen allgemein festzulegen waren, konnte freilich nur näherungsweise angegeben werden. Die Körpermaschine erwies sich im Vergleich zur Arbeitsmaschine insgesamt als zu komplex. Wie experimentelle Untersuchungen und direkte Messungen am Körper ergaben, standen Arbeit und freie Wärme nicht in einem äquivalenten Verhältnis zur Verbrennungsenergie. Man führte deshalb weitere Voraussetzungen ein, wie etwa den Einfluss psychischer Willensanstrengungen und innermuskulärer Steuerungsvorgänge, um die tatsächlichen Abweichungen aufklären zu können. Jedoch waren diese nicht empirisch prüfbar, so dass selbst glühende Verfechter des Energieerhaltungssatzes, wie der schwedische Mediziner und Physiologe Magnus Gustaf Blix, enttäuscht eingestehen mussten: »Die Experimente lehren uns, wie unberechenbar die Arbeit ist, die der Muskel bei seiner Kontraktion verrichtet.«<sup>89</sup>

Die experimentelle Schwierigkeit, den Energieerhaltungssatz am Beispiel der Muskelarbeit empirisch nachweisen zu können, wurde auch im Zuge der theoretischen Weiterentwicklung der Thermodynamik nicht überwunden. Allerdings bewirkte der bereits im Jahr 1850 vom Berliner Physiker Rudolf Clausius formulierte zweite Hauptsatz eine veränderte Zugangsweise. Nach dem ersten Hauptsatz wurde angenommen, dass die Energie eines Systems sich konstant erhält. Unklar blieb jedoch, welcher Energiezustand jeweils betroffen war, also etwa die Form der Bewegungs- oder Wärmeenergie, da entsprechende Messungen nicht zu den erwarteten Ergebnissen führten. Hilfskonstruktionen, wie beispielsweise der Einfluss der Willensenergie bei körperlicher Arbeit, führten nicht weiter, da experimentelle Zugänge hierzu – trotz entsprechender psychophysiologischer Bemühungen – verschlossen blieben. Für das zweite Axiom der Thermodynamik galt die zusätzliche Annahme, dass nur ein Teil der Wärme in mechanische Bewegungen beziehungsweise Arbeit umgesetzt wird, da bei jeder Energieumwandlung Wärme nach außen abgegeben wird und damit dem jeweiligen System abhandenkommt. Theoretisch erklärt wurde dieser Energieverlust mit dem Hinweis auf die Eigenschaft der Wärme, nur von einem höheren in einen niederen Zustand wechseln zu können, der durch eine größere Unordnung gekennzeichnet sei. Clausius bezeichnete diesen Vorgang mit dem Kunstwort »Entropie«, um zu verdeutlichen, dass jede Energieumwandlung mit einem Verlust an Ordnung einhergehe. Dies gelte sowohl für die Zuführung von Wärme in ein System (Dampfmaschine) als auch für alle energetischen Umwandlungsprozesse innerhalb eines Systems (Muskelarbeit). In beiden Fällen wird Energie nach außen freigesetzt, wie man beispielsweise an der Wärmeentfaltung bei mechanischer Reibung oder körperlicher Arbeit ersehen kann. Dieser Prozess sei unumkehrbar, das

89 So der Autor in einer biologischen Fachzeitschrift aus dem Jahr 1885. Zit. nach Osietzki 1998, S. 336.

heißt im Sinne des zweiten Hauptsatzes ist davon auszugehen, dass sämtliche Energieumwandlungen begleitet sind von unvermeidlichen Verlusten nutzbarer Energie sowie von einer allgemeinen Zunahme der Entropie überhaupt.<sup>90</sup>

Die industrielle Revolution, die an ihrem Anfang noch mit klassischen Tugendvorstellungen operierte, wonach vor allem Fleiß, Beharrlichkeit und Genügsamkeit »zum frohen Genuss des Lebens« wie auch »zum Besten des Staates«<sup>91</sup> führen würden, wurde ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch ein neues Leitmotiv geprägt. Die Vorstellung, dass jeder Produktionsvorgang nicht nur Kosten verursache, sondern ebenso Energien verbrauche, die zudem unwiederbringlich seien und zu allgemeinen Ordnungsverlusten führten, beförderte die Herausbildung eines neuen Effizienz kalküls: Energie galt demnach als begrenzte Ressource, deren Verfügbarkeit zu sichern und deren Umsetzung in verwertbare Kraft und Arbeit möglichst zu beschleunigen war.

»Im Gegensatz zum Liberalismus des 18. Jahrhunderts, der den Fortschritt als Abschaffung von Bedürftigkeit und Armut durch Fleiß (das Arbeitsethos) kalkulierte, vertrat der neue soziale Liberalismus des späten 19. Jahrhunderts (...) den rationalen Einsatz der Körperkräfte aus dem Interesse, die soziale Energie zu erhalten, den Fortschritt zu sichern, die Gerechtigkeit zu mehren und die Produktivkräfte zu erhöhen.«<sup>92</sup>

Die Konkurrenz um knappe Ressourcen sowie die Wirksamkeit ihres Einsatzes bestimmte also nicht nur die staatlich veranlasste Inbesitznahme fremder Territorien im Zuge des europäischen Imperialismus.<sup>93</sup> Parallel zur Idee der territorialen Herrschaftserweiterung als höchstes politisches Ziel, führte auch die anfangs noch zögerliche Rezeption des zweiten Hauptsatzes schon bald zu vergleichbaren Erwägungen hinsichtlich einer möglichst expansiven Effizienzsteigerung industrieller Produktionsweisen. Anders als beim idealen Kreismodell der Energieumwandlung des ersten Hauptsatzes, bei dem es vor allem darum ging, unbegrenzt verfügbar scheinende Wärmeressourcen möglichst wirkungsvoll in nutzbare

90 Vgl. hierzu den Aufsatz von Clausius 1865. Eine auch für physikalische Laien verständliche Darstellung findet sich bei Rifkin/Howard 1984.

91 Vgl. dazu Bahrtdt 1789, S. 210.

92 Rabinbach 1998, S. 301.

93 Hannah Arendt sieht die Gegner imperialistischer Bestrebungen in Deutschland, England und Frankreich zu jener Zeit bereits auf verlorenem Posten, »weil sie nicht verstanden, dass Handel und Wirtschaft bereits alle Nationen in Weltpolitik verwickelt hatten. Das nationale Prinzip konnte nur noch als provinzielle Beschränktheit erscheinen und der Kampf gegen den Wahnsinn einer Politik, die sich nur halten konnte, wenn sie in ständiger Ausweitungsbewegung blieb, war verloren.« Arendt 1958, S. 195–196.

Energieformen umzuwandeln, wurde nach dem zweiten Hauptsatz der Kampf um knappe Energien und endliche Kraftreserven zur gesellschaftlichen Norm. So wurde etwa die Vorstellung einer regenerativen Transformation aller körperlichen Energien und Spannkraften in Arbeit nach und nach durch die Auffassung ersetzt, dass Arbeit unvermeidlich kräftezehrend (Energieverlust) sowie zerstörerisch (Entropie) sei, weshalb unter den politisch-ökonomischen Bedingungen rivalisierender Nationalstaaten limitierte Energieressourcen und überreizte Arbeitskräfte innerhalb begrenzter Zeiträume bestmöglich auszubeuten seien, um keine Nachteile zu erleiden. Angesichts der bestehenden Konkurrenzverhältnisse in und zwischen den führenden Nationen lautete die pragmatische Devise des fortschrittlichen *homo oeconomicus*: Nutze die Dir zur Verfügung stehenden endlichen Energie- und Kraftressourcen, bevor Dein Kontrahent Dich zuerst ins Chaos stürzt!<sup>94</sup>

Auch wenn kaum ein Politiker, Geschäftsmann oder Fabrikbesitzer sich in theoretischer Hinsicht mit dem zweiten Hauptsatz der Thermodynamik beschäftigt haben mag, erlangte das Bild vom »Wärmetod« gleichwohl öffentliche Aufmerksamkeit. Es ergaben sich sogar direkte Anknüpfungspunkte an die ebenfalls in der wilhelminischen Ära geführte Debatte über das »nervöse Zeitalter«, wonach chronische Erschöpfungszustände aufgrund von Sinnesüberreizungen und körperlichen Überlastungen fast schon zur Normalität gehörten.<sup>95</sup> Angesichts der

- 94 Die Gleichsetzung von Chaos und Entropie lässt sich nicht direkt aus dem zweiten Hauptsatz der Thermodynamik ableiten. Entropie ist zunächst nur ein Maß für den Ordnungsgrad eines Zustandes. Da jedoch die Richtung der Entropie irreversibel sein soll, gilt der zweite Hauptsatz zugleich als einziges Naturgesetz, das eine Zeitrichtung kennt. Erst wenn die maximale Unordnung erreicht sein wird, ist ein universelles Gleichgewicht gegeben und das Universum erleidet den »Wärmetod«. Zur Beschreibung dieses Zustandes, bei dem ein »vollständiger Stillstand aller Naturprozesse« eintritt und »das Weltall (...) von da an zu ewiger Ruhe verurteilt sein« wird, vgl. Helmholtz 1854, S. 24. Nur am Rande sei erwähnt, dass die Gleichsetzung von »Wärme und Tod« die noch mit dem ersten Hauptsatz vorausgesetzte Annahme von der »Kraft der Wärme« ins genaue Gegenteil verkehrt. Siehe dazu weiter oben Anm. 82.
- 95 Der amerikanische Arzt George M. Beard veröffentlichte 1880 ein Buch mit dem Titel: *A Practical Treatise on Nervous Exhaustion (Neurasthenia)*. Die deutsche Übersetzung erschien nur wenige Jahre später und löste eine intensive Auseinandersetzung aus. Ärzte berichteten von neuartigen Symptomen, wie Störungen der Sinnesorgane und der Sexualfunktion, Phobien, Antriebschwächen, Abstumpfungen, Überempfindlichkeiten und vieles mehr. Als Ursache hierfür wurde eine allgemeine Schwächung der Nerven angenommen, die wiederum durch die Anforderungen des »modernen Lebens« bedingt sei. Die Neurasthenie wurde gleichsam zur Modekrankheit

scheinbar unvermeidlichen Überforderungen, die das moderne Leben bereithielt sowie der grundsätzlichen Ausweglosigkeit alles Lebendigen, das zumindest auf lange Sicht »zu ewiger Ruhe verurteilt sein«<sup>96</sup> würde, erschien der einzige Ausweg darin zu bestehen, die allgemeine Anstrengungsbereitschaft zu erhöhen. Ein Indiz hierfür ist beispielsweise die Übernahme des englischen Begriffs »*record*«, der in der deutschen Verwendung etwa um die Jahrhundertwende bereits mit dem Begriff »Höchstleistung« gleichgesetzt wurde. Während nach traditionellem Gebrauch die Erfassung und Protokollierung einer bestimmten Leistung mit dem Substantiv »*record*« ausgedrückt wurde, orientierte sich das hieran angelehnte deutsche Modewort »Rekord« bereits ausschließlich an Spitzenleistungen verschiedenster Art.<sup>97</sup> Diese einseitige Fixierung auf die größtmögliche Ausnutzung aller Kräfte erhielt zwar durch den »Großen Krieg« einen merklichen Dämpfer, ohne dass jedoch die einmal eingeschlagene Richtung hierdurch entscheidend verändert wurde. Hatten die Physiologen bereits seit den 1840er Jahren proklamiert, den Stoffwechsel des Körpers durch eine kraftvolle, möglichst fleischhaltige Nahrung anzuregen, so wurde in den hieran anschließenden Jahrzehnten verstärkt darauf geachtet, den Energieumsatz der gesamten Volkswirtschaft zu steigern. Dem in Wärmeeinheiten gemessenen Brennwert von Nahrungsmitteln entsprach auf volkswirtschaftlicher Ebene das Volkseinkommen als Rechnungsgröße zur Bestimmung des gesellschaftlichen Wohlstandes<sup>98</sup>, der in den 1880er Jahren vor allem durch den Aufschwung der

des *fin de siècle*. Vgl. dazu ausführlich Rabinbach 1990 sowie Radkau 1998.

96 Siehe dazu Anm. 94 weiter oben.

97 »Hiervon zeugt beispielsweise die zu dieser Zeit von dem ehemaligen Offizier und Sportjournalisten Hans Donalies herausgegebene Zeitschrift ›Der Rekord‹, in der neben Artikeln über Automobil- und Flugsportereignisse auch über die ›neusten Riesenleistungen der New Yorker Bautechnik‹, die ›größte Talsperre Europas‹, über ›Rekordzahlen im deutschen Getreideexport‹ und die ›größte Gewinnsteigerung von allen Kohlezechen‹ berichtet wurde.« Bockrath 2012, S. 43 (dort unter Bezugnahme auf Eisenberg 1999). Zur vergleichbaren Bedeutungsveränderung des Leistungsbegriffs am Ende des 18. Jahrhunderts siehe weiter oben Kap. 11 (Bd. 1) Anm. 172.

98 Erste Versuche zur Quantifizierung des gesellschaftlichen Wohlstandes reichen bis ins 17. Jahrhundert zurück. Bis heute ist umstritten, welche wirtschaftliche Leistungen in die Berechnungen einfließen sollen. Erst in den 1930er Jahren wurde der Begriff des Volkseinkommens durch den Begriff des Bruttosozialprodukts abgelöst, das die wirtschaftlichen Leistungen eines Landes auf der Grundlage standardisierter Berechnungen bestimmt. Es kann hier nur angedeutet werden, dass mit dieser Umstellung nicht mehr das steuerbare Einkommen, sondern die produzierte Gütermenge in den

deutschen Schwer- und Elektroindustrie sowie der chemischen Produktion Fahrt aufnahm. Ähnlich wie der energetische Wert einer Speise in Kalorien bemessen wurde, ließ sich die Wirtschaftsleistung eines Volkes schließlich als Geldgröße – zusammengesetzt aus Arbeitslöhnen, Kapitalzinsen, Grundstücksmieten und Unternehmensgewinnen – berechnen. Auch wenn der Energieumsatz des Körpers mit dem der Volkswirtschaft nicht direkt vergleichbar war, wurde für beide Bereiche gleichermaßen vorausgesetzt, dass den zu erwartenden Krisen nur mit Wachstum zu begegnen sei. Die systematische Lenkung und Ausnutzung aller natürlichen und selbsttätigen Kräfte wurde damit zum entscheidenden Beweggrund all jener Machttechniken, die darauf abzielten, das Leben selbst zu steigern.<sup>99</sup>

Die Rede vom menschlichen Körper als lebendige Maschine ist somit nicht nur metaphorisch zu verstehen. Neu war allerdings der sich erst allmählich durchsetzende Gedanke, dass ein lebendiger Motor aufgrund seiner Anfälligkeit nicht beliebig ausgenutzt werden konnte, wenn man sein Steigerungspotenzial über einen möglichst langen Zeitraum nutzen wollte. Während eine mechanische Maschine vor allem regelmäßig gewartet und technisch überholt werden musste, um ihre Funktionsfähigkeit zu erhalten, ließ sich das Leistungsvermögen des Lebens nur durch sorgsame Unterstützungen und gezielte Anreize ausschöpfen. Um etwa die Spannkraft des Körpers zu erhöhen, galt es, dem Mangel seiner Anfälligkeit durch Hebung seiner besonderen Tauglichkeit zu begegnen, die nach Lesart der Thermodynamik darin bestand, der Umwelt Energie zu entziehen, um diese in – zumindest temporäre – neue Ordnungen zu überführen.<sup>100</sup> Auch wenn man dadurch der grundsätzlichen »Aus-

Mittelpunkt der Berechnungen rückte – oder anders gesagt: an die Stelle der Bedarfsermittlung als Zweck des Wirtschaftens richtete sich der Fokus fortan auf die Produktion als Mittel zur Erreichung dieses Zwecks. Vgl. ausführlich dazu Lepenies 2013, S. 15–22 sowie S. 152–156.

- 99 Bei Foucault sind die lebenssteigernden Machttechniken und Diskurse um zwei Pole organisiert: Während die »politische Anatomie« sich auf den einzelnen Körper bezieht und seine Nützlichkeit durch Ausnutzung seiner Kräfte zu erhöhen versucht, richtet sich die »Bio-Macht« auf den Gattungskörper, indem subtil miteinander verflochtene Selbsttechniken und Normalisierungsstrategien »Herrschaft über das Leben« gewinnen. Diese neue »Macht (des Lebens; F.B.) ist dazu bestimmt, Kräfte hervorzubringen, wachsen zu lassen und zu ordnen, anstatt sie zu hemmen, zu beugen oder zu vernichten.« Vgl. dazu Foucault 1977, S. 163.
- 100 Maria Osietzki zitiert in diesem Zusammenhang den österreichischen Quantenmechaniker und Nobelpreisträger Erwin Schrödinger, der 1944 in seinem Buch *Was ist Leben?* dem Organismus die Fähigkeit zuspricht, »aus einer geeigneten Umgebung ›Ordnung zu trinken‹«. Dadurch gelinge es ihm, »sich von der Entropie zu befreien, die er, solange er lebt, erzeugen muss«.

weglosigkeit alles Lebendigen« nicht entfliehen konnte, so war es doch wenigstens möglich, den langfristig unvermeidlichen Ordnungsverlusten, die »Fähigkeit zur Produktion von negativer Entropie«<sup>101</sup> entgegenzusetzen. Die hierfür ergriffenen Maßnahmen zielten übereinstimmend darauf ab, den Stoffwechsel des Lebendigen zu optimieren, indem die natürlichen Ressourcen und lebendigen Kräfte angesichts der letalen Konsequenzen aus dem zweiten Hauptsatz der Thermodynamik nicht einfach zu erhalten, sondern möglichst dynamisch zu verwerten waren. Auch wenn dadurch die Entropie insgesamt beschleunigt und erhöht wurde, sorgte diese Vorgehensweise gleichwohl für Vorteile im gesellschaftlichen Konkurrenzkampf um Energie, Kraft und natürliche Ressourcen. »Möglichst viel Energie zu dirigieren war zu einem kulturellen Leitbild geworden.«<sup>102</sup> Und dieses Leitbild beschränkte sich nicht allein auf den menschlichen Motor, sondern es bezog sich auf die Nutzung aller natürlichen Rohstoffe und lebendigen Mittel.<sup>103</sup>

Das klassische Bild der Dampfmaschine als Symbol des Industriezeitalters erhielt nach dem bisher Gesagten im Bild des menschlichen Motors ein wirkmächtiges Pendant, das nicht nur auf mechanischen Gesetzmäßigkeiten fußte, sondern sich vor allem an den Gesetzen des Lebens orientierte. Dies führte im naturwissenschaftlichen Diskurs zu der Paradoxie, dass die Physik darauf bestand, Fragen der Kraftentfaltung und Energieumsetzung am Begriff der Arbeit zu erforschen, der als

Vgl. Osietzki 1998, S. 340 und S. 341. Eine ähnliche Argumentation findet sich bei Henri Bergson, der bereits 1907 vom »aufsteigenden Leben« und der »hinab sinkenden Materie« spricht. Für den Autor der 1927 mit dem Nobelpreis für Literatur bedachten Schrift *L'évolution créatrice* ist das Leben »ein durch Materie geschleuderter Strom«, der »aus ihr zieht, was eben er kann«. Vgl. Bergson 1912, S. 269 sowie kommentierend dazu, Bockrath 2014, S. 148–157.

101 Osietzki 1998, S. 340.

102 Ebda., S. 346. Auch hier zeigen sich auffällige Parallelen zur Lebensphilosophie. So erinnert Bergsons Rede über »vitale Interessen« durchaus an den schon bei Darwin und Spencer sozialbiologisch begründeten »Kampf ums Dasein«. Zwar spricht der Autor vorzugsweise von »schöpferischen Prozessen«, um den »Strom des Lebens« zu charakterisieren; allerdings stellt er in diesem Zusammenhang ebenso nüchtern fest: »wie die anderen Arten kämpfen wir und haben gegen andere Arten gekämpft«. Vgl. Bergson 1912, S. 269.

103 Daher ist es kein Zufall, dass neben den bereits genannten Industriezweigen insbesondere die Volksernährungslehre sowie die Agrarindustrie – und hier insbesondere die Fleischproduktion – in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen starken Aufschwung erzielte. Die Auswirkungen der Ausbeutung natürlicher Ressourcen waren in ihrem ganzen Ausmaß noch nicht voraussehbar; ihre Folgen zeigen sich heute allerdings um so deutlicher.

anthropomorpher Terminus nicht zum Kernbestand der klassischen Mechanik gehörte. Erst hierdurch war es jedoch möglich, die Physiologie als neue Disziplin zu etablieren und »die Arbeit im üblichen Sinn des Wortes auf biologischer Grundlage zu klären«<sup>104</sup>.

Massenkulturelle Bedeutung erlangte die energetische Sichtweise auf den Menschen in zweierlei Hinsicht: Einerseits begünstigten die lebenswissenschaftlichen Erkenntnisse die Entstehung neuartiger Disziplinen, wie etwa die Psychophysik oder die Hochleistungsmedizin, die darauf abzielten, »die physiologischen Grenzen des lebenden Organismus zu ermitteln«<sup>105</sup>. Dies führte andererseits dazu, dass auf der Grundlage ansteigender Forschungstätigkeiten zugleich neue Anwendungsfelder entstanden, die darum wetteiferten, die Arbeits- und Leistungsfähigkeit der »physiologischen Maschinen« bestmöglich zu verwerten. So wurde beispielswei-

- 104 Vatin 1998, S. 353. Der Autor weist eigens darauf hin, dass die energetischen Modelle »in der Physik anthropozentrisch sind, da sie auf den Kategorien der *Arbeit* als *Mühe* und *Nützlichkeit* beruhen, auf denen die moderne Industriegesellschaft aufbaut.« Ebd., S. 368 (Hervorhebung im Original). Dies ist als weiterer Beleg dafür anzusehen, dass die Hervorbringung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse von jeweils maßgeblichen historischen und gesellschaftlichen Bedingungen beeinflusst wird. Bezogen auf das hier behandelte Thema ließen sich entsprechende Zusammenhänge etwa auch für den Übergang vom naturwissenschaftlichen Paradigma der Energieverarbeitung zur Informationsverarbeitung ab Mitte des 20. Jahrhunderts aufzeigen, bei dem Begriffe wie Information, Steuerung und Kommunikation in den Vordergrund rückten. Diese veränderten ebenfalls die Sichtweise auf den Menschen, und es fällt auf, dass mit der gesellschaftlichen Aufwertung kognitiver Fähigkeiten auch das maschinelle Lernen zunehmend wichtiger wurde. Der lebendige Motor Mensch im Übergang zum 20. Jahrhundert wurde unter dem Einfluss der KI-Forschung sechzig Jahre später immer mehr zu einem informationsverarbeitenden Automaten. Zu berücksichtigen ist, dass auch dieser Paradigmenwechsel sich nicht in einem ahistorischen beziehungsweise gesellschaftsfreien Kontext vollzog, sondern von ontologischen ( »die Realität besteht aus voneinander getrennten Einheiten«) beziehungsweise epistemologischen ( »die Intelligenz folgt formalen Regeln«) Voraussetzungen bestimmt war, die dem allgemeinen Interesse der Menschheit entsprechen würden. Unter dem Deckmantel der Nützlichkeit werden seitdem die in den Laboratorien erfolgreich angewandten wissenschaftlichen Regeln und Methoden absolut gesetzt und dadurch zu Blindflecken der eigenen Forschung, die den Menschen – zumindest tendenziell – zum Automaten und seinen Geist zur Instanz der Informationsverarbeitung verkümmern lassen. Für diese Neucodierung der menschlichen Natur bot die so genannte »Wissens- und Informationsgesellschaft«, hier als Bezeichnung für die Selbstbeschreibung hochindustrieller Gesellschaften seit den 1960er Jahren, buchstäblich den »passenden Rahmen«.

- 105 Hoberman 1998, S. 491.

se die Hoffnung genährt, den stark ansteigenden sozialen Problemen, die sich aus der industriellen Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft ergaben, mit szientifischen Mitteln und Methoden zu begegnen. Die »Wissenschaftliche Betriebsführung« des US-amerikanischen Ingenieurs und Arbeitswissenschaftlers Frederik Winslow Taylor, deren Grundlagen 1903 zunächst unter dem englischen Titel *Shop Management* und wenig später unter der Bezeichnung *Scientific Management* veröffentlicht wurden<sup>106</sup>, zielte darauf ab, zumutbare Arbeitsbelastungen anhand objektiver Kriterien festzuschreiben, anstatt sich auf schwierige Lohnverhandlungen und unkalkulierbare Arbeitskämpfe einlassen zu müssen. In diesem Zusammenhang wurden mechanische Arbeitsabläufe zunächst in möglichst kleine Abschnitte unterteilt, die schließlich in der Fließbandproduktion die Herstellung von Massengütern ermöglichten. Durch diese Teilung der Arbeit wurde zugleich die Produktivität erhöht, da die einzelnen Arbeitsschritte aufgrund ihres verringerten Anspruchsniveaus insgesamt schneller und einfacher ausgeführt werden konnten. Darüber hinaus wurde die jeweilige Arbeitsbelastung physiologisch und psychologisch untersucht, indem körperliche sowie mentale Ermüdungsparameter eingeführt und gemessen wurden. So genannte Funktionsmeister, die für die Einteilung und Koordination der betrieblichen Arbeiten zuständig waren, überprüften einzelne Bewegungsabläufe, erstellten Ermüdungskurven und hielten fest, wie sich die körperliche Erschöpfung auf die mentale Arbeitsbereitschaft auswirkte. Letzteres erwies sich freilich als schwierig, da die untersuchten Arbeiter auf dieselben Belastungen mitunter sehr unterschiedlich reagierten.

Dies hatte zur Folge, dass die wissenschaftliche Erforschung der Arbeit ihren Gegenstand erweiterte, indem neben dem Muskel- nunmehr auch das Nervensystem stärker berücksichtigt wurde. Bei diesem Übergang von der »Physikophysiologie zur Psychophysiologie«<sup>107</sup> bediente man sich spezieller Messinstrumente – schon Helmholtz hatte einen »Myographen« entwickelt, der von Mosso zum »Ergographen« weiterentwickelt wurde. Gleichwohl ließ sich die psychische Ermüdung trotz dieser technischen Hilfsmittel nicht exakt bestimmen. Zwar ließen sich Zusammenhänge zwischen äußerlichen Reizen und willentlichen Reaktionen aufzeigen; diese waren jedoch nicht eindeutig quantifizierbar. Hierdurch wurde die Vermutung bestärkt, dass die Ermüdung nicht nur muskulär aufzuklären sei, da sie den »gesamten neuromuskulären Komplex«<sup>108</sup> betrifft.

106 Vgl. dazu Braverman 1977.

107 Vatin 1998, S. 356.

108 Vgl. ebda., S. 358. Folgt man Vatin, so bewirkte die Berücksichtigung der willentlichen Reaktion im Rahmen der Ergographie, trotz ihrer begrenzten Forschungsergebnisse, den »Übergang von der Physiologie zur experimentellen Psychologie«. Vgl. ebda., S. 360.

Die Ergographie führte zu endlosen Debatten, ohne dass eine »hinlängliche Erklärung der Ermüdungserscheinung und noch weniger eine für den Industriellen anwendbare Norm«<sup>109</sup> gefunden wurde. Aus der Vielzahl von Experimenten war letztlich zu ersehen, dass das Bild der Dampflock für den menschlichen Körper ungenau blieb, da der Energieverbrauch – anders als nach dem ersten thermodynamischen Hauptsatz – nicht verhältnismäßig zur jeweiligen Arbeitsleistung war. Konnte ein noch wenig beanspruchter Körper vergleichsweise hohe Belastungen auf sich nehmen, ohne zu ermüden, so genügte bereits eine kleine Last, um ihn vollständig außer Kraft zu setzen, wenn er bereits erschöpft war. In welchem Ausmaß die Energie verschwand, blieb ein experimentell unauflösbares Rätsel. Nach dem zweiten thermodynamischen Hauptsatz war nur klar, dass Energieverluste auftreten. Ihre physiologische Größe blieb jedoch unerforscht, da die Ermüdung als Parameter der Energieentwertung sich auch auf die Nerventätigkeit erstreckte, die sich nicht in zufriedenstellender Weise vermessen ließ. Psyche und Physis ermüdeten gleichermaßen, ohne dass ein gemeinsames Maß hierfür gefunden wurde. Die Nerven reagierten offensichtlich anders als die Muskeln. So beobachtete man, dass eine Muskeltätigkeit in Situationen höchster Anspannung trotz Ermüdung sogar zunehmen konnte, etwa wenn man sich aus einer Lebensgefahr zu retten versuchte oder eine extreme körperliche Herausforderung zu bewältigen war. In diesem Fall konnten besondere Kräfte freigesetzt werden, die als Zustand »motorischer Trunkenheit«<sup>110</sup> bezeichnet wurden und den Einfluss der Willenskraft auf die körperliche Leistungsfähigkeit beschrieben. Jedoch entsprach diese – aus naturwissenschaftlicher Sicht – hilflose Bezeichnung nicht dem eigenen Erklärungsanspruch, weshalb man schon bald nach alternativen Zugängen suchte, die eine nüchterneren Bearbeitung des Themas in Aussicht stellten.

Der englische Psychiater und Hochschullehrer für experimentelle Psychologie, Charles Samuel Myers, verfolgte eine andere Strategie. Nicht der Energieverbrauch beziehungsweise ihr Verlust, sondern das Tempo

109 Ebd., S. 359.

110 Vatin 1998, S. 363. Heute unterscheidet man zwischen der willkürlich gesteuerten Maximalkraft und der höchstmöglichen Absolutkraft eines neuromuskulären Systems. Letztere gilt als autonom geschützte Leistungsreserve des Körpers, die nicht frei verfügbar ist und nur in Extremsituationen aktiviert wird. Künstlich forciert kann jedoch unter Verwendung leistungssteigernder Substanzen, spezieller Trainingsmethoden, Elektrostimulationen oder Hypnosetechniken auf die autonom geschützten Kraftreserven zugegriffen werden. Demgegenüber wirkt der Begriff der »motorischen Trunkenheit« geradezu »poetisch« – zumal er an den Zusammenhang zwischen Extremen und Abhängigkeiten erinnert. Vgl. zu dieser Wechselbeziehung die subtilen Ausführungen von Memmi 2000.

einer Tätigkeit war nach seiner Auffassung verantwortlich für die Belastung und Ermüdung der Nerven. Erste Erfahrungen mit Nervenkrankheiten sammelte Myers während des Ersten Weltkriegs als Sanitätsoffizier im *Royal Army Medical Corps*. Diese verarbeitete er nach Kriegsende in einem Artikel der medizinischen Fachzeitschrift *The Lancet*. Myers verwendete dort die Bezeichnung *shell shock*<sup>111</sup> für die Beschreibung posttraumatischer Zustände, die im deutschsprachigen Raum »Kriegszittern« genannt wurden und auf psychische Überlastungen während des Fronteinsatzes zurückzuführen waren. Nachdem man zunächst noch angenommen hatte, dass die heftigen und unkontrollierbaren Muskelkontraktionen bei zahlreichen Soldaten auf mechanische Ursachen zurückzuführen seien, die auf die Druckwellen explodierender Granaten und dadurch ausgelöste Gehirnerschütterungen zurückgeführt wurden, vertrat Myers die Auffassung, es handle sich bei diesem Krankheitsbild um eine neurofunktionale Störung. Anstatt die Patienten mit Elektroschocks zu behandeln, plädierte Myers für posttraumatische Therapieformen, um das beschädigte Nervenkostüm der Betroffenen zu stabilisieren. Mit dieser Ansicht stand er freilich auf verlorenem Posten, da die psychisch geschädigten Kriegsheimkehrer vonseiten der Militärführung wie auch von einem Großteil der Zivilbevölkerung mit Verachtung bedacht wurden. Die körperlich hilflosen und geistig verstörten Veteranen wurden häufig als Feiglinge oder Simulanten angesehen, die es darauf anlegten, sich ihre Kriegszulagen zu sichern. Viele von ihnen kehrten nicht in ihre Heimat zurück, sondern wurden bereits hinter der Frontlinie von den eigenen Kameraden im Auftrag der Armeeführung erschossen. Myers war von diesen Entwicklungen so frustriert, dass er seine Zusammenarbeit mit der britischen Armee aufkündigte. Das von ihm diagnostizierte Krankheitsbild der Kriegsneurose, das der Vorstellung einer nunmehr sogar Soldaten betreffenden Hysterie Vorschub leistete, passte nicht zum männlich geprägten Verständnis von militärischer Kraft und Stärke. Hysterisch konnten, wie der an den Uterus erinnernde Wortstamm nahzulegen schien<sup>112</sup>, nach vorherrschender Lehrmeinung nur Frauen werden. Freilich hätte man es besser wissen können, wenn man die bereits fünf Jahrzehnte zuvor erschienenen Beschreibungen des Londoner Chirurgen John Eric Erichson über die durch Schockerlebnisse ausgelösten Traumata zur Kenntnis genommen hätte. Am Beispiel von Fallstudien über durch Eisenbahnunfälle verunglückte Patienten erläutert der Autor ausführlich die besonderen Symptome so genannter *railway injuries*, die durch die Gewalt der Unfälle ausgelöst wurden und sich auf das Nervensystem der Betroffenen auswirkten. So berichtet Erichson

111 Vgl. dazu bereits Myers 1915 sowie die ausführliche Darstellung des Krankheitsbildes in Myers 1940.

112 Dass altgriechische *hysteria* bezeichnet die Gebärmutter, die im Lateinischen *uterus* genannt wird.

etwa über einen 43-jährigen Weinhändler, der bei einem Eisenbahnunfall zwei Jahre zuvor in seinem Sitz unversehens nach vorne und nach hinten geschleudert wurde, dieser habe zunächst vermutet, er sei unverletzt geblieben. In den beiden darauffolgenden Jahren traten jedoch zahlreiche Symptome auf, die der Arzt als posttraumatische Schädigungen des Nervensystems deutete:

»Three months after the accident he began to complain, for the first time, of contradictions of the muscles of the right arm and hand. His fingers became fixed, so that force was required to straighten them. Shortly afterwards the left arm became similarly affected. These contradictions assumed an intermitting and spasmodic character, and occurred several times daily.«<sup>113</sup>

In den darauffolgenden Monaten verschlechterten sich die Symptome zusehends. Das unwillkürliche Zittern wurde schließlich begleitet von starken Veränderungen der Persönlichkeit. Der Patient klagte über ein nachlassendes Gedächtnis, konfuse Gedankengänge, verminderte Interessen, schlechte Laune, Schlafstörungen, ein gestörtes Sehvermögen, Hörschwierigkeiten, Beeinträchtigungen des Geruchs- und Geschmackssinnes, nachlassende Kräfte, Taubheitsgefühle, eine allgemeine Antriebs- und Lustlosigkeit etc.<sup>114</sup> Nach Auswertung aller vierzehn Fallstudien rezensierte Erichson:

»So, if the spine is badly jarred, shaken, or concussed by a blow or shock of any kind communicated to the body, we find that the nervous force is to a certain extent shaken out of the man, and that he has in some way lost nervous power.«<sup>115</sup>

In medizinhistorischer Hinsicht markierte Erichson damit genau den Übergang zwischen pathologischen und psychopathologischen Einschätzungen. Sofern er die körperlichen Erschütterungen des Rückenmarks als entscheidend für den Verlust der Nervenkraft hervorhebt, wird das bloße Schreck-Erlebnis bei diesem Autor noch nicht als alleiniger Auslöser traumatischer Erkrankungen anerkannt. Hierfür waren nicht zuletzt juristische Begleitumstände maßgeblich, da bei den immer noch häufig auftretenden Eisenbahnunfällen gerichtlich zu entscheiden war, ob auch traumatisierte Opfer, die körperlich unversehrt waren, Entschädigungsansprüche geltend machen konnten. Es dauerte noch circa zwanzig Jahre, bis die pathologischen Annahmen fallengelassen wurden und rein psychologische Erklärungen für Unfall-Traumata Anerkennung fanden. Seit den 1880er Jahren suchte man in der medizinischen Unfallforschung immer weniger nach krankhaften Veränderungen des Nervensystems,

113 Erichson 1866, S. 55.

114 Vgl. ebda., S. 56.

115 Ebda., S. 95.

und der Blick richtete sich stattdessen auf jene psychischen Symptome, die durch schockartige Erlebnisse ausgelöst wurden. Seit dieser Zeit gehören Begriffe wie »traumatische Neurose« oder »Schreck-Neurose« zum geläufigen Begriffsinventar der Erforschung seelischer Belastungen und Verletzungen.<sup>116</sup>

Die von Myers beschriebenen Kriegsneurosen wiesen in dieselbe Richtung, ohne dass der bereits erreichte Stand der Hysterie- und Traumaforschung öffentliche Beachtung fand. Die Schrecken des Krieges verlangten nach kräftigeren Deutungen; Neurosen, Hysterien und Traumata galten als abzuwehrende Zeichen der Schwäche. Für die nervlich und körperlich Versehrten wirkten die öffentlichen Verharmlosungen der tatsächlichen Krankheitsursachen wie eine Verhöhnung ihrer bereits unwiderruflich geschädigten Integrität. Dessen ungeachtet bestätigten viele der in Auftrag gegebenen medizinischen Gutachten die öffentliche Meinung. Neurotische Symptome wurden nur selten als solche anerkannt, da in den Materialschlachten des Ersten Weltkriegs selbst traumatisierte Opfer als vermeintliche »Drückeberger« entlarvt werden sollten, um sie möglichst an die Front zurückschicken zu können. Dementsprechend wurde die militärische Abkürzung »kv.«, gleichbedeutend mit dem Musterungskriterium »kriegsverwendungsfähig«, in der Sprache der Soldaten durchaus treffend mit »kann verrecken« übersetzt. Für die Vertreter der Armeeführung sowie ihre Parteigänger aus der Ärzteschaft waren die massenhaften Traumatisierungen der Frontsoldaten kein Problem der Kriegsführung, sondern Ausdruck einer wachsenden Kriegsgegnerschaft, die es auszumerzen galt. Sie begriffen das »Massenphänomen des Granat-Schocks«<sup>117</sup> als unpatriotisches Schwächesyndrom, dem man nur mit zusätzlicher Härte beikommen konnte.

Zu vergleichbaren Befunden kam man sowohl im zivilen Leben als auch in der Arbeitswelt. Auch wenn das neue »Modewort Rekord«<sup>118</sup> auf Verbesserungen in vielen Lebensbereichen Bezug nahm, die nur über größte Anstrengungen zu erreichen waren, warnten immer mehr Psychologen, Nervenärzte und Psychiater davor, die Menschen zu überfordern. Myers selbst, nachdem seine Forschungen über Kriegsneurosen zunächst wenig Beachtung gefunden hatten, beschäftigte sich nach dem Krieg mit dem Phänomen der Erschöpfung in der Industriearbeit (*industrial fatigue*). Vor dem Hintergrund, dass vor allem die Quantität der Produktion durch ein erhöhtes Arbeitstempo gesteigert werden konnte, indem man die Geschwindigkeit der zu bedienenden Maschinen erhöhte, gab Myers zu bedenken, dass die Nerven hierdurch schneller ermüdeten,

116 Vgl. dazu Schievelbusch 2000, S. 130–131.

117 Vgl. ebda., S. 133–134.

118 Siehe dazu weiter oben Anm. 97.

wodurch insbesondere die Effizienz und Nachhaltigkeit der Arbeit beeinträchtigt würde. »For these reasons, output is not a really satisfactory criterion of fatigue«<sup>119</sup>. Die Arbeit der Muskeln zeichne sich – zumindest für einen begrenzten Zeitraum – durch eine vergleichsweise hohe Produktivität auch bei hohen Belastungen aus, so dass die Erschöpfung in erster Linie die Nervenkraft (*nervous power*) betreffe. Dementsprechend wurde der muskuläre Energieverbrauch lediglich als Sekundärphänomen aufgefasst:

»To prescribe or to expect a uniform hourly output, as is actually done in certain factories and by certain persons, means the neglect of fundamental physiological and psychological principles. The natural work curve never takes the form of a straight line. It is probable that man's efficiency is greatest when he is forced to work under unnatural conditions!«<sup>120</sup>

Während die Maschinen mit gleichmäßiger Geschwindigkeit ihren Aufgaben zuverlässig ausführten, variiere die Produktivität der menschlichen Arbeit. »The conditions of industrial work are incomparable with those of long-distance running, in which maximal efficiency may be attained by uniform speed.«<sup>121</sup> Je nach Arbeitsart, -aufwand, -rhythmus sowie individuellem Arbeitsvermögen bleibe zu prüfen, welche Maßnahmen sich günstig auf die Produktivität auswirken könnten. So hätten eigene Untersuchungen zur industriellen Maschinenarbeit ergeben, dass bereits eine zehnminütige Pause nach vier Stunden die Arbeitsproduktivität um 26% erhöhe.<sup>122</sup> Wie diese und ähnliche Beispiele zeigten, würden physiologische Einflussfaktoren noch zu wenig beachtet. Während bei Erschöpfung einzelner Muskelgruppen die Bewegungsausführung verändert werden konnte und korrespondierende Muskeln einbezogen wurden, um die Arbeit fortsetzen zu können, seien entsprechende Adjustierungen für das Nervensystem (*nervous system*) auszuschließen. Weder passe sich das Nervengewebe an komplexere Anforderungen an, indem es – wie ein Muskel – wachse und

119 Myers 1921, S. 150.

120 Ebda., S. 154.

121 Ebda.

122 Vgl. ebda., S. 153. An gleicher Stelle erwähnt der Autor eine Untersuchung aus der Schuhindustrie. Die Beschäftigung von drei anstelle von zwei Arbeiterinnen an einer Presse hatte demnach zur Folge, dass die Arbeitsstunde in vierzig Minuten plus zwanzig Minuten Pause pro Arbeiterin unterteilt werden konnte, wodurch sich ein Produktivitätszuwachs von insgesamt 44% ergab. Vgl. ebda. Somit war die Rechnung für den Fabrikbesitzer einfach, da er nur die erhöhten Personalkosten mit dem Produktivitätszuwachs verrechnen musste, um die Rentabilität der Maßnahme zu überprüfen.

damit leistungsfähiger werde. Noch könne man das Nervensystem dadurch aktivieren, dass man ihm Energie von außen zuführe. Während selbst ein vollständig erschöpfter Muskel durch einen elektrischen Impuls wieder in Bewegung versetzt werden konnte, erhalte sich die Nervenkraft allein durch sich selbst. Um so wichtiger sei es, einem »waste of mental energy«<sup>123</sup> vorzubeugen. Als mögliche Anknüpfungspunkte für die Erhaltung der »nervous power«, die bereits in vielen Industriebetrieben Beachtung fänden, werden hervorgehoben: »improvements in ventilation, lighting, noise, vibration, temperature, etc.«<sup>124</sup>. Die entsprechenden Maßnahmen kamen darin überein, »the efficiency of the operatives' work«<sup>125</sup> zu erhöhen.

Im Anschluss an Myers und anderen wurden schon bald weitere Verbesserungsmöglichkeiten benannt, die sich vor allem auf die Arbeitsplatzgestaltung, auf Organisationsabläufe sowie die Arbeitsmotivation bezogen. Diese frühen Ansätze für eine – später so genannte – »Humanisierung der Arbeit«<sup>126</sup> zielten insgesamt darauf ab, die Einstellung und Haltung zur Arbeit zu verbessern – auch wenn gerade die einfachen und stupiden Arbeitsabläufe kaum Anlässe zur Verfeinerung boten:

»In preserving the necessary favourable attitude for work, we may depend on unconscious factors – habits – or on conscious factors – interests. The automation is a creature of habits; the modern worker tends to demand interests. Whether work be carried out mechanically through mere habit, or purposefully through definite interests, the appropriate attitude has to be maintained. To maintain an attitude favourable to a given work, means to repress the development of other attitudes less favourable or unfavourable for that work. In other words all conflicting mental systems must be held in check.«<sup>127</sup>

Myers lässt keinen Zweifel daran, dass auch für ihn die Produktivität der Arbeit entscheidend ist. Um jedoch die Arbeitsabläufe möglichst effizient zu gestalten, richtet sich sein Interesse auf die Möglichkeiten zur Beeinflussung der jeweiligen Arbeitsqualität. Sofern der automatische

123 Ebda., S. 155.

124 Vgl. ebda., S. 156.

125 Ebda.

126 Gemeint ist hiermit die programmatische Forderung nach einer »menschengerechten Gestaltung der Arbeitswelt«, die seit Mitte der 1970er Jahre die Sozialpolitik der Bundesrepublik beeinflusste. Heute kann man die entsprechenden Forderungen und Konzepte nicht mehr nur in Flugblättern, Parteiprogrammen oder Gewerkschaftspapieren nachlesen, sondern ebenso in einschlägigen Gesetzestexten, Regelwerken und Verordnungen, etwa zur Arbeitsgestaltung, zum Arbeitsschutz, zur Arbeitssicherheit oder zur betrieblichen Mitbestimmung.

127 Myers 1921, S. 155.

Charakter einfacher mechanischer Tätigkeiten kaum veränderbar ist, gelte es, eine hierfür angemessene Haltung (*habits*) zu fördern, die keine weiterreichenden Ansprüche stellt. Steigt hingegen das Anspruchsniveau einer Tätigkeit, sollten auch die hiermit verbundenen Ansprüche (*interests*) stärker berücksichtigt werden. Myers geht in diesem Zusammenhang sogar noch einen Schritt weiter, wenn er dafür plädiert, nicht nur jeweils passfähige Haltungen auszubilden, sondern darüber hinaus auch vermeintlich unangemessene Mentalitäten für bestimmte Tätigkeiten zu supprimieren. Dies bedeutet konkret: automatenhafte Anspruchlosigkeit für die einen und motivierende Anreize für die anderen. Allerdings wäre es verkürzt, würde man diese Forderung nur als Apologie ungleicher Arbeitsverhältnisse verstehen. Zwar bedeutet Myers Plädoyer im politisch-ökonomischen Sinne genau dies. Für den hier verfolgten Zusammenhang ist jedoch ebenso wichtig, dass die Aufrechterhaltung ungleicher Arbeitsverhältnisse ausdrücklich im Rückgriff auf physiologische Einsichten gerechtfertigt wird. Auf eben diese Weise führte Myers das von Taylor eingeführte *Scientific Management*<sup>128</sup> im Geiste seines Urhebers weiter. Anders jedoch als Taylor, der vor allem an quantifizierbaren Kriterien und Kräfteverhältnissen interessiert war, richtete Myers sein Augenmerk vorrangig auf die Nervenenergie, für deren Verständnis feinere Instrumente nötig waren. Indem er herausarbeitete, dass unterschiedliche Tätigkeiten und Dispositionen nur durch individuell angepasste Maßnahmen bestmöglich ausgereizt werden konnten, wurde die zeitgenössische Debatte über Arbeitseffizienz durch eine Sichtweise ergänzt, die nervliche und mentale Anforderungsqualitäten ausdrücklich berücksichtigte. Allerdings ordnete auch Myers seine Ergebnisse dem Diktat messbarer Leistungswerte unter, indem er ankündigt:

»Finally, industrial fatigue is reducible by systematic selection of those who are mentally and physically best fitted for the particular work required of them, and by careful investigations into the best arrangements of material and with the best ›shorthand‹ methods of performing that work, followed by systematic instruction of those who are to be employed on it. The old methods of ›trial and error‹ are now obsolescent, alike as regards the engagement of workers and as regards their picking up the methods of their work.«<sup>129</sup>

Fortan sollte nichts mehr dem Zufall überlassen werden. Strukturen und Prozesse, Routinen und Anreize, Instruktionen und Verbesserungen, Führung und Einsatz – alles war so aufeinander abzustimmen, dass jeder an seinem Platz und entsprechend seiner Fähigkeiten agierte. Während Hegel in seiner Betrachtung des Verhältnisses von »Herrschaft und

128 Siehe dazu weiter oben Anm. 106.

129 Myers 1921, S. 156.

Knechtschaft«<sup>130</sup> das Selbstbewusstsein des Herrn (»Fürsichsein«) dem des Knechts (»Füranderesein«) entgegenstellte, die beide erst im äußersten Gegensatz den jeweils anderen als Grenze ihrer selbst erfahrbar machten, sollte die moderne Arbeit laut Myers so organisiert sein, dass Extreme von vornherein vermieden wurden. An die Stelle der erzwungenen Unterordnung des Knechtes unter den Willen des Herrn trat die freiwillige Unterwerfung des Industriearbeiters unter die nach psychophysischen Gesichtspunkten bestmöglich arrangierten Produktionsverhältnisse. Und auch der Herr musste nicht mehr sein Leben riskieren, um Anerkennung zu finden, da seine herausgehobene Stellung im Unternehmen seiner natürlichen Nervenkraft zu entsprechen schien, die ihm gleichsam auf den Leib geschrieben war. Solange der Betrieb reibungslos lief, konnte jeder an seinem Platz die für ihn vorgesehene Arbeit ausführen, ohne »zur Wahrheit an dem andern«<sup>131</sup> gelangen zu müssen. Jedoch waren die Widersprüche zwischen »Herrschaft und Knechtschaft« auch durch die neusten Veränderungen der Industriearbeit keineswegs aufgehoben, da Kapital und Arbeit einander nach wie vor entgegenstanden und ökonomische Krisen regelmäßig wiederkehrten. Im Rahmen der industriellen Geschäftigkeit – mit steigenden Produktionszahlen und wachsendem Arbeitstempo – wurde die Bewusstseinsbildung durch die Verabreichung arbeitsfördernder Stimulanzien auffällig ruhiggestellt, da schon der bloße Verweis auf schwindende Nervenkräfte jeden Veränderungsimpuls von vornherein verdächtig machte. Je störungsfreier der Betrieb funktionierte, desto höher wurde auch der Zwang, sich ihm bereitwillig zu unterwerfen.

Hinzu kam, dass die Herrschaft über die Natur, die bei Hegel noch die Quelle des Selbstbewusstseins für den Knecht bedeutete<sup>132</sup>, immer stärker über sich hinaus drängte und schließlich alle Beteiligten erfasste, da die Ausweitung der Produktion auch das Begehren okkupierte und zwischen *habits* und *interests* nur noch dort unterschied, wo der Herstellungsprozess selber betroffen war. Die Hoffnung Hegels, wonach das arbeitende Bewusstsein sich in den hervorgebrachten Formen und Produkten selbst

130 Siehe dazu weiter oben die einleitenden Ausführungen zu Kap. III (Bd. 1). Laut Hegel wird der Andere im Kampf um Anerkennung nicht nur als Grenze, sondern ebenso als Ausdruck für den Mangel der reinen Selbstbezogenheit erfahrbar. Um nicht in »tote Einheit« abzusinken, seien die Gegensätze und Kämpfe bis ins Extrem zu steigern. Nur dann bestehe Aussicht auf »Auflösung jener einfachen Einheit« des Selbstbewusstseins, die im Begehren über sich selbst hinausweist und »zur Wahrheit an dem andern« kommt. Vgl. dazu Hegel 1999, S. IIII–III2.

131 Ebd., S. IIII.

132 Zur »gehemmten Begierde« des Knechtes, die zwar Bleibendes schafft, ohne jedoch genießen zu können, siehe weiter oben Anm. 55 in den einleitenden Ausführungen zu Kap. III.

gewinnen würde, erfüllte sich nicht. Und auch die Annahme, dass das herrschende Bewusstsein die Erinnerung an die Welt im Medium der Bildung bewahren könnte, anstatt sie zu verzehren, erwies sich als frommer Wunsch. Um den fortschrittlichen Industriebedingungen gerecht zu werden, ging es – ähnlich wie beim späten Hegel – vor allem darum, den Einzelwillen den zu erledigenden Aufgaben anzupassen. An die Stelle der »Zucht des Dienstes und Gehorsams«<sup>133</sup>, womit Hegel in der *Phänomenologie* die Arbeit des Knechtes kennzeichnete und als Voraussetzung ihrer Aufhebung begriff, trat im realgeschichtlichen Sinne die ebenfalls bereits von Hegel in der *Enzyklopädie* apogetisch unterstellte »Gemeinsamkeit des Bedürfnisses«<sup>134</sup>. Allerdings konnte von einem Zusammenschluss der »beiden Extreme der Selbstständigkeit und Unselbstständigkeit«<sup>135</sup>, den der preußische Staatsphilosoph prophezeite, geschichtlich gesehen keine Rede sein, da die neue »Form der Allgemeinheit«<sup>136</sup> sich darauf beschränkte, den eigenen Produktionserfolg unter gesellschaftlich vorherrschenden Konkurrenzverhältnissen zu sichern. Dem Industriearbeiter kam dabei die Aufgabe zu, seine Arbeit möglichst engagiert und effizient auszuführen, indem er seinen Einzelwillen den jeweiligen Produktionsanforderungen unterstellte. Um dies zu gewährleisten und um die vorausgesetzte »Gemeinsamkeit des Bedürfnisses« hervorzuheben, galt es, die Bedingungen für den Arbeitseinsatz so einzurichten, dass die individuellen Fähigkeiten und Neigungen bestmöglich im Sinne des Arbeitsganzen eingebracht werden konnten. Myers, hier stellvertretend für andere, bringt diesen Gedanken folgendermaßen zum Ausdruck:

»(...) we have to bear in mind the play of individual differences and to recognize their vast importance. Some persons are more readily prone to spurts, some more easily lose their incitement or settlement they have acquired, than others. Some work best in short explosive bursts, others in longer, steadier spells.«<sup>137</sup>

Wichtig war es, für jeden einzelnen die jeweils passenden Aufgaben individuell festzulegen, um auf diese Weise den Wettbewerbsanforderungen des Ökonomisch-Allgemeinen gerecht zu werden. Da man sich inzwischen darauf verständigt hatte, dass hierfür auch »die Erwerbung, Erhaltung und Formierung«<sup>138</sup> des Arbeitenden entscheidend war, folgten

133 Hegel 1999, S. 115.

134 Hegel 1992, S. 431–432 (§ 434; im Original hervorgehoben).

135 Ebda., S. 432 (§ 434).

136 Vgl. ebda.

137 Myers 1921, S. 154.

138 So ebenfalls Hegel bereits im Jahr 1830 in seiner vorgeblichen »Sorge« um den Knecht. Vgl. Hegel 1992, S. 431–432 (§ 434). Vgl. kritisch dazu Marx' nüchterne Analyse der »Ware Arbeitskraft«, die zu ihrer Erhaltung

Myers Vorschläge zur Weiterentwicklung des *Scientific Managements* stringent den Vorgaben einer gesteigerten Produktionslogik, die nicht mehr auf die »Zucht des Dienstes und Gehorsams« beziehungsweise den »Kampf auf Leben und Tod«<sup>139</sup> setzte. An die Stelle von Emanzipation und Klassenkampf richteten die Vertreter der modernen Arbeitswissenschaft ihr Hauptaugenmerk darauf, der dem steigenden Tempo der Arbeit geschuldeten Erschöpfung mit passenden Maßnahmen zu begegnen. Vorrangiges Ziel war es, die angespannten Nerven der Betroffenen zu schonen, um den wachsenden Anforderungen des beschleunigten Lebens gerecht zu werden. Vorrangig ging es also darum, sich den innervierenden Bedingungen anzupassen, anstatt sie zu verändern.

Rückblickend zeigt sich, wie der Körpergebrauch durch die rasche Entwicklung und Anwendung wissenschaftlicher Konzepte im »langen 19. Jahrhundert«<sup>140</sup> beeinflusst wurde. Orientierte man sich anfänglich noch am Modell der Dampfmaschine, um das Verhältnis zwischen Kraftentfaltung und Krafteinsatz zu optimieren, erweis sich die mechanische Maschinenvorstellung schon bald als zu ungenau. Noch im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts setzten namentlich die Philanthropen auf die klassischen Kräfteverhältnisse und Bewegungsgesetze der »Maschine Mensch«, um den Körper als Werkzeug des Geistes handhaben zu können.<sup>141</sup> Für das Verständnis des Menschen als »lebendiger Motor«<sup>142</sup> bedurfte es jedoch anderer Zugänge. Insbesondere die Erkenntnisse der organischen Physik versprachen in diesem Zusammenhang eine deutliche Verbesserung der menschlichen Kraftökonomie, sofern nunmehr auch stoffliche Umwandlungsprozesse im Innern des Körpers berücksichtigt wurden. Allerdings stießen die Hoffnungen auf stetige Leistungszuwächse durch physiologisch begründete Maßnahmen zur Verbesserung der Energieumwandlung schon bald an Grenzen, da die Muskelarbeit als experimenteller Untersuchungsgegenstand für energetische Umwandlungsprozesse sich als ungeeignet erwies. Da Energie nach Auffassung der Thermodynamik ab Mitte des 19. Jahrhunderts als unbeständiges und daher klug zu kalkulierendes Gut galt, ging es seither darum, auch die körperlichen Spannkkräfte möglichst zielgerichtet einzusetzen. Neben den Muskeln kamen hierbei insbesondere die Nerven ins Spiel und es schien, als hätte man mit ihnen den entscheidenden Ansatzpunkt zur Erforschung der lebendigen Natur entdeckt.

einen Lohn erhält, der zu ihrer Reproduktion ausreicht, um einen Mehrwert erzeugen zu können, der ihre Reproduktionskosten übersteigt. Marx 1975, S. 184–185.

139 Hegel 1999, S. 115 und S. 111.

140 Vgl. Hobsbawm 2017 a und b. Der Autor datiert das »lange 19. Jahrhundert« auf die Zeit zwischen 1789 und 1914.

141 Siehe dazu weiter oben Kap. 11 und Kap. 12 (Bd. I).

142 Hier in Anlehnung an den Titel *Motor Mensch* von Rabinbach 1990.

Während neue Disziplinen wie die Psychophysik, die Psychotechnik<sup>143</sup> oder die Hochleistungsmedizin<sup>144</sup> zu Beginn 20. Jahrhunderts sich darauf verlegten, die physiologischen Grenzen des lebenden Organismus zu erforschen, beschäftigte sich insbesondere die psychologische Traumaforschung mit Fragen der Beeinträchtigung sowie des Verlustes der Nervenkraft. Im direkten Anschluss hieran wurden in der Arbeitswissenschaft die negativen Folgen nervlicher Überanstrengungen thematisiert und die *nervous power* als wichtiger Produktionsfaktor entdeckt. Daneben schien die öffentliche Rede vom »nervösen Zeitalter«, die bereits in den alltäglichen Sprachgebrauch des ausgehenden 19. Jahrhunderts eingedrungen war, zu belegen, dass das moderne Leben unabwendbar mit nervlichen Anspannungen verbunden war. Es stellte sich also die Frage, wie damit umzugehen sei. Sollte man versuchen, die negativen Folgen psychophysischer Belastungen abzumildern oder sollten die lebendigen Spannkraften noch weiter ausgereizt werden? Die Antworten hierauf fielen unterschiedlich aus, je nachdem, ob man die allgemeine »Steigerung des Nervenlebens«<sup>145</sup> begrüßte und von ihr profitierte oder ob man unter ihr litt, weil man Mühe hatte, den gesellschaftlichen Tempoverschärfungen zu folgen.

Auffällig ist, dass die physiologische Arbeitswissenschaft, die anfangs noch die nicht zu ersetzende Nervenkraft des Werktätigen als wichtigste Humanressource ansah, sich – anstatt mit dem proletarischen Körper

- 143 Der Begriff »Psychotechnik« wurde 1903 von William Stern, Leiter des psychologischen Laboratoriums der Universität Hamburg, eingeführt. »Erste große Anwendungsmöglichkeiten ergaben sich im Ersten Weltkrieg. Hier waren die Psychotechniker unter Einsatz experimental-psychologischer Verfahren vor allem mit der Auswahl, Rekrutierung und Ausbildung von Kraftfahrern, Funkern und Piloten beschäftigt. Den Schwerpunkt der Untersuchungen bildeten die so genannte Sinnestüchtigkeit der Augen und Ohren, Aufmerksamkeit als Momentan- und Dauerleistung, Reaktionsschnelligkeit, Erregbarkeit und Ermüdung.« Dinçkal 2012, S. 157–158.
- 144 Vgl. dazu Hoberman 1998. Der Autor zeigt auf, wie die Medizin des Hochleistungssports dazu beitrug, die physiologische Grenze zwischen dem Normalen und Pathologischen aufzulösen.
- 145 Georg Simmel spricht im Jahr 1903 von einer »*Steigerung des Nervenlebens*, die aus dem raschen und ununterbrochenen Wechsel äußerer und innerer Eindrücke hervorgeht.« Er beschreibt damit die »psychologische Grundlage, auf der der Typus großstädtischer Individualitäten sich erhebt« und unterscheidet hiervon »die Kleinstadt und das Landleben, mit dem langsameren, gewohnteren, gleichmäßiger fließenden Rhythmus ihres sinnlich-geistigen Lebensbildes.« Vgl. Simmel 1984, S. 192–193 (Hervorhebung im Original). Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts zeichnete sich ab, dass die Unterscheidung zwischen den hier genannten Lebensräumen im weiteren geschichtlichen Verlauf an Bedeutung verlieren würde.

– vermehrt mit dem »Idealkörper von Athleten«<sup>146</sup> beschäftigte, um die Belastungs- und Leistungsgrenzen des lebendigen »Motors Mensch« austesten und in vollem Umfang nutzen zu können. Da die Schonung der Nerven im Arbeitsprozess zwar erstrebenswert, angesichts wachsender Konkurrenz jedoch nur begrenzt realisierbar war, passte man schließlich die eigenen Forschungsinteressen den dynamischen Leistungsnormen der Produktionsentwicklung an. Der trainierte Sportler, der offenkundig stark, schnell, ausdauernd und robust genug war, um die höchsten körperlichen Anforderungen zu meistern, galt als Paradebeispiel des lebenstüchtigen Menschen, dem es gelang, den modernen Anforderungen nicht nur zu widerstehen, sondern ihrer souverän und strahlend Herr zu werden. Die damit verbundene Botschaft war unmissverständlich: Es galt, das jeweils eigene Pensum zu erhöhen.

## 15. Sportwelten

Bevor die moderne Sozialfigur des *sportsman* auf die Bühne treten und der Sport selbst als weltumspannendes Phänomen allgemeine Bedeutung erlangen konnte, nahmen über viele Jahrhunderte zuvor nur geringe Teile der Bevölkerung Anteil an den *English sports*. Der Verweis auf die regionale Herkunft der *sports* ist aus historischer Sicht eng geknüpft an das »Konzept eines ›englischen Sonderwegs‹ in die Moderne«<sup>147</sup>, bei dem gesellschaftliche Konkurrenzen als Formen geregelter Auseinandersetzungen eine wichtige Rolle spielen. Rivalitäten, Machtkämpfe sowie andere mehr oder weniger friedliche Auseinandersetzungen sind freilich kein exklusives Merkmal »des englischen Wegs, der schon wegen der Pionierrolle Englands einmalig gewesen sein dürfte«<sup>148</sup>. Allerdings fällt auf, dass die *sports* in England bereits sehr früh einen ausgeprägten Wettkampfcharakter auswiesen, wohingegen vergleichbare Disziplinen vor allem in Deutschland bis ins 19. Jahrhundert hinein vorzugsweise als Übungen tradiert wurden.<sup>149</sup> Während Übungen – im historischen wie

146 Sarasin 2001, S. 328. Dort finden sich zahlreiche Beispiele aus der französischen und deutschen Arbeitsphysiologie. Vgl. ebda., S. 324–336.

147 Eisenberg 1999, S. 19.

148 Weisbrod 1990, S. 236. Der Autor untersucht die »moderne Sonderweltthese« am Beispiel von Deutschland und England und sieht als gemeinsames Vorbild »die Ablösung der politischen Herrschaft des (englischen; F.B.) Adels und die Durchsetzung politischer Freiheitsrechte durch eine selbstbewusste Bourgeoisie als Inbegriff einer erfolgreichen bürgerlichen Revolution«. Ebda.

149 Zum Wandel kompetitiver Mannschafts- und festlicher Renommierspiele außerhalb Englands siehe weiter oben Kap. 9 (Bd. 1). Zur Übung als

im begrifflichen Sinne – das Ziel individueller Vervollkommnung durch die Ausbildung bestimmter Fertigkeiten und Stilm Merkmale zum Ziel haben<sup>150</sup>, geht es beim Wettkampf vornehmlich darum, seinen Konkurrenten zu bezwingen. Auch wenn die Grenze zwischen Übungen und Wettkämpfen nicht immer klar zu ziehen ist, da auch Übende ihr Können zuweilen miteinander messen, indem sie gegeneinander antreten, und Wettkämpfer sich auf die Austragung einer Konkurrenz in der Regel übend vorbereiten<sup>151</sup>, bleibt das kompetitive Moment für Wettkämpfe bestimmend, während Übungen ohne Leistungsvergleiche auskommen. Beim Wettkampf geht es um Sieg und Niederlage, wogegen Übungen am Gestalten und Gelingen orientiert sind, ohne dass hierfür ein zu bezwingender Kontrahent erforderlich ist. Für die Tradition und Entwicklung der *English sports* sind sowohl das übende als auch das kämpferische Moment bedeutsam. Allerdings fällt auf, dass der Wettkampf als geregelte Form der sportlichen Auseinandersetzung sich vergleichsweise früh und erfolgreich etablieren konnte, so dass heute zwischen körperlicher Übung und sportlichem Training auch außerhalb Englands kaum mehr unterschieden wird. Vor diesem historischen Hintergrund und angesichts der zunehmend wirksam werdenden gesellschaftlichen Bedeutung sportlicher Wettkampfformen bleibt somit zu prüfen, wie der englische Sonderweg in die Moderne den Sport als eine spezielle Form der Konkurrenz so beeinflussen und verändern konnte, dass er heute als »Weltsport« in Erscheinung tritt und zu den großen globalen Funktionssystemen<sup>152</sup> gerechnet werden kann.

vorherrschende körperliche Aktivitätsform in Deutschland siehe weiter oben Kap. 11–13 (Bd. 1).

- 150 Vgl. dazu etwa Bollnow 1978. Der Autor thematisiert den engen Zusammenhang zwischen dem Üben und Können sowie die erzieherische Relevanz praktischer Übungsformen.
- 151 Für die Art der planmäßigen Vorbereitung auf einen Wettkampf wird seit etwa 1900 auch in Deutschland der englische Begriff »Training« verwendet. Vgl. dazu Westrell 1907 (im Original noch im Maskulinum verwendet).
- 152 Dieser Gedanke findet sich bereits früh angedeutet bei Stichweh im Hinweis darauf, dass »der Sport in einer reinen, selbstreferentiellen Form, für deren Darstellung sich der Körper aus noch zu klärenden Gründen eignet, etwas vertritt, was auch sonst für die Gesellschaftsordnung zentral ist.« Stichweh 1990, S. 387 (im Original hervorgehoben). Heute zählt derselbe Autor den Sport zu den globalen Funktionssystemen, »von denen es vermutlich etwas mehr als zehn Fälle gibt«. Aufgeführt werden in diesem Zusammenhang die weiteren globalen Systeme Politik, Wissenschaft, Gesundheit, Erziehung, Religion, Kunst, Recht, Massenmedien, Intimbeziehungen und Familien. Vgl. Stichweh 2020, S. 299. Zum Begriff »Weltsport«, erläutert am Beispiel der Universalisierung des Leistungsvergleichs

Im Rahmen einer kulturhistorischen Rekonstruktion besonderer Konkurrenzformen der *English sports* kann es nicht darum gehen, einen Anfangspunkt der Sportentwicklung zu identifizieren. Dies wäre schon aufgrund der unsicheren Quellenlage vergeblich. Wenn hier dennoch eine Beschäftigung mit vormodernen *sporting pastimes* und *agonistic spectacles* erfolgt, so deshalb, um den »Bruch«<sup>153</sup> zu markieren, der den Sport im heutigen Wortsinn von seinen traditionellen Vorläufern unterscheidet. Dieser »Bruch« ist freilich nicht als plötzlicher Einschnitt misszuverstehen, der moderne von vormodernen Entwicklungen rigide trennt. Vielmehr wird sich zeigen, dass historische Übergänge, Verschiebungen, Ungleichzeiten sowie Rückbezüge für die Entwicklung der *English sports* typisch sind, die das Verständnis ihrer jeweiligen Bedeutung durchaus erschweren. Gleichwohl ist es möglich, einen Entwicklungstrend auszumachen, der – grob vereinfacht – von lokal bedeutsamen *game contests* bis zu global geregelten sportlichen Wettkämpfen reicht. Letztere sollen hier jedoch nicht in den Blick genommen werden, da für den modernen Hochleistungssport dessen gesellschaftliche Bedeutung als systemisch ausdifferenzierter Teilbereich<sup>154</sup> unter weltweiter Beachtung einzelner Disziplinen<sup>155</sup> bereits umfänglich nachgewiesen wurde. Vergleichsweise unklar ist hingegen, wie einzelne vormoderne *sporting practices* kulturgeschichtlich gesehen in moderne Sportwettkämpfe überführt werden konnten, die als künstlich erzeugte und geregelte Form der Konfliktaustragung vor allem

im modernen Wettkampfsport, vgl. Werron 2010, S. 37–71. Anders als vom zuletzt genannten Autor vorgeschlagen, soll im Folgenden die spezifische Modernität des Sports jedoch nicht auf »kontingente Formen der Selbstbeschreibung« – vgl. ebda., S. 423 – zurückgeführt werden, sondern es werden jene kulturhistorischen Voraussetzungen der Sportentwicklung in den Blick genommen, die seine globale Bedeutung erst ermöglicht haben.

- 153 So Bourdieu 1993, S. 167. Für den Autor besteht eine der »zentralen Aufgaben der Sozialgeschichte des Sports« darin herauszuarbeiten, »ab wann – hier nicht im Sinne eines genauen Datums verstanden – von ›Sport‹ gesprochen werden kann, das heißt ab wann sich ein derartiges *Konkurrenzfeld* entwickelte, innerhalb dessen nun ›Sport‹ als eine eigentümliche, auf ein bloß rituelles Spiel oder festtäglichen Zeitvertreib nicht zurückführbare Praxis definiert wurde.« Ebda. (im Original hervorgehoben).
- 154 Zu den frühen Veröffentlichungen, die dem modernen Sport eine systemrelevante gesellschaftliche Bedeutung zuerkennen, vgl. insb. Rittner 1983, Bette 1984; 1989 und 1999, Cachay 1988, Schimank 1988, Stichweh 1990, Bette/Schimank 1995 und 2000 sowie Cachay/Thiel 2000.
- 155 Ob allerdings Baseball als »Weltsport« anzusehen ist, wie Werron im historischen Teil seiner Analyse zur Ausdifferenzierung des modernen Sports unterstellt, darf mit guten Gründen bezweifelt werden. Vgl. dazu Werron 2010, S. 225–382 sowie die entsprechenden Einwände von Bette 2011.

heute große Aufmerksamkeit und Anerkennung finden. Schließlich wäre es – zumindest hypothetisch gesehen – ebenso möglich gewesen, dass anstelle sportlicher Wettkämpfe und Leistungsvergleiche etwa individuelle Stil- und Vervollkommnungsübungen, die noch für das klassische Turnen des 19. Jahrhunderts bestimmend waren, den Entwicklungsgang körperlicher Praktiken entscheidend hätten beeinflussen können. Dass der »englische Sonderweg in die Moderne« auch für die weitere Entwicklung des Sports bestimmend werden würde, war aus historisch-zeitgenössischer Sicht für einen langen Zeitraum nicht vorhersehbar. Auch deshalb ist es notwendig, auf einzelne historische Voraussetzungen und Gründe dieser Entwicklung näher einzugehen, die in begrifflich-systematischen Analysen häufig ausgeblendet werden.<sup>156</sup>

Zum besseren Verständnis der historischen Abläufe und Zusammenhänge lassen sich drei Abschnitte unterscheiden: Die erste Phase bezieht sich auf die so genannten »älteren volkstümlichen Spiele«<sup>157</sup>, die sich nicht nur in England bis weit in die Frühe Neuzeit hinein einer großen Beliebtheit erfreuten. Die zweite Phase umfasst einen Zeitraum von circa dreihundert Jahren, beginnend mit der Tudor Ära Ende des 15. Jahrhunderts und endend im Übergang zum 19. Jahrhundert. In diesem Zeitraum wurden wichtige Weichen für die nachfolgende Sportentwicklung gestellt und in der Geschichtsschreibung ist man sich heute weitgehend darüber einig, dass der Prozess der Modernisierung in England um 1800 bereits »wesentliche Elemente des Kapitalismus« aufwies – selbst wenn die weitere Entwicklung in »Richtung Industriegesellschaft« zu diesem Zeitpunkt noch nicht eindeutig absehbar war.<sup>158</sup> Die letzte hier in den

156 Typisch hierfür sei die folgende Passage wiedergegeben: »Der vorliegende Beitrag will weder einen Einzelfall – etwa die sehr oft aufgearbeitete englische Entwicklung – detailliert studieren, noch ausgewählte Fälle hinsichtlich ihrer Unterschiedlichkeit vergleichen. Die Zielsetzung besteht vielmehr darin, *generelle* – in vielen, wenn nicht allen Fällen vorzufindende – *Bedingungen und Verlaufsfikturen der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung* des Sports zu identifizieren.« Schimank 1988, S. 182. Dagegen ließe sich vorbringen, dass die »englische Entwicklung« zwar häufig, aber keineswegs eindeutig aufgearbeitet wurde. Auch »ausgewählte Fälle« verdienten es durchaus, in »ihrer Unterschiedlichkeit« verglichen zu werden. Zwar mag der Vorwurf gegenüber Historikern berechtigt sein, dass bestimmte »Modernitätsmerkmale« des Sports häufig ohne »Zusammenhalt« und Erklärungskraft eingeführt werden. Vgl. dazu Werron 2010, S. 39. Umgekehrt gilt jedoch auch, dass generalisierende Erklärungen ihren Gegenstand verfehlen können, wenn historisch-inhaltliche Bezüge auf formale Funktionsweisen eingeschränkt werden.

157 Siehe zu dieser Begriffsverwendung weiter oben Anm. 180 in Kap. 9 (Bd. 1).

158 Vgl. dazu Eisenberg 2009, S. 108 und S. 109.

Blick genommene Phase bezieht sich auf das »lange 19. Jahrhundert«<sup>159</sup>, in dem das Vereinigte Königreich den Höhepunkt seiner Weltmachtstellung erreichte und der Sport sich etablieren sowie seinen Einflussbereich über die Grenzen des britischen Empires hinaus erweitern konnte.

Da Epocheneinteilungen niemals eindeutig sind und in diesem Abschnitt kein eigenständiger Beitrag zur englischen Sportgeschichte beabsichtigt ist, richtet sich der Blick vornehmlich darauf, den historischen Prozess der »Verwettbewerblichung« der *sporting activities* nachzuvollziehen. Während heute die hegemoniale Geltung der Konkurrenz in den meisten Bereichen der Gesellschaft fest etabliert ist und breite Anerkennung findet, war dies nicht immer so. Die Befürworter gesellschaftlicher Wettbewerbe weisen in der Regel darauf hin, dass diese zur Befriedung sozialer Verhältnisse beitragen, sofern das Handeln konkurrierender Akteure durch geregelte beziehungsweise institutionalisierte Austauschverhältnisse bereits so aufeinander abgestimmt ist, dass die Beteiligten selber hierüber keine direkte Einigung mehr herbeiführen müssen. Vor diesem Hintergrund gilt die Form der geregelten Konkurrenz als Beitrag zur Zivilisierung gesellschaftlicher Auseinandersetzungen – vor allem hinsichtlich knapper Güter und politischer Ziele. Als Muster hierfür dient die bürgerliche Vertragsvereinbarung, die ein Rechtsverhältnis zwischen gleichberechtigten Partnern begründet und erst wirksam wird, wenn mindestens zwei übereinstimmende Willenserklärungen zu einem Vertragsgegenstand abgegeben werden.<sup>160</sup> Der Abschluss eines Vertrages ermöglicht demnach die Koordinierung unterschiedlicher Interessen zwischen den Vertragspartnern zum gegenseitigen Vorteil. Auf diese Weise, so die Vorstellung, lassen sich wechselseitige Nutzeffekte im Rahmen geregelter Austauschbeziehungen erzielen, ohne auf außervertragliche Mittel zurückgreifen zu müssen. Insbesondere Karl Marx hat darauf hingewiesen, dass »das Rechtsverhältnis, dessen Form der Vertrag ist«, ein »Willensverhältnis (bezeichnet; F.B.), worin sich das ökonomische Verhältnis widerspiegelt«<sup>161</sup>. Die Warenbesitzer, so die Annahme, treten im Kapitalismus als solche einander gegenüber, da die Waren »nicht selbst zu Markte gehen und sich nicht selbst austauschen«<sup>162</sup> können. Während etwa in der feudalen Agrargesellschaft Lehnsherren und Lehnsknechte noch »nicht verkleidet in gesellschaftliche Verhält-

159 Zu dieser Bezeichnung des Zeitraums zwischen 1789 und 1914 siehe weiter oben Anm. 140.

160 So zumindest bei zweiseitigen Rechtsgeschäften (z.B. Kauf-, Dienst- oder Schenkungsvertrag). Bei einseitigen Rechtsgeschäften (z.B. Kündigung) bedarf es nur einer Willenserklärung, um eine beabsichtigte Rechtsfolge herbeizuführen.

161 Vgl. Marx 1975, S. 99.

162 Vgl. ebda. Zum Begriff der »ökonomischen Charaktermasken« vgl. ebda., S. 100.

nisse der Sachen« einander gegenüber treten und der »Leibeigene weiß«, dass seine Fronarbeit »ein bestimmtes Quantum seiner persönlichen Arbeitskraft ist«<sup>163</sup>, ist das kapitalistische Produktionsverhältnis abstrakter vermittelt und daher schwieriger zu durchschauen. Die Personen, die einander als Warenbesitzer begegnen und entsprechende Vertragsverhältnisse eingehen, werden hier »durch das ökonomische Verhältnis selbst«<sup>164</sup> bestimmt, das im Sinne von Marx nicht allein durch Rechtsfreiheiten, sondern ebenso durch ökonomische Zwänge und Gegensätze geprägt ist. Letztere finden Bestätigung in jedem Vertragsabschluss, ohne dass die Willensentscheidung des einzelnen hierfür maßgeblich ist, da das Kapitalverhältnis zwar vom Menschen gemacht, jedoch »hinter dem Rücken«<sup>165</sup> der Beteiligten wirksam wird. Als Rechtssubjekt mag der einzelne frei handeln und Verträge formal gleichberechtigt schließen; im Austauschprozess selber erscheinen die handelnden Personen jedoch zugleich als »Personifikationen der ökonomischen Verhältnisse«<sup>166</sup>, deren Widersprüchen und Zwängen sie notwendigerweise unterworfen bleiben.

Es geht hier nicht darum, die Entmystifizierung bürgerlicher Vertragsverhältnisse durch Marx zu vertiefen. Allerdings ist darauf hinzuweisen, dass angesichts bestehender antagonistischer gesellschaftlicher Verhältnisse die rechtlichen Rahmenbedingungen, Institutionen und Regeln ein mögliches Umschlagen von friedlicher Konkurrenz in offene Konfrontation, Kampf oder gar Krieg nicht verhindern können. Die Beispiele hierfür, vor allem aus den Bereichen der Politik und Ökonomie, sind Legion. Gleichwohl ist die zivilisierende Wirkung vertragsrechtlich geregelter Beziehungen – zwischen Menschen ebenso wie zwischen Staaten – offenkundig. Wenn hier dennoch auf das stets labile Gleichgewicht sozialer Konkurrenzverhältnisse eingegangen wird, so deshalb, um das Bewusstsein für die zerstörerische Seite ihrer zähmenden Funktion wach zu halten. Für den Bereich der frühen, volkstümlichen *game contests*, die von ihren gesellschaftlichen Entstehungsbedingungen nicht zu trennen sind, ohne allerdings in den Zusammenhängen zwischen Politik und Ökonomie vollständig aufzugehen, fällt auf, dass sie scheinbar ungeregt und durch rohe Kraft- sowie direkte Gewaltausübungen geprägt waren. Demgegenüber erscheint der moderne Sport vergleichsweise gewaltarm, sozial kontrolliert und normativ abgesichert zu sein. Gegen diese Sichtweise ist kaum etwas einzuwenden, wenn man die aufgezeigten Unterschiede eindimensional als einfache Überwindung vormoderner

163 Vgl. ebda., S. 91. An gleicher Stelle hebt der Autor hervor: »Der dem Pfaffen zu leistende Zehnte ist klarer als der Segen des Pfaffen.«

164 Vgl. ebda., S. 99.

165 Vgl. ebda., S. 59.

166 Vgl. ebda., S. 100.

Sozialverhältnisse begreift. Schließlich treten erst im Rückblick aus Sicht der Moderne die volkstümlichen Praktiken als diffus, unorganisiert und unzivilisiert in Erscheinung. Aus dem Blick gerät dabei allerdings leicht, dass auch die vormodernen *contests* und *pastimes* eigene Ordnungsmuster besaßen, die für ihre Zeit durchaus angemessen und gebräuchlich waren. Ebenso wichtig ist, dass der direkte Vergleich zwischen modernen und vormodernen Erscheinungsformen schnell vergessen lässt, dass der herausgestellte Entwicklungsfortschritt neue Zwänge und Widersprüche hervorbringt, deren Gewaltigkeit zunehmend abstrakt, das heißt unter dem Deckmantel geregelter Verhältnisse, wirksam wird. Wer auf die Vergangenheit bloß herabblickt, dem erscheint die Geschichte rasch als reine Progression; wer jedoch versucht, im Vergangenen auch dem Gegenwärtigen nachzuspüren, dem öffnet sich der kleine Spalt zwischen den Zeiten und Welten.

### *Popular Games*

Ein Grund für den »englischen Sonderweg in die Moderne« ist darin zu sehen, dass Geld- und Marktbeziehungen hier bereits früher ausgebildet wurden als auf dem europäischen Kontinent<sup>167</sup>. Im ökonomischen Sinne zeichnen sich Märkte dadurch aus, dass sie den Austausch von Waren und Dienstleistungen ermöglichen. Dies kann spontan oder in organisierter Weise geschehen, etwa wenn unterschiedliche Marktteilnehmer an bestimmten Orten und zu festgelegten Zeiten (Wochenmärkte, Messen, Auktionen) zusammentreffen. Märkte können allgemein zugänglich oder aber nur bestimmten Marktteilnehmern vorbehalten sein. Auf Märkten lassen sich eigene Zielsetzungen verfolgen und damit zugleich die Ziele anderer erfüllen, indem wechselseitige Interessen aufeinander bezogen werden. Konkurrenz und Kooperation liegen hier besonders eng beieinander. Diese Liste ließe sich leicht ergänzen, zumal Märkte nicht nur die besonderen Orte des Warentauschs bezeichnen, sondern ebenso das Verhalten der Marktteilnehmer beeinflussen.

So informierten Märkte von Anbeginn nicht nur über die Verfügbarkeit und Qualität bestimmter Produkte, sondern sie gaben ebenso Auskunft über den jeweiligen Status und Stellenwert der am Warentausch Beteiligten. Märkte waren seit jeher Orte des sozialen Austauschs. Hier von zeugen nicht zuletzt symbolische Ordnungen und Rituale, etwa wenn Anbietern hochwertiger Produkte besondere Privilegien (Standrechte, Zollfreiheiten) eingeräumt wurden, wodurch ihr hohes Ansehen noch verstärkt wurde. Umgekehrt wurden die Eigenschaften minderwertiger Waren schnell mit ihren Anbietern gleichgesetzt, so dass ihnen

167 Vgl. dazu ausführlich Eisenberg 2009.

neben der materiellen Armut auch das Stigma der sozialen Unterlegenheit anhaftete. Der Markt diente folglich zu keiner Zeit dem bloßen Warenaustausch, sondern er fungierte gleichermaßen als historischer Schauplatz für soziale Praktiken, Privilegien und Sanktionen. Welche Manieren zu beachten waren, was als standesgemäß galt, welchen Platz man beanspruchen konnte, wie man sich kleiden, sprechen, gehen durfte – all dies war auf dem Markt traditionell geregelt und wurde vor Ort praktisch eingeübt.

Gleichwohl waren Märkte immer auch Orte möglicher Grenzüberschreitungen, etwa wenn sich höhergestellte Personen herabließen, um sich mit dem »einfachen Volk« spielerisch abzulenken und zu messen. Durch derartige Volksnähen wurden die sozialen Grenzen nicht wirklich außer Kraft gesetzt, sondern eher verfestigt, weil sie vom »Ernst des Lebens« Abstand nahmen und die gesellschaftliche Ordnung unberührt ließen. Ein anderes Bild vermitteln jene wilden Wettkämpfe und volkstümlichen Spiele, die vorzugsweise an Markt-, Fest- und Feiertagen zwischen einzelnen gesellschaftlichen Gruppen veranstaltet wurden und bisweilen von der Obrigkeit »im Namen des Königs« verboten werden mussten, um den – wie es hieß – »Erhalt des Landfriedens«<sup>168</sup> nicht zu gefährden. In diesem Zusammenhang waren kurzzeitige Grenzübertretungen nicht nur möglich, sondern wurden – wenigstens bis zu einem gewissen Grad – als »beliebtes Volksvergnügen«<sup>169</sup> geduldet und bisweilen sogar gefördert. Ihre regelmäßige Anbindung an wiederkehrende Markt-, Fest- und Feiertage überführte die spielerischen Wettkämpfe nach und nach in eine besondere Lebensform im häufig schmucklosen Alltag der Menschen. Für sie trifft zu, was Johan Huizinga mit Blick auf das praktische Leben im Mittelalter herausstellt: »Alles, was sich im Leben einen festen Platz erobert, was zur Lebensform wird, gilt als geheiligte Ordnung, die gewöhnlichsten Sitten und Gebräuche so gut wie die höchsten Dinge in Gottes Weltplan«<sup>170</sup>. Hierfür spricht, dass viele *popular games* und *sporting activities* nicht nur an lokalen Markt-, sondern ebenso an kirchlichen Festtagen stattfanden. Doch bevor sie einen institutionellen Charakter annahmen, waren einige Schritte zurückzulegen, die für den »englischen Sonderweg« bezeichnend waren.

Die mittelalterlichen Grundlagen der englischen Marktgesellschaft, die für die allmähliche Etablierung der *English sports* wichtig waren, lassen sich bis auf die normannische Eroberung im 11. Jahrhundert

168 Vgl. dazu Elias 2003 b, S. 316.

169 Ebda., S. 319. Der Autor geht sogar noch einen Schritt weiter, wenn er feststellt, dass die volkstümlichen Vergnügungsspiele bereits »als eine Form institutionalisierter Gewalt« zu verstehen seien. Zum mittelalterlichen Fußball vgl. ebda., S. 322.

170 Huizinga 2006, S. 330.

zurückführen. Nachdem Wilhelm der Eroberer im Jahr 1066 England gewaltsam in ein einheitlich beherrschtes Staatswesen überführt hatte, entwickelte sich auf diesem Hoheitsgebiet ein besonderer »Typus des Feudalismus«, der »die Entstehung von markgestütztem und daher flexiblem Handeln mehr förderte als vergleichbare Herrschaftsstrukturen auf dem europäischen Kontinent«<sup>171</sup>. Ein Merkmal dieses neuen englischen Feudaltypus war, dass der alte angelsächsische Adel vertrieben und durch normannische Gefolgsleute ersetzt worden war. Auf diese Weise wurde eine neue Herrschaftsschicht eingesetzt, die dem König zur Loyalität verpflichtet war und auf lokaler Ebene für die Durchsetzung von Recht und Ordnung sorgte. Anders als auf dem europäischen Kontinent wurde auf diese Weise die Etablierung übermächtiger Herrscher-geschlechter verhindert, so dass die »Herausbildung eines Einheitsstaates und die damit verbundene Monopolisierung der Herrschaftsmittel beim König«<sup>172</sup> in England vergleichsweise früh erfolgen konnte. Die Landbesitzer (*lords*) bewirtschafteten das ihnen zugeteilte Land und leisteten dem König hierfür Abgaben und Steuern. Außerdem erhielten sie das Recht, Teile ihres Grundbesitzes zu verpachten oder zu verkaufen – allerdings nur unter der Voraussetzung, dass hierdurch keine Großflächen entstanden, die das Obereigentum des Königs hätten in Frage stellen können.

Diese »Neuordnung des Bodenmarktes«<sup>173</sup>, die zugleich den Kapitalmarkt anregte, da Landbesitz nunmehr als Sicherheit für Kreditaufnahmen eingesetzt werden konnte, war ein wichtiger Teil jener frühen Modernisierungsimpulse<sup>174</sup>, die sich ab dem 14. Jahrhundert nachhaltig auswirkten. Neben den unmittelbar ökonomisch wirksamen Maßnahmen galt es, auch das Rechtssystem so auszugestalten, dass es mit den gesellschaftlichen Veränderungen Schritt halten konnte. Das bereits praktizierte und behutsam angepasste *common law* bot hierfür günstige Voraussetzungen. Existierten vor der normannischen Eroberung Englands bereits unterschiedliche Gewohnheitsrechte in den einzelnen Stämmen, wurde spätestens durch die Einführung der *King's Courts*<sup>175</sup> im 13. Jahrhundert das Rechtssystem und die Rechtspraxis zunehmend vereinheitlicht.

171 Eisenberg 2009, S. 28.

172 Ebda., S. 30.

173 Vgl. ebda., S. 31.

174 Eisenberg erwähnt in diesem Zusammenhang unter anderem die Einführung des Englischen als offizielle Sprache der Justiz, die Einigung auf einheitliche Maße und Gewichte sowie die Einsetzung einer einheitlichen Währung. Vgl. ebda., S. 30–31.

175 Hierzu zählten der *Court of Exchequer* (Gericht des Schatzamtes), der *Court of Common Pleas* (Gericht für allgemeine Angelegenheiten) sowie der *Court of King's Bench* (Gericht der Bank des Königs). Der Gerichtshof für allgemeine Angelegenheiten war insbesondere für ökonomische

Während lokale Auseinandersetzungen und Streitigkeiten vor nichtköniglichen Gerichten (*county courts*) verhandelt wurden, indem örtliche Ordnungskräfte (*sheriffs*) ihren Einfluss nutzten, um Konflikte beizulegen und dabei nicht selten auf Gerüchte, gemeines Geschrei und rituelle Rügebräuche zurückgriffen, sorgten die königlichen Gerichte dafür, dass schriftlich formalisierte Rechtsmittel (*writs*) an Bedeutung gewannen und Verfahrensabläufe (Prozesseröffnung, Festlegung des Streitgegenstands, Einsetzung der Jury, Vorladungen etc.) reguliert wurden. Auf diese Weise büßte die Rechtsprechung nach und nach ihren willkürlichen Charakter ein und sorgte dafür, dass die Normen der Zentralgewalt und der sie tragenden Eliten sich langsam durchsetzen konnten. Zwar wurde die Ausübung von körperlicher Gewalt im Alltag immer noch weitreichend akzeptiert und gehörte dementsprechend zum Normengerüst lokaler »Anwesenheitsgesellschaften«<sup>176</sup> (*face to face societies*), jedoch wurde das Gewaltmonopol des Staates in England insgesamt früher erwirkt als auf dem europäischen Kontinent.<sup>177</sup>

Auch für die sich entwickelnde Marktgesellschaft in England wirkte sich die langsam wachsende Rechtsverbindlichkeit günstig aus. Der Abschluss von Verträgen, die einen formalen Rahmen für Geschäfte jeglicher Art boten, war bereits sehr viel wertvoller als das Papier, auf dem sie geschrieben waren. So waren die *lords*, die dem König neben zu leistenden Abgaben und Steuern auch militärisch verpflichtet waren, an den obersten Feudalheer über ein formelles Vertragsverhältnis gebunden, das es ihnen ermöglichte, den im Kriegsfall abzuleistenden Kriegsdienst durch Geldzahlungen zu ersetzen.<sup>178</sup> Und auch die *Magna Carta* aus dem Jahr 1215 war bereits eine vertragliche Vereinbarung zwischen den rebellierenden Baronen und dem König, in der insbesondere grundlegende politische Freiheitsrechte des Adels gegenüber der Krone schriftlich fixiert worden waren. Das Vertragswesen beeinflusste jedoch nicht nur die Spitze der Gesellschaft. Auch die Landpächter – nach dem *common law* hatte jeder das Recht, Eigentum zu erwerben –, schlossen schriftliche Vereinbarungen mit den Grundbesitzern, in denen festgehalten war, welche Leistungen für welche Landnutzungen zu erbringen waren. Hierzu gehörten auch außerökonomische Leistungsangaben und Treueversprechen – inklusive Heiratsgenehmigungen für Leibeigene –, nicht jedoch

Streitigkeiten und Rechtsfragen zuständig. Diese Aufgabe wurde jedoch schon bald auch auf die beiden anderen Gerichtshöfe übertragen.

176 Vgl. dazu Schlögl 2008.

177 Hierfür spricht bereits die frühe Institutionalisierung der *King's Courts*. Darüber hinaus ist auffällig, dass besondere Gewaltakte, wie zum Beispiel der nicht einheitlich geahndete Totschlag, durch die übliche Rechtsprechung zunehmend kriminalisiert wurde.

178 Vgl. zu diesem *cash nexus* zwischen dem König und den Baronen Eisenberg 2009, S. 32.

Vereinbarungen zum Kriegsdienst, da das gemeine Volk in militärischer Hinsicht dem König direkt unterstellt war.<sup>179</sup> Selbst wenn die königlichen Gerichte zu Beginn noch vergleichsweise selten angerufen wurden und die meisten Streitfälle auf lokaler Ebene angesiedelt blieben, existierte mit dem *common law* gleichwohl ein allgemeines und verbindliches Recht: »Es band sogar den König, der über seinen Untertanen, aber nicht über dem Recht stand und sich im Extremfall sogar dagegen ›versündigen‹ konnte.«<sup>180</sup>

Einzuschränken ist, dass zwischen der Geltung und Durchsetzung besonderer Rechtsansprüche auch im vorneuzeitlichen England große Unterschiede bestanden. Dennoch bleibt festzuhalten, dass Ökonomie und Recht bereits komplementär aufeinander bezogen waren und damit richtungsweisende Entwicklungen vorantrieben. Es ist offensichtlich, dass diese frühen Schritte in die Marktgesellschaft bereits wichtige Strukturen für den sich später machtvoll durchsetzenden Kapitalismus schufen, die ihrerseits mit dem klassischen Feudalismus kontinentaleuropäischer Art wenig gemein hatten. Während in den anderen Gesellschaften Europas, »dem allgemeinen Modell feudaler Beziehungen entsprechend, Eigentum eine Funktion des Status war, resultierte in England Status aus Eigentum«<sup>181</sup>.

Eigentum bedeutete zu dieser Zeit vor allem Land- und Grundbesitz. Oberster Eigentümer war, wie gesehen, der König, auf dessen Vorrangstellung peinlich geachtet wurde. Darunter existierte die soziale Klasse größerer und kleinerer Landeigentümer, zu denen der höhere Adel (*nobility*) und die zahlenmäßig größere Gruppe des niederen Landadels (*gentry*) sowie der wohlhabenden Städter mit eigenem Landbesitz (*landed gentry*) gehörten. Hierauf folgten die zahlreichen Pächter, die kein eignes Land besaßen und dementsprechend keine Mieteinnahmen aus Grundeigentum erzielten. Gleichwohl erlangten einige von ihnen einen gewissen Wohlstand, der sie von den Land- und Lohnarbeitern unterschied, die ihre jeweiligen Dienste für Geld anbieten mussten.<sup>182</sup> Zu letzteren gehörten zahlreiche Handwerker, die ohne eigenen Besitzstand dort tätig wurden, wo sie gebraucht wurden. Außerdem zählten hierzu jene Knechte, Handlanger und Burschen, die als Leibeigene die Ländereien des Adels sowie der freien oder ebenfalls leibeigenen Pächter bewirtschafteten. Die vor allem ab 1350 anwachsende Zahl freier Lohnarbeiter (*labourers*),

179 Vgl. dazu ebda., S. 33.

180 Ebda., S. 34.

181 Ebda., S. 37.

182 Eisenberg weist darauf hin, dass eine landwirtschaftliche Subsistenzwirtschaft in England kaum existierte, da aufgrund der hohen Dichte lokaler Märkte kleinbäuerliche Betriebe bereits in die Marktwirtschaft eingebunden waren. England war »schon im Mittelalter gewissermaßen ein Land ohne Bauern«. Vgl. ebda., S. 41.

die für ihre Arbeit nur ein geringes Entgelt erhielten<sup>183</sup>, blieben nur dann an einem bestimmten Ort, wenn sie für ihre Tätigkeit Lohn oder Nahrung erhielten. Christiane Eisenberg weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass die geographische Mobilität der Land- und Lohnarbeiter bereits sehr hoch war, da die Landlosen sich nur dort niederlassen konnten, wo sie Arbeit fanden:

»Infolge dessen herrschte in der Einwohnerschaft englischer Dörfer im Allgemeinen eine hohe Fluktuation, und mehrere Generationen übergreifende Verwandtschaftsbeziehungen blieben schwach ausgeprägt; sie spielten, aufs Ganze gesehen, überhaupt nur für Eigentümerhaushalte eine Rolle. (...) Unter diesen Umständen pflegten zumindest die Landarbeiter und das Gesinde soziale Beziehungen nicht primär im Rahmen ihrer Verwandtschaft, sondern in der Nachbarschaft und hier vorzugsweise an neutralen Orten wie den *alehouses* (Wirtshäuser). Kredit, finanzielle Unterstützung in Krisenzeiten und Trost waren – wenn überhaupt – aus diesem Netzwerk zu erwarten.«<sup>184</sup>

Doch auch unter den Vertretern des Adels gab es Bewegung. Während der jeweilige Adelstitel auf dem Kontinent innerhalb der Familien an die Nachkommen weitervererbt wurde, war dies in England nicht der Fall. Hier wurde nach dem im *common law* verankerten Prinzip der Primogenitur nur dem ersten männlichen Nachkommen das Recht zugestanden, im Erbfall den Adelstitel – »*in their own right*« – weiterzuführen. Gleichermäßen wichtig war jedoch, dass nicht nur der jeweilige Titel, sondern auch das materielle Erbe exklusiv weitergegeben wurde. Dies bedeutet, dass im Todesfall der gesamte Besitz in der Regel an den ältesten Sohn vermachte wurde, während die übrigen Nachkommen unberücksichtigt blieben. Die Absicht dieser bis auf Wilhelm dem Eroberer zurückreichenden Erbfolgeregelung bestand darin, die Anzahl der Adligen zu begrenzen und damit die Besonderheit der Adelsprädikate sichern. Der Kreis der unmittelbaren Gefolgsleute des Königs blieb auf diese Weise überschaubar, wodurch die Loyalität gegenüber der Krone besser kontrollierbar erschien. Zudem blieb durch diese Regelung das jeweilige Grundeigentum des Adels in Größe und Ausmaß weitgehend erhalten, da Land- und Grundbesitz nicht mehr aufgeteilt werden mussten und größere Erbstreitigkeiten vermieden wurden. Den vom Adelserbe ausgeschlossenen Familienmitgliedern wurde üblicherweise eine kleine Unterhaltssicherung (*sustentation*) gewährt, die jedoch mit einem spürbaren sozialen Abstieg einherging. Vor allem die erblosen Nachkommen aus der Klasse des niederen Adels und der kleineren Landeigentümer waren

183 Das im Jahr 1351 erlassene *statute of labourers* legte einen Höchstlohn für Arbeiter fest und kündigte harte Strafen für jene Männer und Frauen an, die arbeitsfähig waren, jedoch untätig blieben. Vgl. dazu Cohn 2007.

184 Eisenberg 2009, S. 43–44 (Hervorhebung im Original).

hiervon betroffen, da die finanziellen Zuwendungen in der Regel nicht ausreichten, um den bisherigen Lebensstandard zu sichern:

»Längerfristig gesehen, bildeten die ›zweiten Söhne‹ vermögender Familien für die englische Gesellschaft ein Reservoir gut erzogener junger Leute, die sich für Führungspositionen in Armee und Flotte, für den Klerus sowie für kaufmännische und Freie Berufe eigneten. Doch im Mittelalter eröffneten sich solche Chancen erst in begrenztem Maße. Viele der ›Enterbten‹ lebten daher nach ritterlichen Idealen und frönten der Minne oder zogen in Banden durchs Land.«<sup>185</sup>

Richtet man den Blick nunmehr auf die frühen *game contests* und *sporting pastimes*, so geben diese einige Momente der vormodernen englischen Markgesellschaft und ihrer hier umrissenen Sozialstruktur wieder. Da originäre Aufzeichnungen über volkstümliche Praktiken dieser frühen Phase der Entwicklung sportlicher Aktivitäten weitgehend fehlen – bis weit ins 16. Jahrhundert hinein waren die meisten Bauern und Arbeiter auf dem Land nicht in der Lage zu lesen oder mit eigenem Namen zu unterschreiben<sup>186</sup> – und bildliche Überlieferungen in der Regel teuer und daher nicht allgemein zugänglich waren, ist das verfügbare Quellenmaterial insgesamt beschränkt beziehungsweise durch den Blick der gebildeten Schichten bestimmt. Minnesänger und höfische Dichter, welche die Spiele und Kämpfe ritterlicher Vorfahren besangen, präsentierten ihre Künste einem ausgewählten Publikum, so dass aus diesen Quellen keine getreue Wiedergabe des gemeinen »Sports und Zeitvertreibs«<sup>187</sup> zu erwarten war. In den wenigen Aufzeichnungen der Höfe, Klöster und Stadtschreiber finden sich zwar vereinzelt Hinweise über populäre Volksvergnügungen und »Wettkämpfe zwischen bestimmten Bevölkerungsgruppen«<sup>188</sup>, jedoch handelt es sich hierbei häufig um einseitige Darstellungen zum Zwecke der Verfügung einschlägiger Verbote.<sup>189</sup> Vorurteilsfreie beziehungsweise unparteiische Beschreibungen früher volkstümlicher *sports and pastimes* bleiben daher zufällig und beschränken sich auf einzeln verstreute und nur behutsam zu rekonstruierende Hinweise.

Etwas anders stellt sich die Situation für die höheren gesellschaftlichen Schichten dar. Ähnlich wie auf dem europäischen Kontinent, berichten Augenzeugen und Teilnehmer etwa über höfische Veranstaltungen und

185 Ebda., S. 43.

186 Vgl. dazu Cressey 1993, S. 305.

187 Vgl. Strutt 1801.

188 Elias 2003 b, S. 322.

189 Angesichts der mit diesen Aufzeichnungen verfolgten Absichten hebt Norbert Elias hervor, dass die von entsprechenden Verböten im mittelalterlichen England direkt Betroffenen sich regelmäßig hierüber hinwegzusetzen pflegten. Vgl. ebda., S. 321.

mittelalterliche Turniere, die in England als *agonistic spectacles* auf eine lange Tradition der Demonstration kriegerischer Fähigkeiten zurückblickten.<sup>190</sup> Disziplinen wie das Lanzenstechen, Schwertkämpfe, Speerwürfe, Scheingefechte und Geschicklichkeitsübungen waren äußerst populär; sie unterschieden sich jedoch kaum von den ritterlichen Wettkämpfen in anderen Ländern:

»Tournaments relived the boredom of peacetime existence and served as a military school for the training of novices and the practice of knights. In later days, with the increasing importance of infantry, archery, and gunnery, the tournaments lost their military significance and became occasions for the lavish display of feudal pageantry.«<sup>191</sup>

Nachdem die militärische Bedeutung der Ritter – spätestens durch die Verwendung von Schießpulver und Feuerwaffen im 14. Jahrhundert – zurückging und das Feudalrecht durch stetig wachsende Markt- und Handelstätigkeiten nach und nach unterhöhlt wurde, entstand in den Städten eine *new class of burghers*, die sich in Gilden, Bruderschaften und Zünften zusammenschlossen, um ihre berufsständischen und sozialen Interessen besser durchsetzen zu können. Die Ausbildung bezog sich zuvörderst auf handwerkliche Standards und religiöse beziehungsweise soziale Pflichten, die geeignet waren, Treue und Zuverlässigkeit gegenüber der eigenen Organisation und ihren Mitgliedern zu stärken. Sportliche Spiele und Wettbewerbe innerhalb und zwischen diesen Interessenverbänden stärkten den sozialen Zusammenhalt und waren geeignet, schwelende Konflikte in sozial gebilligter Form auszutragen. Einige wohlhabende Städter (*landed gentry*) unterstützten diese Aktivitäten folglich als Mittel zur Stärkung und Kontrolle sozialer Beziehungen. Darüber hinaus boten *games and dance* nicht zuletzt eine willkommene Abwechslung zur alltäglichen Arbeit: »The peasants and guildsmen were zealous sportsmen: ribald humor, drinking, and violence were often part of their games. They did not govern their sports by many rules and regulations.«<sup>192</sup>

Die Anlässe für entsprechende Aktivitäten waren vielfältig. Kirchliche Fest- und Feiertage, Handelsmessen und Pferdemarkte, Zunftfeiern und Gildentage – diese Liste ließe sich leicht durch weitere lokale und

190 Zur Blüte des mittelalterlichen Turnierwesens bis zum Bruch in den durch den Dreißigjährigen Krieg besonders betroffenen Ländern siehe weiter oben Anm. 188 in Kap. 12 (Bd. 1). In Anlehnung an die antiken *septem artes liberales* (Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie) zählten zu den ritterlichen Behendigkeiten das Reiten, Turnieren, Fechten, Tanzen, Ringen, Schwimmen und – nicht zuletzt – das Hofieren.

191 Van Dalen/Bennett 1971, S. 102–103.

192 Ebd., S. 109.

überregionale Ereignisse im Jahreskalender ergänzen, die zudem durch spontane Zusammenkünfte ergänzt wurden, bei denen sportliche Ablenkungen, Spiele und Tänze ebenfalls eine wichtige Rolle spielten. In der im 12. Jahrhundert verfassten *Description of the City of London* benennt der Autor William Fitz-Stephen einige Beispiele für unterschiedliche sportliche Freizeitbeschäftigungen, die zu jener Zeit sehr beliebt waren. Aufgeführt werden unter anderem: *cock- and boarfighting, bull- and bearbaiting, play the foot-ball, riding on horseback, fight battles on the water, leaping, dancing, shooting, wrestling, casting the stone and practicing the shields, play upon the ice, run together with poles and hitting one the other*.<sup>193</sup> Der Autor vergisst in diesem Zusammenhang nicht darauf hinzuweisen, dass bei diesen Spielen und Kämpfen sehr häufig Knochenbrüche und andere schwere Verletzungen zu beklagen waren; jedoch wird dies sogleich mit dem Hinweis abgemildert, »that in future time it may acquit itself boldly and valiantly in real engagements, it will run these hazards in sham ones«<sup>194</sup>.

Anders als die höfischen Feste und mittelalterlichen Turniere, die den Traum vom heroischen Leben zu bewahren suchten, der jedoch immer mehr zur leeren Form und hohlen Konvention erstarrte, nachdem der Einfluss des Rittertums zurückgegangen war, führte das Anwachsen der Städte und der damit einhergehende allmähliche Aufstieg des Bürgertums zu neuen sozialen Aktivitäten und Ablenkungen. Aus heutiger Sicht mögen die Tierhatzen (*blood sports*), Kampfhandlungen (*fight battles*) und Volksspiele (*ball games*) rüde, wild und gewalttätig erscheinen. »Für unsere Vorväter jedoch war dies, gemäß einer anderen Stufe des Zivilisationsprozesses, völlig unproblematisch, ja ein höchst erfreuliches Erlebnis.«<sup>195</sup> Auffällig ist, dass die Stadt- und Landbevölkerung einzelne Elemente des mittelalterlichen Turnierwesens aufgriff und nachahmte. Im Rahmen so genannter *after tournaments* standen sich Bürger, Land- und Lohnarbeiter gegenüber und maßen sich im Ringen, Reiten oder Fechten, um es den »edlen Herren« gleichzutun.<sup>196</sup> Es liegt nahe, dass der Übergang zur Verhöhnung adliger Tugenden und ritterlicher Ideale von hier aus einfach war, indem der *knighly splendor* vom einfachen Volk als Burleske aufgeführt wurde. Dass die Uminterpretation vornehmer Stilformen und Verhaltensweisen nicht nur mangels Möglichkeiten groteske Züge annahm, sondern durchaus beabsichtigt war, darf zumindest vermutet werden. Sofern nämlich die edlen Tugenden (*chivalry*) ihre

193 Vgl. zu dieser Auflistung die Ausführungen von Fitz-Stephen 1772, S. 45–50.

194 Ebda., S. 52.

195 So die Einschätzung von Elias 2003 b, S. 322.

196 Vgl. van Dalen/Bennett 1971, S. 112. Da Pferde und noble Waffen selten zur Verfügung standen, ritt man bisweilen auf Eseln und benutzte einfache Knüppel sowie Holzspieße als Schwerter oder Lanzen.

gesellschaftlichen Funktionen eingebüßt hatten, entstand eine Leerstelle, die mit neuen sozialen Wünschen und Vorlieben besetzt werden konnte. Und da die volkstümliche Maskerade ritterlicher Ideale nur grobschlächtig und komisch ausfallen konnte, ließ sich diese Not zur Tugend machen, indem anstelle galanter Umgangsformen ihr genaues Gegenteil herausgestellt wurde. »They (the folk cultures; F.B.) celebrated a transgressive hedonism focused on the heterogeneity of human bodies, bodily over mental pleasures, and ritualized inversions of power.«<sup>197</sup>

Berücksichtigt man zudem, dass die Menschen in den mittelalterlichen Gesellschaften Europas »viel stärkeren Gefühlsschwankungen ausgesetzt waren«<sup>198</sup>, so spricht einiges dafür anzunehmen, dass die karnevalesken Züge der frühen *folk games* und *sporting pastimes* typische Merkmale der *unruly crowds* zum Ausdruck brachten, die hierdurch etwas Ablenkung von den strapaziösen Routinen der Alltagswelt fanden. Die zahlreichen Verbote volkstümlicher Spiele und Wettkämpfe, von denen zuvor die Rede war, verweisen auf ein spielerisch-subversives Moment, das allerdings nur symbolisch gegen die alte Herrschaft gerichtet war. Schließlich musste niemand direkt attackiert werden, da die ritterliche Vormachtstellung bereits überwunden war und Ordensregeln der Ehre, Treue und Tapferkeit als gesellschaftliche Leitvorstellungen nahezu ausgedient hatten. Zwar gab es noch im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ernsthafte Versuche, die »höhere Lebensform« des Rittertums zu retten, jedoch besann man sich bereits darauf, den »Kreis der Edlen« zu erweitern und auch nichtadlige Stände einzubeziehen.<sup>199</sup> Für die *folk games* und *game contests* bedeutete dies, dass einzelne Vertreter der *gentry* und der *landed gentry* die Obhut für verschiedene Volksfeste übernahmen, um dadurch das Getümmel der *sports*, *battles* und *games* einfacher kontrollieren und den Abstand zum einfachen Volk zumindest vorübergehend verringern zu können. Auf diese Weise war es möglich, Volksnähe und Verbundenheit zu demonstrieren, ohne den eigenen Status zu riskieren.

Blickt man auf die *folks* und *crowds*, die den *agonistic spectacles*, *blood sports* und *ball games* frönten, so überwog hier das Interesse an spielerischer Ablenkung und sozialem Austausch. Zwar gab es vereinzelt bereits Teilnehmer, die sich eigens auf einen Kräftevergleich oder

197 Gruneau 2017, S. 67. Der Autor bezieht sich dort auf den »carnival spirit in pre-modern Europe«. Ebda.

198 So die Einschätzung von Elias 2003 b, S. 323. An gleicher Stelle führt der Autor aus: »Die Stabilität der internalisierten Gebote war gering, die Schwankung der Affekte, die Wärme und Spontaneität emotionaler Äußerungen in beiden Richtungen größer: man war herzlicher und gewalttätiger.« Ebda.

199 Huizinga 2006, S. 114. Der Autor weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass »auch die großen Ritterorden der Kreuzzüge sich schon die Beteiligung Nichtadliger zunutze gemacht« hätten. Ebda.

Boxkampf vorbereiteten, und es wurden auch bereits stattliche Summen auf den Ausgang eines Spiels oder Kampfes gesetzt – allerdings waren die »gaming and sporting practices« zu dieser Zeit »more socially oriented than competitive«<sup>200</sup>. Wie weiter oben gesehen, führte die hohe geographische Mobilität in England aufseiten der Landarbeiter, des Gesindes, der kleinen Pächter und Grundbesitzer zu häufig wechselnden Sozialbeziehungen beziehungsweise – wo dies möglich war – zur Bildung transienter Gemeinschaften (*community networks*).<sup>201</sup> Letztere ließen sich anlässlich wiederkehrender *sporting games and pastimes* sicherlich leichter und dauerhafter begründen als wenn ein einzelner bei der erzwungenen Arbeitssuche in unbekanntenen Regionen oder Städten auf sich selbst gestellt geblieben wäre. In den *face to face contests* kam man sich buchstäblich näher, so dass nicht nur die starken Gefühlsschwankungen eine sozial akzeptierte Ausdrucksmöglichkeit fanden, sondern darüber hinaus soziale Verbindungen in überlebenswichtigen Gemeinschaften angebahnt werden konnten. Allerdings darf man diese Zweckbündnisse nicht mit organischen Ordnungen oder traditionellen Gemeinschaften – im Sinne von Ferdinand Tönnies<sup>202</sup> – verwechseln: »Es war vielmehr so, dass die Sozialbeziehungen in englischen *communities* schon in dieser Zeit von der ›Gesellschaft‹ geprägt wurden und in diesem Sinn außerordentlich modern waren.«<sup>203</sup> Angesichts der früh ausgebildeten Marktstrukturen im mittelalterlichen England waren Selbständigkeitsbestrebungen – trotz weiterhin bestehenden Abhängigkeiten und feudalen Pflichten – vergleichsweise stark ausgeprägt. Christiane Eisenberg spricht in diesem Zusammenhang sogar von einer »Gesellschaft mobiler Individuen«<sup>204</sup>. Doch unabhängig davon, ob der Begriff des Individuums für diese Periode bereits angemessen ist oder noch zu früh erscheint, bleibt festzuhalten, dass die Menschen aufeinander angewiesen blieben und sich gegenseitig unterstützten mussten, etwa wenn sie in Not gerieten und nicht auf verwandtschaftliche Hilfe zurückgreifen konnten. Da die eigenen Familienmitglieder häufig weit entfernt lebten, bedurfte es anderer Sicherungssysteme, die an ihre Stelle traten. Außer den relativ stabilen Nachbarschaften, die auch Ortsfremden und Zugezogenen in aller Regel beistanden, wurden »immer öfter auch Städte, Dorfgemeinden und Kirchensprengel zur Unterstützung herangezogen«<sup>205</sup>. Jedoch waren

200 Vgl. zu dieser Einschätzung Gruneau 2017, S. 62.

201 Siehe dazu weiter oben Anm. 184.

202 Zur »Theorie der Gemeinschaft« vgl. die 1887 erstmals aufgelegte Schrift von Tönnies 1979, S. 7–33.

203 Eisenberg 2009, S. 44 (Hervorhebung im Original).

204 Ebda., S. 45.

205 Vgl. ebda. Auf diese Weise wurde, so Eisenberg, die Armenfürsorge in England, »so defizitär sie im einzelnen auch blieb«, bereits sehr viel früher etabliert als in den anderen Ländern Europas. Ebda.

es nicht nur Notsituationen und Abhängigkeiten, die die Menschen aufeinander verwiesen. Ähnlich wie Vertreter des Adels durch die Privilegien der *traditional aristocratic pastimes* – insbesondere der Jagd, des Reitens und des Fischens – ihrem Stand gemäß vergesellschaftet wurden, ließen sich über *folk games* und *sporting pastimes* auch die sozial heimatlosen Schichtmitglieder in *community networks* einbeziehen. Vor dem Hintergrund, dass diese Netzwerke »auf Gegenseitigkeit«<sup>206</sup> beruhten und nicht selten entsprechende Kontrollen und Konflikte auslösten, boten *physical games* und *contests* eine gute Gelegenheit, auch die wachsende Gruppe freier Pächter und Handwerker sowie umherziehender Land- und Lohnarbeiter zu adressieren. Mit den bereits für den Markt produzierenden Landeigentümern und Grundbesitzern sowie den mitunter zu gewissem Wohlstand gekommenen freien Städtern entstand schließlich ein immer dichteres »Geflecht der Angewiesenheit von Menschen aufeinander«<sup>207</sup>, die nicht nur durch ökonomische Zwänge, sondern ebenso durch spezifische soziale Praktiken miteinander verbunden waren.

### *Useful Recreations*

Hieran änderte sich zunächst wenig. Neu war allerdings die wachsende Aufmerksamkeit für die *sporting pastimes* als Darstellungsobjekte in der englischen Kunst. Dies ist als Indiz dafür zu werten, dass die dargestellten Praktiken inzwischen als so wichtig angesehen wurden, dass sie künstlerisch verarbeitet und einem interessierten Publikum angeboten werden konnten. Darstellungen etwa des vor Zuschauern Tennis spielenden Prinzen James<sup>208</sup> oder Illustrationen königlicher Jagdszenen<sup>209</sup> lassen darauf schließen, dass entsprechende Praktiken hohe Anerkennung fanden und öffentlich präsentabel waren. Dies galt jedoch nicht nur für die *royal* und *aristocratic pastimes*. Seit dem ausgehenden Mittelalter

- 206 Um Teil eines Netzwerks zu werden, musste man »zuvor ›investiert‹ haben, etwa durch Beteiligung an der Armenpflege oder an der Vorbereitung eines Festes«. Eisenberg 2009, S. 44.
- 207 Norbert Elias spricht in diesem Zusammenhang von »Interdependenzen«. Sie seien zugleich »das Kernstück dessen, was hier als Figuration bezeichnet wird, als Figuration aufeinander ausgerichteter, voneinander abhängiger Menschen. Vgl. Elias 1997, S. 70. Wie das Beispiel der frühen *folk games* und *sporting pastimes* zeigt, wäre es verkürzt, würde man diese sozialen Interdependenzen auf ökonomische Abhängigkeiten reduzieren.
- 208 Vgl. Strutt 1801, S. 88 (Radierung von Matthias Merian mit dem Titel: *The High Borne Prince James Duke of Yorke*, vermutlich zwischen 1640–1650).
- 209 Ebda., S. 18 (Holzschnitt ohne Angabe des Künstlers, abgebildet in *Tuberville's Booke of Hunting* aus dem Jahr 1576, Tuberville 1908, S. 90)

finden sich vermehrt künstlerische Darstellungen sportlicher Aktivitäten auch nichtadliger Personen. Gezeigt wurden beispielsweise Männer und Frauen beim Bogenschießen, die offensichtlich »fond of this amusement«<sup>210</sup> waren. Ergänzt wurden diese Zeichnungen durch Abbildungen so genannter *ordinary people*, die sich im Ringen übten, Ball spielten sowie Vorformen von Hockey, Golf und Cricket praktizierten.<sup>211</sup> Auch wenn der künstlerische Wert dieser Darstellungen gegenüber den späteren druckgrafischen Werken geringer einzuschätzen ist, ist dies eher den Veränderungen der Herstellungstechniken<sup>212</sup> als den wiedergegebenen Personen und Inhalten geschuldet. *Sporting subjects* wurden im Übergang zur Frühen Neuzeit insgesamt stärker zu einem Gegenstand der englischen Kunst – und zwar unabhängig davon, welche Bevölkerungsschichten sich mit welcher Art von Zeitvertreib vergnügten. Von dem allgemein gewachsenen Interesse am Sport zeugen nicht zuletzt auch die Kommentare zu den bildlichen Darstellungen, die beispielsweise Auskunft darüber geben, wie ein Schläger beim Ballspiel zu halten war, welche Techniken beim Ringen angewendet wurden oder welche Hunderrasse für die Jagd auf Rotwild besonders geeignet erschien. Den Tennis spielenden Prinzen und späteren König James II. musste man dem Publikum nicht näher vorstellen, da das künstlerische Sujet und ihre Symbolik allgemein verständlich waren. Wurden jedoch neuartige Sportpraktiken, Techniken und Gerätschaften präsentiert, so entstand Erklärungsbedarf, der durch bildliche Darstellungen einschließlich erläuternder oder erbaulicher Texte erfüllt wurde.<sup>213</sup>

Doch wie kam es dazu, dass den *sporting pastimes* und *pleasures* vor allem in England eine zwar langsame, jedoch stetig wachsende Aufmerksamkeit zuteilwurde? Ein wichtiger Grund ist sicherlich darin zu sehen, dass in England vergleichsweise wenig natürliche und kriegerische Katastrophen zu bewältigen waren. Aufgrund seiner Insellage blieben Epidemien und Seuchen überschaubar und die Bevölkerung musste insgesamt weniger kriegerische Handlungen im eigenen Land ertragen als die Menschen auf dem europäischen Kontinent. Ab Mitte des sechzehnten

210 Vgl. Strutt 1801, S. 40.

211 Vgl. ebda. die entsprechenden Abbildungen auf S. 72 (*wrestling*), S. 80 (*games with ball*), S. 98 (*various games*) sowie S. 100 (*bat and ball games*).

212 Frühe Meister der Radierung, wie der zuvor in Anm. 208 angesprochene Matthias Merian, konnten ihren Stil nicht zuletzt aufgrund verbesserter Drucktechniken und Papiermaterialien ausprägen und verfeinern.

213 Zur literarischen Verarbeitung früher *sporting pastimes* vgl. die Zusammenstellung entsprechender Texte und Gedichte von Peek 1896. Einen umfassenden Bestand einschlägiger Quellen zur historischen Entwicklung wichtiger Sportpraktiken und Freizeitbeschäftigungen bietet die *Badminton Library of Sports and Pastimes*, die 1885 von Henry Somerset gegründet wurde.

Jahrhunderts wuchs die Bevölkerung kontinuierlich, ohne dass hierdurch größere Versorgungsnöte eintraten. Die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion hatte sogar zur Folge, »dass England trotz der gestiegenen Binnennachfrage um 1650 zum Agrarexportland avancierte«<sup>214</sup>. Ein weiterer Impulsgeber für die Ausweitung der Marktgesellschaft in England war die Verstädterung. »Um 1700 hatte London mit etwa 575000 Einwohnern Paris überholt und war zur größten Stadt Europas angewachsen.«<sup>215</sup> Die allgemeine Stadtentwicklung hatte unter anderem zur Folge, dass der Handel zwischen Stadt und Land intensiviert wurde. Es entstanden neue Berufe (*tradesmen*, *shopkeeper*), Verkehrswege (*country roads*, *waterways*), Vertriebsarten (*wholesale*, *retail trade*) und Distributionsformen (*shops*, *stores*). Am Beispiel der sogenannten *middlemen* zeigt Christiane Eisenberg auf, wie diese den »Austausch zwischen Stadt und Land organisierten« und dabei in unterschiedlichen Funktionen – »als Händler und Zwischenhändler, Agenten und Handelsvertreter, Kommissionäre und Lageristen, Geldverleiher, Bankiers und Rechtsbeistand, Verkäufer, Fuhrleute und Packträger, Höker und Marktschreier« – tätig waren.<sup>216</sup> Folgt man der Autorin, so begünstigten mit Beginn der Frühen Neuzeit vor allem das Wachstum der Bevölkerung, die Verbesserungen der Landwirtschaft sowie die allgemeine Zunahme der Stadtbevölkerung die beständige Weiterentwicklung der englischen Marktgesellschaft.

Die Entwicklung der *sports* musste allerdings zunächst noch einige Rückschläge verkraften. Insbesondere die protestantischen Reformer übten Kritik an den *pleasures and pastimes*. Der Protest richtete sich vor allem gegen die Ausübung volkstümlicher Spiele und Vergnügungen am Sonntag. Die sittenstrenge Gruppe der Puritaner<sup>217</sup>, die sich von der Anglikanischen Staatskirche ebenso wie vom Katholizismus abwandte, um die Kirche zu erneuern, tat sich in diesem Zusammenhang besonders hervor. Da sportlichen Ablenkungen in der Regel nur an arbeitsfreien Sonn- und Feiertagen nachgegangen werden konnte, dies jedoch nach Auffassung der Puritaner dem religiösen Gebot widersprach, an diesen Tagen allein Gott zu ehren und jede diesem Zweck fremde körperliche oder geistige Tätigkeit zu unterlassen, wurden schon bald entsprechende Sonntagsgesetze erlassen. Die damit verbundenen Einschränkungen wurden auch von der Anglikanischen Kirche begrüßt, obschon im politischen Alltag eher mit Augenmaß gehandhabt, sofern beispielsweise die wehrfähigen Männer hiervon ausgenommen blieben und sogar aufgefordert wurden,

214 Eisenberg 2009, S. 50.

215 Ebda., S. 48. Dort finden sich zusätzliche Angaben zur Bevölkerungsentwicklung weiterer Städte in England.

216 Vgl. ebda., S. 54.

217 Neben kleineren Abspaltungen zählten zur Richtung des Puritanismus in England auch die so genannten Seeker beziehungsweise Quäker, die Baptisten und Kongregationalisten sowie die Presbyterianer.

sich an den heiligen Tagen »in der Kunst des Bogenschießens zu üben und ihre Verteidigungsbereitschaft zu überprüfen«. <sup>218</sup> Dies widersprach jedoch den Grundsätzen des Puritanismus, weshalb vor allem Nicolas Bownde, ein führender Vertreter der puritanischen Bewegung, strikt darauf beharrte, körperliche Übungen und Ablenkungen am *Lord's Day* ausnahmslos zu verbieten. Hierzu zählte der gestrenge Sittenwächter insbesondere das Verbot des Tanzens und des Singens. Unter Verweis auf einschlägige Bibelstellen wurden grundsätzlich all jene geselligen und erbaulichen Aktivitäten untersagt, die nicht unmittelbar Gott gewidmet waren. Hiervon ausgenommen blieben nur unerlässliche Tätigkeiten, wie die Zubereitung und Aufnahme von Nahrung, die Versorgung des Viehs oder die Betätigung der Kirchenglocken zur Einberufung des Gottesdienstes. Auffällig ist in diesem Zusammenhang, dass alle nicht notwendigen Tätigkeiten – und damit auch alle Spiele, Wettkämpfe sowie Übungen zur Stärkung der Verteidigungsbereitschaft –, als Arbeit (*labour*) klassifiziert wurden, die nach puritanischer Auffassung an Sonn- und Feiertagen nicht ausgeübt werden durfte. Diese drastische Forderung stand den Gepflogenheiten im frühneuzeitlichen England entgegen, wo der sonntägliche Besuch des Gottesdienstes in weiten Kreisen der Bevölkerung zwar üblich war, die übrige Zeit des einzigen arbeitsfreien Tages der Woche jedoch zur freien Gestaltung genutzt wurde. Dabei vergnügte man sich etwa beim Tanzen und Musizieren, mit Glücks- und Wettspielen <sup>219</sup> sowie mit anderen geselligen Aktivitäten und Ablenkungen. <sup>220</sup> Die Forderungen der Puritaner erzeugten daher bei vielen Zeitgenossen großes Befremden. Dort, wo es einzelnen Vertretern dieser Glaubensrichtung gelang, auf lokaler Ebene politisch Einfluss zu nehmen, wurden zwar Sonntagsverordnungen durchgesetzt, Alkoholverbote ausgesprochen, das Fluchen unter Strafe gestellt sowie Theater und andere Vergnügsstätten geschlossen. Allerdings gelang es den Puritanern nicht, eine große Mehrheit dazu zu bewegen, den willkommenen Ablenkungen vom Alltag dauerhaft zu entsagen, um auf englischem Boden ein »Neues Jerusalem« zu errichten.

Immerhin veranlassten die Mahnungen der Puritaner zur Einhaltung des Sonntagsgebots den englischen König James I., eine *Declaration of*

218 Schneider 1968, S. 107.

219 Neben dem volkstümlichen Fußballspiel zählten hierzu auch unterschiedliche Handball- und Kegelspiele, Laufwettbewerbe, Zweikämpfe mit und ohne Waffen sowie die so genannten Tierspiele, die in der Regel blutig endeten und häufig zahlreiche Zuschauer anlockten. Zu weiteren Beispielen siehe weiter oben Anm. 211.

220 Beliebte waren ritualisierte Bierspiele (*ales*), bei denen es darum ging, möglichst große Mengen in möglichst kurzer Zeit zu trinken. Bei diesen Trinkgelagen waren Wetteinsätze und Streitereien keine Seltenheit. Die hierbei erzielten Einnahmen wurden in der Regel für karitative oder andere öffentliche Zwecke verwendet.

*Sports*<sup>221</sup> zu verfassen, um eine Lösung im Konflikt zwischen strenggläubigen Moralisten und führenden Vertretern des – zumeist römisch-katholischen – Landadels herbeizuführen. Ausdrücklich verboten wurden blutige Tierkämpfe – und hier vor allem das *bear-* und *bull-baiting*. Dies geschah jedoch nicht, weil die *blood sports* als besonders grausam galten, sondern namentlich deshalb, weil die Zuschauer hierbei regelmäßig in Aufruhr gerieten und nicht selten größere Geldeinsätze verspielten. Ähnliches gilt für das ebenfalls verbotene Kegelspiel (*bowling*), das weniger durch die eher harmlose Art seiner Ausführung als vielmehr durch seine unliebsamen Begleiterscheinungen in Verruf geraten war. Es wird berichtet, dass einzelne Vertreter der Adelsschicht über mehrere Generationen hinweg diesem Spiel mit großem Eifer nachgingen. Bestimmten Adelsgeschlechtern wurde – nicht nur von missgünstigen – Standesgenossen ein Hang zu Tragödien aufgrund von Spielsüchten nachgesagt, mit ernststen Folgen für die hiervon Betroffenen, »that had made gambling, drinking and swindling its ordinary accompaniments to say nothing of quarreling and murder«<sup>222</sup>. Auswüchsen dieser Art versuchte die *Declaration* vorzubeugen, ohne dabei jedoch dem pädagogischen Eifer und der moralischen Strenge der Puritaner nachzugeben. So genannte *harmless and useful recreations*, die die öffentliche Ordnung nicht gefährdeten und dazu beitrugen, den Zusammenhalt zwischen den Menschen zu fördern, blieben ausdrücklich erlaubt. Die einzige Bedingung zur Ausübung und Teilnahme war, dass man am selben Tag den Gottesdienst besucht haben musste. Mit dem *Book of Sports* sollten gleichermaßen soziale Auswüchse eingedämmt und soziale Wohltaten gefördert werden. Der verfügte Umgang mit den *sporting pastimes* sowie den puritanischen Forderungen zum *Lord's Day* waren kein standesgemäßes oder religiöses Bekenntnis, sondern vor allem ein politisches Ordnungsinstrument. Es ist mehr als eine Randnotiz der Geschichte, dass die erweiterte Fassung der *Declaration* im Zuge des englischen Bürgerkriegs auf Betreiben der puritanischen Parlamentsmitglieder 1643 öffentlich verbrannt wurde. Gleichwohl wurde hierdurch die weitere Entwicklung der *lawful sports* kaum beeinträchtigt.

James I. sah sich selbst, trotz seiner Beschwichtigungspolitik gegenüber puritanischen Eiferern, sogar als Freund und Förderer der *sporting pastimes*. Während seiner Regierung war unter anderem »ein starker Aufschwung des englischen Turfs zu verzeichnen«<sup>223</sup>. Fanden einzelne

221 Diese 1617 verfasste Erklärung, die auch als *Book of Sports* in die Geschichtsschreibung einging, war zunächst für Grafschaft Lancashire und bereits ein Jahr später für ganz England maßgeblich. Siehe dazu Tait 1917 sowie weiter oben Anm. 258 in Teil II (Bd. 1). Charles I. ergänzte die Ausführungen und veröffentlichte sie im Jahr 1633 in erweiterter Form.

222 So die Einschätzung von Govett 1890, S. 88.

223 Vgl. dazu Kloeren 1985, S. 147.

Pferderennen (*hunting matches*) zuvor noch unorganisiert und unregelmäßig statt, wurde bereits 1618 der Beschluss gefasst, feste Turfwettbewerbe an eigens dafür herzurichtenden Rennplätzen stattfinden zu lassen:

»Das Programm eines Renntages umfasste jeweils ein Hauptrennen, bestritten von den besten Pferden, die sich in Zwischenrennen dafür zu qualifizieren hatten. (...) Daneben gab es eine Anzahl von kleineren Rennen, die vorwiegend von Nachwuchspferden gelaufen wurden. Zur Auffüllung der Zeitlücken dienten Läuferrennen, Ring- und Boxkämpfe.«<sup>224</sup>

Auffällig an dieser Beschreibung ist die Unterteilung des Renntags in unterschiedliche Konkurrenzen. Hierin zeigt sich bereits ein Moment, das für den sich erst später herausbildenden modernen Sport kennzeichnend sein wird: Neben der Festlegung eines Rennkalenders sowie der Bereitstellung geeigneter Anlagen, dient die Unterscheidung unterschiedlicher Leistungsklassen dazu, die Wettbewerbe unter möglichst gleichen Bedingungen und damit besser kalkulierbaren Risiken für das Wettpublikum stattfinden zu lassen. In dieses Bild passt, dass die Pferde bereits einem »regelmäßigen Vortraining«<sup>225</sup> ausgesetzt waren; analog dazu markierte die systematische Züchtung leichter und schneller Pferde den »Beginn eines scientific turf«<sup>226</sup>. Sogar der Schritt zur Professionalisierung ist im englischen Pferderennsport auffällig früh zu beobachten, nachdem sich der Adel in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vermehrt auf die Rolle des Rennstallbesitzers zurückzog und die Rennen selber von »Berufsjockeys«<sup>227</sup> bestreiten ließ. Anders als im modernen Sport ging es hierbei jedoch nicht um Höchstleistungen und Rekorde, sondern allein darum, Sieger und Verlierer zu ermitteln.<sup>228</sup>

- 224 Schneider 1968, S. 53. Die Tradition der zunächst nur sporadisch veranstalteten Renntage reicht bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts zurück. Vgl. dazu Kloeren 1985, S. 146.
- 225 Vgl. Kloeren 1985, S. 148.
- 226 Ebda., S. 153. Die Autorin weist darauf hin, dass diese Rennzüchtungen dem politischen Interesse an schweren Pferden, die für den Kriegsdienst geeignet waren, durchaus entgegenstanden. Vgl. ebda., S. 150.
- 227 Schneider 1968, S. 53. Auch für den Laufsport lassen sich ähnliche Entwicklungen – vom »laufenden Boten« über den »herrschaftlichen Läufer« bis hin zum »Kunstläufer« – aufzeigen, die in England »50 bis 100 Jahre früher« eingesetzt haben als auf dem europäischen Kontinent. Vgl. dazu Oettermann 1984, S. 119 sowie die bereits 1935 veröffentlichte Schrift von Schöffler 1986, S. 73–81.
- 228 Das Rekordstreben spielt freilich im Pferderennsport, anders als im Laufsport, bis heute keine Rolle. Insofern ist es verwunderlich, dass die 1935 veröffentlichten »kultursoziologischen Untersuchungen zum England des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts« von Maria Kloeren mit dem Titel »Sport und Rekord« überschrieben sind. Gleiches gilt für die von der Autorin ebenfalls herangezogenen Beispiele des Ringens, Fechtens

Parallel zu den Veränderungen der *sporting pastimes* entwickelt sich auch die englische Marktgesellschaft in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in auffälliger Weise. Verbesserungen der Agrarproduktion, die allmähliche Durchsetzung der Gewerbefreiheit, die Zunahme der Bevölkerung und die langsam wachsende Verstädterung, die Kolonialisierung und der Sklavenhandel – all diese Faktoren bewirkten, »dass in England im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts eine ›Konsumrevolution‹ vonstatten ging, welche nicht nur das Leben des Adels, der *gentry* und anderer wohlhabender Leute veränderte, sondern auch das von Landarbeitern, Dienstboten und Arbeitern«<sup>229</sup>. Die expansive Kolonial- und Handelspolitik vergrößerte den allgemeinen Wohlstand und sorgte dafür, dass immer mehr Menschen aktiv am Marktgeschehen teilnahmen. In Wohnhäusern und kleinen Werkstätten wurden fertige oder halbfertige Produkte hergestellt, die von Händlern (*merchants*) und Zwischenhändlern (*middlemen*) eingekauft und weiter vertrieben wurden.<sup>230</sup> In den Städten entstanden neue Vertriebsarten, wie »Ladengeschäfte und Second-Hand-Märkte«<sup>231</sup>, in denen die fertigen Waren angeboten und erworben werden konnten. Die großen Märkte vor Ort wurden damit zwar nicht überflüssig, bekamen jedoch spürbare Konkurrenz.

Die nachhaltige Erweiterung und Verdichtung der Marktgesellschaft sorgte zudem für neue Kommunikationsformen, da es nunmehr wichtig war, über ökonomische Entwicklungen, Angebote und Preise informiert zu sein, um als Produzent wie auch als Konsument angemessen agieren zu können. Für die Entscheidung, ein Stück Land zu pachten oder in die Stadt zu ziehen, um einem Gewerbe nachzugehen, war die Abwägung zwischen Chancen und Risiken keineswegs trivial. Dies gilt auch für die Beurteilung der Frage, ob ein Investment im sprunghaft wachsenden Fernhandel durch Aufnahme eines Großkredits Erfolg versprach oder nicht.<sup>232</sup> Die Städte wuchsen nicht nur, sondern es entstanden neue Infrastrukturen. Befestigte Straßen und Plätze, Hospitäler und Theater, Armenhäuser und Ladenzeilen, Bürgersteige und Beleuchtungen – das Leben in der Stadt wurde insgesamt einfacher und komfortabler. Für die *sporting pastimes* bedeutete dies, dass Veranstaltungen, die zuvor noch mit Verboten belegt und vorwiegend auf dem Land betrieben worden waren, vermehrt in die Städte verlegt wurden und dort nunmehr unter kommerziellen Rahmenbedingungen stattfanden. So kam es beispielsweise zu einer Wiederaufnahme der *blood sports*, für die eigens

und Boxens, die gerade nicht geeignet sind, »die geschichtliche Entwicklung des Rekordgedankens klarzustellen«. Kloeren 1985, S. 1.

229 So Eisenberg 2009, S. 65 (Hervorhebung im Original).

230 Zur »ländlichen Protoindustrie« vgl. ebda., S. 63–68.

231 Ebda. Zur Einführung des *window shopping* vgl. ebda.

232 Zu den organisatorischen Bedingungen und Auswirkungen der englischen »Finanzrevolution des 18. Jahrhunderts« vgl. ebda., S. 68–75.

besondere Austragungsorte (*cock pits* und *bear gardens*) geschaffen wurden, die über Eintrittsgeld und Wetteinsätze finanziert wurden. An diesen Orten wurde, wie vormalig auch, getrunken, geschrien, gerangelt und gewettet – allerdings war der Kontext bereits ein anderer, da nicht mehr soziale Einbettungen und Vergemeinschaftungen, sondern kommerzielle Interessen in den Vordergrund rückten. Die Verbindung von »*blood and money*« führte zu »*commercial spectacles*«<sup>233</sup>, die nicht wegen des damit verbundenen Profitinteresses, sondern allein wegen ihres Störungspotentials für die öffentliche Ordnung kritisiert wurden. Darin zumindest waren sich die bürgerlichen Aufklärer und die puritanischen Eiferer einig, auch wenn bei diesen die Gottlosigkeit und bei jenen die Unvernunft derartiger Veranstaltungen kritisiert wurde. Neu war, dass die verschiedenen Volksvergnügungen Erholung, Abwechslung und Spannung jenseits kirchlicher Bestimmungen und ständischer Zugehörigkeiten boten. In den Städten benötigte man nur geringe Geldmittel, um hieran teilnehmen zu können. Auf diese Weise bot sich vielen Stadtbewohnern die Gelegenheit, den Verlust gewachsener Sozialbeziehungen über kommerziell angebotene *sports and pastimes* auszugleichen.

Auf dem Land sorgten vor allem adlige Grundbesitzer dafür, dass die *sports* weiterhin Bestand hatten. Die örtlichen *squires* betätigten sich regelmäßig als Förderer und nahmen häufig selber an den Wettkämpfen teil. Dies ist bemerkenswert, da die Vertreter der *upper-* und der *lower-class* auf diese Weise zumindest zeitweilig zusammenrückten.<sup>234</sup> Volksnähe, Gemeinschaftssinn, Vertrauensbildung, Traditionspflege, Prestigegegewinn, Konfliktregelung, Kontrollmöglichkeit – es gab viele Gründe, die für eine Fortführung der *popular amusements* im ländlichen Raum sprachen. Diese Entwicklung wurde nach der Wiederherstellung der Monarchie in der Restaurationsphase zwischen 1660 und 1689 sogar noch verstärkt, da vor allem wohlhabend gewordene Städter (*landed gentry*) danach strebten, sich dem höheren Adel (*nobility*) anzunähern und dessen *leisured lifestyle* nachzuahmen. Hierzu zählte beispielsweise die Vorliebe für prächtige Landhäuser sowie die künstliche Nachbildung der Natur durch aufwändig gestaltete Anlagen und Gärten. Ein weiteres Element des aristokratischen Lebensstils, das anfangs insbesondere von der durch kolonialen Handel zu Wohlstand gekommenen *new aristocracy* auffällig zur Schau gestellt wurde, war das Wetten. Versuche, die »Wettsucht« auf ein »Charakteristikum der Engländer« zurückzuführen und mit deren »Neigung zu Kalkulation und zu abstraktem Denken«<sup>235</sup> zu erklären, erwiesen sich

233 Vgl. Gruneau 2017, S. 69 (ohne Hervorhebung im Original).

234 Die bürgerliche *middle class* war zu dieser Zeit noch nicht ausgebildet. Vgl. Eisenberg 1999, S. 25.

235 Vgl. zu diesen Einschätzungen »von Deutschen wie Franzosen« die entsprechenden Beispiele bei Kloeren 1985, S. 271–272.

schnell als untauglich. Gleichwohl war auffällig, dass Geldwetten in England vergleichsweise früh geschätzt waren und extensiv betrieben wurden. Nachdem bereits anlässlich der noch unorganisierten *hunting-maches* im 16. Jahrhundert zahlreiche Pferdebesitzer miteinander Wetten abschlossen, um die Konkurrenz und Spannung zu erhöhen, konnten mit Einführung organisierter Renntage auch die Zuschauer ihr Geld auf den Sieg eines Pferdes setzen. Bei den exklusiven Turfwettbewerben blieb der Adel zunächst noch unter sich. Dies änderte sich jedoch spätestens ab 1660 in der Restaurationsphase nach Beendigung der Puritanerherrschaft. Außer bei Pferderennen konnte man sein Geld nunmehr auch bei Läufer- oder Windhundrennen, bei Hahnenkämpfen, Fuchshatzen und selbst bei der Jagd auf Wildgänse einsetzen. Die Wetten beschränkten sich schließlich nicht auf sportliche Konkurrenzen und schlossen immer weitere Bevölkerungskreise ein. Die an sie geknüpfte Hoffnung bestand darin: *to get rich with little pains*; die weniger erfreuliche Alternative lautete jedoch: *to ruin life with little pleasure*.

Gegen häufig auftretende Wett auswüchse wurde schon bald ein so genannter »Act against deceitfull disorderly and excessive Gaming«<sup>236</sup> erlassen – jedoch änderte sich dadurch wenig. Knapp einhundert Jahre später scheint sich die Situation sogar noch zugespitzt zu haben. So stellt das wöchentlich erscheinende Magazin des *White's Club* in London, *The Connoisseur*, lapidar fest:

»The gentlemen who now frequent this place profess a kind of universal scepticism, and as they look on everything as dubious, put the issue upon a wager. There is nothing, however trivial or ridiculous, which is not capable of producing a bet.«<sup>237</sup>

Geschildert werden ungewöhnliche Wettanlässe, wie der voraussichtliche Tag der Geburt eines noch ungeborenen Kindes oder das erwartete Scheidungsdatum eines sich im Streit befindlichen Ehepaares. Als Steigerungsmöglichkeit wird vorgeschlagen: »betting one man against another, in plain English, wagering which of the two will live longest«<sup>238</sup>. Die Stilfrage derartiger Wettempfehlungen ist hier nicht Gegenstand der Betrachtung; es stellt sich jedoch die Frage, wie insbesondere außerökonomische Geschehnisse zu Wettanlässen wurden und damit einen symbolischen Wert erhielten, der in einen Geldwert übersetzt werden konnte. Mit anderen Worten bleibt zu klären, wie die *sports* und andere Ablenkungen als Auslöser für Wetten nach und nach in die Geldwirtschaft eingebunden und damit zu einem Konsumgut wurden.

Die klassischen Erklärungsansätze greifen hier zu kurz. Hatte Marx schon für das 16. Jahrhundert den Welthandel als Voraussetzung für die

236 Zu diesem Gesetz aus dem Jahr 1664 vgl. ebda., S. 270.

237 *The Connoisseur* vom 9. Mai 1754, hier zit. nach Sharpe 2005, S. 37–38.

238 Ebda., S. 37.

Warenzirkulation und damit für die »moderne Lebensgeschichte des Kapitals«<sup>239</sup> angesehen, die dadurch gekennzeichnet ist, dass nicht mehr nur Waren für Geld verkauft werden, um andere Waren (Gebrauchswerte) einkaufen zu können, sondern umgekehrt verfügbares Geld dazu benutzt wird, um durch den Handel mit Waren mehr Geld (Tauschwerte) zu erzielen, folgen Wetten nur zum Teil ökonomischen Regeln und Gesetzmäßigkeiten. Zwar geht es auch hier darum, Geld einzusetzen und dabei Risiken auf sich zu nehmen, um möglichst mehr Geld einzustreichen ( $G - G'$ ); jedoch tritt der Wettende hierbei nicht als Verkäufer, sondern als Spieler in Erscheinung.<sup>240</sup> Worum gewettet wird, ist nicht entscheidend. Wichtig ist vor allem, dass der Wettausgang offen ist, so dass ein gewisses Risiko besteht und sich der Einsatz lohnt.

Für die Wettleidenschaft des Adels war zudem ein weiteres Motiv maßgeblich, das in der klassischen ökonomischen Sichtweise nicht aufgeht. Zum *leisured lifestyle* gehörte insbesondere die sichtbare Investition in Luxus und Überfluss, um damit deutlich zu machen, dass man es sich leisten konnte, Geld *with little pains* zu verschwenden. Der Einsatz und Verbrauch finanzieller Ressourcen um des Auffallens willen, für den Thorstein Veblen später den Begriff *conspicuous consumption* geprägt hat<sup>241</sup>, war nicht nur ein geeignetes Mittel im Kampf um Status

239 Vgl. Marx 1975, S. 161. In dem dort überschriebenen Kapitel »Verwandlung von Geld in Kapital« zeigt der Autor auf, wie im Zuge der Ausbildung des Weltmarktes die Warenproduktion und -zirkulation auf eine neue Grundlage gestellt wurde. »In der Zirkulation  $W - G - W$  wird das Geld schließlich in Ware verwandelt, die als Gebrauchswert dient. Das Geld ist also definitiv ausgegeben. In der umgekehrten Form  $G - W - G$  gibt der Käufer dagegen Geld aus, um als Verkäufer Geld einzunehmen. (...) Die einfache Warenzirkulation – der Verkauf für den Kauf – dient zum Mittel für einen außerhalb der Zirkulation liegenden Endzweck, die Aneignung von Gebrauchswerten, die Befriedigung von Bedürfnissen. Die Zirkulation des Geldes als Kapital ist dagegen Selbstzweck, denn die Verwertung des Werts existiert nur innerhalb dieser stets erneuerten Bewegung. Die Bewegung des Kapitals ist daher maßlos.« Ebda., S. 163 und S. 167. Überflüssig zu erwähnen, dass das Handels- und Kaufmannskapital vor allem danach strebt, mehr Geld zu erzielen als eingesetzt wurde ( $G - G'$ ). Welche Waren hierfür geeignet sind, bleibt sekundär, da es bei der Kapitalverwertung nicht um die Befriedigung bestimmter Bedürfnisse, sondern um die Vermehrung von Geld schlechthin geht.

240 In dieser Hinsicht ähnelt der Wettende modernen Börsenspekulanten, die vom direkten Warentausch ebenfalls entkoppelt sind.

241 Zur *Theorie der feinen Leute*, die der US-amerikanische Ökonom und Soziologe 1899 erstmals veröffentlicht hat, vgl. Veblen 1971. Der Autor sieht den Geltungskonsum als Nachweis des Erfolgs und als Grundlage des Prestiges. An die Stelle der heroischen Tat tritt nach Veblens Auffassung im Laufe der kulturellen Entwicklung der Konsum von Waren mit

und Prestige innerhalb der eigenen sozialen Gruppe, sondern ebenso eine wirksame Möglichkeit, um sich gegen andere Klassen und Gruppen in sichtbarer Weise abzugrenzen. Während die Vertreter der aufstrebenden bürgerlichen Schichten, also etwa die durch Investitionen zu einem gewissen Wohlstand gekommenen Händler und Kaufleute, darauf achten mussten, ihre neuen Reichtümer durch eine geschickte Führung der Geschäfte zusammen zu halten und zu vermehren, lebten große Teile des Adels von ihren Bodenrenten und Liegenschaften, die es ihnen ermöglichten, keiner Arbeit nachgehen zu müssen. Je größer der Bodenbesitz und die daraus erzielten Einnahmen, desto einfacher war es für die Vertreter der *nobility*, ihren Stand und Reichtum mit Routine und Gelassenheit zu genießen.

Anders stellte sich die Situation für die *gentlemen* dar, die als Angehörige der *gentry* beziehungsweise *landed gentry* nicht zum Erbadel zählten und damit über keine Titel verfügten und als »zweite Söhne« vom materiellen Erbe ausgeschlossen waren.<sup>242</sup> Zwar wurde den Vertretern dieses Personenkreises ein feines Auftreten und exquisites Benehmen schon aufgrund ihrer Herkunft zuerkannt (*gentlemen by conduct*), jedoch war ihre soziale Stellung durch den Verlust der Adelsprivilegien fragil geworden und bedurfte der Bekräftigung durch öffentlich wirksame Inszenierungen der eigenen Exklusivität. In diesem Zusammenhang war es wichtig, sich von der *new class of burghers* abzugrenzen, indem nützliche Erwerbseigenschaften – wie ehrgeiziges Gewinnstreben oder sparsame Genügsamkeit – mit leichter Hand zurückgewiesen wurden. Das Wetten bot hierfür einen geeigneten Anlass. Um ihren hohen Einsätzen Nachdruck zu verleihen, mischten sich die *gentlemen* unter das Wettvolk, so dass nicht unbemerkt bleiben konnte, wie verschwenderisch sie ihr Geld ausgaben. Natürlich wurden auch Gewinne erzielt, aber hauptsächlich ging es darum zu zeigen, dass man hohe Risiken tragen und selbst große Verluste verschmerzen konnte. Erst dadurch sicherte man sich seinen Platz im Wettlauf um soziale Anerkennung und Prestige. Nicht der materielle Besitz, sondern vor allem die Art des Umgangs mit ihm versprach sozialen Gewinn. Die Bevorzugung eines bestimmten Stils, zu dem neben der

besonderem Zeigewert, deren Eigenschaften auf den Besitzer zurückstrahlen sollen. Kritisiert wird in diesem Zusammenhang, dass der Geltungskonsum nach ökonomischen Gesichtspunkten widersinnig sei, da basale Bedürfnisse missachtet würden. In diesem Zusammenhang bleibt allerdings unklar, wie Bedürfnisse im kulturellen Sinne zu fassen wären, die nicht *per definitionem* mit »nackter Nützlichkeit« (*bare utility*) gleichzusetzen sind. »What Veblen dislikes about capitalism is its waste rather than its exploitation. The concepts of the useful and the useless here presupposed are not analyzed.« Vgl. Adorno 1980, S. 389 und S. 401.

242 Zur Primogenitur als Prinzip der Erbfolgeregelung innerhalb des englischen Adels siehe weiter oben Anm. 185.

zur Schau gestellten Verausgabung auch der Müßiggang gehörte, wurde den *gentlemen* schließlich sogar als eine quasi natürliche Eigenart zuerkannt, wogegen der bloße Besitz materiellen Reichtums nur als notwendige Voraussetzung hierfür angesehen wurde. Für die nachgeborenen Adelsöhne eignete sich das Wetten somit in besonderer Weise, um dem Streben nach Selbstdarstellung und Abgrenzung einen wirksamen Ausdruck zu verleihen.

Allerdings traten zahlreiche Mitglieder dieser – zumindest im Vergleich zu ihren Herkunftsmilieus – ökonomisch und sozial eingeschränkten Schicht nicht nur als Wettende in Erscheinung. Neben dem *heavy gambling* engagierten sich viele *gentlemen* auch in der Zucht von Pferden, Windhunden oder Kampfhähnen, um auch auf diese Weise ihren Einfluss zu erhöhen und den Ausgang der Wettbewerbe beeinflussen zu können. Die damit verbundenen Kosten waren mitunter beträchtlich<sup>243</sup>; jedoch war dies eine weitere gute Gelegenheit, um der eigenen sozialen Stellung Nachdruck zu verleihen. Da die vergleichsweise offene Sozialstruktur in England auch in dieser Hinsicht sozialen Gewinn versprach, wäre es somit verkürzt, würde man das Wetten und die Wettleidenschaft nur unter ökonomischen oder gar volkstümlichen Gesichtspunkten betrachten.

Neben den Abgrenzungsbemühungen der nachgeborenen Adelsöhne, die schon bald in die besseren Bürgerberufe strebten, da durch Wetten allein keine gesicherte Existenz aufzubauen war, und neben den Aufstiegsbemühungen der *new class of burghers*, die ihre ökonomischen Überschüsse ebenso in symbolische Konkurrenzkämpfe um Status- und Prestigechancen investierte, beteiligten sich auch die Unterschichten im Rahmen ihrer Möglichkeiten am Wettgeschehen. »Um in der ‚peer group‘ der Nachbarn, Freunde und Arbeitskollegen mithalten zu können, verkaufte manch ein Zeitgenosse sein fettes Schwein oder verpfändete Kleider und Mobiliar.«<sup>244</sup> Auch wenn man in diesem Zusammenhang wohl nicht von *conspicuous consumption* sprechen kann, da die Einsätze zu gering waren, um Eindruck zu machen, bestand immerhin die Aussicht, durch kleinere Gewinne die insgesamt kargen Einkünfte ein wenig aufzubessern. Da jedoch das Wettgeschäft für die Anbieter und Buchmacher nur dann funktionierte, wenn weniger Geld ausgezahlt werden musste als eingenommen wurde, blieben die Verluste aufseiten der vielen Glückssucher insgesamt höher als ihre Gewinne. Dessen ungeachtet überwog die allgemeine Hoffnung auf leichtes Geld, so dass sich das Wettgeschäft nach und nach zu einem eigenständigen *business* entwickeln konnte.

Man könnte die Sportwette als entscheidenden Ausgangspunkt der Entwicklung zum modernen Sport ansehen und den Beginn des »English

243 Berichtet wird von Einsätzen, »die sich zum Teil auf mehrere tausend Pfund beliefen«. Vgl. dazu Eisenberg 1999, S. 29.

244 Ebda., S. 30.

turf« mit dem »love of gambling«<sup>245</sup> gleichsetzen. Im Sinne dieser Annahme lagen bereits zentrale Merkmale vor, die auch für die weitere Sportentwicklung entscheidend werden sollten: So wurden innerweltliche Zwecke (Sieg, Staus, Prestige, Geld) verfolgt; es galten gleiche Startvoraussetzungen (Chancengleichheit unter den Teilnehmern); Rennpferde wurden eigens gezüchtet, trainiert und von hierfür ausgebildeten Bediensteten geritten; die Zuschauer blieben vom Renngeschehen abge sondert (Funktions- und Rollenspezialisierung)<sup>246</sup>. Die Anwendung dieser und weiterer Merkmale bietet durchaus wertvolle Hinweise über den bereits erreichten Modernitätsgrad der frühen Reiterei. Allerdings waren die entsprechenden organisatorischen Voraussetzungen zu dieser Zeit noch nicht so entwickelt, um die öffentlichen Pferderennen als Sport im modernen Sinne zu bezeichnen. Auch wenn der sportliche Sieg bereits im Vordergrund stand und erste Regeln einen möglichst gerechten Leistungsvergleich garantieren sollten, wurde das Rennereignis selber noch durch weitere Einflüsse mitbestimmt. Beispielsweise galt es als Zeichen der Fairness und Überlegenheit, einem offensichtlich unterlegenen Kontrahenten während eines Rennens den Sieg zu überlassen – mit der Folge, dass zahlreiche Wettteilnehmer geprellt wurden. Auch wenn das Überbietungspostulat für gewöhnlich befolgt wurde, war es dennoch kein Selbstzweck und wurde häufig durch edle Taten und stilvolle Gesten – Anstand, Großzügigkeit, Höflichkeit – überlagert.<sup>247</sup> Wenn ein

245 So Kloeren 1985, S. 122. Die Autorin datiert die ersten öffentlichen Pferderennen, auf die Zuschauerwetten abgeschlossen werden konnten, auf das Jahr 1554. Sie fanden zunächst in Yorkshire statt und waren Ausgangspunkt für weitere Renntage, die als *matches between gentlemen* ausgetragen wurden. Vgl. ebda., S. 146. Dennis Brailsford weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts »the race horse was emerging as a distinctive breed from the hunter«; allerdings sei der »term ›horse racing« erst seit Beginn des 17. Jahrhunderts in der englischen Sprache geläufig. Brailsford 1969, S. 28.

246 Hier in Anlehnung an Guttman 1979, S. 25–48. Auch die weiteren bei diesem Autor genannten »spezifischen Charakteristika des modernen Sports« (Rationalisierung, Bürokratisierung, Quantifizierung) wurden für den Turfsport schon bald bedeutsam. Nur das Moment der Rekordorientierung blieb im Pferderennsport unerheblich, sieht man einmal von Rekorden ab wie: »häufigster Sieger bei ...«; »schnellstes Rennen seit ...« etc. Derartige Superlative spielen im Pferdesport für den Rennausgang selber keine Rolle. Zu den hier genannten weiteren Merkmalen bei Guttman vgl. ebda., S. 48–62 sowie weiter oben Anm. 259 in Kap. 9 (Bd. 1).

247 Der englische Begriff »Fairness« leitet sich vom höfisch-ritterlichen Verhalten her, das sich in kultivierter Formvollendung von rohen und einfachen Umgangsweisen deutlich abzuheben versuchte. Schönheit und Stil galten hierbei als soziale Eigenschaften, deren quasi-natürlicher Charakter benutzt wurde, um die eigene Überlegenheit herauszustellen. Der englische

*gentleman* gefragt worden wäre, was ihm wichtiger sei, sportlicher Erfolg oder Prestigegewinn, hätte er sich zuerst um das eigene Ansehen gesorgt. Denn ähnlich wie schon die Logik des Geltungskonsums ökonomisch gesehen fragwürdig war und gerade deshalb soziale Anerkennung versprach, waren Erfolg und Leistung im sportlichen Wettkampf zu dieser Zeit noch ein bloßes Mittel, um die eigenen Aussichten im »Konkurrenzkampf um Status- und Prestigechancen«<sup>248</sup> zu verbessern.

Modern wurden die *English sports* im weiteren Verlauf dadurch, dass sportliche Siege allmählich zum Selbstzweck avancierten und außersportliche Einflüsse zumindest auf den ersten Blick an Bedeutung verloren.<sup>249</sup> In der Konstitutionsphase der *sports* richtete sich das soziale Geltungsstreben der Beteiligten immer stärker auf die sportlichen

*gentleman*, darin übrigens dem italienischen *gentiluomo* sowie dem französischen *honnête homme* der Renaissancezeit ähnlich, war somit weniger ein ehrbarer Vertreter der alten sozialen Ordnung als vielmehr ein selbstherrlicher Köhner, der sich dank seiner vortrefflichen Künste durchzusetzen wusste. Anmut und Schönheit, die als *fair* galten, wenn sie als sittliche Tugend eingesetzt wurden und den hiervon Betroffenen einen Vorteil gewährten, dienten nicht nur der Sache selbst, sondern vor allem dem eigenen Ansehen. Ein Spiel mochte erst dadurch gelingen, dass dem unterlegenen Gegner eine Gunst erwiesen wurde; ebenso wichtig war jedoch, dass der überlegene Gönner seine Großzügigkeit für alle Beteiligten gut sichtbar darstellen konnte. Nicht nur wurde das Spiel dadurch aufrechterhalten, sondern darüber hinaus ließ sich der verschenkte Sieg als Prestigegewinn verbuchen.

248 Vgl. dazu Elias 1969, S. 111.

249 Obwohl offensichtlich ist, dass etwa im heutigen Profifußball »Geld Tore schießt«, wie Liebhaber dieser Sportart mit nostalgischem Beiklang bemängeln, gewinnt eine Mannschaft erst dann, wenn sie mehr Tore als ihr Gegner erzielt und nicht schon dadurch, dass ihr mehr finanzielle Mittel zur Verfügung stehen. Gleichwohl lässt sich kaum übersehen, dass inzwischen zahlreiche Sportwettbewerbe durch externe Einflüsse entscheidend beeinflusst werden. Dies liegt jedoch nicht am Geld allein, sondern ebenso an Strukturähnlichkeiten insbesondere zwischen Ökonomie und Sport, zu deren Aufgaben der Umgang mit Knappheit – ökonomische Waren respektive sportliche Siege – gehört. Anstatt die Selbstreferentialität des modernen Sports eindimensional festzuschreiben (Sieg/Niederlage), bleibt es daher wichtig, strukturelle wie inhaltliche Gemeinsamkeiten zwischen unterschiedlichen Funktionssystemen zu berücksichtigen. Erst dadurch erschließen sich die ökonomischen und sportbezogenen Funktionen nicht nur in ihrer jeweiligen Spezifik (Konkurrenz), sondern auch in ihren Wechselwirkungen (Kooperation). Hierfür eignet sich der historische Zugang in besonderer Weise, da die Systemgrenzen in der Konstitutionsphase des modernen Sports noch nicht geschlossen waren, so dass funktionale Ähnlichkeiten und Fremdbezüge als vermittelnde Einflussgrößen für

Wettbewerbe zur Bestimmung von Sieg und Niederlage, während parallel dazu die ökonomischen und medialen Rahmenbedingungen so ausgestaltet wurden, dass sportliche Leistungen möglichst ungestört erbracht werden konnten. Die Paradoxie dieser Entwicklung bestand darin, dass die *sports* dadurch einerseits immer eigenständiger wurden, indem spezielle Räume, Zeiten und Regeln eingerichtet wurden, um ihre Durchführung zu gewährleisten. Andererseits bediente man sich der sportlichen Wettbewerbe, um mit ihnen Geschäfte zu machen und um das wachsende Sportpublikum stärker einzubinden. Auch in diesem Zusammenhang übernahm die Sportwette eine Vorreiterrolle. Zu Beginn wurden noch direkte Wettgeschäfte zwischen Rennpferdbesitzern, Aristokraten und vermögenden Bürgern abgeschlossen.<sup>250</sup> Doch schon bald beteiligten sich auch so genannte Buchmacher<sup>251</sup> am Wettgeschehen. Sie berechneten die Wahrscheinlichkeit des Ausganges eines Rennens und ermittelten hieraus eine Wettquote. Diese musste so kalkuliert sein, dass sie einerseits für die Kunden attraktiv war und nicht von anderen *bookmakers* übertroffen wurde und andererseits noch eigenen Gewinn versprach. Parallel zur ersten Hochzeit des Pferderennsports im 18. Jahrhundert – mit den noch heute stattfindenden Rennen in Doncaster, Epsom und Ascot – entwickelte sich auch das Buchmachergeschäft weiter. Ein wichtiger Vorteil dieses neuen *business* bestand darin, dass es in einem ansprechenden Rahmen und außerhalb üblicher *opening hours* stattfand, in der Regel zahlungskräftige Kunden ansprach und Spannung für alle Beteiligten versprach. Mit dem Erfolg der Branche stiegen schließlich auch die Wettquoten und Preisgelder, zahlungsschwächere Kunden konnten bei einigen Buchmachern Geld für ihre Einsätze aufnehmen, es wurden Eintrittspreise erhoben – kurz: das eingesetzte Geld- und Kapitalvolumen stieg insgesamt an, wovon auch das Renngeschehen profitierte. Die Jockeys spezialisierten sich und viele wurden Berufsreiter, das Training

die Systembildung selbst erkennbar werden und nicht bloß äußerlich beziehungsweise zufällig erscheinen.

- 250 Zu den frühen, regelmäßig ausgetragenen Pferderennen in England gehörten die *Bell Courses*, benannt nach der verliehenen Trophäe für den Gesamtsieg. Neben den Preisgeldern für die siegreichen Jockeys und Pferdebesitzer konnten auch die Zuschauer gewinnen, indem sie miteinander wetteten. »Betting increased considerably and the stakes grew higher and higher (...)«. Brailsford 1969, S. 213.
- 251 »Buch machen« bedeutete, dass die Wetteinsätze und -quoten sowie die maßgeblichen Wettbedingungen schriftlich – »in einem Buch« – fixiert wurden. Im Streitfall konnten die Wettbeteiligten hierauf Bezug nehmen. Während bereits zuvor einzelne Wettgeschäfte in den Wettbüchern der *Gentlemen's Clubs* als individuelle Absprachen zwischen einzelnen Wettpartnern festgehalten worden waren, richteten die Buchmacher ihre Wettangebote nicht an bestimmte Personen, sondern an mögliche Interessenten überhaupt.

wurde verbessert, die Pferdezüchtung wurde vorangetrieben<sup>252</sup>, die Anzahl öffentlicher Rennen nahm zu, die Zuschauerzahlen stiegen, das öffentliche Informationsbedürfnis wuchs etc. »The sporting gentleman was the trainer, the matchmaker, the gambler. Only occasionally did he disport himself for his own amusement, although he might, from force of circumstances, turn professional himself.«<sup>253</sup>

Auch andere *sports* wurden durch die allmählich einsetzende Ökonomisierung und Dynamik des *horse racing* angeregt, waren aber zunächst weniger erfolgreich. So wurden Wetten nicht nur auf den Ausgang von Pferderennen abgeschlossen, sondern ebenso auf Hunderennen, Laufwettbewerbe, Tierkämpfe, Cricketspiele oder Boxkämpfe. Darüber hinaus wurden auch neue und – aus heutiger Sicht – eher seltsame Wettbewerbe ausgetragen, um auch weniger betuchte *gambler* und *gamer*<sup>254</sup> anzusprechen. So liefen etwa Knechte und Mägde für einen neuen Hut oder ein neues Hemd um die Wette. Wichtiger als der Siegespreis war jedoch, dass überhaupt auf solche Kleinigkeiten gewettet werden konnte. Aus demselben Grund wurden unter anderem Cricketspiele organisiert, bei denen nur Kriegsveteranen mit Bein- oder Armprothesen gegeneinander antreten durften. Bei dieser banalen Form der Unterhaltung ging es nicht zuletzt darum, Wettanlässe zu bieten, die Spannung und Gewinn auch für die Zuschauer versprachen. Selbst wenn dies nicht immer gelang und nur bestimmte *sports* sich als geeignet erwiesen, wurde die ökonomische Büchse der Pandora im 17. und 18. Jahrhundert für zahlreiche *sporting activities, contests* und *battles* erstmalig geöffnet, so dass der hierdurch eingeleitete Prozess der Kommerzialisierung einzelner Sportarten weiter voranschreiten konnte.

### Modern Sports

Das hieran anknüpfende »lange 19. Jahrhundert«<sup>255</sup> führte schließlich zur Festigung sportlicher Wettbewerbe und ihrer ökonomischen Verbindungen. Auch hierfür bot der »englische Sonderweg in die Moderne«<sup>256</sup> mit seinen früh ausgeprägten Geld- und Marktbeziehungen günstige Voraussetzungen. Zwar wird in vielen historischen Darstellungen der

- 252 So investierte James I in den *Sport of Kings*, indem er einen Arabischen Vollblüter für die seinerzeit horrende Summe von 500 £ erwarb und als Renn- und Zuchtpferd nach England bringen ließ. Vgl. Brailsford 1969, S. 110–111.
- 253 Ebda., S. 216.
- 254 Beide umgangssprachlichen Begriffe wurden seit Ende des 18. Jahrhunderts synonym verwendet.
- 255 Siehe dazu weiter oben Anm. 140 und Anm. 159.
- 256 Siehe dazu weiter oben Anm. 147.

enge Zusammenhang zwischen der englischen Industrialisierung und der Sportentwicklung hervorgehoben, jedoch wäre es nach hier vertretener Auffassung verkürzt, würde man die nachhaltigen gesellschaftlichen Umbrüche um 1800 allein auf technisch-wirtschaftliche Neuerungen beim Übergang von der agrarischen zur industriellen Produktionsweise zurückführen. Wie bereits gesehen, war die Einführung von Dampfmaschinen, Eisenbahnen und mechanischen Produktionsanlagen entscheidend für die Dynamik der Industrieentwicklung. Allerdings gab es zuvor bereits »weitere Revolutionen«<sup>257</sup>, die den gesellschaftlichen Modernisierungsprozess in England vergleichsweise früh einleiteten. Ähnlich wie die »industrielle Revolution« in England von den historisch vorausgehenden »ökonomischen und sozialen Effekten der Marktvergesellschaftung«<sup>258</sup> abhängig war, war auch die Modernisierung der *English sports* entscheidend von ihrer gesellschaftlichen Einbettung in durch Geld vermittelte Austauschverhältnisse abhängig.

Vor dem Hintergrund, dass unter kapitalistischen Bedingungen Waren in Geld verwandelt werden, um möglichst mehr Geld beziehungsweise Kapital anzuhäufen, stellt sich somit die Frage, in welcher Weise dieser ökonomische Zusammenhang auch für die sich im 19. Jahrhundert augenfällig weiterentwickelnden *sports* in England bedeutsam war. Oder dominierte stattdessen ihr Gebrauchswertcharakter, der zwar zur Ware gemacht werden konnte, ohne jedoch darin aufzugehen, sofern die Kapitalverwertung noch nicht das leitende Interesse war?<sup>259</sup> Für das 21. Jahrhundert lässt sich leicht nachweisen, dass der Sport längst als wichtiger Tauschwert gehandelt wird, der davon profitiert, dass die ökonomische Kapitalverwertung ebenso »maßlos« ist wie die zum reinen »Selbstzweck« erhobene sportliche Leistung.<sup>260</sup> Demgegenüber bleibt für die *English sports* im 19. Jahrhundert festzuhalten, dass

257 Zum Recht auf Privateigentum, zu neuen Formen der rationalen Haushaltsführung, zum englischen Bevölkerungswachstum, zum Infrastrukturaufbau sowie zur Erweiterung des Überseehandels im Anschluss an die »Glorious Revolution« siehe weiter oben Anm. 74.

258 Vgl. Eisenberg 2009, S. 111.

259 Zur Unterscheidung von Marx zwischen der »Warenzirkulation«, bei der Geld in Ware verwandelt wird und als Gebrauchswert dient sowie der »Geldzirkulation«, bei der die Kapitalverwertung im Vordergrund steht, siehe Anm. 239 weiter oben. Zum »Amateurideal« im Sport des 19. Jahrhunderts als vermeintliches Anzeichen für die Erhaltung einer »Gegenwelt zur Marktgesellschaft« vgl. Eisenberg 2009, S. 126. Die Autorin vertritt die auch auf den Sport bezogene Einschätzung, »dass der Kommerzialisierungsprozess in England reibungslos funktionierte«. Ebda., S. 127.

260 Laut Marx ist die Verwandlung von Kapital in Geld weitgehend indifferent gegenüber Gebrauchswerten, da das Ziel vor allem darin besteht, mehr Geld anzueignen, um damit mehr Kapital erzeugen zu können. Diesen

sie bei der Ausbildung ihrer systemischen Eigenständigkeit vor allem durch die Einbettung in ökonomische Kontexte entscheidend gestärkt wurden. Ihr Modernisierungsprozess wäre ohne die Einbindung in das Marktgeschehen kaum möglich gewesen. Die spätere Zurückweisung eben dieser Voraussetzung durch die moderne Olympische Bewegung am Ende des Jahrhunderts war zu diesem frühen Zeitpunkt noch nicht absehbar.<sup>261</sup>

Durch welche Merkmale ist diese ökonomisch vermittelte Modernisierung bestimmt? Wie lässt sich erklären, dass die *English sports* für sich genommen immer eigenständiger und gesellschaftlich gesehen immer stärker eingebunden wurden? Da die Entwicklung der *sports* im 19. Jahrhundert nicht einheitlich verlief, lassen sich nachfolgend nur zusammenfassende Tendenzen aufzeigen, die im Einzelfall zu spezifizieren wären. Für die Darstellung bietet es sich an, zwischen sportinternen und -externen Entwicklungen zu unterscheiden, um ihre Wechselwirkungen genauer herausarbeiten zu können.<sup>262</sup> Erst dadurch lässt sich nach hier vertretener Auffassung die soziale Verselbständigung der *English sports* ebenso als Phänomen ihrer gesellschaftlichen Vermittlung begreifen.

Wie bereits angedeutet, zogen bereits im 18. Jahrhundert einzelne *sports*, wie *horse racing*, *cricket*, *boxing*, *foot racing* oder auch *wrestling*, zahlreiche Zuschauer an. Es wurden spezielle Sporträume geschaffen, Eintrittsgelder erhoben, Wetten abgeschlossen und zahlreiche Sportler nahmen bereits als *professionals* an Wettkämpfen teil. Zugleich führte

»Selbstzweck« der Geldzirkulation bezeichnet er als »maßlos«. Vgl. Marx 1975, S. 167.

261 Siehe dazu weiter unten Kap. 16.

262 In ähnlicher Weise unterscheidet Bero Rigauer im Rahmen seiner Ausführungen über *Sport and Economy* zwischen »an ›external‹ and an ›internal‹ or ›inner‹ economy of sport«. Rigauer 1993, S. 294. Im Unterschied zu Rigauer, der die Homologien interner und externer Wirtschaftsleistungen für den Sport betont, bleiben die Spiel-Räume des Sports nach hier vertretener Auffassung zwar der ökonomischen Verwertungslogik unterstellt, ohne jedoch vollständig darin aufzugehen. Auch wenn – wie gesehen – die Genese des Sports von seiner Einbettung in die englische Marktgesellschaft nicht zu trennen ist, bildet er – wie noch zu zeigen ist – im Zuge seiner Modernisierung gleichwohl eigene Strukturen, Regulierungen und Werte heraus, die seine Grenzen als sozial strukturierter Raum markieren und das Handeln der Akteure innerhalb dieser Grenzen beeinflussen. Der sich im 19. Jahrhundert allmähliche ausprägende moderne Sport ist weder nur auf ökonomische Gesetzmäßigkeiten oder systemische Funktionen reduzierbar noch beruht seine Entwicklung allein auf individuellen Entscheidungen oder zweckrationalen Überlegungen. Im historischen Rückblick zeigt sich vielmehr, dass diese – objektiven und subjektiven – Elemente aufeinander einwirken und die relative Autonomie des Sports begründen.

die kommerzielle Entwicklung zu nicht erwünschten Begleiterscheinungen. Geheime Absprachen, Erpressungen, Bestechungen sowie unbeglichene Wettschulden bildeten die unerfreuliche Kehrseite der im Sport einsetzenden Konjunktur. Dies galt nicht nur für die *sinful recreations*<sup>263</sup> der *working-class*, sondern gleichermaßen für vornehmere Sportveranstaltungen, bei denen mehrheitlich *gentlemen* zugegen waren. Auch zahlreichen *members of the middle- and upper-class* ging es nicht nur um Ablenkung, sondern außerdem um eigene Vorteile, die mit ehrlichen oder unlauteren Mitteln herbeigeführt wurden. »There was more dishonesty in the running of sports. But upper-class cash was usually replaced by that of other patrons such as innkeepers, tradesmen or local businessmen, often more interested in speculation than local status and glory.«<sup>264</sup>

Obgleich in den 1830er und 1840er Jahren die Industrialisierung deutlich voranschritt, die Städte immer mehr Zulauf erhielten und technologische Erfindungen zu deutlichen Produktivitätssteigerungen in unterschiedlichen Wirtschaftsbereichen führten<sup>265</sup>, blieben die *sports* hiervon zunächst noch unbeeinflusst. Auffällig zu dieser Zeit war vor allem eine klassenspezifische Ausdifferenzierung der Sportinteressen. Während die *working-class sports* typischerweise als *cash challenges* ausgetragen wurden, bei denen die Gewinner ihren Anteil an den Wetteinsätzen direkt nach Hause oder ins nächste Wirtshaus trugen, gründeten zahlreiche *middle-class sporting men* so genannte *clubs*, um ihren Interessen möglichst ungestört nachgehen zu können. Zu den dort bevorzugten Ablenkungen gehörten insbesondere die sogenannten *exklusive sports* – *yachting, hunting, rowing, angling, shooting* –, die ohne Mitgliedschaft und eigene Ausrüstung nicht ausgeübt werden konnten. Es gab zwar Ausnahmen, wie das Cricketspiel, das sowohl in *gentlemen clubs* als auch von klassenübergreifenden Mannschaften praktiziert wurde. Allerdings nutzten ab den 1850er Jahren immer mehr Angehörige der Arbeiterklasse dieses Spiel als zusätzliche Einnahmequelle. Folglich gründeten sie eige-

263 Gemeint sind hier vor allem die *blood and cruel sports*, die zahlreiche Zuschauer anlockten und schwer zu kontrollieren waren. Politische Ausschreitungen im Umfeld dieser Sportveranstaltungen waren ebenso populär wie »organised drink and prostitution«. Vgl. Walvin 1978, S. 33.

264 Huggins 2004, S. 3.

265 »In 1851 for the first time the majority of the population lived in urban environments; by the same date 20 per cent of the population was still employed in agriculture and a further 10 per cent in domestic service, but 30 per cent now worked in manufacturing industry. The discipline of the factory was becoming the typical experience of the wage-labourer and it was quite revolutionary, with a six-day 70 hour week for man, woman and child labourer alike.« Clarke/Critcher 1985, S. 56. Zur Entwicklung der Dampfmaschinenindustrie und »Eisenbahnmanie« siehe weiter oben Anm. 74.

ne Mannschaften, um als *professionals* gegen andere Berufsspieler antreten zu können. »Sports became more competitive, rather than just being means of displaying skill or strength. Wholehearted enjoyment was becoming subservient to winning.«<sup>266</sup>

Freilich darf man sich nicht täuschen lassen: Zwar gab es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bereits zahlreiche *popular sports*, die allgemein Zuspruch fanden und häufig klassenübergreifend ausgeübt wurden. Zugleich fällt jedoch auf, dass ihr Organisationsgrad bis zur Jahrhunderthälfte kaum entwickelt war. Teams wurden kurzerhand zusammengestellt. Sportliche Regeln variierten – wenn sie überhaupt existierten – und von Ort zu Ort galten unterschiedliche Abmachungen. Schiedsrichter wurden nur selten eingesetzt, da auftretende Konflikte von den Beteiligten möglichst selbst gelöst wurden. Aufgebrachte Zuschauer unterbrachen mitunter die sportlichen Abläufe und wenn die eigene Erschöpfung oder Enttäuschung zu groß wurde, verließ man bedenkenlos den Ort des Geschehens und beendete den Wettkampf auf eigenmächtige Weise.

In den höheren Klassen brachte man für ein derartiges Verhalten kein Verständnis auf. In den *clubs* orientierte man sich stattdessen an vornehmen Verhaltensweisen, die auch im Alltag zu befolgen waren, wollte man seiner gesellschaftlichen Stellung einen angemessenen Ausdruck verleihen. *Fairness* bedeutete hier, dass man sich großzügig zeigte und kein Interesse am eigenen sportlichen Erfolg besaß. *Sport* und *play* lagen noch eng beieinander, und wer zu ehrgeizig auftrat, galt rasch als Streber und Emporkömmling, der es offenkundig nötig hatte, seine vermeintliche »Inferiorität« mit fragwürdigen Mitteln zu kompensieren. Dieses soziale Spiel wurde von den Alteingessenen nur allzu leicht durchschaut und entsprechend verachtet.<sup>267</sup> Für das sportliche Spiel bedeutete die Hochschätzung von Fairness sowie die aktive Demonstration des Desinteresses am eigenen Erfolg zugleich, dass die Austragung eines Wettstreits ohne Regeln und Schiedsrichter einfach möglich war. Da eine dem eigenen Stand gemäße stille Übereinkunft darüber vorausgesetzt werden konnte, wie ein Spiel möglichst wohlgefällig und ehrenhaft für alle Beteiligten auszutragen war, bedurfte es keiner weiteren Vereinbarungen über die bereits geteilten Stilvorgaben hinaus.

Durch die Erweiterung der Wettaktivitäten auf immer mehr Sportarten wurden schließlich beide, die *cash challenges* wie die *club manners*, zunehmend beeinflusst und verändert:

»From the 1860s to the century's end there occurred what can be described as a great sports boom or even a sporting revolution. Its historical significance cannot be over-estimated. Britain experienced a notable

<sup>266</sup> Huggins 2004, S. 6.

<sup>267</sup> Siehe dazu auch weiter oben Anm. 247.

transformation in the scale and nature of its sporting culture which helped make it the ›birthplace of modern sport‹.<sup>268</sup>

Blickt man zunächst auf die zahlenmäßige Entwicklung der *sports*, dann fällt auf, dass sie in Bezug auf Angebot und Nachfrage gleichermaßen wuchsen. So gab es, um einige Beispiele zu nennen, 1850 siebzehn *golf clubs* und *societies* im Vereinigten Königreich; 1898 waren es bereits 1460 *clubs*, davon mehr als die Hälfte in England. Der *Cycling Touring Club* verzeichnete 1878, dem Jahr seiner Gründung, 142 Mitglieder; am Ende des Jahrhunderts waren es bereits 60000. Englandweit gab es 1860 weniger als 50 *soccer clubs*; 1899 versammelten sich allein in Sheffield mehr als 800 Fußballmannschaften. Die *Rugby Football Union* zählte im Jahr 1871 einundzwanzig Mitglieder; in den ersten 1890er Jahren waren es schon mehr als 430.<sup>269</sup> Ähnliche Zuwachszahlen sind für das Zuschaueraufkommen zu verzeichnen. Bei einem *cricket match* zwischen Eton College und Harrow School im Jahr 1871 waren bereits 20000 Zuschauer anwesend. Das erste English FA Cup final ein Jahr später verfolgten 2000 Zuschauer; 1900 waren es bereits 69000 und im darauffolgenden Jahr 110000 Zuschauer.<sup>270</sup> Auch wenn längst nicht alle Sportveranstaltungen so große Zuschauerzahlen erreichten und die Erhebung von Eintrittsgeldern anfangs teilweise sogar eine sinkende Nachfrage zur Folge hatte, verzeichneten die *new sports* im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts insgesamt deutliche Zuwächse. »Since sporting events were held far more regularly in the 1880s and 1890s, those who could afford to watch sport went more often simply because there was more sport to watch. Teams played more often.«<sup>271</sup>

Auch in organisatorischer Hinsicht kam es zu grundlegenden Veränderungen, bei denen wiederum die Sportwetten eine besondere Rolle spielten. Um zu gewährleisten, dass Sieger und Verlierer eines sportlichen Wettkampfes eindeutig ermittelt werden konnten, bedurfte es klarer Regeln. Je größer das sportliche Ereignis und je höher die eingesetzten Summen ausfielen, desto größer war zugleich die Notwendigkeit, verbindliche Ausführungsbestimmungen festzulegen. Es verwundert nicht, dass der Pferderennsport auch in dieser Hinsicht eine Vorreiterrolle übernahm. Über den 1752 gegründeten und bis heute für den Britischen Turfsport maßgeblichen Jockey Club heißt es:

»Before 1750 most race meetings were organized via articles of agreement that allowed for local conditions and were signed by participating owners. (...) Not till the early nineteenth century did Weatherbys, the publishers of the *Racing Calendar*, start including ›Rules Concerning

268 Huggins 2004, S. 6.

269 Vgl. ebda.; S. 7 und S. 8.

270 Vgl. zu diesen Angaben ebda., S. 9 und S. 10.

271 Ebda., S. 10.

Horse Racing in General<sup>272</sup> on a regular basis. Nevertheless at this time the Rules and Orders of the Jockey Club said nothing about racing elsewhere. Moreover the general rules remained virtually unaltered till 1858, which suggests an unwillingness to impose a Club view more widely.<sup>272</sup>

Dieses Beispiel verdeutlicht, wie die Regeln des privaten Jockey Clubs erst allmählich allgemeine Anerkennung fanden, indem sie zunächst in einem für den Pferderennsport wichtigen Publikationsorgan veröffentlicht, anschließend bei unterschiedlichen lokalen Rennen angewendet und schließlich als offiziell verbindlich festgeschrieben wurden. Wenn man bedenkt, wie lange dieser Prozess insgesamt dauerte<sup>273</sup>, dann wird deutlich, welche Schwierigkeiten zu überwinden waren beziehungsweise welche unterschiedlichen Vorstellungen und Einflüsse miteinander abgestimmt werden mussten. Die Regeln umfassten namentlich Maßnahmen zur Herstellung gleicher Startchancen, Anweisungen zur Sicherstellung eines ordnungsgemäßen Rennverlaufs sowie Kriterien zur eindeutigen Festlegung der Rennergebnisse. Eingesetzt wurden Startpersonen, Handicapper<sup>274</sup> und Schiedsrichter sowie erfahrene Fachleute zur Regelauslegung. Durch diese Regulierungen und Rollenaufteilungen wurde ein verbindlicher Rennablauf angestrebt, der einen überschaubaren Rahmen für die nach wie vor bestehenden Wettrisiken bot. Da Betrügereien und Bestechungen vor allem im Pferdesport häufig vorkamen und sich kaum verhindern ließen<sup>275</sup>, bestand ein besonderer Regelungsbedarf, der in dieser Sportart vergleichsweise früh eingeleitet wurde.

Andere Sportarten zogen nach und sahen sich dabei mit verschiedenartigen Komplikationen konfrontiert. Fußball in England, der schon in

272 Vamplew 2003, S. 97 (Hervorhebung im Original).

273 »A defining moment came in 1870 when the Club again revised the rules of racing and drew a distinction between ›recognized‹ and ›unrecognized‹ meetings. It was resolved that neither the program nor the results of any British flat-race meeting would be published in the *Racing Calendar* unless it was advertised as being subject to ›the established Rules of Racing‹ as settled by the Jockey Club. It soon followed that any owner, trainer, jockey or official who took part in such unauthorized meetings would be disqualified from recognized or authorized racing. From the beginning of 1877 it was specifically that warnings off applied to all places where the ›Rules of Racing, made by the Jockey Club at Newmarket‹ were in force.« Ebd., S. 100 (Hervorhebung im Original).

274 Bei Handicap-Rennen müssen Pferde je nach Alter, Geschlecht oder Leistung ein bestimmtes Gewicht mitführen, um die Chancengleichheit für alle Teilnehmer zu erhöhen. Die so genannten Handicapper sind bis heute für die Festlegung der Ausgleichsgewichte zuständig.

275 »›To jockey‹ bedeutet im Englischen auch ›betrügen‹, ›sich unberechtigte Vorteile verschaffen‹«. Eisenberg 1999, S. 35, Anm. 56.

der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch außerhalb der *public schools* Fuß fassen konnte, wurde in dieser Zeit – ähnlich wie der schon Jahrhunderte zuvor praktizierte *folk football* – nach lokal wechselnden Gegebenheiten gespielt. Entscheidend hierfür waren die örtlichen Gegebenheiten und Traditionen, also etwa die Größe und Beschaffenheit eines Spielfeldes oder die Vorlieben für eine bestimmte Spielart. Während es beim *rugby game* erlaubt war, den Ball mit der Hand aufzunehmen, war dies beim *football game* untersagt.<sup>276</sup> Die Anstöße für entsprechende Regelungen kamen aus den *public schools*, in denen die verschiedenen Spielformen eingesetzt wurden, um die gegenüber ihren Lehrern häufig herablassenden und aufsässigen Schüler zu möglichst charakterfesten *Christian gentlemen* zu erziehen.<sup>277</sup> Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts war *football* in den Lehrplänen der meisten *public schools* fest verankert. Neben *cricket*, das in den Sommermonaten gespielt wurde, betätigte man sich in der kälteren Jahreszeit vorzugsweise mit den physisch anspruchsvollen *team sports* Fußball oder Rugby.

Zur gleichen Zeit erfreuten sich die englischen *public schools* einer erhöhten Nachfrage. Im Zuge der sich dynamisch entwickelten Industrialisierung stieg die Wirtschaftsleistung des Landes, so dass viele der zu Wohlstand gekommenen Vertreter der neuen Bourgeoisie nunmehr in der Lage waren, ihren Söhnen eine gute Schulausbildung zu ermöglichen. »The (public; F.B.) schools came to be seen as ideal training grounds for merchants as well as aristocrats«<sup>278</sup>. Der klassenübergreifende »volkstümliche Fußball«<sup>279</sup>, dessen Wichtigkeit inzwischen merklich abgenommen hatte und nur noch sporadisch praktiziert wurde, verlor gegenüber dem neuen *middle- und upper-class football* immer mehr an Bedeutung. Die ersten verbindlichen Regeln wurden folglich von ehemaligen Absolventen der *public schools* ausformuliert, die während ihres Studiums in Cambridge aufeinandertrafen und verschiedene Spielvarianten – *dribbling game* versus *catch-and-run-football* – bevorzugten. Die leider nicht überlieferten, jedoch für die weitere Spielgestaltung wichtigen *Cambridge Rules* dienten auch anderen Fußballspielern und Clubs als Vorlage, die seit den 1850er Jahren in wachsender Zahl die öffentliche Bühne

276 Zu den Unterschieden des anfänglich noch gleichermaßen *football* genannten Spiels vgl. Walvin 1994, S. 35–37.

277 »Through carefully organized, regulated and disciplined games, the new public school virtues (...) of courage, selflessness, teamwork and toughness could be promoted. These qualities were not created directly by the masters, who tended not to intervene in the management of games, but indirectly through the senior boys whose preserve this had traditionally been.« Ebd., S. 37–38.

278 Vgl. ebda., S. 39.

279 Zum »volkstümlichen Fußball« in England siehe weiter oben in Kap. 9 (Bd. 1) Anm. 185.

betraten. Da das Spiel mit oder ohne Handeinsatz sehr unterschiedlich ausfiel, lag es nahe, *rugby* und *football* voneinander zu trennen. Praktisch vollzogen wurde die Teilung im Jahr 1863 mit Gründung der *Football Association* (FA), die es sich zur Aufgabe machte, ein überregional verbindliches Fußballregelwerk aufzustellen. Durch die Kodifizierung der »*Rules for the Regulation of the Game of Football*« wurden die Abweichungen zwischen dem *handling* und dem *dribbling game* erstmals schriftlich festgehalten, so dass der Unterschied zwischen *rugby* und *Association football* wenigstens in formaler Hinsicht geklärt werden konnte.

Anders als beim Pferdesport ging es beim Fußball also zunächst darum, die Basis für eine gemeinsame Spielpraxis zu finden, indem unterschiedliche Ausführungspraktiken durch die Einführung spezifischer Regeln für alle Beteiligten einen verlässlichen Rahmen erhielten. *Football* und *rugby* wurden dadurch nicht nur voneinander unterschieden, sondern zugleich als solche überhaupt praktikierbar. Erst als die Regeln des *Association football* als verbindlich anerkannt worden waren, konnte das Spiel schließlich an unterschiedlichen Orten und zu unterschiedlichen Zeiten unter formal gleichen Bedingungen ausgetragen werden. Dadurch wurde es, trotz aller sonstigen Unwägbarkeiten – etwa hinsichtlich der Platzbeschaffenheit oder des Wetters – zu einem wiederholbaren Ereignis, das aufgrund stabiler Rahmenbedingungen »zum wettkampfübergreifenden Vergleich der Handlungen«<sup>280</sup> ermutigte. Ein solcher Vergleich konnte freilich erst durch einen regelmäßig stattfindenden Wettkampfbetrieb ermöglicht werden, der erst noch aufzubauen war. Die Grundlage hierfür war jedoch gelegt, indem das Spiel seinen vormals wilden Charakter einbüßte und als Sportart einen Handlungsrahmen erhielt, der es nicht nur bezähmte, sondern zugleich für seine weitere Verbreitung rüstete.

Allerdings wäre es verkürzt, würde man den Übergang von vergleichsweise unregelmäßigten und geselligen Spielformen zum modernen Fußball- und Rugbysport einfach mit der Gründung der *Football Association* gleichsetzen. Hiergegen sprechen nicht zuletzt historische Gründe. So gab es schon vor 1850 erste Regelfixierungen innerhalb der *public schools*, und der erste offizielle Fußballclub, der Sheffield FC, besaß bereits im Jahr 1858 ein eigenes Spielreglement.<sup>281</sup> Die *Football Association*

280 So Werron 2010, S. 145. Der Autor weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass es unter konstanten raum-zeitlichen Wettkampfbedingungen einfacher ist, das Handeln der Akteure »nicht (wechselnden, einzigartigen) Randbedingungen des Handelns, sondern dem Handelnden selbst zuzurechnen«. Ebda.

281 Vgl. Harvey 2005, S. 97–98. Die zuvor angesprochenen *Cambridge Rules* von 1848 wurden zu dieser Zeit noch sehr unterschiedlich ausgelegt oder zuweilen gar nicht beachtet. Während man beispielsweise in Sheffield die honorige Club-Tradition pflegte und *football* – ob mit oder ohne Handspiel – vorwiegend als geselliges Geschehen begriff, dominierte in London

vertrat somit kein grundsätzlich neues Anliegen. Zudem fällt auf, dass die FA in den ersten Jahren nach ihrer Gründung noch »keine Vereinheitlichung der Regeln *aller* Wettkämpfe« anstrebte, sondern »lediglich die *Vermeidung von Streitigkeiten bei einzelnen* Wettkämpfen«<sup>282</sup> zum Ziel hatte. Dies änderte sich erst 1872 im Zuge der erstmaligen Austragung des *FA-Cups*, dem bis heute in England ausgetragenen wichtigsten Fußball-Pokalwettbewerb, über den in der englischen Presse und in einschlägigen Sportzeitschriften ausführlich berichtet wurde. Für die *Football Association* als ausrichtendem Sportverband bedeutete dies, dass er seine bis dahin noch »weitgehend leere organisatorische Hülle«<sup>283</sup> abstreifte und die eigenen Aufgaben und Zuständigkeiten neu justierte.

Die Austragung des *FA-Cups* löste zugleich einen starken Andrang auf den Fußballsport aus. In den 1880er Jahren wurde zahlreiche Clubs und regionale Verbände gegründet. Insbesondere dort, wo mit dem Fußball bereits Geld verdient werden konnte, strömten zahlreiche Arbeiter (*low orders*) in die neu gegründeten Vereine. Die steigende Zahl parallel ausgetragener Cup-Wettbewerbe hatte zur Folge, dass besonders ambitionierte Vereine an möglichst vielen Konkurrenzen teilnahmen, um die im K.o.-Modus ausgetragenen Spiele gewinnen und die jeweils ausgelobten Siegpriämien einstreichen zu können. Anschaulich werden die Rahmenbedingungen dieses neuartigen *pot hunting business* an dem folgenden Ausschnitt aus einem Pokal-Terminkalender des Jahres 1888:

»Oct. 13: Birmingham Cup, first round; Oct. 13: Lancashire Junior Cup, second round; Oct. 20: Staffordshire Cup, second round; Oct. 27: English Cup, second round; Nov. 3: Birmingham Cup, second round; Nov. 10: Welsh Cup, second round; Nov. 10: Staffordshire Cup, second round; Nov. 10: Lancashire Cup, second round; Nov. 10: Lancashire Junior Cup, third round; Nov. 19: Derbyshire Cup, second round.«<sup>284</sup>

bereits der Wettbewerb im Sinne der späteren *Association rules*, da hier auf Siege und Niederlagen gewettet wurde.

282 Vgl. Werron 2010, S. 2010, S. 247 (Hervorhebungen im Original). »Man bestimmte die Regeln, zeigte sich ansatzweise an deren ordnungsstiftender Verbreitung interessiert, wies im übrigen die Zuständigkeit für die Überwachung der Regeln und des Wettkampfbetriebs aber weitgehend von sich.« Ebda., S. 248. In ähnlicher Weise übernahmen auch die Schiedsrichter bis weit in die 1880er Jahre hinein vornehmlich die Rolle des Streitschlichters und noch nicht die des Spielleiters mit eigenen Eingriffsmöglichkeiten und Befugnissen. Zur Neudefinition des Schiedsrichters als eines »*Repräsentanten der Regeln*« vgl. ebda., S. 361 (Hervorhebung im Original).

283 Vgl. ebda., S. 249.

284 Vgl. zu dieser Aufstellung Szymanski/Zimbalist 2006, S. 40. An gleicher Stelle wird ein Journalist zum Pokalauftritt des Jahres 1888 zitiert: »It must be tolerably clear to those concerned in the welfare of the Association game of football that we have reached a point in which there is too much ›pot«

Längst schon wurde nicht mehr nur aus Gründen des Zeitvertreibs gespielt, sondern gleichermaßen um hartes Geld gekämpft. Je mehr Partien absolviert werden konnten, desto größer war zugleich die Chance, die prestigeträchtigen und pekuniären Ziele zu erreichen. Gleichwohl erreichten die *Association rules* immer noch keine allgemeine Anerkennung. Erst mit Gründung der ersten Fußballprofiliga im Jahr 1888 änderte sich dies und die *Football Association* wurde »zu jenem Typ Regeln und Wettkampfbetrieb überwachender Organisation, die heute allgemein als ›Sportverband‹ bekannt ist und von anderen Sportverbänden kopiert werden konnte.«<sup>285</sup>

Es fällt auf, dass zahlreiche Sportverbände in dem hier hervorgehobenen Zeitraum gegründet wurden. Schon bald nach Einrichtung der *Football Association* (1863) etablierte sich der englische Schwimmverband (1869); es folgten die nationalen Verbände für Segeln (1875), Eislaufen (1879), Boxen (1880), Athletik (1880), Gymnastik (1882/1888), Hockey (1886), Lacrosse (1892), Badminton (1893) und Fechten (1898/1902).<sup>286</sup> Neben den Anpassungen disparater Regelwerke wurde allmählich auch ein regelmäßiger Wettkampfbetrieb in zahlreichen Sportarten eingerichtet. Sofern die Zuständigkeit der Verbände die Aufsichtigung der sportlichen Wettbewerbe beinhaltete, übernahmen sie hierfür eine wichtige Rolle. Unterschiedliche Interessen ließen sich direkt aufeinander beziehen und Streitigkeiten – etwa über Regelfragen oder Terminkollisionen – konnten »auf höherer Ebene« ohne größeren Aufwand beigelegt werden. Die »neuartige Idee der gleichzeitigen Konkurrenz unter Abwesenden«<sup>287</sup> ließ sich erst auf Grundlage entsprechender organisatorischer Vereinbarungen verwirklichen, die ohne Schaffung eines stabilen und verlässlichen Vergleichsrahmens wirkungslos geblieben wäre.

Zugleich veränderte die Vergleichbarkeit sportlicher Leistungen aufgrund vereinbarter Regeln und Rahmenbedingungen auch den sportlichen Wettkampfbetrieb selber. Durch die Einführung der *Football League* im Jahr 1888 versuchte man, den bisher nur stillschweigend geduldeten Professionalisierungstendenzen innerhalb zahlreicher Fußballclubs

hunting business introduced into the recreation. There are national, county, local, district, charity and town Cup competitions. When a club gets ›into its cups‹ there is no knowing when it will get out of them.« Ebd.

285 Zur Gründung der englischen Football League vgl. Werron 2010, S. 248.

286 Vgl. zu dieser Auflistung ebda., S. 236 (Anm. 10). Die Angaben stehen nach eigenen Recherchen teilweise unter Vorbehalt. So findet man unterschiedliche Gründungsdaten für Gymnastik und Fechten, wenn historische Quellen oder Selbstaussagen der Verbände berücksichtigt werden. In diesem Fall werden hier beide Jahreszahlen genannt. Für weitere Beispiele siehe weiter unten Anm. 352.

287 Ebda., S. 292 (im Original hervorgehoben).

gerecht zu werden. Anders als in den Amateurbestimmungen der *Association rules* vorgesehen, war es nämlich üblich, einzelne Spieler für ihre besonderen Leistungen zu bezahlen, um auf diese Weise ihre Motivation und damit die Erfolgsaussicht des gesamten Vereins zu erhöhen. Somit kam es vor, dass Amateure und Profispieler zusammen in einer Mannschaft spielten oder talentierte Spieler mit Geldangeboten zu anderen Vereinen gelockt wurden. Dieser Umstand veranlasste die *Football Association* bereits vor Aufnahme des Liga-Spielbetriebs, im Jahr 1885, den Professionalismus im Fußballsport nicht nur zu dulden, sondern offiziell zuzulassen. Für den *FA-Cup* bedeutete dies eine spürbare Wettbewerbsverzerrung, da hier Amateure, Halbamateure und Berufsspieler nunmehr offiziell gegeneinander antraten, während die *Football League* den Spielbetrieb bereits unter Profibedingungen durchführte. Anders als beim *FA-Cup*, der im K.o.-Modus ausgetragen wurde und bis heute auch kleineren Teams eine Außenseiterchance bot, spielten die in der ersten Saison zwölf Mannschaften umfassenden Mitglieder der Liga jeweils zweimal – *once at home and once away* – gegeneinander. Nach einem eigens hierfür entwickelten *point system* wurde jeder Sieg mit zwei Punkten und jedes Unentschieden mit einem Punkt bewertet, so dass der gesamte Saisonverlauf tabellarisch dargestellt und die Mannschaftsleistungen »mit einem Blick« erfasst werden konnten. Die Häufung der Spielpaarungen – jeder zweifach gegen jeden – ergab für den gesamten Saisonverlauf ein vergleichsweise verlässliches Bild des tatsächlichen Leistungsvermögens, da eigene Schwächen korrigiert und etwaige Zufälle ausgeglichen werden konnten. Indem durch die Punktvergabe die Leistungen der Mannschaften in Zahlen übersetzt und miteinander ins Verhältnis gesetzt wurden, entstand zumindest der Eindruck, dass der gesamte Wettkampfbetrieb einer präzisen Bestimmung und Bewertung zugänglich war. Das vor allem für Mannschaftssportarten komplexe Problem der Leistungsbewertung reduzierte sich fortan auf die Registrierung von Spielergebnissen und die Vergabe von Punkten. Ein Spiel mochte aufregend oder schön sein – wichtig war vor allem sein Ausgang beziehungsweise das Endergebnis.

Der Gebrauchswertcharakter des Spiels wurde damit zugleich verrechenbar, austauschbar und – zumindest potenziell – marktfähig. Es ist kaum anzunehmen, dass den Spielern »die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eignen Arbeit«<sup>288</sup> bereits bewusst waren, wenn sie für Geld im Wettkampf um Punkte gegeneinander antraten. Dafür waren die Einkünfte und Gewinnaussichten für Spieler, Clubs und Investoren noch zu gering:

»By and large, however, sport was commercial but not capitalist (...).  
In 1887/8 only four professional soccer teams were a pecuniary success,

288 Siehe dazu weiter oben Anm. 66.

and Bolton lost £500 on the season. In soccer and rugby few companies promised investor dividends. Fewer still actually paid them.<sup>289</sup>

Doch der Anfang war gemacht, und in einigen Sportarten – etwa im *horse racing* und *pugilism* – wurden im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bereits bemerkenswerte Einkünfte erzielt beziehungsweise Preisgelder und Wettgewinne ausgezahlt.<sup>290</sup> In den Mannschaftssportarten war es demgegenüber üblich, die Spieler nur für den Zeitraum der jeweiligen Saison zu bezahlen. Fußballer, Rugby- und Cricketspieler waren folglich entweder in den Winter- oder Sommermonaten beschäftigt, während sie in der zweiten Hälfte des Jahres als Wirt, Bergmann, Weber oder Maurer arbeiteten:

»Being a professional sportsman was very much a working-class dream, an avenue of hope, an escape from relative poverty. It offered the more talented and hard-working both steady employment and the exhilaration of doing something they loved. Notions of play and work overlapped.«<sup>291</sup>

Sich ganz auf den Sport zu verlegen, war jedoch riskant. So bestand die Gefahr, sich ernsthaft zu verletzen und seinen Beruf als Sportler nicht mehr ausüben zu können. Zudem war man in den Mannschaftssportarten von der Leistung seiner Mitspieler abhängig, so dass Misserfolge nicht ausgeschlossen werden konnten, die in der Regel mit

289 Huggins 2004, S. 120–121.

290 Das Preisgeld für ein einzelnes Rennen im *Sandown Park Racecourse* betrug zu dieser Zeit bereits 10,000 £. Das Einkommen des erfolgreichsten Jockeys, Fred Archer, wird für das Jahr 1885 auf die gleiche Summe taxiert. Weniger erfolgreiche Reiter verdienten ungefähr die Hälfte. Neben den *jockeys* zählten auch einige *pugilists* zu den Topverdienern jener Zeit. Boxchampions, die bereits frühzeitig einen hohen Popularitätsgrad erreichten, verdienten im letzten Drittel des Jahrhunderts das meiste Geld allerdings mit Schaukämpfen (*sparring nights*) und nicht bei offiziellen *boxing matches*. Die entsprechenden Angaben beruhen freilich auf Schätzungen, da Gewinne mit den *promoters* und *backers* geteilt werden mussten. Vgl. Tranter 1998, S. 67–72; ähnlich dazu Vamplew 1988. Zum besseren Vergleich sei hinzugefügt: Mitte des 19. Jahrhunderts verdiente ein gewöhnlicher Arbeiter am Tag durchschnittlich 10 bis 15 Schilling – also höchstens ein Pfund – pro Woche. Die jährlichen Durchschnittslöhne für das Jahr 1891 betragen in der Textilindustrie 37 £, in der Landwirtschaft 40 £, im Baugewerbe 72 £, in der Eisenindustrie 74 £ und im Kohlebergbau 78 £. Vgl. zu diesen Angaben Huncke 1905, S. 190. Gemessen an der Entwicklung des Geldwerts im Verhältnis zur Kaufkraft wären diese Angaben heute mit dem Faktor 80 zu multiplizieren. Das oben genannte *Sandown Park Racecourse*-Preisgeld würde aktuell dem Gegenwert von ca. 80,000 £ entsprechen – kein geringer Betrag, angesichts der Reallohnentwicklung insbesondere in den unteren Klassen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts.

291 Huggins 2004, S. 128.

Einkommenseinbußen verbunden waren. *Professional cricketers* verbesserten ihre Einkünfte daher durch so genannte *benefit matches*, bei denen der Ausrichter die Eintrittsgelder für sich verbuchen konnte und im Gegenzug alle auftretenden Kosten ausglich. Dieses Geschäftsmodell wurde bereits im Theater- und Musikbereich erfolgreich angewendet und fand vermehrt Zuspruch auch bei Sportveranstaltungen.<sup>292</sup> Blieben die Zuschauer jedoch aus, erhöhte sich das Risiko für den Veranstalter.

Die Verdienstmöglichkeiten im Fußball waren, wie angedeutet, mit denen der großen Wertsportarten nicht vergleichbar. Dennoch wurden bereits Ablösesummen und Löhne für leistungsstarke Spieler gezahlt, die über die tatsächlichen Kosten für Verdienstauffälle, Reiseaufwendungen und Risikoabgeltungen weit hinausreichten.<sup>293</sup> Ein durchschnittlicher *professional* erhielt noch keine großen Summen, wengleich mit Einführung der *Football League* sich die Verdienstmöglichkeiten der Spieler stetig verbesserten.<sup>294</sup> Immerhin lagen die durchschnittlichen Einkünfte der *professional soccer players* bereits deutlich über denen der ungelerten Arbeiter sowie der meisten ausgebildeten Handwerker. Rechnet man zu den wöchentlichen Zahlungen noch die prozentualen Beteiligungen an den Clubeinnahmen aus Eintrittsgeldern sowie die Zugaben für sportliche Siege hinzu, dann wird verständlich, dass insbesondere die Angehörigen der unteren Klassen versuchten, ihr Geld als Profisportler zu verdienen und dabei ihrer Passion als Spieler nachzugehen. Dies gilt in ähnlicher Weise auch für Angehörige des *support staff*, die als *secretary* oder *future manager* eines Vereins oder eines Verbands zusätzliche Einkünfte erzielen konnten.<sup>295</sup> Auch für ehemalige Profisportler erschlossen sich neue Aufgabenfelder

292 Vgl. ebda., S. 130–131.

293 Im Jahr 1879 wechselte der schottische Fußballspieler Fergus Suter für 100 £ zu den Blackburn Rovers. Auch wenn diese Summe mit dem aktuell teuersten Fußballtransfer des Brasilianers Neymar für 222 Millionen € bei dessen Wechsel vom FC Barcelona zu Paris Saint Germain in der Saison 2017/18 nicht vergleichbar ist, war der erste Rekordwechsel aus damaliger Sicht durchaus beachtenswert.

294 So berichtet Huggins, dass in der Saison 1888/9 die Löhne von »£1 10s to £2 a week« stiegen. 1893 waren es bereits »£3 a week in the season«. Nur wenige Jahre später, 1899, offerierte der Union Club »a present of £100 and an assured income of over £200 a year« to top Welsh players. Such income was the upper end of the scale. Most leading players earned between thirty shillings and £4 a week but only during the season.« Huggins 2004, S. 131–132. Zur vergleichbaren Situation im professionell betriebenen Rugby, Golf- und Cricketsport vgl. ebda., S. 132–133.

295 Allerdings waren auch hier die Unterschiede beträchtlich. Während der »part time financial secretary« des Sunderland FC ein Jahresgehalt von 20 £ im Jahr erhielt, wurde der hauptamtliche Sekretär der *Football*

– etwa als *professional coach*, *bodyguard*, *greenkeeper* oder als Quereinsteiger in die »new leisure industries – sports, seaside towns, music halls, musical industries and travel«<sup>296</sup>. Andere wiederum konnten bereits während ihrer Profilaufbahn etwas Geld zur Seite legen, um anschließend ein *beerhouse* oder einen *pub* in der Nähe eines Stadions zu eröffnen. Für ihr neues Geschäft kam ihnen nicht nur die günstige Lage, sondern auch ihre Bekanntheit und Verbundenheit mit den Zuschauern zugute. Insbesondere die Vertreter der *lower-class* sahen hierin soziale Aufstiegschancen, die ohne Bezüge zum Berufssport deutlich geringer gewesen wären.

Um die sozialen Abstände zwischen den *sportsmen* nicht nur wahreren, sondern sogar herausstellen zu können, achteten zahlreiche Clubs, Verbände und Sportveranstalter darauf, dass nur Mitglieder der *upper-class* Zugang erhielten. Der *gentlemen amateur*, der es nicht nötig hatte, seine Freizeitbeschäftigung durch Geldleistungen aufzuwerten, legte besonderen Wert darauf, unter seinesgleichen zu bleiben. In einigen Clubs war es durchaus üblich, potenzielle Mitglieder nicht nur über einzuhaltende Umgangsformen, sondern auch über erforderliche »social credentials« sowie »suitable occupations« zu informieren.<sup>297</sup> Da die Kosten für die dort praktizierten Sportarten – *sailing*, *cycling*, *rowing* etc. – ohnehin hoch waren und weniger begüterte Interessenten von vornherein ausgeschlossen, wären entsprechende Exklusionsklauseln eigentlich unnötig gewesen. Sofern jedoch in einigen Sportarten – *cricket*, *rugby*, *swimmimg* – Amateure und Berufssportler gemeinsam auftraten, waren Aufspaltungen in Clubs und Vereine sowie Freizeit- und Profiligen ein geeignetes Abwehrmittel, um soziale Unterschiede fortschreiben zu können.<sup>298</sup> Ungeachtet dessen gab es jedoch nach wie vor viele Angebote und Wettbewerbe für Angehörige unterschiedlicher Klassen. Bei zahlreichen Vertretern der stetig anwachsenden *middle-class* war nicht immer eindeutig, ob sie als *professional* oder *amateur* teilnahmen. Als so genannte Scheinamateure (*shamateurs*) galten sie offiziell nicht als Berufssportler, traten häufig bei vornehmen Sportveranstaltungen (*gentlemanly contests*) auf, gewannen achtbare Preise und strichen unter der Hand gezahlte Prämien ein, ohne hierfür sanktioniert zu werden. Doch das versteckte Ziel des Gelderwerbs blieb selten dauerhaft verborgen,

*Association* in den 1880er Jahren bereits mit der Summe von 330 £ *per anno* entlohnt. Vgl. ebda., S. 132.

296 Walvin 1978, S. 62.

297 Vgl. dazu Wigglesworth 2002, S. 96. Zur nachträglichen Ergänzung des Amateur-Begriffs in einigen Club-Namen vgl. ebda.

298 Vgl. hierzu die entsprechenden Beispiele im Rugby, Rudern, Cricket, Schwimmen sowie in der Leichtathletik bei Wigglesworth 2002, S. 96–98. Der Autor spricht in diesem Zusammenhang bezeichnenderweise von »sporting apartheid«. Vgl. ebda., S. 96.

weshalb viele Amateurwettbewerbe schon bald mit dem Zusatz »*gentlemen only*« angekündigt und Zuwiderhandlungen mit hohen Strafen belegt wurden.<sup>299</sup>

Gleichwohl ließen sich entsprechende Aufspaltungstendenzen nicht dauerhaft aufrechterhalten, und der Berufssport gewann zusehends an Bedeutung. Versuche, Klassenunterschiede zu stabilisieren, indem *gentlemen sportsmen* und *professionals* voneinander getrennt wurden, mochten zwar in einzelnen Bereichen durch exklusive Clubbeiträge und hohe Geräteaufwendungen sichergestellt werden können. Allerdings wurden die ehemals engen Grenzen durch das wachsende Engagement der auch wirtschaftlich zunehmend erfolgreichen Vertreter der englischen Mittelschicht immer durchlässiger. Insbesondere die zu Wohlstand gekommenen Bürger der prosperierenden Industriestädte fanden vermehrt Zugang zu den vormals abgeschirmten Bereichen der *upper-class*. Unterscheidungen, wie der noch 1891 in Cambridgeshire geltende Wettkampfmodus für »*tradesmen, cottagers, labourers, labouring boys and amateurs*«<sup>300</sup>, galten schon nicht mehr als zeitgemäß, weshalb das offene Bekenntnis *to make money by sports* auch in diesem Zweig der *leisure industry* allgemeinen Zuspruch fand. Das wachsende Engagement von Vertretern der *low orders* sowie der *middle-classes* führte freilich nicht zu einer Aufhebung gesellschaftlicher Klassenunterschiede – für den englischen Sport am Ende des 19. Jahrhunderts lässt sich jedoch feststellen, dass er bereits das Potenzial besaß, die »Massenseele«<sup>301</sup> zu erfassen.

299 So versah etwa die *English Lacrosse Union* im Jahr 1892 einen amerikanischen Amateurclub mit einer einhundertjährigen Teilnahmesperre, da das Team Geld für seine Reisekosten entgegengenommen hatte. Zu weiteren Beispielen vgl. ebda., S. 95. Gruneau weist darauf hin, dass »(a) amateurs by definition were gentlemen. Ladies might play sport if it was undertaken with appropriate decorum but there was a strong sentiment that the ›object‹ of sport was properly masculine. There was also a strong view among members of prominent amateur sport clubs and associations that amateurs would be contaminated if they played or competed against *non-gentlemen*, a category that initially included artisans, laborers, ›colored‹ colonials, and ›Indians‹«. Gruneau 2017, S. 88–89 (Hervorhebung im Original).

300 Wigglesworth 2002, S. 95.

301 Hier in Anlehnung an Siegfried Kracauers Beobachtungen über die Angestelltenkultur in Deutschland Ende der 1920er Jahre. Da die »Massenseele (...) sich heute vorwiegend im Sport auslebt, sind sportliche Zusammenschlüsse eines der wichtigsten Instrumente zu ihrer Eroberung.« Kracauer 2006, S. 274. An anderer Stelle wendet sich der Autor ausdrücklich gegen den Verdacht einseitiger Manipulation: »Die Masse selbst ist es, die zu den Sportflächen drängt.« Ebda., S. 295.

Richtet man den Blick nunmehr stärker auf externe Entwicklungen und Begleitumstände<sup>302</sup>, so ist hierfür ausschlaggebend, dass dem Sport in England im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts eine allgemeine Wertschätzung entgegengebracht wurde. Dies galt nicht zuletzt für den Berufssport, der im Unterschied zum Amateursport lange Zeit mit dem Makel behaftet schien, mit gehobenen sozialen Standards und Umgangsformen unvereinbar zu sein. Während insbesondere die *rough and blood sports* bis weit ins 19. Jahrhundert hinein polizeilichen Kontrollen und Verboten ausgesetzt waren, da sie aus Sicht der dominierenden *upper-class* die gesellschaftliche Ordnung störten, wurden die vornehmen Clubs und Amateursportarten demgegenüber als traditioneller Hort edler Tugenden und Praktiken gewürdigt. Spätestens in der zweiten Hälfte der Viktorianischen Epoche, also etwa ab Mitte der 1860er Jahre, gewannen jedoch auch die *professional sports* ein respektables Ansehen. Sie galten nicht nur als seriös und vertrauenswürdig, sondern wurden ein wichtiger Bestandteil der sich ausweitenden *leisure industry*, die neben kulturellen Angeboten verstärkt auf nützliche Formen der Unterhaltung und Ablenkung setzte.

Im gesellschaftlichen Sinne förderlich war der an Wettbewerb, Leistung und Erfolg orientierte Sport nicht zuletzt deshalb, weil er soziale und ökonomische Aufstiegschancen – obgleich in einem noch überschaubaren Rahmen – eröffnete. Genauso wichtig wie der Bezug auf sporadische Aufstiegsmöglichkeiten einzelner ist jedoch der Hinweis, dass durch die schrittweise Anerkennung des professionell betriebenen Wettkampfsports die negativen Vorzeichen seiner vorausgegangenen Entwicklung ins genaue Gegenteil verkehrt wurden. Die beklagten Begleiterscheinungen der *sporting competitions* des 18. Jahrhunderts – soziale Auswüchse, Wettbetrügereien, mangelnde Selbstkontrolle – wurden mit der Einrichtung eines regulären Wettkampfbetriebs in zahlreichen Sportarten immer weiter zurückgedrängt, so dass schließlich auch die kommerzielle Sportkultur auf eine breite gesellschaftliche Akzeptanz stieß. Die dadurch sich öffnenden Perspektiven ermöglichten schließlich auch den mehrheitlich der *lower-class* entstammenden Profisportlern<sup>303</sup>, sich immer erfolgreicher aus ihrem sozialen

302 Zur Unterscheidung sportinterner und -externer Entwicklungen sowie Wechselwirkungen siehe weiter oben Anm. 262.

303 Vgl. dazu exemplarisch die Ausführungen zur Entwicklung des britischen Boxsports bei Junghanns 2018. Wichtig für die Unterscheidung zwischen *amateurs* und *professionals* im 19. Jahrhundert war nicht allein die Frage des Gelderwerbs, sondern gleichermaßen die daran geknüpfte soziale Stellung und Einstellung: »In 1800 the terms ›professional‹ or ›professor‹ had been indicators of a high level of expertise, and could apply to any class. By the 1830s ›professional‹ referred to individuals of lower social status earning money from sport. ›Amateur‹ in 1800 was a synonym for an upper-class patron or sporting enthusiast (whether or not earning money

Schattendasein zu befreien. Den zahlreichen Versuchen, den Amateurstatus zu verteidigen, begegnete man vielerorts bereits mit Argwohn. »Distancing from snobbish excesses became more common«<sup>304</sup>. Traditionelle Unterscheidungen zwischen »gentlemen« and the rest«<sup>305</sup> erschienen vielen Vertretern der wachsenden *middle-class* kaum noch zeitgemäß. Zwar gab es innerhalb dieser Klasse – vor allem in den 1880er Jahren – eine starke Opposition gegen egalitäre gesellschaftliche Tendenzen, die nicht zuletzt in den Arbeitskämpfen jener Zeit ausgetragen wurden, worauf als Reaktion in zahlreichen Clubs alsbald eine Neubelebung traditioneller Sportauffassungen (*sportsmanship, fair play, disinterestedness, courtesy, courage, self-control*) herbeigeführt wurde. Doch mit der Zeit entfernten sich zahlreiche Angehörige vor allem der städtischen *middle-class* von den *traditional sporting recreations*, um sich stattdessen den modernen Sportwettkämpfen zuzuwenden. Auf diese Weise konnten alte und neue Sportformen relativ konfliktfrei nebeneinander existieren, wenngleich letztere deutlich an Bedeutung gewannen und zu einem wichtigen Teil der sich ausweitenden Freizeitindustrie wurden.

Damit der professionell betriebene Wettkampfsport überhaupt zu einem Bestandteil der legitimen Sportkultur werden konnte, bedurfte es jedoch nicht nur günstiger ökonomischer und sozialer Voraussetzungen. Für die Einführung des Wettkampfbetriebs in vielen Sportarten sowie die klassenübergreifende Ausweitung ihrer sozialen Trägerschaft<sup>306</sup> bedurfte

from sport). Later the term was sometimes expanded as ›gentleman-amateur‹. But after the mid century ›amateurs‹ were participants in sports the middle classes were appropriating. (...) Amateurism was of less interest inside working-class culture, failing to surface, for example, in music-hall songs about sport.« Huggins 2004, S. 52.

304 Ebda., S. 62.

305 Vgl. ebda., S. 54.

306 Christiane Eisenberg weist zurecht darauf hin, dass das »Anwachsen der ›middle class‹ selbst (...) die soziale Basis des Sports veränderte«. Eisenberg 1999, S. 47. Am Ende des 19. Jahrhunderts gab es zwar »still only some 2500 full time sports professionals, although many more part-time ones«. Huggins 2004, S. 112. Erkennbar ist jedoch, dass mit Einführung regulärer Wettkampfformen, durch die Leistungsvergleiche stabilisiert wurden, auch die professionell betriebenen *working-class sports* an Bedeutung gewannen. Außer für *football* und *cricket*, die vergleichsweise ausführlich untersucht worden sind, gilt dies ebenso für andere Sportarten, wie beispielsweise *prize fighting, pedestrianism* oder *swimming*. Vgl. dazu Wigglesworth 2002, S. 60. Je verlässlicher diese Sportarten angeboten und ausgetragen wurden, desto einfacher war ihre Einbeziehung in den regulären Sportbetrieb. Ähnlich wie in einzelnen Sportarten – etwa im *league cricket* – Berufs- und Amateursportler schon vorher zusammen auftraten,

es des Zusammenspiels gleichgerichteter sowie institutionell abgesicherter Interessen, die sich gleichermaßen günstig auf die wettkampfsportlichen Aktivitäten der *working-class* auswirkten. Die bisherige Unterscheidung in *upper-*, *middle-* und *lower-class* ist daher zu spezifizieren, um die für die gesamte Sportentwicklung förderliche Interessenkonstellation zu kennzeichnen, die vor allem durch Maßnahmen von Vertretern und Organisationen der englischen Mittelschicht befördert wurde. Die dabei entwickelte Dynamik erklärt sich aus der Zwischenstellung der englischen Mittelschicht selber, die sich bis in ihre Binnenstruktur hinein auswirkte:

»The middle class were riven by divisions. Some of them were horizontal divisions; of incomes, of geography, and even of religion. There was also the further (and very important) vertical fracture between the business and professional classes.«<sup>307</sup>

Die *middle-class* wäre demnach zu unterscheiden hinsichtlich ihrer sozialen Nähe einerseits zum englischen Adel unter Einbezug entsprechender Führungsansprüche sowie andererseits zu bürgerlichen Berufsgruppen mit eingeschränkten Befugnissen und Verantwortlichkeiten. Zur ersten Gruppe zählten beispielsweise Rechtsvertreter, Mediziner, Bischöfe, Unternehmensführer oder Fabrikbesitzer, während etwa einfache Geschäftsleute, Ladenbesitzer, Lehrer oder Priester eher der zweiten Gruppe angehörten. Unterhalb der oberen sowie der unteren *middle-class* versammelten sich die Angehörigen der *working-class*, das heißt die Handwerker, Arbeiter und Tagelöhner, die die schweren und schmutzigen Arbeiten in den Werkstätten und Fabriken ausführten.

Charakteristisch für die Vertreter der englischen *middle-class* – und zwar unabhängig von ihrer jeweiligen Position im bürgerlichen Sozialgefüge – war die gemeinsame Sorge um die gesellschaftliche Problemstellung der Hygiene und Gesundheit, da durch das starke

wurden im letzten Jahrhundertdrittel zahlreiche *commercial contests* in die sich erweiternde Sportkultur eingliedert. Demnach wäre die zuvor von Eisenberg beschriebene Veränderung der »sozialen Basis des Sports« zu spezifizieren und als »klassenübergreifende Ausweitung« seiner sozialen Trägerschaft zu deuten. Die entscheidende Bedeutung der englischen *middle-class* für Entwicklung des modernen Sports bliebe schließlich ohne die Einbeziehung von Berufs- und Amateursportlern der *lower-* und *upper-classes* unvollständig. Oder anders gesagt, gewinnt die Rede vom »Massencharakter« – vgl. Eisenberg 1999, S. 52 – erst dadurch Kontur, wenn die *middle-class* selber in ihrer heterogenen Zusammensetzung nebst ihren unterschiedlichen Sportbezügen genauer in den Blick genommen wird. Vgl. dazu, am Beispiel von Fußball, Rugby, Rudern, Cricket und Schwimmen, Hayes 2005, S. 141–156.

307 Huggins 2000, S. 2.

Bevölkerungswachstum in den Städten<sup>308</sup> sowie die sozialen Herausforderungen der Industriearbeit<sup>309</sup> zugleich die Angst vor unkontrollierbaren Krankheiten und sozialen Ausschreitungen wuchs. Um diese »fortschrittsfeindlichen Gefahren« eindämmen zu können, ohne damit zugleich die »Entwicklung der großen Industrie«<sup>310</sup> in Frage stellen zu müssen, waren vor allem die Profiteure der sich entwickelnden Produktions- und Verkehrsverhältnisse darum bemüht, den sich auswachsenden Nöten mit bürgerlichen Moral- und Erziehungsvorstellungen zu begegnen. Außer verschiedentlichen Maßnahmen zur Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen in städtischen Fabriken und Arbeitervierteln, entwickelte sich im Anschluss an das bereits seit den 1820er Jahren in England ausgearbeitete *public health*-Konzept<sup>311</sup> ein neues sozialpolitisches Aufgabenfeld, das unter der Bezeichnung *rational recreation* direkt an die sich entwickelnde Sportkultur anknüpfen konnte. Ausgehend von der Annahme, dass man die Arbeiterklasse nicht ihrem eigenen Schicksal überlassen dürfe, da dies die ungünstigen Anlagen der *working poor* bestärken würde, galt es, auch die nicht mit Arbeit angefüllte Zeit möglichst nützlich zu verbringen. So wurden bereits Mitte der 1850er Jahre die ersten *Working Men's Colleges* gegründet, an denen weiterqualifizierende Kurse angeboten wurden. Allerdings gelang es nur wenigen, nach einem anstrengenden zehn- bis zwölfstündigen Arbeitstag, Lehrgänge für Latein, Literatur oder Stenographie zu besuchen. Lohnenswerter erschienen stattdessen sportbezogene Angebote, die die körperliche Aktivität jenseits erzwungener Arbeitsabläufe ansprachen und ohne viel Aufwand wahrgenommen werden konnten.

Dieses Potenzial wurde von einigen englischen Fabrikbesitzern und Unternehmern sogleich erkannt. Große Firmen, wie *Cadbury*, *Lever*

308 Zwischen 1830 und 1880 verzeichnete England einen Bevölkerungszuwachs von 14 auf 26 Millionen. Industriestädte wie Manchester oder Sheffield vervierfachten ihre Einwohnerzahl in diesem Zeitraum. Vgl. dazu Midwinter 1986, S. 23. Dies bedeutet, dass die englische Gesellschaft nicht nur wuchs, sondern zudem jünger wurde.

309 Vgl. dazu die eindrucksvollen Schilderungen aus den Jahren 1844 und 1845 von Friedrich Engels 1972.

310 Vgl. Marx/Engels 1980 a, S. 474.

311 Zunächst in England und Frankreich, sowie etwas später auch in Deutschland, begann man damit, sich eingehend mit den Auswirkungen der Industrialisierung auf die Gesundheit der Bevölkerung auseinanderzusetzen. In England (*public health*) und Frankreich (*hygiène publique*) geschah dies ungefähr zwanzig bis dreißig Jahre früher als in Deutschland, wo vor allem der Arzt und Mitbegründer der Deutschen Fortschrittspartei, Rudolf Virchow, Ende der 1840er Jahre dazu aufforderte, die »Erforschung der Leib und Leben bedrohenden Gefahren des Industrialisierungsprozesses« voranzutreiben. Vgl. dazu Sarasin/Tanner 1998, S. 12.

*Brothers* oder *Colmans*, organisierten Sport- und andere Freizeitangebote für ihre Arbeiter, verbunden mit der Absicht, »to recruit and secure a contented workforce as well as to display their care for the local community«<sup>312</sup>. Ein wichtiger Nebeneffekt war, dass die *labourers* sich bereitwillig mit »ihrem« Unternehmen identifizierten, anstatt ihre Rechte etwa im Rahmen der *unions* durchzusetzen. Begünstigt wurde diese Entwicklung durch die Einführung des arbeitsfreien Samstagnachmittags, der in einzelnen Branchen bereits seit den 1870er Jahren und landesweit ab 1890 durchgesetzt wurde.<sup>313</sup> Die hinzu gewonnene freie Zeit wurde vor allem seitens der Arbeiterschaft genutzt, um entweder ohne oder mit bloß geringem Geldaufwand, eines der zahlreichen Sportangebote wahrzunehmen. Auffällig ist, dass in diesem Zusammenhang die *newly disciplined team games* besonders nachgefragt wurden:

»The new sports were unlike old pre-industrial games: disciplined, regulated, controlled by nationally agreed rules. They formed a sharp contrast to the indiscipline and irregularities of older sports, even those from which they had emerged. Yet these changes in society at large for by the last quarter of the century the working population had itself become disciplined and attuned to the rigours of a clock- and machine-dominated life. The games they turned to (and ultimately colonised) were keeping with that discipline.«<sup>314</sup>

Der Zugewinn für die Unternehmen lag auf der Hand: Sie konnten ihre Absichten als Wohltat ausweisen und dadurch die Bindung der Arbeiter an den Betrieb festigen. Die Arbeitskräfte taten etwas für ihre Gesundheit und stärkten darüber hinaus den sozialen Zusammenhalt untereinander. Sie gingen einer kontrollierten Freizeitbeschäftigung nach, anstatt anderen Neigungen oder »gefährlichen Leidenschaften« – *violent activities, lewd behaviour* – zu verfallen. Der Sinngehalt des Begriffs *rational recreation* erschließt sich hiermit in besonderer Weise – und es wird deutlich, dass sich das Interesse der englischen *middle-class* an Gesundheit und Hygiene nicht auf Maßnahmen zur körperlichen Erhaltung und Ertüchtigung beschränkte. Vielmehr ging es, ähnlich wie schon am Beispiel der antiken Athletik als Selbsttechnik zur Stärkung männlicher Überlegenheit gesehen<sup>315</sup>, um die Formierung des bürgerlichen Subjekts im direkten Zugriff auf den Körper. Das Spannungsfeld zwischen »Freiheit, Gesundheit und Genießen«<sup>316</sup> erschien hierfür besonders geeignet, da den Bedrohungen des Lebens nicht mit

312 Hayes 2005, S. 146.

313 Vgl. Eisenberg 1999, S. 45.

314 Walvin 1978, S. 86–87.

315 Siehe dazu weiter oben Anm. 366 in Kap. 4 (Bd. 1).

316 Vgl. dazu Sarrasin 2001, S. 465.

hemmenden, sondern mit stärkenden und wohlfeilen Maßnahmen begünstigt werden konnte. Dass auch die ökonomisch und sozial besonders Benachteiligten hieraus einen Nutzen ziehen sollten, passte zum Fortschrittsglauben jener Zeit, der die Entwicklung der Gesellschaft als Ganze im Blick hatte.

Eine weitere wichtige Institution zur Förderung sportlicher Aktivitäten im 19. Jahrhundert war die Kirche. Anders als im frühen Puritanismus<sup>317</sup>, besann man sich in viktorianischer Zeit aufseiten der *Church of England*, die ein weites Spektrum zwischen Protestantismus und Katholizismus abdeckte, auf die Tugenden der Männlichkeit und Gesundheit, die bereits im Neuen Testament angesprochen wurden<sup>318</sup>. Zur Bekräftigung dieser neuartigen Sichtweise bediente man sich einer vertrauten Redewendung des römischen Dichters Juvenal, der im Rahmen seiner Satiren forderte: »(...) orandum est ut sit mens sana in corpore sano«<sup>319</sup>. Unterschlagen wurde in diesem Zusammenhang, dass Juvenal selber seine Aussage als Kritik verstand, da Gebete nicht zum erwünschten Ziel führen würden. Es sei bestenfalls zu wünschen, dass zwischen körperlicher und geistiger Gesundheit ein Zusammenhang bestehe; von einer tatsächlichen Beziehung könne jedoch nicht ausgegangen werden. Ungeachtet dessen knüpfte man kurzerhand an Juvenals Redewendung an, indem man nur den zweiten Teil zierte und die spöttische Aufforderung zum Beten – überraschend für den geistlichen Kontext – einfach wegließ. Auf diese Weise konnte der satirischen Aufforderung des Dichters die Spitze genommen und seine Absicht ins genaue Gegenteil verkehrt werden, so dass bis heute zahlreiche Sportanlagen und Turnhallen immer noch mit dem verbrämten Dichterwort verziert sind, ohne dass hieran Anstoß genommen wird.

Mit den entsprechenden Bibel- und Dichterworten gestärkt, fanden weite Teile der Kirche durchaus Gefallen an organisierten Sportangeboten für Jugendliche, die auf diese Weise von anderen Versuchungen und Lastern – *drinking, gambling, quarrelling, fighting* – ferngehalten werden konnten. Aus praktischen Gründen war der arbeitsfreie Samstagvormittag hierfür besonders geeignet, da der Sonntag auf diese Weise dem Gottesdienst und Bibelunterricht vorbehalten blieb. Zahlreiche Kirchengemeinden sahen sich daher veranlasst, Sport und Spiele vorrangig für junge Arbeiter am Vortag des *Day of the Lord* auszurichten. Da jedoch viele der angesprochenen *working lads* diese Angebote ausschlugen und stattdessen ihren eigenen Interessen nachgingen, die vonseiten der

317 Siehe dazu weiter oben Anm. 217.

318 So etwa in der Vertreibung der Geldwechsler aus dem heiligen Tempel, bei der Jesus überraschend hitzig auftrat sowie in Paulus' Charakterisierung des »Leibes« als »Tempel des Heiligen Geistes«. Vgl. dazu LUT, Markus 11,15 sowie 1 Korinther 6, 19.

319 »Beten sollte man darum, dass ein gesunder Geist in einem gesunden Körper sei.« Juvenalis, *Satiren*, S. 229, (Satira X, 356).

Kirchenvertreter regelmäßig als »rude and brutal«<sup>320</sup> abgekanzelt wurden, verstärkte man die Bemühungen, um die »gefährdeten und abtrünnigen Seelen« möglichst wiederzugewinnen. Die *Muscular Christianity*-Bewegung<sup>321</sup>, die Jugendliche gleichfalls zu gesellschaftlich nützlichen Mitgliedern zu erziehen trachtete, knüpfte direkt an die oben erwähnten antiken Textstellen zum männlichen Körpergebrauch an und überführte sie in moralische Auffassungen zum Sport als geeignete Schule zur praktischen Einübung von Selbstkontrolle, Disziplin und Fairness. Mit dieser Ausrichtung erwies sich die zivilreligiöse Mission nicht nur als anschlussfähig an den öffentlichen Diskurs über die gesellschaftliche Ausgestaltung der *rational recreation*, sondern darüber hinaus richtete sie sich auch gegen orthodoxe Positionen innerhalb der Anglikanischen Kirche selber, die als weltfremd und verweichlicht abgelehnt wurden. Infolgedessen kam zu kirchennahen Gründungen, wie etwa der *Young Men's Christian Association* (YMCA), die gottgefällige Bündnisse auch ohne konfessionelle Bekenntnisse ermöglichte. Durch die Förderung insbesondere von Mannschaftssportarten, wie Fußball, Rugby, Hockey oder Cricket, versuchte man, den Patriotismus und die Selbstlosigkeit der Sporttreibenden anzusprechen – Tugenden, die nicht zuletzt der expansiven Kolonialpolitik des British Empire zugutekamen.<sup>322</sup>

Vorbereitet und verbreitet wurde das Konzept einer am Körper ansetzenden Charaktererziehung zudem durch die Institution der englischen *public schools*. Nachdem sportliche Praktiken seit Thomas Arnold's Bemühungen um die Etablierung einer zeitgemäßen Gentlemen-Erziehung in den 1830er Jahren einen festen Platz in den Lehrplänen der führenden Anstalten von Rugby, Eton, Harrow, Winchester, Charterhouse, Shrewsbury und Westminster gefunden hatten, erwies sich der Gedanke, künftige Führungskräfte durch die Ausübung »männlicher Sportspiele«<sup>323</sup> auszubilden, schon bald als gesellschaftlich anschlussfähig:

»From the mid nineteenth century public schools began to transform the nature and purpose of sport. Complex concepts such as those of

320 Vgl. Birley 1993, S. 206.

321 Die Bezeichnung *Muscular Christianity* geht zurück auf eine entsprechende Formulierung des Rechtsanwalts Thomas C. Sandars aus dem Jahr 1857, der damit die Erziehungsideale in den englischen *public schools* zu fassen versuchte. Angeregt wurde er dabei von den Schilderungen zweier ehemaliger Schüler, Charles Kingsley und Thomas Hughes, die beide der Anglikanischen Kirche angehörten und dem fortschrittlichen Bürgertum zuzurechnen waren. Während Hughes nach seiner Internatszeit als Literat, Politiker und Sozialreformer wirkte, wurde Kingsley als Theologe und Schriftsteller zu einer prägenden Gestalt des *Christian Socialism*. Vgl. dazu Hall 1994.

322 Vgl. ausführlich dazu MacAloon 2007.

323 Siehe dazu weiter oben Anm. 277.

›manliness‹ or ›athletism‹ were developed to aid the process, with notions of ›fair play‹ added later, and linked to imperialism and militarism.«<sup>324</sup>

Nachdem zahlreiche Absolventen der Eliteschulen einflussreiche Positionen etwa als Lehrer, Priester, Minister oder Schriftsteller eingenommen hatten, war es ihnen möglich, die praktischen Ideale ihrer eigenen Erziehung zu verbreiten. Überzeugt vom Wert sowie von der charakterbildenden Wirkung wettkampfsportlicher Aktivitäten, gründeten auffällig viele *old public school men* erfolgreiche Mannschaften, Vereine oder Verbände.<sup>325</sup> Dies geschah nicht allein aus einem nur sportbezogenen Interesse, sondern insbesondere, um auf diese Weise Einfluss auf die Entwicklung der englischen Gesellschaft nehmen zu können. Nachdem der britische Historiker und Schriftsteller Thomas Carlyle 1839 die Situation der englischen Arbeiterklasse unter der Überschrift *Condition of England Question* eindringlich beschrieben hatte, bestand insbesondere für die an sozialen Reformen interessierten *gentlemen of education* dringender Handlungsbedarf. Neben publizistisch verbreiteten Forderungen, wohlätigen Maßnahmen und politischen Initiativen, begann man verstärkt seit den 1860er Jahren damit, die förderlichen Eigenschaften der eigenen Erziehung auch für die Mitglieder der *working-class* als wichtig herauszustellen. Selbst wenn es weder möglich noch erstrebenswert war, dass jedermann eine *public school* besuchen oder gar studieren sollte, so war doch allgemein vermittelbar, die Regeln eines Mannschaftsspiels anzuerkennen, um im fairen Wettstreit und mit größtmöglicher Disziplin, einen sportlichen Sieg zu erringen. Erleichtert wurde dieses Ansinnen durch den *Forster Education Act* aus dem Jahr 1870, der den Rahmen für ein verbindliches nationales Schulsystem für Kinder im Alter von fünf bis dreizehn Jahren festlegte. Aufgrund dieses Gesetzes war

324 Huggins 2004, S. 31.

325 Zu den bekanntesten ehemaligen Internatsschülern gehört etwa Charles William Alcock, der den *FA Cup* begründete und sich erfolgreich für die Verbreitung des Fußball- und Cricketspiels einsetzte. Den Fußballsport erlernte Alcock während seiner Schulzeit an der *Harrow School*, einer der angesehensten Internate in England. Er gründete den in den 1870er Jahren erfolgreichen Fußballclub *Wanderers FC* und spielte zeitweilig selbst in der englischen Nationalmannschaft. Als Fußballfunktionär bemühte er sich mit Erfolg um die Eingliederung von Berufssportlern in die *Football Association*. Darüber hinaus wirkte er als Schiedsrichter in mehreren *FA Cup-Finals* und gründete im Jahr 1882 die einflussreiche Zeitschrift *Cricket*. 1906 veröffentlichte er in seiner Eigenschaft als Vize-Präsident der *FA* sowie als langjähriger Herausgeber des *Football Annual* die zweite Auflage des Standardwerks »*Football. The Association Game*«, in dem u.a. zentrale Begriffe, Regeln und Taktiken des Spiels erläutert werden. Vgl. Alcock 1906.

es nunmehr möglich, auch an den gewöhnlichen Schulen in England sowie Wales reguläre Sportangebote einzuführen, die dadurch ebenso den künftigen Arbeitern und Handwerkern zugutekamen. Der Erfolg des Fußballs in England ist ohne diese allgemeine schulische Verankerung kaum verständlich:

»The post-1870 school system was crucially important for the expansion of football, ensuring that football would within a few years become a major sport among schoolboys, and that it would be perpetuated from one generation to another. Schoolboy soccer became a major enterprise in itself, with its myriad of local teams, leagues, competitions, trophies and even ›caps‹, mirroring the developments of the professional games.«<sup>326</sup>

Durch die frühe Verbreitung des Sports im englischen und walisischen Schulsystem war zugleich der Boden für eine allgemeine Belegung des Sportinteresses bereitet. Schließlich ließen sich die ehemals selbst sportlich aktiven *schoolboys* in späteren Jahren vergleichsweise einfach als Sportinteressenten und Konsumenten gewinnen.

War der Sport anfangs noch Ausdruck klassenspezifischer Beziehungen und Begrenzungen, so begünstigten insbesondere die von Vertretern der *middle-class* dominierten Institutionen des Unternehmertums, der Kirche und der Schule das schichtübergreifende Konzept der *rational recreation*, in dem der Sport eine zentrale Rolle einnahm. Während Titel, Besitzstände oder Bildungsinhalte als wichtige Bestandteile der legitimen Kultur den meisten Mitgliedern der viktorianischen Gesellschaft verschlossen blieben, bot der sich dynamisch entwickelnde Sport im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts neue soziale Anerkennungsformen und Aufstiegsmöglichkeiten. Durch die starke Kommerzialisierung vieler Sportarten, die bereits vor 1850 einsetzte, war es für zahlreiche Vertreter der *lower classes* durchaus möglich, ihre ökonomische Lage als Berufssportler zu verbessern. Und für viele Angehörige der *middle-class* eröffneten sich über den eigenen Sportbezug bisweilen soziale Verbindungen und berufliche Chancen, die andernfalls verschlossen geblieben wären. Doch ebenso wichtig wie diese ökonomischen und sozialen Vorzüge waren die kulturellen Gewinne, die durch den Sport erzielt werden konnten.

Nachdem der Wettkampfbetrieb ab den 1870er Jahren in zahlreichen Sportarten durch die Einführung geregelter und wiederkehrender Wettbewerbe an Verlässlichkeit und Glaubwürdigkeit gewann und die Objektivität sportlicher Leistungsvergleiche immer seltener bezweifelt wurde, waren die notwendigen Voraussetzungen für eine gesellschaftliche Anerkennung des Sports als legitimer Teil der Freizeitkultur gegeben. Da sportliche Siege und Erfolge nicht einfach frei verfügbar waren, sondern im direkten Wettstreit hart erkämpft werden mussten, eröffneten sich neue Reputationschancen, die nicht klassenspezifisch gebunden waren.

326 Walvin 1978, S. 87.

Siege, Titel und Meisterschaften konnten, wenn ein Wettbewerb allgemein zugänglich war, von allen Teilnehmern errungen werden, ohne dass bestimmte Klassenzugehörigkeiten hierfür entscheidend waren. Das Ergebnis eines Pokal- oder Ligaerfolgs wurde seitens des ausrichtenden Verbandes bestätigt, der auf diese Weise die erbrachten Leistungen legitimierte und zudem seine eigene Stellung als Institution festigte. Siegreiche Mannschaften und Athleten wurden in der Regel mit symbolischen Gütern – Trophäen, Pokale, Schalen, Medaillen – bedacht, deren Prestigewert für gewöhnlich höher war als ihr materieller Wert. Da erfolgreiche Sportler als diszipliniert, widerstandsfähig, durchsetzungsstark, ausdauernd, leistungsbereit – oder kurz: als charakterfest galten, verkörperten Sie einen neuen Führungstypus, dem man die Lösung schwieriger Aufgaben auch in anderen Bereichen der Gesellschaft zutraute. Im Vergleich dazu büßten die aristokratischen *gentlemen of honour*, sofern sie überhaupt vom Erbrecht<sup>327</sup> profitierten, ihren vermeintlich natürlichen Platz an der Spitze der Gesellschaft immer stärker ein. Folglich engagierten sich viele Aristokraten vorzugsweise außerhalb gesellschaftlicher Konkurrenzbereiche, so etwa im exklusiven Club- und Amateursport, oder sie übernahmen ihnen angemessen erscheinende repräsentative Aufgaben.

Obgleich eine so vielgestaltige und erfolgreiche Karriere wie die des ambitionierten Fußball- und Cricketveterans Charles William Alcock<sup>328</sup> zu seiner Zeit noch eine Ausnahme war, deutete sich bereits an, dass ein sportlicher Hintergrund, inklusive zahlreicher Titel und Triumphe, sich günstig auf den sozialen, ökonomischen und kulturellen Status auswirken konnte. Eine gehobene Schulbildung öffnete Türen, die durch sportliche Erfolge umso einfacher durchschritten werden konnten. Und ähnlich wie den *gentlemen of education* ihre Bildungstitel nicht mehr zu nehmen waren, verkörperten die Vertreter der aufstrebenden *middle-class* als erfolgreiche Sportler gesellschaftlich erwünschte Eigenschaften, die ihnen gleichsam »auf den Leib geschrieben« standen. Der moderne *selfmade man* war als solcher bereits äußerlich erkennbar:

»Sport was fascinating to the Victorians not just because it built character but because it revealed character. Huge natural talent and athleticism had to be coupled with aggression and bravery, endeavour and struggle, courage in face of adversity, muscular exertion and tension. At its extreme such masculinity could involve indifference to the pain of one's own and other bodies, a win at all costs philosophy, and an inability to form intimate relationships with women.«<sup>329</sup>

327 Zur Erbfolgeregelung (Primogenitur) im englischen Adel siehe weiter oben Anm. 185 und Anm. 242.

328 Siehe dazu ausführlich Booth 2015 sowie weiter oben Anm. 325. Für weitere Beispiele aus anderen Sportarten vgl. Huggins 2004, S. 167–190.

329 Huggins 2004, S. 175.

Da Erfolge nicht allein im sportlichen Wettkampf zu erzielen waren, sondern Leistungsanreize inzwischen für den gesamten Bereich der *recreational culture* gesetzt wurden, kam es bisweilen zu absurden Konkurrenzen – etwa wenn »Hobbygärtner die schönsten Gartenblumen und die dicksten Kohlköpfe« oder »Hundezüchter ihre gelungensten Exemplare«<sup>330</sup> prämierten. Doch so skurril diese und andere Beispiele auf den ersten Blick erscheinen mögen, da der Wettstreit aus vergnüglichen Liebhabereien plötzlich eine ernste Sache machte, verweisen sie gleichwohl auf eine allgemeine gesellschaftliche Entwicklung, die für den Sport in besonderer Weise bestimmend wurde: Gemeint ist die Orientierung an Überbietung und Rekord.

Durch die fortschreitende Vereinheitlichung und Institutionalisierung wettkampfsportlicher Regeln war es möglich geworden, gleichartige Konkurrenzen nicht nur zeit- und ortsunabhängig auszurichten, sondern auch nahtlos in Beziehung zu setzen. So konnten beispielsweise die Laufzeiten von Athleten über bestimmte Strecken, die bei unterschiedlichen Wettkämpfen erzielt wurden, direkt miteinander verglichen werden. Voraussetzung hierfür waren möglichst gleiche Wettkampfbedingungen, das heißt insbesondere gleiche Streckenlängen, Untergründe und Messmethoden, sowie die rasche Übermittlung der Resultate. Während beim herkömmlichen Wettkampf die erbrachten Leistungen lediglich vor Ort registriert und gegebenenfalls vermerkt (*to record*) wurden, bewirkte die zunehmende Standardisierung des Wettkampfeschehens, dass Leistungen und Ergebnisse nunmehr auch abstrakt, das heißt in lokaler Abwesenheit (*ex situ*), miteinander verglichen werden konnten. Hierfür war es hinreichend, das jeweils Geleistete in Zahlen und Tabellen zu übersetzen, die beispielsweise darüber Auskunft gaben, wie schnell jemand gelaufen war beziehungsweise welcher Rangplatz erreicht wurde. Darüber hinaus erweiterte dieses Vergleichsformat den gesamten Konkurrenzrahmen, da nun nicht mehr allein die Teilnehmer vor Ort (*in situ*) gegeneinander antraten, sondern ebenso jene Leistungen relevant wurden, die überhaupt – irgendwo und irgendwann – erbracht beziehungsweise festgehalten wurden. Als Folge hiervon konkurrierten die einzelnen Athleten und Mannschaften nicht mehr nur unmittelbar gegeneinander, sondern mit der Ausweitung des Vergleichsrahmens zudem gegen all jene Sportler, die in ihrer Disziplin nach denselben Regeln nach Siegen und Rekorden strebten.

Damit einhergehend veränderte sich auch das Leistungsverständnis: Neben den besonderen Charakter einer bestimmten sportlichen Leistung trat nunmehr die abstrakte Leistung als Ergebnis des Resultatvergleichs in einzelnen Disziplinen. Auf diese Weise war es möglich, nicht nur den Sieger in einem Sportwettbewerb zu küren, sondern etwa auch die besondere Leistung einer Mannschaft hervorzuheben, indem die Häufigkeit der

330 Vgl. zu diesen Beispielen Eisenberg 1999, S. 58.

Titelgewinne in einem bestimmten Zeitraum zugrunde gelegt wurde.<sup>331</sup> In anderen Sportarten, in denen die Leistungen unter Zuhilfenahme von Bandmaß, Stoppuhr und Waage exakt gemessen werden konnten, ließen sich die erzielten Resultate einfacher miteinander vergleichen. Für den Laufsport waren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch Rennen gegen Pferde, Fahrräder oder Eisenbahnen eine willkommene Gelegenheit, die Schnelligkeit und Ausdauerleistung des menschlichen Körpers gegenüber Tieren oder technischen Artefakten zu erproben. Dies änderte sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, als die *pedestrians* nicht nur gegen sportliche Kontrahenten, sondern auch gegen »die Drohung der Uhr« ankämpften, die eingesetzt wurde, um Laufzeiten miteinander vergleichen und die »Fähigkeit zu absolut höchster Leistung«<sup>332</sup> ermitteln zu können.

Insbesondere in den Sportarten, in denen die Leistungen durch Messungen bestimmt und in abstrakte Zahlen übersetzt wurden, forderten die bestehen Rekorde beständig dazu auf, überboten zu werden. Die dadurch ausgelöste Dynamik beeinflusste das Wettkampfgeschehen nachhaltig, da die Sportregeln in vielen Disziplinen nachgebessert wurden, um möglichst gleiche Bedingungen für den Vergleich sportlicher Leistungen zu gewährleisten. So wurden insbesondere nach der Jahrhundertwende richtungweisende Schritte für die Normierung von Sportgeräten und Wettkampfanlagen unternommen, die aufgrund der Ausweitung des Vergleichsrahmens durch die Einführung internationaler Sportwettkämpfe an Bedeutung gewannen.<sup>333</sup> Wichtig für den hier verfolgten Zusammenhang ist, dass durch derartige Maßnahmen die Wettkämpfe selber in den Vergleichshorizont einbezogen wurden und der Rekord als numerisch bestimmte Höchstleistung schließlich den Weg ins Bewusst-

331 So gelang es dem *Wanderes FC* im ersten Jahrzehnt nach Einführung des *FA Cups*, den Titel insgesamt fünfmal zu gewinnen, wohingegen die *Old Etonians* »nur« zweimal erfolgreich waren. Die weiteren Sieger konnten den Pokal in diesem Zeitraum jeweils einmal gewinnen. Auch wenn ein direkter Leistungsvergleich hier schwierig ist, da in diesem Wettbewerb regelmäßig unterschiedliche Mannschaften gegeneinander antraten, wurde die Häufigkeit eines Titelgewinns als besondere Leistung gewürdigt. Im Fußball sowie in anderen Mannschaftssportarten hält man bis heute hieran fest und spricht bezeichnenderweise vom »Rekordmeister«.

332 Zum Sportläufer und dem »vergebliche(n) Wettlauf mit dem Fortschritt« vgl. Oettermann 1984, S. 156.

333 Während vor der Jahrhundertwende Sportveranstaltungen noch häufig an provisorisch genutzten Orten stattfanden, setzte der gezielte Bau von Mehrzweckstadion sowie von Anlagen für einzelne Sportarten erst später ein. Vgl. dazu den Überblick bei Verspohl 1976; zu den anfänglichen Schwierigkeiten, den Übergang vom »ungeregelten Spielplatz« zum »Sportstadion« technisch und architektonisch zu bewerkstelligen, vgl. Dinçkal 2013 a.

sein der Wettkämpfer und Sportzuschauer fand: »Der Begriff (Rekord; F.B.) enthält eine geniale Abstraktion, die Wettkämpfe zwischen den Lebenden und den Toten ermöglicht.«<sup>334</sup>

Man kann diese – laut Guttman – »geniale Abstraktion« auch von einer anderen Seite aus betrachten, also nicht nur hinsichtlich ihres Anreizpotenzials für immer neue sportliche Überbietungen und Höchstleistungen, sondern auch bezüglich der damit verbundenen relativen Abwertung nachgeordneter Leistungen. Im Sport werden schließlich nicht nur Siege, sondern ebenso Niederlagen systematisch hervorgebracht. Bedenkt man jedoch, dass sich das im Sport spätestens um die Jahrhundertwende immer stärker durchsetzende Rekordstreben auch in vielen anderen Bereichen der Gesellschaft – etwa der Technik, Wissenschaft und Wirtschaft<sup>335</sup> – nachhaltig entwickelte, so wäre es verkürzt, würde man die Betrachtung der allseitigen Forderung nach Höchstleistung, Überkompensation und Erfolg auf den Sport verengen. Erst als gesellschaftliche Kategorie lässt sich der Begriff »Rekord« zugleich als Resultat einer gesellschaftlichen Abstraktion fassen, bei der unterschiedliche Leistungen zum Zwecke ihrer Verallgemeinerung gleichgesetzt werden. Diese Gleichsetzung, die im Sport durch numerische Mess- und Kenngrößen zum Ausdruck gebracht wird, ist freilich nicht das reine Ergebnis einfacher Rechenoperationen. Vielmehr ist die Orientierung an abstrakten Resultaten und Rekorden ein Ausdruck dafür, dass einzelne sportliche Leistungen dem Zweck der »Leistungserbringung überhaupt« unterstellt werden. »Leistung *sans phrase*«, so könnte man in Anlehnung an Marx' gesellschaftliche Bestimmung der »abstrakten Arbeit« ergänzen, »hat aufgehört, als Bestimmung mit den Individuen in einer Besonderheit verwachsen zu sein«<sup>336</sup>. Zwar ist ihre Hervorbringung ohne Athlet oder Mannschaft nicht möglich; jedoch verliert jede besondere Leistung im Sport sogleich an Wert und Bedeutung, wenn eine neuer Rekord erzielt wird. Sportliche Rekorde als höchster Ausdruck des Leistungstrebens um seiner selbst willen setzen bereits eine entwickelte Gesamtheit spezifischer Wettbewerbe voraus, denen gemein ist, dass ihre Ergebnisse in abstrakte Zahlenverhältnisse übersetzt werden können. Erst dadurch gewinnen sportliche Höchstleistungen allgemeine Plausibilität, die wiederum erst verständlich wird, wenn sämtliche Einzelleistungen als verifizierbare Vergleichsgrößen Berücksichtigung und Anerkennung finden. Ähnlich wie die »Arbeit überhaupt« als abstrakte Kategorie erst in der »modernsten Gesellschaft« – wie Marx sich ausdrückt

334 Guttman 1979, S. 59. Der Autor spricht an gleicher Stelle vom Rekord als »Symbol unserer technischen Zivilisation« – ohne allerdings zu klären, woher die »Quantifizierungsmanie« beziehungsweise »Rekordbesessenheit« stammt. Vgl. ebda.

335 Vgl. dazu Bockrath 2012, S. 43.

336 Marx 1981, S. 635. An gleicher Stelle findet sich der Begriff »Arbeit überhaupt« beziehungsweise »Arbeit sans phrase«. Vgl. ebda.

– »praktisch wahr« wird<sup>337</sup>, gilt auch für das modernen Rekordstreben im Sport, dass die Orientierung an Höchstleistungen nicht die Besonderheit einzelner Leistungen, sondern ihre Abstraktheit als »Leistung überhaupt« ins Zentrum stellt. Dass dies vornehmlich über quantifizierende Verfahren und numerische Größen geschieht, entspricht schließlich den abstrakten Verhältnissen der modernen Gesellschaft, in der das »Konkrete« – laut Marx – »konkret (ist; F.B.), weil es die Zusammenfassung vieler Bestimmungen ist, also Einheit des Mannigfaltigen«<sup>338</sup>.

Folgt man dem bisher Gesagten, so wäre das Rekordstreben im Sport ein weiteres Anzeichen für die Verselbständigung gesellschaftlicher Abstraktionen, die Marx am Beispiel der »abstrakten Arbeit« analysiert und hier als »Leistung überhaupt« übersetzt wurde. Wenn es stimmt, dass »die allgemeinsten Abstraktionen überhaupt nur bei der reichsten konkreten Entwicklung«<sup>339</sup> entstehen, dann lässt sich schlussfolgern, dass auch die Ermittlung sportlicher Höchstleistungen die Abstraktion von lokal und temporal begrenzten Wettbewerben voraussetzt und die Herausbildung eines entsprechend erweiterten Vergleichsrahmens begünstigt. Beides war im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bereits in vielen Sportarten der Fall. Auch wenn die Entwicklung des Rekordgedankens und die Umstellung des Wettkampfbetriebs von Formen der Geselligkeit und Ablenkung auf Leistung und Überbietung nicht immer reibungslos verlief, stabilisierte sich die allgemeine »Idee des ›Rekords‹« spätestens in den 1880er Jahren.<sup>340</sup> Der englische Sport war zu diesem Zeitpunkt in vielen Bereichen bereits in der Lage, durch die Angleichung und Überwachung von Regeln, die Unterscheidung unterschiedlicher Leistungsniveaus sowie durch die Etablierung lokaler, nationaler und internationaler Wettkämpfe, regelmä-

337 Vgl. ebda.

338 Ebda., S. 632. An anderer Stelle heißt es entsprechend: »So entstehen die allgemeinsten Abstraktionen überhaupt nur bei der reichsten konkreten Entwicklung, wo eines vielen gemein erscheint, allen gemein.« Ebda., S. 635. Dass die »konkrete Entwicklung« in der griechischen Antike noch nicht in ihrer »allgemeinsten Abstraktion« vorgestellt werden konnte, erklärt unter anderem, weshalb sportliche Höchstleistungen als abstrakte Vergleichsgrößen zu dieser Zeit gesellschaftlich unbedeutend waren. Die Annahme, »(d)ie Griechen hatten einfach kein Interesse an Zahlen«, greift eindeutig zu kurz. Vgl. dazu die entsprechende Einschätzung von Guttman 1979, S. 57.

339 Ebda., S. 635.

340 Vgl. zu dieser Einschätzung Werron 2010, S. 292. Der Autor beruft sich dabei unter anderem am Beispiel des englischen Fußballs auf die Ausweitung des Vergleichshorizonts durch die »Allianz von Presse und Telegraphie« sowie die »Transformation der Publikumperspektive« durch die für eine »Vielzahl von Wettkämpfen erforderlichen narrativen und statistischen Schemata«. Vgl. ebda., S. 291–292 (im Original teilweise hervorgehoben).

ßige Leistungskonkurrenzen zu organisieren und einer wachsenden Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die allmähliche Durchsetzung des Rekordgedankens im Sport wird jedoch erst verständlich, wenn man sie – wie hier vorgeschlagen –, als Resultat gesellschaftlicher Abstraktionen begreift. Schließlich macht es erst Sinn, von Höchstleistungen zu sprechen, wenn einzelne sportliche Leistungen in den allgemeinen Vergleichshorizont aller Leistungen in einer Sportart gestellt werden können.

Die Form der geregelten Konkurrenz im Verbund mit dem Streben nach Überbietung und Höchstleistung, die den englischen Sport im Übergang zum 20. Jahrhundert kennzeichnete, passte überdies zum europäischen Imperialismus, der ab 1880 im *scramble for Africa* in eine neue konfrontative Phase eintrat, die das Machtstreben der europäischen Staaten bis zum Ausbruch des »Großen Krieges« – und noch darüber hinaus – bestimmte.<sup>341</sup> Die friedliche Konkurrenz war solange hilfreich für die Verfolgung und Durchsetzung der eigenen Interessen, wie auch andere Staaten bereit waren, sich an Regeln, Abmachungen und Verträge zu halten. Sie bildete den geeigneten Rahmen für die produktive Entfaltung der Kräfte

- 341 Die europäischen Staaten, die danach strebten, ihren weltpolitischen Einfluss auszuweiten, unternahmen dies vor dem Ersten Weltkrieg vorzugsweise auf dem Gebiet kolonialer Eroberungen. Nachdem die Versuche scheiterten, den imperialistischen »Wetlauf um Afrika« durch Verhandlungen zwischen den Kolonialmächten friedlich zu regeln, kam es in den 1880er Jahren zu einer beschleunigten Inbesitznahme afrikanischer Kolonien durch die europäischen Mächte. Auch wenn Großbritannien anfänglich an der Aufrechterhaltung des Gleichgewichts zwischen den europäischen Großmächten besonders interessiert war, versuchte man, den Einfluss auf seine eigenen Kolonien, Protektorate und abhängigen Gebiete nicht nur zu erhalten, sondern auszuweiten. Bücher mit programmatischen Titeln wie *Greater Britain* (Charles Dilke) oder *Expansion of England* (John Robert Seeley) wurden in den 1860er beziehungsweise 1880er Jahren zu Bestsellern. Im Jahr 1902 wurde die *National Service League* gegründet, die aufgrund der Erfahrungen des Burenkriegs die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht forderte. Im Jahr 1907 gründete der Offizier Robert Baden-Powell die Bewegung der *Boy Scouts*, »die sich scheinbar spielerisch der Wehrrüchtigung der jungen Generation widmete«. Vgl. Winkler 2015, S. 1054. Der britische Imperialismus war nicht weniger konfrontativ als das Machtstreben der anderen europäischen Staaten, wengleich der ihm zugrunde liegende Nationalismus dadurch bestimmt war, die annektierten Staaten und Gebiete als Teile des Königreichs anzusehen und »in das englische Commonwealth einzugliedern«. Vgl. Arendt 1955, S. 281. Demgegenüber operierten andere Staaten, allen voran das Deutsche Reich, bereits stärker mit biologischen Abstammungslehren und Rassetheorien, um die eigenen Hegemonieansprüche zu rechtfertigen. Vgl. dazu sowie zum »Streit zwischen den »Rechten eines Engländers« und den Menschenrechten«, ebda., S. S. 270–284.

der entwickelten Nationen. Wurden jedoch die Regeln des Wettbewerbs missachtet, galt es, die beanspruchte Vorherrschaft zu erzwingen und alle Kräfte für die Austragung der anwachsenden Konflikte zu konzentrieren. Höchstleistungen und Rekorde im Sport waren hierfür hilfreich, da sie auf gefahrlose Weise veranschaulichten, welche Leistungen und Erfolge eine Nation hervorzubringen vermochte, auf die nicht nur im Konfliktfall zurückgegriffen werden konnte. Ähnlich wie die bereits 1851 organisierte *Great Exhibition of the Works of Industry of all Nations* die Leistungsfähigkeit vor allem der führenden Industriestaaten mit Nachdruck und Entschlossenheit demonstrierte<sup>342</sup>, traten auch die *English sports* im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in die entscheidende Phase ihrer richtungsweisenden Verbreitung auch außerhalb Europas ein, wodurch die Kraft des *British Empire* als größtes Kolonialreich auf dem Höhepunkt seiner Macht zusätzlich hervorgehoben wurde.<sup>343</sup> Indem es gelang, nicht nur britische Waren und Dienstleistungen gewinnträchtig zu handeln<sup>344</sup>, sondern auch das Model der *English sports* erfolgreich zu exportieren, wurde die Stellung Großbritanniens als wirtschaftliche und kulturelle Weltmacht offenkundig. Dass diese Stellung im permanenten Wettbewerb mit den anderen europäischen Großmächten und Bündnissystemen stand, die ebenfalls auf eine herausfordernde Machtpolitik setzten, mit der sie nationales Prestige gewinnen und ihre Sicherheit bewahren wollten, verdeutlicht, wie

- 342 An der ersten Weltausstellung in London nahmen 14000 Aussteller aus 25 Ländern – davon 15 englische Kolonien – teil. Die Messe wurde von mehr als sechs Millionen Menschen besucht. Neben der Absicht, die jeweiligen technischen Errungenschaften der beteiligten Nationen öffentlich zu präsentieren, wurde zugleich das praktische Anliegen verfolgt, neue Absatzmärkte außerhalb des eigenen Territoriums zu erschließen und den Welthandel anzukurbeln. Die hieran anschließenden *Great Exhibitions* verfolgten jeweils eigene Themen, so dass bei der Ausstellung in Paris im Jahr 1867 erstmals verbindliche Durchführungsregeln vereinbart wurden, die sich unter anderem auf die Qualität der Exponate sowie auf inhaltliche Schwerpunktsetzungen bezogen. Vgl. dazu Osterhammel 2009, S. 41–43.
- 343 Hier in Anlehnung an das Phasenmodell der Entwicklung und Ausbreitung des Sports (*sportization*) bei Maguire 1999, S. 75–94. Die Phase des »take-off« sowie der »differential diffusion of English sports throughout continental Europe and to the formal and informal British Empire« umfasst bei diesem Autor den hier in den Blick genommenen Zeitraum von 1870 bis 1920. Vgl. dazu Scambler 2005, S. 30.
- 344 Auch zur Zeit der »Großen Depression«, zwischen 1873 und 1895, hielt England mit Erfolg an seiner Freihandelspolitik fest. »Der Freihandel schien also unverzichtbar zu sein, denn er verschaffte den Rohstoffproduzenten in Übersee die Möglichkeit, ihre Erzeugnisse gegen britische Fertigprodukte einzutauschen, und verstärkte auf diese Weise die Symbiose zwischen Großbritannien und der unterentwickelten Welt, auf der die britische Wirtschaftsmacht im wesentlichen beruhte.« Hobsbawm 2017 b, S. 58.

angespannt die politische Lage in den letzten Jahrzehnten vor Ausbruch des »Großen Krieges« war.

Die *English sports* erfüllten in diesem Zusammenhang vor allem eine ideologische Funktion. Anders als in Deutschland, wo die Aufhebung des Turnverbots im Vormärz durch Verweise auf die Hebung der »allgemeinen Gesundheit«<sup>345</sup>, die Erziehung zum »ordnungsstarken Untertanen« sowie die »Vorbereitung für den Krieg«<sup>346</sup> begründet wurde, orientierte sich das englische Modell im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts am dynamischen Leistungswettbewerb und dem Streben nach sportlichen Höchstleistungen. Nicht nur »haben die Engländer (...) den organisatorischen Rahmen für die sportliche Konkurrenz »erfunden.«<sup>347</sup>, sondern nach hier vertretener Auffassung auch den Leistungssport und das Rekordstreben. Außergewöhnliche Leistungen waren geeignet, nicht nur das Ansehen einzelner Sportler aufzuwerten, sondern ebenso die Reputation der führenden Sportnation zu fördern:

»In the Victorian period, as sport was raised to an activity of even higher national importance, sporting heroes provided opportunities for reworking traditional images of the heroic, emphasizing both British national superiority and hegemonic masculinity. The ways in which the Victorians saw and portrayed such men reflected the way they perceived their society and their country. Heroes were successful at sport just as Britain itself was successful on the world stage.«<sup>348</sup>

345 Vgl. Lorinser 1836, S. 4.

346 So Spieß 1842, S. VIII.

347 Vgl. Eisenberg 2009, S. 129 (Anm. 48). Nach Auffassung der Autorin erfolgte die leistungs- und rekordbezogene »Erweiterung des Sportverständnisses (...) erst im Zuge des Kulturtransfers des englischen Sportmodells auf den europäischen Kontinent.« Ähnlich wie in anderen Handlungszusammenhängen – genannt werden die Entlohnung von Textilarbeitern und die bürgerliche Erziehung –, spiele »im spezifisch englischen Sportverständnis (...) das Leistungsprinzip in England keine zentrale Rolle«. Vgl. ebda. Diese Einschätzung ist als mentalitätsgeschichtlicher Rückgriff auf traditionelle Sportvorstellungen zu verstehen, die für die gesellschaftliche Formation des englischen Wettkampfsports jedoch nicht maßgeblich waren.

348 Huggins 2004, S. 167–168. Dieses Beispiel zeigt, dass die Reduktion des Wettkampfsports auf den schlichten Vergleich von Leistungen zu kurz greift, da damit zwar eine wichtige Funktion erfasst wird, nicht jedoch ihre gesellschaftliche Bedeutung, die zuvor bereits im Verhältnis zur »abstrakten Arbeit« bestimmt wurde. Siehe dazu weiter oben Anm. 336. Einer gesellschaftstheoretischen Deutung wäre nach hier vertretener Auffassung der Vorzug vor einer (bloßen) »Differenzierungstheorie« – vgl. Werron 2010, S. 422–426 – zu geben, die zwar die eigenweltliche Bedeutung des Wettkampfsports im Sinne seiner Selbstbeschreibungen plausibel rekonstruiert, ohne jedoch erklären zu können, warum

Sportliche Höchstleistungen und Rekorde waren geeignet, diese Vorrangstellung anhand von Zahlen und Ergebnissen zu beglaubigen. Systematisch wurde dies beispielsweise von der 1880 gegründeten *Amateur Athletic Association of England* betrieben, die als erster Sportverband eine offizielle Rekordliste erstellte. Für den Zeitraum von 1865 bis 1887 werden dort insgesamt fünfzehn Einzeldisziplinen aufgelistet.

»besondere Leistungen« in »allgemeine Rekorde« übersetzt wurden, die bis heute das Ansehen einzelner Sportler und ganzer Nationen beeinflussen. Zur »Quantifizierung« in der Welt des Sports« vgl. Werron 2005. Für eine kulturtheoretische Sichtweise auf den Wettkampfsport am Beispiel der Leistungsmessung und Überbietung, bei der auf ähnliche Entwicklungen auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen Bezug genommen wird, vgl. Eichberg 1983. In Bezug auf Eichberg ist kritisch anzumerken, dass er die untersuchten Phänomene zwar in ihren Zusammenhängen aufzeigt, ohne jedoch ihre gesellschaftlichen Gründe aufzuklären. So gibt der »Prozess der Zivilisation« zwar die Richtung der sozialen Entwicklung an; ihre Theorie ist jedoch von dieser Entwicklung nicht auszunehmen und nur durch Reflexion auf ihre eigenen Voraussetzungen einzuholen. Die Verstärkung von Selbstzwängen und Kontrollmechanismen im Sport, die Eichberg in Anlehnung an Norbert Elias exemplarisch herausgearbeitet hat, wäre nach hier vertretener Auffassung aus der Abstraktion menschlicher Beziehungen abzuleiten, die in entwickelter Form als gesellschaftliches Tauschverhältnis in Erscheinung tritt. Die Übersetzung menschlicher Leistungen in Rekorde wäre demnach gleichbedeutend mit der Überführung besonderer Qualitäten in abstrakte Zahlen zum Zwecke ihrer Vergleichbarkeit. Die ermittelten Rekorde erweisen sich in diesem Zusammenhang als gesellschaftlich relevante Äquivalente, die von den Wettkampfeignissen selber abstrahiert werden und sich dadurch verselbständigen. Der Rekord wird auf diese Weise zu einem abstrakten Tauschwert, der die Qualität einer Sache beziehungsweise Zahl annimmt, der man die konkreten Aufwendungen und Entbehrungen ihrer Hervorbringung nicht mehr ansieht. In diesem Sinne wäre das »Messen, Steigern, Produzieren«, über das Eichberg im hier erwähnten Beitrag spricht, nicht einfach eine »historisch-kulturelle Realität des Leistens«, sondern selber Ausdruck verdinglichter Konkurrenzbeziehungen im Sport. Dieses begriffliche Moment, das im Rekordstreben als gesellschaftliche Abstraktionsform zutage tritt und die konkreten Austauschverhältnisse im Wettkampfsport bestimmt, lässt sich weder »bloß« differenzierungstheoretisch beschreiben noch »unmittelbar« kulturtheoretisch rekonstruieren. Stattdessen wäre der Fetischcharakter abstrakter Rekorde aufzudecken, der die tatsächlichen Aufwendungen, Zwänge und Opfer ausblendet, um sie der Präzision reiner Zahlenverhältnisse zu unterstellen. Über diese Kehrseite des Überbietungs- und Rekordstrebens im Sport wird in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung ebenso beredt wie beharrlich geschwiegen. Das Scheitern gehört nicht zum bevorzugten Repertoire des Sports; wenn es dennoch thematisiert wird, so vor allem, um den Glanz des Siegens zu unterstreichen.

Vervollständigt wird diese Aufstellung durch entsprechende Angaben zu den jeweils erzielten Zeiten, Höhen und Weiten, den Namen der jeweiligen Rekordhalter sowie den Orts- und Datumsangaben zu den jeweiligen Rekordereignissen.<sup>349</sup> Im Kommentar zu dieser Rekordliste findet sich der Hinweis: »This was practically, in effect, a world record list.«<sup>350</sup>

Im selben Jahr, in dem die erste sportbezogene Rekordliste für einen Zeitraum von immerhin mehr als zwanzig Jahren erstellt worden war, fanden zum elften Mal die *Wimbeldon Championships* im *All England Lawn Tennis Club* statt. Im Cricket gelangen W. G. Grace *2000 runs* – ein Rekord, der bis 1893 von keinem anderen *batsman* erreicht wurde. Das *English cricket team* konnte zwei Testspiele gegen das Australische Nationalteam in Melbourne für sich entscheiden. Im Fußball wurde der *FA Cup* zum 17. Mal veranstaltet, und das erste offizielle Länderspiel zwischen Schottland und England endete mit einem torlosen Unentschieden. Die *Ruby Union* richtete die *Home Nations Championship* zum fünften Mal aus. Der schottische Spieler G. C. Lindsay erzielte im Spiel gegen die walisische Auswahl fünf *tries* – ein Rekord, der bis heute Bestand hat. Das *Boat Race* auf der Themse zwischen den Teams der Universitäten Oxford und Cambridge konnten in diesem Jahr die *Light Blues* aus Cambridge für sich entscheiden. Es war ihr zweiter Sieg in Folge, erzielt in ihrer schnellsten Zeit seit 1876. Beim *Grand National Horse Race* siegte der Hengst Gamecock, geritten von Bill Daniels, mit drei Längen Vorsprung vor dem Zweitplatzierten. Er lag damit deutlich über der bis heute langsamsten Siegerzeit bei diesem Hindernisrennen aus dem Jahr 1839.<sup>351</sup>

349 Siehe dazu Lovesey 1997, S. 40.

350 Ebd. Die aufgeführten Rekorde umfassen die Laufdisziplinen von 100 Yards bis zu sechs Meilen, den 120 Yards Hürdensprint, den Hochsprung, Weitsprung und Stabhochsprung, das Kugelstoßen sowie den Hammerwurf. Erwähnt wird zudem, dass der aufgeführte Laufrekord über 880 Yards zwar zuvor bereits unterboten worden sei, jedoch aufgrund eines unzulässigen Streckengefälles nicht anerkannt wurde. Dieses Beispiel zeigt, wie präzise schon zu dieser Zeit auf gleiche Wettkampfvoraussetzungen und Regelbedingungen geachtet wurde.

351 Vgl. zu den Angaben über das hier als Beispiel dienende Sportjahr [www.wikipedia.org](http://www.wikipedia.org) (Category 1887 in British sport; abgerufen im April 2021). Betrachtet man diese und andere Übersichten – für den Schwimmsport vgl. etwa Orthuber/Ruedel 1977 –, dann wird sogleich ersichtlich, wie Leistungsmessungen und -bewertungen das Prinzip der Steigerung und Überbietung im Sport maßgeblich vorantreiben. Anders als im Philanthropismus – siehe dazu weiter oben Kap. 11 und Kap. 12 (Bd. 1) –, in dem die Leistungen einzelner Schüler bereits penibel gemessen und aufgezeichnet wurden, ohne jedoch den Wettbewerb zwischen den Übenden anzuregen, werden im Wettkampfsport gegenseitige Vergleiche und Überbietungen ausdrücklich angestrebt. Damit

Diese Auflistung von Sportereignissen ließe sich nahezu beliebig ergänzen. Wichtig für den hier verfolgten Zusammenhang ist vor allem, dass die öffentlichen Mitteilungen über Wettbewerbe in den sich etablierenden Sportarten mehrheitlich mit statistischen Angaben versehen wurden, um Leistungsvergleiche in und zwischen den Disziplinen möglichst einfach vornehmen zu können. Diese Entwicklung wurde durch die zeitgleiche Gründung zahlreicher Sportverbände begünstigt, die das übereinstimmende Interesse verfolgten, einen regulären Wettkampfbetrieb mit einer ausreichenden Anzahl von Akteuren und Zuschauern ausrichten zu können.<sup>352</sup> Um dies zu gewährleisten, dienten Presseberichte, Chroniken, Jahrbücher, Leistungsübersichten und Rekordlisten nicht nur der Selbstvergewisserung und Erinnerung, sondern auch der Erhöhung der Anziehungskraft für andere. Durch die immer stärkere Fokussierung auf sportliche Höchstleistungen, nicht nur innerhalb des Wettkampfbetriebs, sondern auch in der öffentlichen Wahrnehmung und Erinnerung, war es möglich, die Begeisterung vom Ort des Wettkampfesgeschehens zu verlagern und auf andere Interessenten auszuweiten. Je mehr über Sport berichtet wurde und je einfacher die Zahlen und Statistiken über Siege und Niederlagen zugänglich waren, desto schneller wuchs auch die Zahl der

verschiebt sich die Aufmerksamkeit vom Prozess auf das Ergebnis einer sportlichen Auseinandersetzung. Die unterschiedlichen numerischen Angaben – »zweiter Sieg in Folge«, »2000 runs«, »schnellste Siegerzeit«, »drei Längen Vorsprung« – dienen folglich nicht nur der Bestimmung und Bewertung einzelner Leistungen, sondern sie verstärken zudem den Anreiz, überboten zu werden. Freilich handelt es sich hierbei nicht um einen natürlichen, sondern um einen künstlich geschaffenen Vergleichsablauf. Daran ist zu erinnern, da die Spezialisierung des Wettkampfsports auf den Vergleich und die Überbietung von Leistungen bloß anfänglich für Irritationen sorgte – etwa wenn vornehme *gentlemen* sich über ambitionierte *sportsmen* echauffierten, die sich augenscheinlich anstrengen mussten, um ihr Auskommen zu verbessern beziehungsweise ihr Ansehen zu heben. Zur historischen Bedeutung und Entwicklung des Sportrekords vgl. Mandell 1976; Eichberg 1977; Guttman 1979; 2004 und 2007 sowie Parry 2008. Vgl. aus spezifischer Sicht dazu Vamplew/Kay 2003.

- 352 Vgl. hierzu die folgenden Angaben zu den Gründungsjahren britischer Amateur-Sportorganisationen (die Klammerangaben beziehen sich auf das jeweilige Gründungsdatum der entsprechenden *International Federations*): Fußball: FA 1863 (FIFA 1904); Eislaut: NSAGB 1879 (ISU 1892); Leichtathletik: AAA 1880 (IAAF 1912); Boxen: ABA 1880 (FIBA 1920); Rudern: ARA 1882 (FISA 1892); Schwimmen: ASA 1869/1886 (FINA 1908); Gymnastik: AGA 1882/1888 (FIG 1897); Tennis: LTA 1888 (ILTF 1913); Fechten: AFA 1898/1902 (FIE 1913). Vgl. dazu Scambler 2005, S. 44. Zu weiteren Beispielen und Gründungsdaten siehe weiter oben Anm. 286. Nach eigenen Recherchen wurde korrigiert bzw. ergänzt: Schwimmen: ASA 1869 (statt 1886); Gymnastik: AGA 1888 (statt 1890).

Anhänger, die ihren Leidenschaften auch fernab vom Wettkampfergebnis nachgehen konnten.

Vor allem in England entwickelte sich das Leistungsprinzip vergleichsweise früh zum »harten Kern«<sup>353</sup> der Sportkultur, das sich im Wettbewerb mit ästhetischen Haltungen, moralischen Ansprüchen und pädagogischen Absichten als besonders robust erwies. Das war nicht unbedingt zu erwarten gewesen, zumal die Voraussetzungen auf dem europäischen Kontinent, bedingt durch die leistungsquantifizierende Gymnastik der Philanthropen und das sich vom Maßhalten zumindest in Ansätzen bereits entfernende Turnen<sup>354</sup>, ebenfalls günstig waren. Da in England jedoch aufgrund der entwickelten »Ökonomie und Gesellschaftsform«<sup>355</sup> vergleichsweise früh alles mit allem vergleichbar und verrechenbar war, so dass bestimmte Arbeiten genauso wie sportliche Leistungen angemessen vergütet werden konnten, lag es nahe, die Produktivität in allen Bereichen zu erhöhen, in denen Gewinnaussichten entstanden. Den gesellschaftlichen Bemühungen zur Leistungssteigerung waren damit keine Grenzen mehr gesetzt: sie wiesen mit aller Kraft in eine ebenso verheißungsvolle wie unbestimmte Zukunft. Angesichts der entfesselten Dynamiken in vielen Lebensbereichen verloren Rekorde, Höchstleistungen und Spitzenwerte ihren einstigen Schrecken. Sie wurden nicht mehr als Anmaßung, Übertreibung oder gar Ungeheuerlichkeit angesehen, wie noch wenige Generationen zuvor. Seinerzeit hätten sie noch Abscheu und Neugier, kaum jedoch Bewunderung hervorgerufen. Demgegenüber erweisen sich die Leistungssteigerungen in

353 Vgl. dazu Eichberg 1978, S. 59.

354 »Im Fortgang des 19. Jahrhunderts, als sich das Turnen zum Geräte- und Hallenturnen verengte, setzte sich dieser Trend zu den Leistungsübungen nicht nur nicht fort, sondern er wurde zeitweilig rückläufig. Zwar wurden im Rahmen der allgemeinen deutschen Turnfeste die leichtathletischen Übungen unter den Bezeichnungen Volksturnen, Volkswetturnen und volkstümliche Übungen durchaus betrieben. So maß man 1863 in Leipzig den Wettlauf mit der Sekunden-Stoppuhr, ferner auch Steinstoß, Weit- und Hochsprung und veröffentlichte die Siegerlisten mit gemessenen Werten, die zum Teil nach einem Punktesystem summiert wurden. Aber diese Übungen blieben im Hintergrund gegenüber dem Geräteturnen und den aufkommenden exerziermäßigen massenhaften Freiübungen.« Ebd., S. 57.

355 Vgl. Marx 1981, S. 635. Weiter heißt es dort: »Die Gleichgültigkeit gegen eine bestimmte Arbeit entspricht einer Gesellschaftsform, worin die Individuen mit Leichtigkeit aus einer Arbeit in die andre übergehen und die bestimmte Art der Arbeit ihnen zufällig, daher gleichgültig ist.« Ebd. Wenn alles mit allem austauschbar ist, wird alles zur Ware; dies gilt für die Arbeit ebenso wie für andere Produkte, Dinge und Sachen. Damit der Tausch der Waren – »Gleich-um-Gleich« – gelingen kann, bedarf es einer »gemeinsamen Wertform«, durch die der »Gebrauchswert« zugleich »zur Erscheinungsform seines Gegenteils, des Werts« wird. Vgl. Marx 1975, S. 70.

konkurrenzorientierten Sozialbereichen wie dem Sport als geeignetes Mittel zur Steigerung eben dieser Leistungen – und zwar unabhängig davon, ob damit der allgemeine Fortschrittsglaube, die britische Expansionspolitik, das bürgerliche Erfolgsstreben oder das eigene Vorwärtskommen gemeint war. Schließlich gehört es zum Kennzeichen der »Leistung überhaupt«, dass sie für nahezu jede Zielsetzung einsetzbar ist. Als alleiniger Richtungsanzeiger gilt, dass sie in eine als widerständig begriffene und fortwährend zu bezwingende Zukunft weist.<sup>356</sup>

Im Sport erhielt diese Auffassung beständig neue Nahrung. Jede persönliche Bestleistung, jeder siegreiche Wettkampf und jeder neue Rekord bestätigte die vorherrschende Orientierung zahlreicher Menschen, die in den alltäglichen Auseinandersetzungen und Kämpfen versuchten, sich nach oben durchzuarbeiten. Im Hintergrund dieser Erfahrungen wirkte die Ideologie des Darwinismus, die den Glauben an den Fortschritt mit Anleihen an zeitgenössische Vererbungslehren verband und das menschliche Leben nach denselben Gesetzen deutete, die auch das Leben der Natur bestimmten. Der von Darwin und vor allem vom Darwinismus verkündete »Kampf ums Dasein«, der den Fortschrittsglauben gleichsam auf eine biologische Grundlage stellte, konnte freilich, wie Hannah Arendt überzeugend dargelegt hat, »für nahezu jegliche ideologische Einstellung« beansprucht werden, »ja, man konnte auf seiner Grundlage sowohl für die Diskriminierung niederer Rassen wie für ihre Höherentwicklung sich einsetzen«<sup>357</sup>. Anfänglich überwog vor allem der optimistische Glaube an die Verbesserbarkeit des Menschen durch die natürliche Auslese der Tüchtigsten im evolutionären Existenzkampf. So beabsichtigte Herbert Spencer, der sich als liberaler Autor unter anderem für das allgemeine Wahlrecht in England eingesetzt hatte, nach dem Studium von Darwins Hauptwerk<sup>358</sup>, die Gesellschaftswissenschaften als Teil der Biologie zu etablieren. Die natürliche Bestenauslese würde der Menschheit insgesamt nützlich sein und Kants verheißungsvolle Idee des »ewigen Friedens« für künftige Generationen schon bald erreichbar machen. Der beständige Existenzkampf alles Lebendigen eröffnete scheinbar unbegrenzte Möglichkeiten, wie die außergewöhnlichen Leistungen und Rekorde – nicht zuletzt im Sport – anschaulich bezeugten. Der evolutionstheoretisch begründete Optimismus ließ sich scheinbar mühelos auf den »sozialen Gesamtkörper« übertragen, der ohne göttliche Lenkung

356 Zu den frühbürgerlichen Vorläufern dieses abstrakten, zukunftsgerichteten Leistungsverständnisses im Unterschied zur feudaltrechtlichen Auffassung über »konkrete Leistungspflichten« siehe weiter oben Anm. 171 und Anm. 172 in Kap. 11 (Bd. 1).

357 Vgl. Arendt 1955, S. 275.

358 Der englische Titel lautet: »On the Origin of Species by Means of Natural Selection, or the Preservation of Favoured Races in the Struggle for Life.« Darwin 1859.

zunehmend spezialisierte und differenziertere Formen hervorbrachte, die angesichts rasant sich verändernder Lebensverhältnisse offensichtlich bessere Überlebenschancen boten. Aufgabe des einzelnen sei es, sich bestmöglich anzupassen – *survival of the fittest* –, um nicht nur das eigene Überleben zu sichern, sondern um insbesondere dem gesellschaftlichen Fortschritt zu dienen.<sup>359</sup> Auf diese Weise wurde der natürliche Existenzkampf alles Lebendigen von seinem bedrohlichen Schrecken befreit und als Vorzug des modernen Lebens gepriesen.

Von hier aus war es nur noch ein kleiner Schritt bis zur allmählichen Etablierung der Auffassung, dass man die Natur bei der Bestenauslese unterstützen müsse. Um überlebenswichtigen Entwicklungen Antrieb und Richtung zu geben sowie um hemmende Faktoren möglichst ausschalten zu können, verfolgten zahlreiche Vertreter der englischen Eugenikerbewegung<sup>360</sup> die Absicht, das progressive Werk der Natur durch gezielte Auslese und Vererbung tatkräftig zu unterstützen. Wollte man die Besten fördern und vermehren, galt es zunächst, die Untüchtigen, sozial Benachteiligten und unheilbar Kranken abzusondern. In einem nächsten Schritt konnte man sodann dazu übergehen, die erwünschten natürlichen Anlagen untereinander zu kreuzen, so dass nicht nur vermeintliche Verschlechterungen des Erbguts verhindert, sondern erwünschte Verbesserungen planmäßig herbeigeführt werden konnten. »Dazu war nur nötig, die natürlich-biologischen Prozesse in die Hand zu nehmen und sich so in die Werkstatt der Natur, oder was man dachte, dass Natur sei, einzuschalten.«<sup>361</sup>

Grob gesehen lassen sich in diesem Zusammenhang zwei Richtungen unterscheiden, die beide auf die biologische Entwicklungslehre mit

359 Vgl. dazu Spencer 1864, S. 444 und S. 474. Zum Einfluss dieser Sichtweise auf das »moderne Alltagsleben« im »Viktorianismus« vgl. Francis 2007.

360 Nachdem der britische Anthropologe Francis Galton bereits in den 1860er Jahren das Konzept einer vermeintlichen Verbesserung menschlicher Erbanslagen durch eugenische Eingriffe vorgestellt hatte, sprachen sich namhafte Vertreter der englischen Gesellschaft dafür aus, mutmaßlichen Degenerationserscheinungen durch eine aktive »Erbgesundheitspolitik« entgegenzutreten. Forderungen dieser Art wurden nicht nur von Medizern und Evolutionsbiologen vertreten, sondern auch von liberalen Philosophen, Historikern, Schriftstellern und Politikern unterstützt. Zu diesem illustren Kreis zählten etwa der britische Verhaltensforscher Julian Sorell Huxley, die Frauenrechtlerin Margaret Higgins Sanger sowie die einflussreichen Schriftsteller George Bernhard Shaw, David Herbert Lawrence und Herbert George Wells.

361 Arendt 1958, S. 276. Diese Entwicklung wurde in England vor allem von Julian S. Huxley gefördert und mit propagandistischen Mitteln verbreitet. In Frankreich und Deutschland verfolgten Georges Vacher de Lapouges beziehungsweise Ernst Haeckel ähnliche Absichten und Strategien. Dass

ihren Grundannahmen der natürlichen Auslese und Zuchtwahl Bezug nahmen, jedoch hieraus ganz unterschiedliche Schlüsse zogen. Während reaktionäre Demagogen und konservative Kräfte gesellschaftliche Ungleichheiten auf entsprechende Selektionsvorteile der gesellschaftlich »Tüchtigsten« zurückführten, trachteten politische Reformer und Sozialisten umgekehrt danach, die gesellschaftlichen Verhältnisse so zu verändern, dass sie mit den natürlichen Gesetzen der Evolution übereinstimmten.<sup>362</sup> Ähnlich wie schon der Darwinismus für repressive ebenso wie für progressive Ziele vereinnahmt werden konnte, wurde der »Kampf ums Dasein« im Sozialdarwinismus schließlich vollends in den Bereich politischer Glaubenssätze überführt:

»Die ganze Debatte zwischen Konservativen und Reform-Sozialdarwinisten drehte sich um die Frage, ob der Mensch Mittel oder sogar Opfer eines kosmischen Determinismus sei oder ob er mittels seines freien Willens seine Umwelt, wenn nicht radikal, so doch zumindest graduell ändern könne.«<sup>363</sup>

Die Eugeniker standen für Aufbruch und Veränderung. Existenzkämpfe ließen sich nach ihrer Auffassung nur dann erfolgreich bestreiten, wenn man alle Energien bündelte, um sie kraftvoll einsetzen zu können. Als Blaupause hierfür diente das von Francis Galton ausformulierte Bekenntnis über die natürliche Herstellbarkeit von Menschen mit außergewöhnlichen Fähigkeiten.<sup>364</sup> Bestimmte man den Genius zuvor noch als angeborene Gemütslage oder als verdienstvolle Gottesgabe, so vertrat man nunmehr die Auffassung, tüchtige Individuen und »Übermenschen« ließen sich mit »natürlichen Mitteln« erschaffen. Die konsequente Beachtung und Anwendung der Gesetze der Vererbungslehre führe zwangsläufig zu einer natürlichen Auslese der Besten und Tüchtigsten. Auswahl, Bevorzugung und Entwicklung, gezielt eingesetzt und gelenkt, wurden zu wichtigen politischen Begriffen. Vermeintlich planbare Selektionsvorteile und

hierbei politische Interessen überwogen und die »Forschungsarbeit« längst missachtet wurde, wird von Arendt überzeugend nachgewiesen. Vgl. ebda., S. 277.

362 Im *Capital* charakterisiert Marx Darwins *Über die Entstehung der Arten* als »epochenmachende(s) Werk«. Vgl. Marx 1975, S. 361 (Anm. 31). Im Jahr 1872 übersandte er dem Naturforscher eine Ausgabe seiner *Kritik der politischen Ökonomie*, versehen mit der handschriftlichen Widmung: »Von einem aufrichtigen Bewunderer«. Darwin hielt sich jedoch bedeckt. Er verschickte eine kurzgefasste Antwort, deren Unverbindlichkeit unschwer erkennen ließ, dass er sich für Kapitalismuskritik und Klassenkampf nicht interessierte.

363 Koch 1973, S. 73.

364 Vgl. dazu die Schrift *Hereditary Genius* von Francis Galton aus dem Jahr 1869, die mehrfach aufgelegt wurde und neben vielen anderen auch Charles Darwin nachhaltig beeindruckte.

Züchtungserfolge beeinflussten die Leitlinien einer Bevölkerungsentwicklung, die nicht mehr dem Zufall überlassen bleiben sollte: »Der moderne Wissenschaftsglaube fing mit der Biologie in der Form der Eugenik an, und er steht mit dem Geniewahn des neunzehnten Jahrhunderts in engstem Zusammenhang.«<sup>365</sup>

Die kontrollierte Verbesserung menschlicher Fähigkeiten war für den Sport in spezifischer Weise bedeutsam, wenngleich der biologische Vererbungsbegriff hierbei keine wesentliche Rolle spielte. Im Vordergrund stand das Leistungsvermögen herausragender Athleten, die im Übergang zum 20. Jahrhundert noch nicht als Repräsentanten einer bestimmten »Rasse« angesehen wurden. Gleichwohl bot die sozialdarwinistische Selektionsvorstellung der Eugenik zahlreiche Anknüpfungspunkte für das beständig wachsende bürgerliche Leistungsverständnis: »Das Bürgertum hatte in der Tat ein Interesse daran, zu beweisen, dass die ›großen Männer‹ und nicht der Adel die wahren Repräsentanten der Nation seien, in welchen der ›Genius der Rasse‹ sich verkörpere.«<sup>366</sup> Die Sonderstellung des Adels, die über Jahrhunderte als reine Abstammungsgeschichte festgeschrieben worden war, wurde durch die Annahme eines natürlichen Existenzkampfes mittels sozialer Bestenauslese grundsätzlich in Frage gestellt. Die quasi-natürlichen Vorrechte der Aristokratie standen fortan selber auf dem Prüfstand. Auch der Adel musste sich beweisen, um seine herausgehobene Stellung zu rechtfertigen. Erwiesen sich die beanspruchten Privilegien als unbegründet, wenn neuartige Talente und Verdienste triumphierten, dann lag es nahe, den »Alten« ihre herkömmlichen Vorrechte abzuspochen und durch »Zukünftiges« zu ersetzen. Die Vorstellung vom »Genius«, der nahezu beliebig – vor allem unabhängig von Stand und Klasse – hervortreten konnte, wurde auf diese Weise gestärkt und als erreichbares Ideal in Aussicht gestellt. Jeder war gefordert, seine Möglichkeiten zu nutzen und »sein Glück zu schmieden«, da individuelle Größe weniger durch Abkunft bestimmt als vielmehr durch Leistung zu erringen war. Wer auf die bloße Fortschreibung traditionelle Privilegien bestand, lief Gefahr, als gesellschaftlich überholt und überflüssig wahrgenommen zu werden. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass die hierbei wirksamen Vorstellungen, die im »Geniewahn« der Eugenik ihren richtungsweisenden Anfang nahmen, »von bürgerlichen und nicht adligen Intellektuellen (wie in Frankreich) ursprünglich formuliert wurden und dass sie dem Bedürfnis entsprangen, Maßstäbe aristokratischer Lebensführung allen Klassen der Nation zu vermitteln, und somit einen Bezug auf echtes Nationalgefühl behielten«<sup>367</sup>.

365 Arendt 1958, S. 278–279.

366 Ebda., S. 278.

367 Ebda., S. 279.

Der moderne Bürger schwang sich empor – nicht um den Adel einfach abzulösen, sondern um sich selbst zu veredeln. Dass hierfür enorme Anstrengungen und Aufwendungen zu erbringen waren, gehörte zu den unvermeidlichen Lektionen seit Beginn der industriellen Kämpfe und imperialistischen Kriege. Doch solange es Gegner gab, die man bekämpfen konnte, solange schien der Einsatz lohnenswert. Die »Leistung überhaupt«, die ebenso blindlings erbracht wie maßlos gesteigert werden konnte, erwies sich als ein geeignetes Mittel, sich selbst zu erhöhen und die eigene Nation aufzuwerten. Der Sport war ein wichtiger Teil dieser Entwicklung und profitierte in besonderer Weise vom längst eingeschlagenen Weg in die beschleunigte Moderne.

## 16. Neo-Olympismus

Bereits 1844, also kurz vor Ausbruch der 1848er Revolution, behauptet Marx mit der ihm eigentümlichen Bestimmtheit, für Deutschland sei »die Kritik der Religion im wesentlichen beendet«, um noch im selben Satz hinzuzufügen, »die Kritik der Religion« sei »die Voraussetzung aller Kritik«<sup>368</sup>. Obwohl er die Religionsdebatte seiner Zeit als abgeschlossen ansieht, da sie sich in einer zunehmend säkularen Welt mit religiösen Schimären befasse, bleibe zu fragen, warum das Trügerisch-Religiöse für viele Menschen, gleich ob gottesfürchtig oder aufgeklärt, eine so große Anziehungskraft besitze. Die bürgerliche Religionskritik, namentlich Ludwig Feuerbach, habe »die religiöse Welt in ihre weltliche Grundlage«<sup>369</sup> aufgelöst. Jetzt komme es darauf an, die »weltliche Grundlage« zu untersuchen und zu fragen, weshalb die Hoffnungen und Proteste der Menschen in der Religion ihre Heimat fänden, anstatt sich gegen das »wirkliche Elend zu richten.« Marx gibt hierfür die bekannt gewordene Antwort: »Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volkes.«<sup>370</sup>

Der Kritiker spricht hier ausdrücklich vom »Opium des Volkes«, das heißt er kritisiert nicht das brennende Erlösungsverlangen, sondern das betäubende Glücksversprechen, das in die Unmündigkeit führe, ohne den Zustand zu überwinden, welcher »der Illusionen bedarf«<sup>371</sup>. Kritisiert werden damit die Verhältnisse, die Menschen überhaupt dazu bringen, sich in frommen Wünschen zu verlieren. Demgegenüber verharmlöst die häufig wiederholte, jedoch falsche Zitierweise, die Reli-

368 Marx 1983 a, S. 378 (im Original teilweise hervorgehoben).

369 Marx 1983 b, S. 6 (4. Feuerbachthese).

370 Marx 1983 a, S. 378 (im Original zum Teil hervorgehoben).

371 Ebda., S. 379.

gion sei »Opium fürs Volk«, das allgemeine Glücksverlangen, indem die Betroffenen zu einfachen Empfängern von Rauschmitteln und anderen Blütenträumen herabgestuft werden.<sup>372</sup> Hauptgegner für Marx war nicht die Religion, sondern vor allem die bürgerliche Religionskritik, die auf halbem Wege stehen blieb. Erst wenn die »kritischen Kritiker« bereit seien, die Menschen nicht nur über ihre religiösen Illusionen und Phantasmen aufzuklären, sondern auch die »Selbstentfremdung in ihren unheiligen Gestalten zu entlarven«<sup>373</sup>, bestehe Aussicht, die »richtigen Themen« zu bearbeiten und »das wirkliche Elend« zu überwinden: »Die Kritik des Himmels verwandelt sich damit in die Kritik der Erde, die Kritik der Religion in die Kritik des Rechts, die Kritik der Theologie in die Kritik der Politik.«<sup>374</sup>

Die Religion vernebelt den Verstand, jedoch trugen die Religionskritiker wenig dazu bei, den Dunst zu lichten. Sie taten sich als Kritiker hervor, ohne zu bemerken, dass ihre Kritik auf sie selbst zurückfiel. Ja, sie verstärkten die allgemeine Vernebelung sogar, indem sie mit geradezu religiösem Eifer den frommen Geist der Religion entlarvten, ohne jedoch gewahr zu werden, dass der eigene »Heiligenschein« ihnen dabei im Weg stand. Wenn es stimmte, dass die wahre »Kritik der Religion«, laut Marx, »im Keim die Kritik des Jammertals« war, »dessen Heiligenschein die Religion ist«<sup>375</sup>, dann konnten diejenigen kein besonderes Recht für sich beanspruchen, die selber wie »Hohepriester« auftraten und dabei das »wirkliche Elend«<sup>376</sup> geflissentlich übersahen. War Religion »falsches Bewusstsein«, so erweisen sich die bürgerlichen Religionskritiker als Vertreter einer Ideologie, die die Produkte des Bewusstseins kritisierten, ohne die Bedingungen ihrer Hervorbringung zu beachten. Marx war demgegenüber daran gelegen, die »Wahrheit des Diesseits zu etablieren«, nachdem das »Jenseits der Wahrheit verschwunden« sei, und er findet hierfür fast schon poetische Worte: »Die Kritik hat die imaginären Blumen an der Kette zerpflückt, nicht damit der Mensch die phantasielose, trostlose Kette trage, sondern damit er die Kette abwerfe und die lebendige Blume breche.«<sup>377</sup> Kritik, so könnte man dieses Bild kommentieren, ist

372 Lenin ist hierfür – ausnahmsweise – nicht verantwortlich. In seiner Religionskritik aus dem Jahr 1905 übersetzt er Marx wortgetreu ins Russische, obwohl die Behandlung der Bevölkerung als reines Objekt politischer Maßnahmen – »fürs Volk« – zur diktatorischen Führungsstrategie des Proletariats passen würde. Vgl. Lenin 1970, S. 71.

373 Vgl. Marx 1983 a, S. 379. Zu den »kritischen Kritikern« Bruno und Edgar Bauer sowie weiteren Junghegelianern aus dem Kreis der Berliner »Freien«, vgl. Engels/Marx 1971.

374 Marx 1983 a, S. 379 (im Original teilweise hervorgehoben).

375 Ebda. (im Original teilweise hervorgehoben).

376 Ebda., S. 378.

377 Ebda., S. 379 (im Original teilweise hervorgehoben).

nicht als solche wertvoll. Kritische Kritik, hier verstanden als einfache Forderung, falsche Illusionen aufzugeben, führt nicht weiter, sofern hieraus neue Illusionen erwachsen. Ihre Überwindung setzt vielmehr voraus, dass die gesellschaftlichen Gründe für die Entstehung trügerischer Hoffnungen einbezogen werden. Dies wird auch durch den polemischen Untertitel des Textes angedeutet, der sich mit den religionskritischen Vertretern der »Heiligen Familie« um Bruno Bauer auseinandersetzt und als »Kritik der kritischen Kritik« ebenso scharfzüngig wie dialektisch den materialistischen Ansatz in Stellung bringt.<sup>378</sup> Nachdem »die Heiligengestalt der menschlichen Selbstentfremdung« von Ludwig Feuerbach entlarvt worden sei, bestehe die Aufgabe der »wahren Kritik« laut Marx nunmehr darin, »die Selbstentfremdung in ihren unheiligen Gestalten zu entlarven«<sup>379</sup>.

An diesem Anspruch waren alle »Ideologien« wie auch alle »Kritiken« zu bemessen, die den Hegel'schen Begriff der »Selbstentfremdung« ohne Bezug auf den Kern des Entfremdungsvorgangs – laut Marx die konkrete materielle menschliche Arbeit – weitertrugen.<sup>380</sup> Hierunter ließen sich all jene Vorstellungen fassen, die nicht nur am Kirchenglauben sich orientierten und auf ein besseres Jenseits setzten, sondern ebenso alle »scheinradikalen Anschauungen«, die in der »menschlichen Selbstentfremdung« entweder »den Schein einer menschlichen Existenz« oder »die Wirklichkeit einer unmenschlichen Existenz«<sup>381</sup> zu erkennen meinten. Marx und Engels sahen den Hauptunterschied zwischen den hiermit angesprochenen Klassen der Privateigentümer und der Proletarier darin, dass die einen den Gegensatz zwischen beiden erhalten wollten, während die anderen danach trachteten, ihn zu zerschlagen.<sup>382</sup> Sie rechneten nicht damit, dass man den Gegensatz auch dadurch aufrechterhalten konnte, indem

378 Siehe dazu weiter oben Anm. 373.

379 Marx 1983 a, S. 379 (im Original zum Teil hervorgehoben).

380 Während Feuerbach, im Unterschied zur Hirnweberei Bruno Bauers, »das religiöse Wesen in das menschliche Wesen« auflöse, bleibe der anthropologische Materialismus gleichwohl in der Vorstellung vom Menschen als abstraktes, geschichtsloses Wesen befangen. Vgl. dazu Marx 1983 b, S. 6 (6. Feuerbachthese).

381 Angesprochen sind hier die »besitzende Klasse und die Klasse des Proletariats«, die beide – allerdings auf sehr unterschiedliche Weise – den kapitalistischen Formen der Selbstentäußerung und Verdinglichung ausgesetzt waren, die Marx und Engels in den Frühschriften noch unter den Begriff der »Entfremdung« fassten. Vgl. dazu Engels/Marx 1971, S. 317. Zur Kritik »scheinradikaler Anschauungen« innerhalb der deutschen Arbeiterbewegung vgl. Marx 1973.

382 Sie sprechen dementsprechend von den Privateigentümern als »konservative« und von den Proletariern als »destruktive Partei«. Vgl. Marx 1971, S. 317.

man einen utopischen Begriff vom Menschen an seine Stelle setzte, um auf diese Weise die Spannung hochzuhalten.

Die Religion mochte mit Feuerbach als menschlichen Wunschbild entlarvt und Gott als Schöpfer der Welt abgelöst worden sein. Das ideale Leitbild vom Menschen, das im religiösen Denken in Gott seinen höchsten Ausdruck fand, war damit freilich nicht verschwunden. Durch die Anthropologisierung der Religion war Gott aus der Welt verwiesen; das Göttliche als »Antizipation schlechthinniger Vollkommenheit«<sup>383</sup> bestand hingegen fort. Durch die Umlenkung des Göttlichen auf den Menschen, das laut Marx »selbst ein gesellschaftliches Produkt ist«<sup>384</sup>, gewann das Streben nach höchster Vollkommenheit sogar zusätzlichen Antrieb. Wenn nicht mehr Gott an der »Spitze des Idealischen stand«<sup>385</sup>, sondern der Mensch an dessen Stelle trat, dann galt es, alle verfügbaren Energien auf die Vergöttlichung des Menschen zu richten. Dieses Motiv war keineswegs neu; schon bei Platon findet sich der Gedanke des Göttlichen als höchste Steigerungsform des Seins.<sup>386</sup> Neu war jedoch, dass das verfügbare Kraftpotenzial<sup>387</sup> zur Entfaltung menschlicher Ambitionen und Phantasmen unter kapitalistischen Bedingungen ungleich größer war als in vergangenen Zeiten. Das nicht mehr an die Himmelsgestalten gebundene Vollkommenheitsideal des Menschen, der von den Göttern den nun selbst beanspruchten Reichtum zurückforderte, entfaltete eine »riesige Schöpfungsregion im Menschen«<sup>388</sup>, die allen unerfüllten Wünschen und Hoffnungen eine neue Heimat bot. Gegenüber den modernen Humantechnologien erwiesen sich das mythische Drängen wie das religiöse Verlangen als vergleichsweise un gelenk und starr. Anders als von Marx erhofft und gefordert, hatten die Philosophen die Welt nicht nur verschieden interpretiert, sondern bereits verändert. Von einer »rationelle(n) Lösung« religiöser Trugbilder und »Mysterien«, die Marx »in der menschlichen Praxis«<sup>389</sup> angelegt sah, welche zugleich den Schlüssel zur Aufhebung menschlicher Entfremdung bieten sollte, war man weit entfernt. Es spricht sogar einiges dafür, dass durch die Radikalisierung der

383 Bloch 1968, S. 1517.

384 Vgl. Marx 1983 b, S. 7 (7. Feuerbachthese). Für Marx rührt die Sichtweise des bloß »anschauenden Materialismus« daher, dass nach Feuerbach »das Individuum, das er analysiert, einer bestimmten Gesellschaftsform angehört«. Vgl. ebda. Solange die bürgerliche Gesellschaftsform fortbesteht, so ließe sich ergänzen, solange wird auch »Gott als utopisch hypostasiertes Ideal des unbekanntenen Menschen« überdauern. Vgl. dazu Bloch 1968, S. 1515.

385 Vgl. ebda.

386 Vgl. Bockrath 2000.

387 Siehe näher dazu weiter oben Kap. 14.

388 Bloch 1968, S. 1516.

389 Marx 1983 b, S. 7 (8. Feuerbachthese).

Religionskritik das Bedürfnis nach religiösen Äquivalenten gesellschaftlich neu entfacht worden war.

Der »Neo-Olympismus«<sup>390</sup> erfüllte dieses quasi-religiöse Bedürfnis auf eigene Weise. Der Begründer der modernen Olympischen Spiele, Pierre de Coubertin, wies in einer Rundfunkansprache aus dem Jahr 1935 darauf hin, dass er den von ihm maßgeblich geprägten Olympismus als eine Religion des Athleten – »religio athletae« – auffasste.<sup>391</sup> Diese Einschätzung erfolgte zwei Jahre vor seinem Tod im Rückblick auf seine umfänglichen Tätigkeiten innerhalb der olympischen Bewegung, aus der er sich 1925 offiziell zurückgezogen hatte, um sich anderen Aufgaben zu widmen.<sup>392</sup> An dem frühen Gedanken, mit der Wiederaufnahme der Olympischen Spiele eine neue Religion auszubilden, hielt er gleichwohl bis an sein Lebensende fest.

In dem fraglichen Rundfunkbeitrag, der ein Jahr vor den Olympischen Spielen 1936 auch in Deutschland gesendet wurde, fasst er aus seiner Sicht »(d)ie philosophischen Grundlagen des modernen Olympismus«<sup>393</sup> in vier Punkten zusammen. Schon nach wenigen einleitenden Sätzen stellt Coubertin unmissverständlich fest: »Das erste wesentliche Merkmal des alten wie des modernen Olympismus besteht darin, eine Religion zu sein.«<sup>394</sup>

390 Zur Verwendung des Begriffs »Neo-Olympismus« vgl. Coubertin 1959 h, S. 210.

391 Vgl. dazu Coubertin 1959 h, S. 218 sowie 1972, S. 239. Die spätere Neuübersetzung enthält Passagen, die in der frühen Veröffentlichung fehlen und in der Deutschen Rundfunkübertragung aus dem Jahr 1935 zensiert worden waren.

392 1925 trat Coubertin der in Aix-en-Provence gegründeten *Union Pédagogique Universelle* bei. Im Rahmen der Eröffnungsfeierlichkeiten wies er darauf hin, dass die größte Bedrohung in Europa nicht der Krieg, sondern die verfehlte Erziehung der Jugend sei, worin er die Ursache für die meisten Übel seiner Zeit sah. Zu den pädagogischen Ansichten des Autors, der den heute vielfach bemühten Begriff der »Olympischen Pädagogik« selber nicht verwendet hat, vgl. ausführlich Coubertin 1922.

393 So der Titel des Beitrags. Siehe dazu weiter oben Anm. 390.

394 Coubertin 1972, S. 239. Der Autor reagiert damit auf eine Verlegenheit übergreifender Bestimmungsversuche. Bis heute gibt es keinen allgemein anerkannten Religionsbegriff. Während inhaltliche Bestimmungen darauf abzielen, »Das Heilige« (Otto 1920), »Unendliche« (Schleiermacher 2008) oder »Unbedingte« (Tillich 1961) zu erfassen, orientieren sich funktionale Ansätze daran, welche Lösungen Religion für spezifische Fragestellungen bietet. Demnach dient Religion beispielsweise der gesellschaftlichen Integration (Durkheim 1981), der Kontingenzbewältigung (Luhmann 2002) oder der Orientierung und Welterklärung (Knoblauch 2009). Andere Ansätze wiederum beschreiben wiederkehrende Religionsdimensionen, wie etwa dogmatische Glaubenslehren, kognitive Wissensformen, rituelle Praktiken, subjektive Relevanzen und alltägliche Konsequenzen (Glock 1969). Trotz dieser vielfältigen Zugangsweisen bleiben Unterscheidungen

Mit dieser Aussage bereitete er seinen damaligen Mitstreitern wie auch seinen Nachfolgern die größten Schwierigkeiten. Konnte man eine Religion des Olympismus dadurch einsetzen, dass man auf antike Traditionen und deren scheinbar überdauernde Bedeutung verwies? Dies beabsichtigte Coubertin nicht, zumal die historischen Anfänge der antiken Wettkämpfe im Dunkeln lagen und Zeitsprünge dieser Art nicht Sache des Autors waren.<sup>395</sup> Ihm war sehr wohl bekannt, dass die griechischen Götter längst tot waren und die mythischen Vorstellungen vor allem kultischen Charakter besaßen, die gerade nicht in Form einer einheitlich-verfassten Religion in Erscheinung traten.<sup>396</sup> Zudem dürfte ihm bewusst gewesen sein, dass die antiken Götterwesen nach hellenistischer Auffassung das Werk der Menschen aktiv beeinflusst haben, so dass ein Agonalsieg oder ein militärischer Erfolg ohne wohlwollende Einflussnahme der himmlischen Mächte nicht vorstellbar waren.<sup>397</sup> Hieran direkt anzuknüpfen, war nicht möglich. Für eine »Rückbindung«, wie die theologische Lesart des lateinischen *religio* nahelegen könnte, fehlte die göttliche Basis, die in ihrer historisch-mythischen Bedeutung nicht einfach wiederbelebt werden konnte. Von göttlichen Offenbarungen, gleich ob in antiker oder in moderner Zeit, ging auch Coubertin nicht aus. In der Antike waren die Götter insbesondere bei außergewöhnlichen Ereignissen anwesend, bei denen sie sich den Menschen durch ihr überlegenes Tun offenbarten. Dem modernen Menschen blieben entsprechende Erfahrungen hingegen verschlossen oder in den Bereich des Aberglaubens verwiesen. Als Christ durfte man vielleicht auf die Wiederkehr des *Deus absconditus* hoffen. Das Erscheinen der Olympier *coram publico*, wie im Laufe der mehr als tausendjährigen Geschichte der antiken Wettkämpfe, war demgegenüber auszuschließen. Warum also die Rede von »Religion« als dem »wichtigsten Merkmal« des antiken wie auch des modernen Olympismus?

Coubertin löst die Frage dadurch, dass er die *religio athletae* von vornherein ohne theologische Hypostasen und dogmatische Ansprüche vertrat.

zwischen Religion und Nicht-Religion vage, da klassische Abgrenzungen (heilig und profan) und moderne Differenzierungen (Kirche und Gesellschaft) nicht zuletzt von kulturellen Voraussetzungen und Deutungen abhängig sind. Vgl. dazu Geerts 1987. Es scheint, als habe der ehemalige Jesuitenschüler Coubertin diese begriffliche Unbestimmtheit nicht nur erkannt, sondern gezielt für seine Zwecke genutzt.

395 Das literarische Werk Coubertins umfasst 34 Bücher und 1160 Originaltexte, die dem Internationalen Olympischen Komitee (IOC) im Jahr 2011 zur Verfügung gestellt wurden. Die meisten der insgesamt 1280 bibliographischen Nachweise wurden noch nicht wissenschaftlich ausgewertet, aber dass Coubertin ein Kenner und Liebhaber der Antike war, ist verbürgt.

396 Siehe dazu weiter oben Anm. 153 in Kap. 1.

397 Zum Gottesurteil im Wettkampf sowie zur Verwandlung des Kämpfers zum Sieger siehe weiter oben Anm. 379 in Kap. 4 (Bd. 1).

Angesichts der aufgezeigten Schwierigkeiten erhob er nicht den Anspruch, letzte Wahrheiten zu verbreiten. Die Religion des Olympismus berief sich nach Auffassung ihres Anstifters nicht auf universelle Glaubenssätze, sondern Coubertin erblickte ihre Funktion vor allem darin, ein »religiöses Empfinden«<sup>398</sup> hervorzurufen. Eben darin sah er die Brücke zu den antiken Wettkämpfen, bei denen bereits ein religiöses Hochgefühl »die jungen Griechen zum höchsten Triumph ihrer körperlichen Kräfte am Fuße der Statue des Zeus beflügelte«<sup>399</sup>. Wo der griechische Athlet den Göttern huldigte, ehrt laut Coubertin der »heutige Wettkämpfer« – indem er das gleiche tut – »seine Heimat, sein Geschlecht und seine Fahne«<sup>400</sup>. Die jeweiligen Inhalte und die daran geknüpften Hoffnungen mochten wechseln und ihrer jeweiligen Zeit geschuldet sein.<sup>401</sup> Für Coubertin war vor allem wichtig, dass das heilige Empfinden, das die Mythen und Religionen miteinander verband, unter modernen Bedingungen durch die Feier Olympias wieder erweckt werden sollte. Der Appell richtete sich an das religiöse Gefühl und nicht an bestimmte Bekenntnisse oder Lehrmeinungen. Diese veränderten sich und wurden umgestoßen; das religiöse Empfinden sollte hiervon unberührt bleiben und idealerweise überdauern.<sup>402</sup>

Es ist also kein Zufall, dass dem olympischen Zeremoniell eine besondere Bedeutung zuerkannt wurde. Ähnlich wie die »Heilige Messe« in der

398 Coubertin 1972, S. 239. An anderer Stelle spricht Coubertin in diesem Zusammenhang auch vom »religiösen Geist«, der die antike und moderne Epoche »einander näherbringt« und der »in der Zwischenzeit auch den jungen Athleten des Mittelalters beseelte«. Vgl. Coubertin 1959 h, S. 211. Welche mittelalterlichen »Athleten« gemeint waren, blieb aufgrund ihrer Ermangelung ungesagt. Unterstellt wird gleichwohl, dass »religiöser Geist« und »religiöses Empfinden« seit den antiken Wettkämpfen dauerhaft und unterschwellig vorhanden waren und nur wieder zum Leben erweckt werden mussten. »Religio athletae: die Alten hatten den Sinn dieses Ausspruchs verstanden, die Modernen dagegen haben ihn noch nicht begriffen.« Ebda.

399 Coubertin 1972, S. 239.

400 Vgl. ebda. In der Übersetzung aus dem Jahr 1959 heißt es an dieser Stelle übrigens genauer: »sein Vaterland, seine Rasse und seine Fahne«. Coubertin 1959 h, S. 218. Im französischen Original spricht Coubertin von »patrie, race, drapeau«. Coubertin 1986, S. 435. Es verwundert, dass derartige Begriffsverwendungen innerhalb der Olympischen Bewegung unkommentiert geblieben sind. Zum Einfluss biologischer und politischer Rassevorstellungen bei Coubertin vgl. Alkemeyer 1996, S. 180 (Anm. 233).

401 »Internationalismus und Demokratie«, die in diesem Zusammenhang hervorgehoben werden, titulierte Coubertin dementsprechend als »Kennzeichen unserer Zeit«. Vgl. Coubertin 1972, S. 239.

402 Rudolf Otto hat in seinem 1917 erstmals erschienen Buch *Das Heilige* als Religionswissenschaftler eine vergleichbare Position zum »Numinosen« als dem »Unbegreiflichen« beziehungsweise »Unaussprechlichen« vertreten und damit den Nerv seiner Zeit getroffen. Das in mehr als zwanzig

katholischen Kirche einer festgelegten Ordnung (*ordo missae*) folgt, indem Gebete, Lesungen, Gesänge, Gesten, Gewänder, Geräte, Symbole in wiederkehrenden Handlungen und Formen feierlich inszeniert werden, folgt auch das olympische Zeremoniell einem festen Ablaufplan. »Die Olympischen Spiele sollten einen aus dem profanen Alltagsbetrieb herausgehobenen, quasi-sakralen Raum bilden.«<sup>403</sup> Durch den feierlichen Einzug der Athleten in das Olympia-Stadion betreten diese einen besonderen, vom Alltag abgegrenzten Raum. Während dieser Übergang in der katholischen Kirche durch das Bekreuzigen der Gläubigen mit Weihwasser beim Eintritt in das Gotteshaus vollzogen wird, orientiert sich der Athleteneinzug an den Prozessionen zum heiligen Bezirk der antiken Wettkampfstätten.<sup>404</sup> Die modernen Olympiateilnehmer marschieren als Nationenvertreter in das Stadion ein und werden dadurch für die Dauer der Spiele zu Mitgliedern der internationalen olympischen Gemeinschaft. Den Anfang der Prozession bildet die griechische Mannschaft und am Ende ziehen die Vertreter des gastgebenden Landes ein. Sie veranschaulichen damit gleichsam das  $\text{A}$  und  $\text{\Omega}$  der Olympischen Spiele – hier aufgeführt als imaginäre Verbindung zwischen mythischer Herkunft und moderner Weiterführung. Der zeitliche Übergang wird durch das Sprechen der Eröffnungsformel des jeweiligen Staatsoberhauptes des Gastgeberlandes markiert. Auch hier drängt sich die Parallele zur katholischen Messfeier auf, die durch das vom Priester initiierte und gemeinsam ausgeführte *signum crucis* rituell eröffnet wird. Ähnlich wie zu Beginn und zum Abschluss der Messe durch das Kreuzzeichen und die Kreuzesformel ein öffentliches Bekenntnis zu Gott abgegeben wird – »Mein ganzer Körper steht unter Deinem Segen. In Deinem Namen soll alles geschehen.« – dient der seit 1920 von den Sportlern abgelegte olympische Eid dazu, die Athleten auf den olympischen *esprit du sport*<sup>405</sup> zu verpflichten.

Die Liste der Ähnlichkeiten zwischen dem olympischen Zeremoniell und der katholischen Messordnung ließe sich leicht verlängern.<sup>406</sup>

- Sprachen übersetzte Werk trägt den bezeichnenden Untertitel »Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen«. Siehe dazu auch weiter oben Anm. 394 sowie Anm. 464 in Kap. 6 (Bd. 1).
- 403 Alkemeyer 1996, S. 197. Die Einhaltung des olympischen Zeremoniells wird vom IOC kontrolliert. Alle Änderungen, wie etwa die Einführung der olympischen Flagge, (1914), das olympischen Feuer (1928) oder der olympischen Fackellauf (1936), sind in der Olympischen Charta vermerkt und werden dort als »olympische Eigentumsrechte« (Regel 7) deklariert. Vgl. Deutsche Olympische Akademie 2013, S. 14.
- 404 Siehe dazu weiter oben die entsprechenden Beschreibungen in Kap. 4 (Bd. 1).
- 405 Vgl. dazu Coubertin 1986, S. 466.
- 406 Zur Deutung des olympischen Zeremoniells als kollektive Repräsentation moderner Gesellschaften vgl. ausführlich Alkemeyer 1996, S. 195–223.

Abläufe, Anordnungen, Gesten, Formeln, Verkündigungen, musische Elemente, Bekleidungen, Gerätschaften – ja selbst die Siegerehrung als sichtbare Handlung zur Vergegenwärtigung menschlicher Größe scheint ihr Vorbild im religiösen *sacramentum* als sichtbares Zeichen verborgener Heilswirklichkeit zu finden. Freilich sollte man die auffälligen Parallelen nicht in dem Sinne überbewerten, dass man sie als Beleg für Coubertins Ansicht nimmt, der Olympismus sei damit bereits eine Religion. Der Olympismus bleibt insofern areligiös, als er ohne göttliche Transzendenz auskommt und keine göttliche Offenbarung kennt. Er vermag jedoch Gefühle zu wecken, die »religiösen Empfindungen« durchaus ähnlich sind, sofern sie Menschen dazu bringen, an den »höchsten Triumph ihrer körperlichen Kräfte«<sup>407</sup> zu glauben. Programmatisch kommt dieser »Glaube« in dem Grundsatz »*citius, altius, fortius*, das heißt immer schneller, immer höher, immer stärker« zum Ausdruck, der für alle gelten soll, »die es wagen wollen, Rekorde zu brechen«.<sup>408</sup>

Coubertin spricht dementsprechend mit Blick auf die Antike vom Athleten als »Priester der Muskelreligion«<sup>409</sup> – so als würde er sein religiöses Pathos zurücknehmen, um dem »wahren Glauben« wieder mehr Platz einzuräumen. Jedoch würde eine solche Lesart seine Absichten verharmlosen. Immerhin funktioniert der moderne Olympismus auch ohne Gott und Offenbarung in ritueller Hinsicht wie eine Religion. Coubertin setzt mit Absicht und Erfolg darauf, dass »religiöse Empfindungen« durch rituelle Handlungen und Aufführungen künstlich hervorgerufen werden können. Er weist darauf hin, dass »der wirklich starke Mensch« gebändigt werden muss und als »Wettkämpfer« zum eigenen Vorteil wie auch zum Wohle der Gesellschaft »Herrschaft über sich selbst«<sup>410</sup> gewinnt. Die Bändigung und Kanalisierung der menschlichen Kräfte und Energien wirkte sich auch auf die Zuschauer aus. In seinem Bericht über die Ausrichtung der ersten Olympischen Spiele der Moderne in Athen 1896 zeigt sich Coubertin begeistert und in seinen Annahmen bestä-

Dort finden sich weitere Beispiele für effektiv arrangierte Symbole und mythische Verklärungen, die »jedem Beteiligten *seine* Rolle innerhalb des Geschehens« zuweisen. Ebda., S. 197 (Hervorhebung im Original). An anderer Stelle ergänzt der Autor: »Sportliches Geschehen existiert nicht unabhängig von sprachlichen oder nichtsprachlichen Kommentaren und Sinngewebungen, von seiner Einbettung in Geflechte aus ikonischen, ästhetischen, rituellen und mythologischen Motiven (wie in den olympischen Spielen) und seinen Inszenierungen in den Massenmedien, die die Deutungsaktivitäten des Publikums inspirieren und anleiten können.« Alkemeyer 1997, S. 385.

407 Coubertin 1972, S. 239.

408 Ebda., 240.

409 Vgl. ebda., S. 240–241.

410 Ebda., S. 240.

tigt: »Ganz Griechenland war bis ins Innerste von diesem Schauspiel erschüttert. Es vollzog sich eine Art moralischer Mobilisierung.«<sup>411</sup> Fehrte die Übertragung »männlicher Kräfte« auf die Zuschauer als eine frühe Form der Massenerregung dadurch auf, dass ausgerechnet ein griechischer Schafhirte zum ersten Protagonisten der »Muskelreligion« im neu geschaffenen Marathon-Laufwettbewerb wurde:

»Spiridion Louys war ein wundervoller Hirte im volkstümlichen Schäfergewand, der keine Ahnung von praktischem Training auf wissenschaftlicher Grundlage hatte. Er bereitete sich durch Fasten und Beten vor und verbrachte, wie es hieß, die letzte Nacht vor den Heiligenbildern, inmitten heller, angezündeter Kerzen. Sein Sieg war herrlich in seiner Kraft und Einfachheit. Beim Einlauf ins Stadion, in dem sich mehr als sechzigtausend Zuschauer drängten, zeigte er keine Spur von Erschöpfung, und als die Prinzen Konstatin und Georg ihn spontan auf die Arme nahmen und ihn zum König trugen, der vor seinem Marmorthron stand, schien es, als ob das ganze hellenische Altertum mit ihm einträte. Unerhörter Beifall erhob sich. Es war eines der außerordentlichsten Beispiele, an die ich mich erinnere.«<sup>412</sup>

Ereignisse und Erscheinungen dieser Art gab in der späteren Sportgeschichte häufiger. Wichtig für den hier verfolgten Zweck ist jedoch die enthusiastische Deutung durch den Begründer der modernen Olympischen Spiele. Alle Gegensätze schienen durch den überraschenden sportlichen Erfolg augenblicklich überwunden zu sein. Zwischen Altertum und Gegenwart spannte sich plötzlich eine breite, massentaugliche Brücke. Der siegreiche Schafhirte blickte dem sonst unnahbaren König direkt ins Auge; der Wille siegte über die Erschöpfung; die Zuschauer wurden von ihrem eigenen Hochgefühl getragen; Einfachheit und schlichter Glaube triumphierten über ausgeklügelte Trainingsmethoden und ärztliche Assistenz. Die Botschaft war gesetzt: Jeder konnte Olympiasieger werden, sofern er nur Talent hatte und bereit war, die hierfür nötigen Strapazen und Entbehrungen auf sich zu nehmen. Coubertin beobachtete mit erkennbarem Stolz: »Inzwischen fingen in den Provinzen und auf den griechischen Inseln die kleinen Jungen, wenn sie aus der Schule kamen, an, »Olympische Spiele« zu spielen.«<sup>413</sup> Für die nachahmenden Kinder bot sich die Aussicht, in Zukunft vielleicht auch einmal den Athlenthron zu besteigen, dem selbst der griechische König im Augenblick des Sieges seine Reverenz erwies.

Ein weiteres wichtiges Moment der *religio athletae* besteht darin, dass die Athleten als »Priester der Muskelreligion« ihre »höheren Weißen« durch den sportlichen Sieg errangen, anstatt sie von anderen – wie dem

411 Coubertin 1959 b, S. 45.

412 Ebda., S. 48.

413 Ebda., S. 49.

Bischof in der katholischen Kirche – zu empfangen. Während ein Angehöriger des geistlichen Standes erst als Geweihter die Vollmacht erhält, im Namen der Kirche aufzutreten, bedarf es keiner zusätzlichen Legitimation für einen triumphierenden Athleten. Der olympische Sieger ermächtigt sich gleichsam selbst – zumindest für die Dauer seines Erfolges und mitunter auch darüber hinaus. Waren die Zuschauer bereit, den besonderen Augenblick des sportlichen Erfolgs im Gedächtnis zu bewahren, dann verlängerte sich damit auch die Popularität des Triumphierenden. Mit Spiridion Louys wurde vermutlich »ein neues Kapitel der Enthusiasmusgeschichte aufgeschlagen«<sup>414</sup>. Für den hier verfolgten Zusammenhang ist vor allem wichtig, dass sein Erfolg für alle Beteiligten direkt miterlebt werden konnte und nicht gedankenschwer geglaubt werden musste. »Wer dabei war, wird es nicht mehr vergessen.« Auch deshalb, so scheint es, benötigte die Religion des Olympismus keine unumstößlichen Glaubenssätze; mit gottähnlichen Erscheinungen musste man im Sport jederzeit rechnen.

Waren Epiphanien nach christlichem Verständnis für die Menschen stets ein hoffnungsfrohes Ereignis, da der »Herr sich offenbarte«<sup>415</sup>, erfolgte die »Spiritualisierung des Publikums« durch die einfache Anwesenheit und Teilhabe am wettkampfsportlichen Ereignis. Sprang der vielfach glorifizierte »Funke« auf die Zuschauer über, gerieten diese in einen besonderen Erregungszustand. Der Einlauf des mit der Volkstracht bekleideten Spiridion Louys in das für die Olympischen Spiele rekonstruierte Panathinaiko-Stadion erfüllte nach den Beschreibungen Coubertins alle hierfür wichtigen Voraussetzungen. Während sich der »Mann aus dem Volke« anschickte, den Sieg zu erringen, erhoben sich die begeisterten Zuschauer auf den Tribünen und jubelten ihrem Stellvertreter zu. Für Ausnahmestände dieser Art hat man später den Begriff »Einleibung« gefunden und in diesem Vorgang eine »Verschmelzung auf einander eingespielter oder sich einspielender Leiber«<sup>416</sup> gesehen. So problematisch

414 So die Einschätzung von Sloterdijk 2009, S. 144.

415 Beispiele hierfür sind der Zug der heiligen Könige nach Bethlehem, dem Geburtsort Christi, die Taufe Jesu durch Johannes sowie die göttliche Offenbarung des Nazareners durch die Verwandlung von Wasser in Wein auf der Hochzeit zu Kana. Im Johannesevangelium heißt es hierzu: »Das ist das erste Zeichen, das Jesus tat. Es geschah zu Kana in Galiläa, und er offenbarte seine Herrlichkeit.« LUT, Joh 2, 11. Alle Ereignisse sollen sich nach christlichem Verständnis am 6. Januar zugetragen habe.

416 So in der *Neuen Phänomenologie* bei Hermann Schmitz 1989, S. 55. Eine Absicht seiner »Theorie des Leibes« besteht darin, »die Gefühle aus dem Konzept einer mentalen Innenwelt, aus dem Bereich, den man früher als Seele bezeichnete«, auszulagern. Vgl. dazu Volke/Kluck 2017, S. 10. Skeptisch gegenüber diesem Ansatz wird eingewendet, es handle sich hierbei um ein »privates Zeugnis von begrenzter Relevanz«. Gehring 1997, S. 7.

derartige Wortschöpfungen sind, sofern sie auf vage Voraussetzungen und subjektive Empfindungen zurückgreifen, so nachvollziehbar erscheinen sie, wenn sie auf Massenphänomene der beschriebenen Art angewendet werden. Es lässt sich leicht erahnen, wie die »Stimmungsglocke«, die sich über die Anwesenden im Stadion legte, eine »Gruppenatmosphäre«<sup>417</sup> erzeugte, deren Stärke und Dynamik sich der Einzelne nur schwer entziehen konnte. Der dadurch entstandene »Gefühlsraum«<sup>418</sup>, der laut Beschreibung Coubertins für die Versammelten unwiderstehlich wurde, da er die vorhandenen Energien und Stimmungen in eine Richtung lenkte, wies bereits deutlich über sich hinaus.<sup>419</sup> Ähnlich wie erst durch die fokussierte Aufmerksamkeit eine Figur von ihrem Hintergrund unterschieden werden kann, verdichteten sich die zentrierten Empfindungen im Stadion zu einem »geschlossenen Gesamterlebnis«<sup>420</sup>. Es schien, als würde das »religiöse Empfinden« und Erregungspotenzial gerade im Augenblick des höchsten Triumphes aufbrechen und der *esprit du sport*<sup>421</sup> in diesem Moment zum Leben erweckt. Kein Wunder, dass Coubertin über dieses Ereignis in den höchsten Tönen spricht.

Gesamterlebnisse der beschriebenen Art konnten dem Einzelnen das körperlich spürbare Gefühl vermitteln, einer größeren Gemeinschaft anzugehören. Die Zentrierung der Empfindungen auf den sportlichen Sieger rückte die individuellen Besonderheiten und Befindlichkeiten der

417 Vgl. zu diesen Begriffen Schmitz 1989, S. 73. Der Autor bezieht sich dort auf das »gemeinsame Singen« von Kirchenliedern, Kriegsliedern oder vaterländischen Liedern, »bei dem die einzelnen Sachverhalte, Programme und Probleme, von denen singend die Rede ist, in eine chaotisch-mannigfaltige Ganzheit eingesogen (impliziert) werden«. Vgl. ebda.

418 Schmitz 1998, S. 63.

419 Gernot Böhme verwendet den Begriff der »Ekstasen«, um die »Weisen« zu beschreiben, »durch die ein Ding charakteristisch aus sich heraustritt«. Die uns anmutenden Dinge träten demnach als besondere »Formen ihrer Präsenz« in Erscheinung. Vgl. Böhme 2014, S. 237. Bei der »Gruppenatmosphäre« im Stadion wird die ekstatische Form der Präsenz im emotionalen Wechselspiel zwischen Publikum und Athlet hervorgebracht. Beide Seiten können davon profitieren: die Zuschauer, indem sie affektiv am Geschehen teilnehmen und der Sportler, indem er die entrückte Atmosphäre in sich aufnimmt und in physische Energien umsetzt.

420 Es sei hier zumindest angemerkt, dass das Schließen offener Gestalten ein wichtiges Anliegen in der Gestalttherapie ist. Die psychologische Bedeutung zentrierter Erregungen und Gefühle bekommt hierdurch eine eigene Note, deren Gefahrenpotenzial in Studien über den »Sozialcharakter« und »libidinöse Strukturen in der Gesellschaft« bereits frühzeitig erkannt wurde. Dieses Beispiel zeigt, dass individual- und sozialpsychologische Ansätze nicht notwendig konformieren. Vgl. dazu den programmatischen Aufsatz aus dem Jahr 1932 von Erich Fromm 1980.

421 Siehe dazu weiter oben Anm. 405.

Beteiligten – auch zu ihrer eigenen Entlastung – in den Hintergrund. Im geteilten Hochgefühl zählte vor allem der erlebte Augenblick, der mit der Projektionsfigur des triumphierenden Athleten einen sichtbaren Ausdruck fand. Um dem Sieger zu huldigen, bedurfte es keiner besonderen Geisteshaltung, sondern es genügte, sich von den geteilten Empfindungen »tragen zu lassen«<sup>422</sup>. Allerdings blieb unklar, welche Richtung das weltliche »Hochamt des Volkes«<sup>423</sup> zukünftig einschlagen würde. Da im modernen Olympismus eindeutige inhaltliche Festlegungen bewusst ausgeklammert wurden<sup>424</sup> und auch der Steigerungsimperativ *citius, altius, fortius*<sup>425</sup> auf das bereits Bestehende eingeschränkt war, das überboten, nicht jedoch verändert werden sollte, blieb ungewiss, zu welchen

- 422 Es fällt auf, dass Erscheinungsformen des Enthusiasmus im Deutschen in der Regel mittels sprachlicher Passivkonstruktionen ausgedrückt werden, bei denen das jeweilige Erlebnis vom *Patiens* ausgehend beschrieben wird und das *Agens* verborgen bleibt. Man wird getragen, hingerissen, entzückt – das heißt es geschieht etwas mit einem, ohne dass die Gründe oder Ursachen hierfür benannt werden. Eine besondere Präsenzatmosphäre, etwa im Stadion, lässt sich im zuvor geschilderten Sinne zwar beeinflussen; vollständig plan- und kontrollierbar ist sie jedoch nicht. Ähnlich wie ein Rausch durch einschlägige Mittel erzeugt werden kann, bleibt der Rauschzustand selber – Verzückung oder Albtraum – dem eigenen Zugriff verwehrt.
- 423 Auch das »heilige Hochamt« (*missa solemnis*) als geregelte Form des Gottesdienstes (*liturgia*) lässt sich als »verkörperter Grundvollzug christlichen Glaubens« deuten, der nicht zuletzt »performative Qualität besitzt«. Vgl. dazu Wendel 2020, S. 33.
- 424 Vgl. dazu Lenk 1964. Kritisch zur idealisch verengten Beschäftigung mit den »Ideen Coubertins« vgl. Alkemeyer 1996, S. 43. Wenn heute innerhalb der »olympischen Familie« Werte wie »Fairness, Respekt, Regeleinhaltung, »Arbeit« an sich selbst, Friedlichkeit und Internationalität« – so etwa Grupe 2013, S. 15 – aufgerufen werden, dann werden Abweichungen hiervon – »Fälle von Unfairness, Dopingbetrug und Leistungsmanipulation« (ebda., S. 20) – vorzugsweise an der »Olympischen Idee« bemessen und nicht an den »Strukturen, die im Sport wirksam sind« (ebda.). Die Zusammenhänge zwischen der »Welt der Ideen« und der »Welt der Erscheinungen« bleiben auf diese Weise unaufgeklärt, und wer sich zum »olympischen Ideenreich« bekennt, steht nach eigenem Bekunden bereits auf der richtigen Seite, ohne sich mit der »olympischen Realität« mitsamt ihren trügerischen Hoffnungen und falschen Illusionen auseinandersetzen zu müssen. Wo dies dennoch geschieht, dann für gewöhnlich mit abschätzigem, vorwurfsvollem oder gar verbittertem Gestus – getreu der Redensart, dass enttäuschte Liebhaber besonders empfindlich reagieren.
- 425 Das olympische Motto zählt heute ebenfalls zu den »olympischen Eigentumsrechten«. Siehe dazu weiter oben Anm. 404. Das Rekordstreben um seiner selbst willen wurde laut Coubertin vom Dominikanerpater Henri

konkreten Zielen sich die »Muskelreligion« weiterhin bekennen würde. War sie sich in ihrer antiken Beseeltheit und modernen Frömmigkeit selbst genug, so bestand immerhin die Gefahr, dass sie ebenso gut anderen Zwecken und Interessen unterstellt werden konnte. Die Geschichte des modernen Olympismus, auf die noch näher einzugehen ist, zeigt, dass die »religiöse Idee des Sports«<sup>426</sup> in ihrer Funktion als inszenierter Glaubensakt und öffentliches Bekenntnisritual<sup>427</sup> die erstrebte Unabhängigkeit verfehlte. Der moderne Olympismus, der bis heute seinen Abstand gegenüber weltanschaulichen Positionen verteidigt, konnte trotz aller gegenteiliger Beteuerungen seine gesellschaftlichen Beweggründe und politischen Verkettungen zu keiner Zeit verhehlen<sup>428</sup>. Doch anders als

Didon anlässlich eines Schülersportfestes geprägt und 1894 zum »Wahlspruch des olympischen Gedankens« erklärt. Vgl. dazu Coubertin 1959 g, S. 216.

426 Coubertin 1972, S. 239.

427 Auch Kirchenreligionen unterscheiden zwischen dem Glaubensakt, durch den geglaubt wird (*fides qua creditur*) und dem Glaubensinhalt, an den man glaubt (*fides quae creditur*). Im Apostolischen Glaubenskenntnis heißt es dementsprechend gleich zu Beginn: »Ich glaube an Gott, den Allmächtigen, (...)«. Der erste Teil ( »Ich glaube« ) ist als sprachliche Handlung die Bedingung und Bestätigung für alles Folgende, denn nur wer glaubt beziehungsweise glauben kann, benötigt einen Glaubensinhalt.

428 Coubertin selbst berichtet über das den Olympismus stützende »Grundgesetz« sportlicher Reformen« aus dem Jahr 1930, in dem gefordert wird, »alle internationalen Spiele (zu beseitigen; F.B.), die sich mit den Olympischen decken und einen völkischen, politischen und religiösen Charakter haben.« Coubertin 1959 g, S. 215. Wie sehr jedoch der offensichtlich in die Zeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts passende Gedanke des Internationalismus den spezifischen Interessen des IOC entgegenkam, wird erst verständlich, wenn man die ausnahmslos aristokratische Zusammensetzung des Komitees berücksichtigt. Die assoziierten olympischen Botschafter sahen sich weniger ihren nationalen Regierungen verpflichtet als vielmehr ihren adligen Verwandtschaftsbeziehungen, die über die Grenzen der Nationalstaaten hinausreichten. Als geachtete Vertreter des Hochadels, die zunächst von Coubertin selbst und später vom IOC ausgewählt wurden, verfügten sie über die nötigen Verbindungen zu den europäischen Regierungen und Königshäusern. Zudem waren sie reich genug, um ihre Kosten selbst zu tragen, und sie waren durch eine grenzüberschreitende Standesgesinnung weltanschaulich miteinander verbunden. Würde man den Internationalismus der olympischen Bewegung vornehmlich auf die Geisteshaltung ihres Begründers zurückführen, bliebe unbeachtet, dass die olympische Bewegung über ihre Gründungsphase hinaus von der internationalen Aufstellung und Ausrichtung des europäischen Hochadels beeinflusst wurde. Dies ist nur ein Beispiel dafür, dass der Neo-Olympismus von gesellschaftlicher sowie weltanschaulicher Neutralität von Beginn an weit

klassische Konzeptionen, etwa der Literatur, Kunst oder Philosophie, die ihre Bedeutung dadurch erweisen, dass sie mitten in allen Veränderungen Variationen verfehlter Hoffnungen oder falscher Ziele thematisieren, heftet sich die *religio athletae* mangels Substanz und Inhalt bereitwillig an möglichst rasch verfügbare Verbündete und nützliche Entwicklungen.

Die von Coubertin genannten »wesentlichen Merkmale« der internationalen olympischen Bewegung: »Adel und Elite«, »Burgfrieden« und »Schönheit«<sup>429</sup> waren aufgrund ihrer Vieldeutigkeit kaum geeignet, die künstliche Verbindung zwischen Hellenismus und Modernität im Sinne des weltlichen Religionsstifters zu festigen. Das liberale Leistungsprinzip ( »Adel und Elite«), das laut Coubertin »nur durch die körperliche Überlegenheit des einzelnen, seine körperlichen Möglichkeiten« bestimmt sein sollte und »bis zu einem gewissen Maße durch seine Trainingsbereitschaft vervielfacht«<sup>430</sup> werden konnte, orientierte sich noch am männlichen Selbstbild des antiken Aristokraten, der im Wettkampf

entfernt war. Vor allem heute spricht einiges dafür, dass je vehementer alle »äußeren Einflüsse« vonseiten des organisierten Olympismus zurückgewiesen werden, um die eigene Unabhängigkeit zu betonen, desto stärker ist die Anbindung an politische Maßgaben und wirtschaftliche Interessen. Die skandalträchtige Bewerbungs- und Vergabep Praxis der Olympischen Spiele ist hierfür bezeichnend.

- 429 Vgl. Coubertin 1972, S. 239–241. Nicht zu vergessen ist, dass Coubertin Frankreich nach der militärischen Niederlage 1870/71 zu neuer Kraft verhelfen wollte. Um dieses Ziel praktisch erreichen zu können, nahm er seine Studien über das englische Erziehungswesen (Thomas Arnold) wieder auf, reiste in die USA und nach Griechenland, hielt Vorträge, verfasste Denkschriften und Abhandlungen, entwickelte seine *pédagogie sportive* und bemühte sich energisch um die Reform des französischen Unterrichtswesens. Vgl. ausführlich dazu Alkemeyer 1996, S. 67–118. Mittels einer auf Selbst- statt auf Fremdführung angelegten Erziehung beabsichtigte Coubertin, einen tätigen und robusten Charakter auszubilden, der mit den modernen Lebensbedingungen besser vereinbar schien als jene gehorsamen und gefügigen Gemüter, die seiner Ansicht nach Frankreichs Entwicklung behinderten. Ähnlich wie schon Thomas Arnold war auch Coubertin davon überzeugt, dass Charakterbildung vor allem eine Frage der körperlichen Erziehung sei und weniger der intellektuellen Unterweisung obliege. Siehe dazu weiter oben Anm. 277 und Anm. 324. Seine Erziehungsmission wäre demnach ein weiteres wichtiges Merkmal des Neo-Olympismus, die Coubertin als »Antwort auf die Krisenerfahrungen der Moderne« – Alkemeyer 1996, S. 41 – verstand und praktisch umzusetzen versuchte. Zu den pädagogischen Zielsetzungen Coubertins sowie den intellektuellen und politischen Einflüssen auf den späteren IOC-Präsidenten während der Gründerzeit der Olympischen Bewegung vgl. ausführlich MacAloon 1981; Guttman 1992; Hill 1992; Loland 1995 und Young 1996.

- 430 Coubertin 1972, S. 239.

die Vorzüge seiner körperlichen Vortrefflichkeit (*kalokagathia*) zur Ausführung brachte. Es sollte sich jedoch schon bald erweisen, dass mit dem Ehrgeiz der Athleten auch die Intensität des Trainings sowie die Gier nach sportlichen Erfolgen rasch zunahm, so dass vom »apollinischen Schönheitstrieb«<sup>431</sup> bei der »Verwandlung des Kämpfers zum Sieger«<sup>432</sup> nicht mehr gesprochen werden konnte.

Da Coubertin – sowohl autobiografisch als auch historisch – dem Ideal der Selbstveredelung nachhing<sup>433</sup>, suchte er nach geeigneten Formen der Bestenauslese, die im sportlichen Wettkampf unter – zumindest formal – gleichen Bedingungen erfolgen sollte, unter kapitalistische Konkurrenzbedingungen jedoch sehr schnell von weiteren Interessen und Zielsetzungen überlagert wurde. Das Prinzip der Leistungserbringung zum Zwecke der Vergleichbarkeit, das nicht nur den Wettkampfsport bestimmte, sondern sich auch in anderen Gesellschaftsbereichen durchsetzen konnte<sup>434</sup>, versprach nicht nur materiellen Gewinn. Dieser war für Coubertin anfangs sogar hinderlich, wie sein nachdrückliches Festhalten am Amateurideal beim Pariser »Kongress für die Wiederaufnahme der Olympischen Spiele«<sup>435</sup> im

431 Siehe dazu weiter oben Anm. 291 in Kap. 3 (Bd. 1).

432 Siehe Anm. 379 in Kap. 4 (Bd. 1).

433 Coubertin, der einer französischen Adelsfamilie entstammte, berichtet in seinen autobiographischen Aufzeichnungen an verschiedenen Stellen darüber, wie sehr er unter den politischen Veränderungen seines Lebens litt: »Die Revolutionen von 1830, 1848 und 1870, die Staatsstrieche vom 18. Brumaire und vom 2. Dezember waren für mich Ereignisse, durch die ich mich erniedrigt fühlte.« Coubertin 1974, S. 54. Er wusste, dass sich das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen ließ, weshalb er den »Adel«, der seine herkömmliche Bedeutung verloren hatte, wenigstens als Lebensform und tugendhafte Haltung bewahren wollte. Die »körperliche Überlegenheit« war für ihn ein geeignetes Stilmerkmal, das er im modernen Sinne nicht mehr mit Geburt und Abstammung in Verbindung brachte, sondern an Erziehung und Auslese koppelte.

434 Zum Begriff »Leistung überhaupt« und dessen Bezüge zur »abstrakten Arbeit« siehe weiter oben Anm. 336 in Kap. 15.

435 So der offizielle Name der Veranstaltung, die zunächst nur dem Anlass diente, den Amateurbegriff international zu festigen und von Coubertin schließlich für die Verbreitung seiner Olympia-Pläne benutzt wurde. Der Wegbereiter des Neo-Olympismus beschreibt seinen Schachzug folgendermaßen: »Ich hatte mich entschlossen, meinen Vortrag mit der sensationellen Ankündigung einer bevorstehenden Aufnahme der Olympischen Spiele zu beenden.« Coubertin 1959 a, S. 17. Es gelang ihm, die anderen Kongressteilnehmer zu überzeugen und sie sogleich auf einige Grundprinzipien zu verpflichten, wie etwa den vierjährigen Austragungsmodus der Olympischen Spiele, den »rein modernen Charakter der Wettbewerbe«, die »Ausschließung von Schülern« sowie die »Einsetzung eines internationalen Komitees, das im Prinzip bleibend und in seiner Zusammensetzung

Jahr 1892 bestätigte. Gegen alle Professionalisierungstendenzen, vor allem im englischen und amerikanischen Sport, verteidigte Coubertin die exklusive Sportliebhaberei ohne materielle Vergünstigungen und wählte hierfür eine anschauliche Beschreibung:

»Amateursport! Wunderbare Mumie! Man könnte dich in das Museum von Boulak als Beispiel für moderne Einbalsamierung bringen! Ein halbes Jahrhundert ist verstrichen, man hat unaufhörlich an dir herumgearbeitet und doch scheint sie von allen unberührt geblieben zu sein.«<sup>436</sup>

Das Festhalten an dieser »Mumie« kam Coubertins aristokratischen Auffassungen und religiösen Empfindungen vermutlich besonders nahe; gleichwohl verlangte auch das scheinbar unbedingte Rekordstreben der *religio athletae* nach »gesellschaftlich relevanten Äquivalenten«<sup>437</sup>. Nachdem im Zuge von Religionskritik und gesellschaftlicher Säkularisierung das Bedürfnis nach idealischen Gegenwerten neu entfacht worden war, bot der moderne Olympismus eine ebenso unverbrauchte wie erbauliche Alternative. Nicht die Aufhebung des Privateigentums an Produktionsmitteln, wie noch von Marx gefordert, sondern die Orientierung an modernen Humantechnologien zur Vervollkommnung des Menschen schien geeignet, den gesellschaftlichen Fortschritt voranzubringen. Die olympische Idee des Sports mit seiner Orientierung an »Adel und Elite« schien den Ordensvertretern der »Muskelreligion« besonders geeignet, um den verschiedenartigen »Krisenerfahrungen der Moderne«<sup>438</sup>

feststehend sein sollte«. Vgl. ebda., S. 27. Der Amateurgedanke, eigentlicher Anlass des Treffens, wurde ebenfalls zum Kernbestand der Olympische Bewegung erklärt und offiziell erst 1981, auf dem olympischen Kongress in Baden-Baden, aufgegeben. Nicht nur war es fortan möglich, dass Berufssportler offiziell an Olympischen Spielen teilnehmen konnten, sondern zugleich verlor auch das IOC seinen Amateurstatus. Heute verfügt die nichtstaatliche Organisation über milliardenschwere Rücklagen. Der »Vatikan von Lausanne« – so Sloterdijk 2009, S. 151 –, in dessen Hauptverantwortung die Organisation und Betreuung der olympischen Sommer- und Winterspiele liegt, übernimmt inzwischen ihre vollständige Vermarktung und führt die Verhandlungen mit den jeweiligen Ausrichterstädten, Sponsoren und Medienanstalten in alleiniger Verantwortung. Vgl. dazu BÜCH 2013.

436 Coubertin 1959 a, S. 20. Das »Museum von Boulak« wurde 1858 von dem französischen Ägyptologen Auguste Mariette in Kairo in dem gleichnamigen Stadtteil eingerichtet.

437 Siehe dazu weiter oben die entsprechende Formulierung zur Bezeichnung »abstrakter Tauschwerte« in Anm. 348.

438 Siehe dazu weiter oben Anm. 429. Genannt werden in diesem Zusammenhang unter anderem die »Auflösung der (berufs-) ständischen Welt durch Handelskapital und Industrie«, der »Verlust an sicheren moralischen Orientierungen«, die »Gefahren einer gesellschaftlichen Desintegration«,

erfolgreich begegnen zu können. Direkt beeinflusst vom französischen Ingenieur, Politiker und Sozialreformer Frédéric Le Play, der vom französischen Kaiser Napoléon III den Auftrag erhalten hatte, die Pariser Weltausstellungen 1855 und 1867 mit vorzubereiten, legte auch Coubertin besonderen Wert darauf, das Leistungsvermögen gesellschaftlicher Kräfte und Eliten herauszustellen, anstatt sich mit den Widersprüchen und Negationen gesellschaftlicher Dynamiken<sup>439</sup> zu befassen. Die Pariser Ausstellung von 1855 sollte die vier Jahre zuvor in London ausgerichtete *World Exhibition* überragen und den Anspruch der französischen Hauptstadt als »capital of modernity«<sup>440</sup> unterstreichen. Während zahlreiche Intellektuelle, Künstler und Sozialisten deutliche Kritik an der Verharmlosung kapitalistischer Produktionsverhältnisse und Expansionsbestrebungen übten, die in den Präsentationen technischer Errungenschaften und Fortschrittsleistungen nicht gezeigt wurden, waren die Ausrichter unter Anleitung von Le Play gerade umgekehrt darum bemüht, die ausgestellten Errungenschaften technologischer Planung, industrieller Stärke und wirtschaftlichen Wohlstands möglichst positiv darzustellen. »As ›life-size laboratories‹, industrial and international exhibitions and expos were not only influenced by new initiatives of statistical classification and measurement, they were also shaped by new ideas about personal and social hygiene.«<sup>441</sup> Die Begriffe »personelle« und »soziale Hygiene« knüpften in diesem Zusammenhang an soziale Idealvorstellungen an, die – wie gesehen – Pädagogen, Physiologen, Ärzte und Sozialreformer schon seit dem frühen 19. Jahrhundert als Reaktion auf veränderte Arbeitsbedingungen und Urbanisierungsprozesse entwickelt hatten.<sup>442</sup> Mit jedem Ausstellungsstück – gleich ob Großmaschine oder Kleingerät – wurde die Aussicht auf allgemeine Lebenssteigerungen

der »Mangel an Gesundheit, Willenskraft und Vitalität«, die »Akkumulation ›degenerativer‹ Merkmale und Defekte« sowie das »kumulative Schwinden der Energien«. Vgl. Alkemeyer 1996, S. 49–62. Anhand einschlägiger Zitate wird dort belegt, wie Coubertin gesellschaftlich kursierende Niedergangsvorstellungen aufnahm, um in Abgrenzung hierzu entsprechende Therapievorschläge zu entwickeln. Einerseits fürchtete er, dass die industrialisierten und kapitalisierten Gesellschaften Europas »in einem Strudel von Erschütterungen untergingen. Gleichzeitig hoffte er aber auch auf Rationalität und Fortschritt und versuchte auf seine Weise, den sozialen Aufschwung zu befördern«. Ebda., S. 49.

439 Wie etwa Marx und Engels im *Kommunistischen Manifest* aus dem Jahr 1848. Siehe dazu weiter oben Anm. 167 in Kap. 11 (Bd. 1).

440 Gruneau 2017, S. 109. Zur Weltausstellung von 1851 siehe weiter oben Anm. 342 in Kap. 15.

441 Gruneau 2017, S. 107–108.

442 Zur Modernisierung des Körperverständnisses – von der mechanischen »Körpermobilisierung« der philanthropischen Gymnastik bis zum

und soziale Verbesserungen gestärkt.<sup>443</sup> Der Zusammenhang zwischen industriellen und moralischen Fortschritten war für die Ausstellungsmacher offenkundig und verlangte geradezu danach, öffentlich sichtbar gemacht zu werden.<sup>444</sup>

Für die *Exposition universelle d'Art et d'Industrie* des Jahres 1867 entwarf Le Play ein riesiges Ausstellungsgebäude auf dem Pariser Marsfeld, das in seiner ovalen Anordnung einem monumentalen Stadion ähnelte. Rund um den Riesenbau gruppierten sich die etwa 200 Ausstellungspavillons der teilnehmenden Nationen, Restaurants, Einkaufsläden und zahlreiche Erholungsparks. Während die Ausstellung von 1855 noch stark durch die an vielen Stellen aufkeimende Hoffnung bestimmt war, das Leben der Menschheit ließe sich vor allem durch den bewussten Einsatz von Wissenschaft, Technik und Industrie nachhaltig verbessern, musste dieser Gedanke zwölf Jahre später nicht mehr eigens hervorgehoben werden. Erstaunliche Entdeckungen, wie die Verbindung von Beton und Stahl, eröffneten neue architektonische Möglichkeiten, und nützliche Erfindungen, wie der hydraulische Fahrstuhl oder der Kolbenmotor, versprachen alsbaldige Erleichterungen auch im Alltagsleben. Die Besucher mussten über die Vorzüge entsprechender Innovationen nicht mehr eigens aufgeklärt werden. Neu war jedoch der Trend zu abwechslungsreichen Unterhaltungsangeboten für die vielen Schaulustigen. In den unterschiedlich gestalteten Parkanlagen gab es künstliche Grotten und aufwendig gestaltete Springbrunnen.

belebten »Antriebskörper« der Arbeits- und Leistungsphysiologie – siehe weiter oben Kap. 12 (Bd. 1) und Kap. 14.

- 443 Im *Palais de l'Industrie* konnten technische und landwirtschaftliche Erfindungen bestaunt werden. Hierzu zählten beispielsweise moderne Lokomotiven, Riesenmahlwerke, Telegraphenkabel, Rasenmäher, Nähmaschinen, Ventilatoren oder der Revolver von Samuel Colt. Insgesamt wurden mehr als 10000 Medaillen für innovative Produkte sowie für herausragende Ideen und Leistungen verliehen.
- 444 Die Auffassung vom allgemeinen Fortschritt wurde desgleichen von Auguste Comte, den positivistischen Verfechter gesellschaftlicher Ordnung und Entwicklung, geteilt. Auffällig sind die Ähnlichkeiten zwischen der positiven Soziologie Comtes und ihrer Rezeption durch Émile Durkheim, die beide davon ausgingen, dass eine dauerhafte soziale Integration vor allem über verbindende Gefühle, Symbole, Rituale und Verhaltensregime gewährleistet werde. Ob Coubertin bei seiner Konzeption einer Zivilreligion des Sports direkt von den beiden frühen Soziologen beeinflusst wurde, konnte bislang noch nicht nachgewiesen werden. Inhaltlich spricht jedoch einiges dafür, dass Coubertin die zeitgenössischen Auffassungen über die Einrichtung einer säkularen »Religion der Menschheit« (Comte) zur Stärkung des »Kollektivbewusstseins« (Durkheim) bekannt waren. Vgl. ausführlicher dazu Alkemeyer 2012.

Darüber hinaus war es möglich, sich die Zeit in einem tunesischen Kaffeehaus, einer holländischen Molkerei, einer arabischen Moschee, einer russischen Datscha oder an einem anderen exotischen Ort zu vertreiben. Für das hier behandelte Thema ist erwähnenswert, dass auch bereits ausgesuchte Sportveranstaltungen zum offiziellen Ausstellungsprogramm gehörten:

»Exhibitions of physical exercise and education had an official place in the program, too, including a simulated Saxonian gymnastics academy and displays of gymnastic apparatus. There were also rowing races between teams representing different nations and a major exhibition of French bicycles, displayed both as wonders of modern technology and as vehicles for mass public recreation.«<sup>445</sup>

Die hiermit verbundene Absicht bestand darin, das Publikum nicht einfach nur abzulenken und zu erfreuen, sondern ihm eine künstlich erschaffene Welt vorzustellen, die vortrefflicher, perfekter und moderner war als die Welt außerhalb der Ausstellungsmauern. In dieser »von Experten gemachten Welt«<sup>446</sup> konnte man sich gefahrlos bewegen. Die modernen zivilisatorischen Leistungen ließen sich in konzentrierter Form anhand der neusten Erfindungen und Produkte bewundern. Es konnten Vergleiche mit fremden Kulturen angestellt werden, ohne den eigenen Lebenskontext verlassen zu müssen. Nicht zuletzt entwickelte sich daraus bei vielen ein gewisser Stolz auf das bereits Geleistete – ohne einen eigenen Beitrag hierfür erbringen zu müssen. Als Besucher konnte man teilhaben an der Moderne und war zugleich entlastet vom Zwang, den eigenen Modernitätsanspruch nachweisen zu müssen. Wer dies dennoch beabsichtigte, konnte sich schließlich den zuvor beschriebenen Sportangeboten zuwenden und sich dadurch den Symbolen und Bildern des modernen Fortschritts anähneln.

»Le Play's paternalistic perspective on the achievement of harmony and social solidarity«<sup>447</sup>, die als pädagogisch-moralische Anspruchshaltung

445 Gruneau 2017, S. 120.

446 So eine Formulierung von Zygmunt Bauman in Bezug auf die »große amerikanische Institution der *shopping mall*« – knapp 130 Jahre nach der Pariser Weltausstellung von 1867. Hinsichtlich der modernen Einkaufswelt zeigen sich überraschende Parallelen zum historischen Vorläufer der *Exposition universelle*: Auch die typische *shopping mall* heute ist »sauber nach thematischen Sektionen aufgeteilt, jede reduziert auf klar gegliederte, stereotype und leicht zu lesende Symbole, wo praktisch jede Gefahr einer mehrdeutigen Interpretation ausgeschlossen ist. (Was es an Ambivalenz immer noch gibt, ist sorgfältig geplant und das Bewusstsein dieser Tatsache macht sie ungefährlich und geradezu zu einem Genuss).« Bauman 1996, S. 274 (Hervorhebungen im Original).

447 Vgl. Gruneau 2017, S. 121.

die Konzeptionen der Pariser Weltausstellungen von 1855 und 1867 beeinflusst hat, war für Coubertin vermutlich entscheidender als die bloße Tatsache, dass der Sport dort bereits seinen Platz fand und als förderlicher Beitrag zur Verbesserung moderner Lebensverhältnisse angesehen wurde. In jedem Fall unterstützten sich Le Play und Coubertin wechselseitig in ihren Bemühungen, die französische Körpererziehung zu reformieren und den englischen Sport im französischen Schulsystem zu verankern.<sup>448</sup> Dass diese Bemühungen letztlich scheiterten und die Schulen in Frankreich stattdessen gymnastische Praktiken bevorzugten, die den Turnübungen des »preußischen Erbfeindes« sehr ähnlich waren, mag dazu beigetragen haben, dass Coubertin seine olympische Initiative von Beginn an international ausrichtete. Zumindest Teile der *English sports* waren bereits grenzüberschreitend organisiert, das heißt es gab erste länderübergreifende Wettkämpfe, die nach einheitlichen Regeln ausgetragen wurden und schon bald unter Aufsicht internationaler Verbände standen.<sup>449</sup> Coubertin knüpfte hieran an und folgte damit einer Entwicklung, die auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen an Bedeutung gewann: Im Zuge der überseeischen Expansionsbestrebungen europäischer Groß- und Mittelmächte während der Hochphase des Imperialismus im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts entstanden zeitgleich eine Reihe international agierender Initiativen, Bewegungen und Organisationen, die sich den Idealen der europäischen Kultur verpflichtet sahen und ihre weltweite Verbreitung vorantrieben. Im Anschluss an die erste Weltkonferenz der Young Men's Christian Association 1855 in Paris, aus der 1877 die World Alliance of YMCA hervorging, wurde das Internationale Komitee vom Roten Kreuz im Jahr 1863, die erste Internationale Arbeiterassoziation 1864, die Welt-sprachenbewegung Esperanto 1887 sowie die Scout-Bewegung 1907 gegründet.<sup>450</sup> Diesen internationalen Unternehmungen war gemein, dass sie trotz unterschiedlicher Schwerpunktsetzungen übereinstimmend dafür eintraten, westliche Wertvorstellungen und Freiheitsrechte mit möglichst friedlichen Mitteln in die Welt zu tragen. Mit teilweise bescheidenen Möglichkeiten wurde versucht, ein Gegengewicht zur Hegemonialpolitik der europäischen Kolonialmächte zu setzen, indem die Vorzüge internationaler Unterstützung und Zusammenarbeit herausgestellt wurden. Die

448 »Coubertin joined the academic and reform associations led by Le Play and published in their journals, including a report on English physical education and sport in 1883 and another essay in 1889. In turn, Le Play supported Coubertin's efforts to build physical education as part of a project to strengthen French youth to provide them with appropriate physical and moral training.« Ebd.

449 Zu den Gründungsdaten der ersten *International Federations* siehe weiter oben Anm. 352 in Kap. 15.

450 Siehe dazu auch weiter oben in Kap. 15 Anm. 322 und Anm. 341.

von Coubertin so genannte »Idee des Burgfriedens«<sup>451</sup>, die sich historisch am olympischen Gottesfrieden (*ekecheiria*) orientierte, knüpfte direkt hieran an – wohlwissend, dass bereits in der Antike Ideal und Wirklichkeit auseinanderklafften. Für Coubertin war jedoch der Friedensgedanke eng gekoppelt an seine Vorstellungen über wirtschaftliche und soziale Fortschritte, zu denen der Sport einen eigenen Beitrag leisten könne:

»It is clear and obvious that the telegraph, the railway, the telephone, the passionate research in the field of science, congresses, world fairs did more for peace than all treaties and all the diplomatic conventions. Well, I do hope that athletics will do even more.«<sup>452</sup>

Während Verträge und diplomatische Übereinkünfte vergleichsweise einfach missachtet und gebrochen werden konnten, galt dies laut Coubertin nicht gleichermaßen für die freien Märkte des technischen, wissenschaftlichen und kulturellen Fortschritts, zu denen seiner Meinung nach auch der internationale Sport gehörte. Wenn es gelang, den Austausch zwischen den Nationen auch auf nichtstaatlicher Ebene möglichst friedlich zu gestalten, dann könnte die olympische Bewegung einen eigenen Beitrag zur Verbesserung der immer weniger an feste Grenzen gebundenen Lebensverhältnisse leisten. Da die politischen Mächte in Europa zwischenstaatliche Konflikte eher anheizten, anstatt sie zu verringern, galt es, zivile Bündnisse zu stärken. Die Idee der freien Märkte, die bereits bei Adam Smith den allgemeinen Wohlstand der Nationen<sup>453</sup> garantieren sollte, tauchte somit bei Coubertin einhundert Jahre später wieder auf – nunmehr allerdings in deutlich erweiterter Form. »The free trade of future« bezog sich bei Coubertin nicht allein auf wirtschaftliche Waren und Dienstleistungen, sondern auf den Bereich kultureller Leistungen überhaupt – und dies schloss den »export of rowers, fencers and runners«<sup>454</sup> ausdrücklich mit ein.

Zugleich hielt Coubertin am Gedanken eines auf Vergleich und Wettbewerb beruhenden Nationalismus fest, der die ökonomischen und diplomatischen Rivalitäten zwischen den europäischen Kolonialmächten in der konfrontativen Phase des europäischen Imperialismus<sup>455</sup> bestimmte. Für das Überlegenheitsstreben gegenüber anderen Staaten und Völkern gab es politische Vorbilder, die sich freilich in ihrer jeweiligen Anlage voneinander unterschieden. Während das *British Empire* danach strebte, seine Kolonien möglichst nahe beim Mutterland zu halten, »weil die ›Rechte eines Engländers‹ den Menschenrechten am nächsten

451 Vgl. dazu Coubertin 1972, S. 240. Zur Idee des antiken olympischen Friedens siehe weiter oben Anm. 337 in Kap. 4 (Bd. 1).

452 Coubertin 1994, S. 57–58; hier zit. nach Gruneau 2017, S. 124.

453 Siehe dazu weiter oben Anm. 175 in Kap. 11 (Bd. 1).

454 Vgl. Coubertin 1994, S. 58; hier zit. nach Gruneau 2017, S. 124.

455 Siehe weiter oben Anm. 341 in Kap. 15.

kämen«<sup>456</sup>, war man in Frankreich der Ansicht, dass die »nationale Mission« an das eigene Volk und Territorium gebunden sei, weshalb den französischen Kolonien der Status selbst verwalteter Herrschaftsgebiete zum »Wohle Frankreichs« von vornherein verwehrt wurde. Englische Auswanderer blieben Engländer schon aufgrund der Etablierung britischer Organisationsformen und Verwaltungsstrukturen in den Kolonien. Französische Kolonisten hingegen verließen ihr Land und entfernten sich damit von ihrer Nation, weshalb die eigene Vorherrschaft hier im Verweis auf die »préside[n]ce« Frankreichs«<sup>457</sup> begründet wurde. Es ist hier nicht der Ort, die chauvinistischen Grundlagen des englischen und französischen Nationalismus herauszuarbeiten. Und auch auf die Bedeutung des deutschen Nationalismus, der nach der Reichsgründung mehr noch als der französische an »Blut und Boden« ausgerichtet war und der erstarkenden Rassenideologie in Europa Vorschub leistete, kann hier nur verwiesen werden.<sup>458</sup> Für den hier verfolgten Zusammenhang bleibt vor allem festzuhalten, dass die verschiedenartigen Vorstellungen über »nationale Missionen« und »koloniale Herrschaftsansprüche« während der Hochphase des Imperialismus in Europa den historischen Hintergrund für die Hoffnung Coubertins boten, über internationale Wettkämpfe den Patriotismus im Rahmen bestehender Rivalitäten zu erhöhen. Man mag dem Begründer der internationalen olympischen Bewegung zugutehalten, dass sein – durch die einseitigen Darstellungen moderner Errungenschaften im Rahmen der Weltausstellungen geblendeter – Fortschrittsoptimismus authentisch war. Da nach seiner Meinung die Anstrengungen und Aufwendungen der Athleten durch ihren Nationalstolz noch gesteigert werden konnten, so dass im Wettkampf höchste Leistungen zu erwarten waren, appellierte er nachdrücklich an den Wettstreit der Nationen. Selbst kurz vor Ausbruch des Großen Kriegs stellte er keine Friedensforderungen. Vielmehr sah er sich nach der schließlich herbeigeführten Niederlage des »Erzfeindes Deutschland« sogar darin bestätigt, dass die von ihm beabsichtigte Stärkung Frankreichs (*rebronzer la*

456 Vgl. Arendt 1958, S. 281. Im späten 19. Jahrhundert wurden zahlreichen britischen Kolonien das Recht auf Selbstverwaltung unter britischer Hoheit zuerkannt.

457 So Arendt unter Bezugnahme auf Auguste Comte, ebda., S. 282.

458 »Das neunzehnte Jahrhundert ist voll von absurden Weltanschauungen, die wir nahezu vergessen haben; es ist mehr als wahrscheinlich, dass ohne den ›scramble for Africa‹ und die neuen erschütternden Erfahrungen, welche in ihm der europäischen Menschheit zugemutet wurden, die rassische Weltanschauung eines ebenso natürlichen Todes gestorben wäre wie andere Weltanschauungen des neunzehnten Jahrhunderts. Die imperialistische Politik andererseits würde eine Rasseideologie auch dann gebraucht und daher vermutlich gezeigt haben, wenn nie jemand vor ihr das Wort Rasse in den Mund genommen hätte.« Arendt 1958, S. 284 (Hervorhebung im Original).

*France*) endlich gelungen sei und die olympische Idee ihre »Feuerprobe« bestanden habe.<sup>459</sup> Ein Friedensaktivist war Coubertin keineswegs – eher ein patriotischer Utopist, der davon träumte, dass irgendwann einmal »die Beifallskundgebungen lediglich im Verhältnis zur Leistung stehen unter Ausschaltung jeglicher nationaler Parteilichkeit«.<sup>460</sup> Um dieses ferne Ziel zu erreichen, so seine Schlussfolgerung, müsse »Burgfrieden« herrschen, das heißt wenigstens für die Zeit der Olympischen Spiele sollten alle Konflikte zurückgestellt und »jedes Nur-National-Empfinden (...) »vorübergehend auf Urlaub geschickt werden«<sup>461</sup>.

Ähnlich wie die Nationalstaaten um die Vorherrschaft konkurrierten und ihre Konflikte bis zum Ersten Weltkrieg außerhalb von Europa austrugen, orientierte sich der olympische Friedensgedanke nicht etwa an einem »Friedensbund zwischen gleichberechtigten Staaten«<sup>462</sup>, sondern Coubertin war zunächst daran gelegen, über die Etablierung grenzüberschreitender Verbindungen und Initiativen breite Unterstützung für sein Anliegen zu gewinnen. Die Austragung »weicher Konkurrenzen« diente idealerweise der Vorbeugung offener Konflikte und zwischenstaatlicher Kämpfe. Dass dieses Ziel nicht erreicht wurde und kein Krieg durch die olympische Bewegung jemals verhindert wurde, zeigt freilich, wie machtlos der von Coubertin proklamierte Friedensgedanke tatsächlich blieb. Er war vor allem symbolisch bedeutsam, indem er den Anhängern der olympischen Bewegung Gelegenheit gab, sich wechselseitig die besten Absichten zu unterstellen. Im politischen Sinne diente der »Burgfrieden« vorrangig dem Zweck, äußere Einflussnahmen entweder rigoros abzuwehren oder zum eigenen Vorteil zu nutzen. In erster Linie galt es, die eigene »Burg« zu schützen. Wie schon in der Antike, erwies sich der allgemeine Friede hierfür zwar als hilfreich, unerlässlich war er jedoch nicht – wovon bereits das laute Kriegsgeschrei der Göttin Pallas Athene bei ihrer »Kopfgeburt« in Pindars olympischen Siegesgesängen ein frühes Zeugnis gibt.<sup>463</sup>

Coubertins Zivilreligion des Sports setzte in ihrem Bestreben nach menschlicher Größe und Verbesserung durchaus kritische Töne

459 Vgl. dazu Clastres 2013.

460 Coubertin 1959 h, S. 220.

461 Ebda.

462 Kant publizierte sein Traktat »Zum ewigen Frieden« 1795, in dem er die Bedingungen für einen dauerhaften Frieden festlegte, die für spätere politische Initiativen maßgeblich wurden. Vgl. Kant 1981 b. Bei den Haager Friedenskonferenzen 1899 und 1907 wurden unter anderem Grundsätze für die friedliche Regelung internationaler Konflikte entwickelt, um das Ziel zu erreichen, den Krieg als Institution abzuschaffen. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde dieses Ziel durch die Gründung des Völkerbundes (1919) und nach dem Zweiten Weltkrieg durch die Nachfolgeorganisation der Vereinten Nationen (1945) weiterverfolgt.

463 Vgl. Pindar 1860, *Siegesgesänge*, S. 37–38 (7, 65–69).

gegen einzelne Erscheinungsformen moderner Gesellschaften.<sup>464</sup> Dabei beschränkte sich der begeisterte Baron nicht auf die Position des »kritischen Kritikers«, der bloß forderte, beklagte Missstände zu überwinden und falsche Illusionen aufzugeben, sondern Coubertin zielte darauf ab, den negativen Auswirkungen gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse auf sinnlich-körperlicher Ebene ein praktisches Korrektiv entgegenzusetzen. Ihm war bewusst, dass den zentralen Merkmalen des »gesellschaftlichen Fortschritts« – wie die unkontrollierte Entfesselung der Produktivkräfte, die fortschreitende Zuspitzung der »sozialen Frage« oder die zweckrationale Säkularisierung der Zivilgesellschaft – nicht einfach durch wohlmeinende Appelle oder vage Hoffnungen auf eine vermeintlich bessere Zukunft zu begegnen war. Deshalb knüpfte Coubertin möglichst direkt an ihm geeignet erscheinende gesellschaftliche Entwicklungen an – allerdings nicht, um das »wirkliche Elend«<sup>465</sup> zu beseitigen, sondern um dem vermeintlich zeitlosen »religiösen Empfinden«<sup>466</sup> eine gesellschaftlich richtungsweisende Ausdrucksform zu geben. Der Neo-Olympismus bediente sich antiker Quellen und Traditionen vor allem dann, wenn dies dem eigenen wie auch dem gesellschaftlichen Fortschritt zuträglich erschien. Darüber hinaus orientierten sich die Mitglieder des Internationalen Olympischen Komitees am ebenso modernen wie inhaltsarmen Mantra des *citius, altius, fortius* und setzten sich damit gleichsam an die symbolische Spitze der gesellschaftlichen Entwicklung.<sup>467</sup> Das von Coubertin eingeleitete Unter-

464 So etwa gegen die »Beschleunigung des Lebens«, die »Rastlosigkeit der Neuerungs-dynamik« und die »Auflösung des Gemeinwesens durch Individualisierung, Klassenbildung und arbeitsteilige Ausdifferenzierung«. Vgl. Alkemeyer 1996, S. 54. Der Autor verdeutlicht, wie Coubertin sein »Unbehagen an der Moderne« publizistisch verarbeitet, organisatorisch nutzt und nach praktischen Lösungen sucht, um die beklagten Zustände der Gesellschaft »therapieren« und eine »Re-Integration (...) im Rahmen des Bestehenden« erreichen zu können. Vgl. dazu ebda., S. 70. Zum Olympismus Coubertins als »Antwort auf die Krisenerfahrungen der Moderne« vgl. ausführlich ebda., S. 41–223.

465 Zu diesem Ausdruck von Marx in seiner Kritik der bürgerlichen Religionskritik siehe weiter oben Anm. 370.

466 Siehe dazu weiter oben Anm. 398.

467 Symbolisch deshalb, weil sportliche Erfolge und Misserfolge das Ergebnis von Leistungsvergleichen sind, die als künstlich arrangierte Wettkämpfe mit anderen gesellschaftlichen Konkurrenzformen – etwa in der Ökonomie, Politik, Erziehung oder in den Massenmedien – nicht direkt vergleichbar sind. Gleichwohl liefert der Sport ein anschlussfähiges Raster auch für andere gesellschaftlich relevante Wettbewerbserfahrungen, wie die verbreitete Verwendung von sportbezogenen Sprachbildern und Wettkampfmotivmetaphern zeigt: »Die Verschiebung auf ein anderes semantisches Feld – man spricht in der Sprache des Fußballs oder der Leichtathletik und meint wirtschaftliche Konkurrenzverhältnisse – entschärft zugleich

nehmen war auf unerwartet lange Sicht vor allem deshalb erfolgreich, weil es anstelle des bloßen Entwurfs einer quasi-religiösen Gegenwelt an gesellschaftlich entwickelte Wettbewerbsbedingungen und persönliche Aufstiegsambitionen anknüpfte, die geeignet waren, den Beteiligten ein idealisiertes Bild beständiger Selbstverbesserung und Lebenssteigerung vor Augen zu führen. Dies gelang nicht sogleich und war von zahlreichen Schwierigkeiten begleitet, über die Coubertin wortreich berichtet, um möglichst rasch nach geeigneten Lösungen zu suchen.<sup>468</sup> Doch wichtiger als die praktischen Veränderungsvorschläge ist für den hier verfolgten Zusammenhang der Hinweis, dass die *religio athletae* nicht einfach als Reflex eines gesellschaftlichen Zustandes aufzufassen ist, welcher – wie Marx sich ausdrückt – »der Illusionen bedarf«<sup>469</sup>, sondern dass die »falschen Blütenträume« gleichermaßen auf ihren gesellschaftlichen Ausgangspunkt zurückwirken, indem sie als relativ eigenständige gesellschaftliche Macht eine »idealisierte Version der sozialen Praxis der Moderne«<sup>470</sup> wiedergeben. Während die bürgerliche Religionskritik laut Marx noch den Illusionscharakter religiöser Vorstellungen beklagte, ohne ihre gesellschaftlichen Voraussetzungen in den Blick zu nehmen, war Coubertins Zivilreligion des Sports umgekehrt daran gelegen, »den Schein einer menschlichen Existenz«<sup>471</sup> durch ein utopisches Bild vom Menschen zu ersetzen, der befähigt sein sollte, den Schwierigkeiten des modernen Lebens zu trotzen und den eingeschlagenen Weg der gesellschaftlichen Entwicklung fortzusetzen. Dass der moderne Fortschritt seine negativen Seiten am Vorabend des Großen Krieges kaum mehr verbergen konnte, kam Coubertin nicht in den Sinn. Gesellschaftliche Krisen und individuelles Leid ließen sich nach seiner Auffassung vor allem dadurch »heilen«, dass große Gemeinschaftsgefühle gestärkt und individuelle Anstrengungsbereitschaften erhöht wurden.<sup>472</sup>

ein Rechtfertigungsproblem, das die ökonomische Codierung von Erfolg erzeugt: Wenn das Verdienst des Erfolgreichen einzig darin besteht, dass er viel verdient, erscheinen die Schulden des Erfolglosen als persönliche Schuld.« Bröckling 2014, S. 72.

468 Vgl. dazu die Aufzeichnungen Coubertins über die ersten Olympischen Spiele. Coubertin 1959 b; 1959 c; 1959 d und 1959 f.

469 Siehe dazu weiter oben Anm. 371.

470 Vgl. Alkemeyer 1996, S. 171 (im Original teilweise hervorgehoben).

471 Siehe dazu weiter oben Anm. 381.

472 Es ist daran zu erinnern, dass der allgemeine Fortschrittsoptimismus zu dieser Zeit auch in anderen Bereichen der Gesellschaft weit verbreitet war. Allerdings führte die Auseinandersetzung mit den Folgen des Krieges zumindest anfänglich zu veränderten öffentlichen Wahrnehmungen und Einschätzungen – etwa hinsichtlich militärischer Opfermythen und nationaler Heilsversprechen. Die Olympische Bewegung blieb vom verbreiteten Skeptizismus dieser Art weitgehend unberührt. Das IOC setzte stattdessen ungetrübt auf die

Die »kritische Kritik« der Vertreter der »Heiligen Familie« verwandelte sich auf diese Weise nur fünfzig Jahre später in einen heidnischen Kult des Körpers und der Willenskraft – als vermeintliches Vorbild für eine erfolgreiche Bewältigung moderner Ansprüche und Zumutungen. Für die Zuschauer, die sich an den Anstrengungen und Leistungen der Athleten ergötzen, anstatt selbst teilzunehmen, waren heilsame Anregungen und Wirkungen ebenfalls absehbar. So berichtet Coubertin anlässlich eines Besuches der Festspiele in Bayreuth:

»Musik und Sport sind für mich immer die vollkommensten ›Isolatoren‹ gewesen. Sie wirkten befruchtend auf Verstand und Phantasie, stärkten meine Beharrlichkeit in höchstem Maße, waren richtige ›Willensmassagen‹. Alles in allem waren nach Schwierigkeiten und Gefahren die nächstliegenden Sorgen aus dem Wege geräumt.«<sup>473</sup>

Noch während er den Klängen Wagners lauschte, stellte er diese Beobachtung in den »olympischen Horizont«<sup>474</sup> und erkannte die entlastende Wirkung, die Musik und Sport auf die Gemütslage des modernen Menschen ausüben. Waren Erschöpfungszustände des Körpers und Überreizungen der Sinne typische Merkmale des »nervösen Zeitalters«<sup>475</sup>, so versprachen die Olympischen Spiele allgemeine Ablenkung und Läuterung. Wichtig war es, die Menschen nicht nur zu unterhalten, sondern sie wenigstens für die Dauer der Spiele aus ihrem gewöhnlichen Leben zu befreien, um sie anschließend, feierlich und wehevoll gestimmt, wieder in den Alltag zu entlassen. Man benötigt nicht viel Phantasie, um sich den quasi-religiösen Charakter dieses Unternehmens auszumalen.

Die Athleten als »Priester der Muskelkraft«<sup>476</sup> und das IOC als »Kongregation des modernen Olympismus« warfen ihre langen Schatten voraus. Ein bedeutsamer Unterschied gegenüber der Römischen Kurie ist darin zu sehen, dass die olympische Idee mittlerweile »als säkularer Kult ohne ernstgemeinten Überbau«<sup>477</sup> fortbesteht. Eine wichtige Gemeinsamkeit besteht darin, dass die religiösen Gemeinschaften ähnlich wie die Anhänger der modernen »Muskelreligion« übereinstimmend danach streben, erotische und thymotische Energien zusammenzuführen. Während die christliche Kirche »Glaube, Liebe und Hoffnung« predigt, um

Stimulierung affektgeladener Energien, um die erwartbaren Verbesserungen und Höchstleistungen der Athleten beispielgebend inszenieren zu können.

473 Coubertin 1959 d, S. 70.

474 Ebda.

475 Zur »Neurasthenie« als auffälliges Krankheitssymptom während des *fin de siècle* siehe weiter oben Anm. 95.

476 Siehe dazu weiter oben Anm. 409. Zum Charakter der Olympischen Spiele als »Religionsersatz« vgl. Weis 1997.

477 Zur »Event-Kultur« des modernen Olympismus vgl. Sloterdijk 2009, S. 147–149.

»mit dem Mächtigsten, was es gibt, eins zu werden«<sup>478</sup>, setzt der Neo-Olympismus auf den Erfolgswillen der Athleten, um dem »unerschütterlichen Glauben an die Jugend und die Zukunft«<sup>479</sup> gerecht zu werden, der laut Coubertin »eine Art moralischer Mobilisierung«<sup>480</sup> auszulösen vermag. Der moderne Olympier war sich bewusst, dass Machtwille (*thymos*) und Begehren (*eros*) schon bei den Wettkämpfen der Antike ihre moralische Wirkung entfalteten, die zu ihrer Zeit erklärtermaßen religiös und politisch bestimmt waren.<sup>481</sup> Es galt, die Tauglichkeit des Einzelnen mit der Trefflichkeit des Ganzen zu verbinden – das vormalig als »göttlich« bestimmt wurde und heute als »grenzenlos« gefasst wird. Die reine »Freude an der Kraftentfaltung«, die laut Coubertin dem »immer schneller, immer höher, immer stärker« innewohnt, ist gegenwärtig an keine »Leitlinie verbindlicher Mäßigung« mehr gebunden, sondern beruft sich ausdrücklich auf die »ungehemmte Freiheit«<sup>482</sup>. Der Preis hierfür besteht freilich darin, dass das wohlverstandene Selbstinteresse der Athleten gegenüber abweichenden Zielen und zweckfreien Ansprüchen gleichgültig geworden ist, da der sportliche Erfolg die Autorität eines Dogmas angenommen hat, das in der Wahl der Mittel nur das gelten lässt, was dem eigenen Fortkommen dient. Vorausgesetzt wird damit die unbedingte Anpassung an das entwickelte System sportlicher Konkurrenz, die längst vorsätzlich erfolgt und somit total geworden ist. Folgt man diesem Gedanken, so bedarf es heute keiner Ideologie des Fortschritts und der Freiheit mehr, die früher »vom autonom gedachten Individuum entwickelt«<sup>483</sup> und der Realität entgegengehalten wurde. Inzwischen besitzen die wettkampfsportlichen Anpassungs- und Überbietungsnormen für die Athleten selber den Status einer idealtypischen Realität, die angesichts ihrer Wirkungsmacht subjektive Unterscheidungen zwischen Wunsch und Wirklichkeit von vornherein irrational erscheinen lassen. Das olympische Motto unbedingter Steigerungen wurde – möglicherweise unbeabsichtigt – zum Grundsatz und »Triumph einer Realität, die dem Subjekt als absolut, überwältigend, gegenübertritt«<sup>484</sup>.

478 So Nietzsche 1984, S. 94 (im Original teilweise hervorgehoben).

479 Coubertin 1959 h, S. 220.

480 So Coubertins Einschätzung über die öffentliche Aufnahme der ersten Olympischen Spiele im Jahr 1896. Coubertin 1959 b, S. 45.

481 Siehe dazu weiter oben Anm. 426 in Kap. 5 (Bd. 1).

482 Vgl. Coubertin 1959 h, S. 219.

483 Vgl. Horkheimer 1986, S. 96.

484 So Horkheimer im Verweis auf den »Triumph der subjektiven, formalisierten Vernunft«. Vgl. ebda.

## 17. Olympische Pathosformen

Der zivilreligiöse Charakter der Olympischen Spiele wurde im Laufe der Geschichte durch zahlreiche neuartige Gesten, Symbole und rituelle Akte unterstrichen. So wurde die von Coubertin 1913 entworfene olympische Flagge bei den Spielen in Antwerpen 1920 erstmals gehisst. Die fünf verschlungenen Ringe dienten als Symbol für die Verbundenheit der Kontinente<sup>485</sup> – ein Sinnbild, dem unmittelbar nach dem Weltkrieg eine besondere Bedeutung zugeschrieben wurde. Ebenfalls neu wurde der olympische Eid eingeführt, durch den sich die Teilnehmer der Spiele verpflichteten, nicht nur zur »Ehre des Vaterlandes«, sondern auch zum »Ruhme des Sports«<sup>486</sup> gegeneinander anzutreten. Das olympische Feuer wurde erstmals in Amsterdam 1928 entzündet. Als Symbol der Reinheit und des Lebens wurde die Flamme schon im Altertum verehrt und brannte in Olympia auf dem Altar der Hestia. In Los Angeles wurde 1932 erstmals das dreistufige Siegertreppchen aufgestellt, das die jeweils erfolgreichsten Athleten deutlich sichtbar über die sie auszeichnenden sportlichen Funktionäre und politischen Repräsentanten erhob. Für die Olympischen Spiele in Berlin 1936 wurde eine neue olympische Hymne bei dem deutschen Komponisten Richard Strauss in Auftrag gegeben. Nach dem Zweiten Weltkrieg besann man sich jedoch wieder auf die ursprüngliche Fassung aus dem Jahr 1896, die bis heute während der Eröffnungs- und Abschlussfeier beim Hissen und Einholen der olympischen Flagge gespielt wird. Weitere Elemente ließen sich ergänzen – wie etwa die erstmalige Unterbringung und Separierung der Athleten in einem »olympischen Dorf« abseits der Alltagswelt im Jahr 1932 oder die endgültige Aufhebung der ehemals u-förmigen griechischen Stadionanlage durch eine monumentale Arenaarchitektur anlässlich der Olympischen Spiele im selben Jahr.<sup>487</sup>

485 Die Antarktis blieb ausgespart und Nord- sowie Südamerika wurden als ein Kontinent gefasst.

486 Die ursprüngliche Eidesformel wurde erst 1964 verändert und als »Versprechen« deklariert. Im Jahr 2000 wurde ein Passus zum Verzicht auf »Doping und Drogen« eingeführt. Die offizielle Selbstverpflichtung der Athleten, Kampfrichter und Trainer erinnert an den Schwur der Teilnehmer an den antiken olympischen Wettkämpfen, der vor der Statue des Zeus abgelegt wurde.

487 Das bereits 1923 fertiggestellte *Memorial Coliseum* wurde anlässlich der Olympischen Spiele auf mehr als 100000 Sitzplätze erweitert. Zum modernen »Interesse an den antiken »Massen«-Containern, am Amphitheater, an der Arena (...), in der zusammen mit den Bauformen die zugehörigen Ereignistypen, die Kämpfe, die Wettbewerbe, das Unterscheidungs-drama, das Sieger und Verlierer sortiert, wiederkehren«, vgl. Sloterdijk 2004, S. 622. Mit dem *Coliseum* wurde erstmals eine Arena errichtet, die den

Die wichtigste Neuerung mit der größten Symbolwirkung war jedoch die Einführung des Fackellaufs bei den Olympischen Spielen 1936 in Berlin. Auf dieses Ereignis und seine Einbettung in den historischen Kontext ist im Folgenden genauer einzugehen – zumal die Spiele der XI. Olympiade von Coubertin selbst kurz vor seinem Tod noch als großes Ereignis hervorgehoben wurden, sofern man das Hauptaugenmerk auf den festlichen Charakter der Spiele richtete. Gemessen am gefälligen Gesamteindruck sei es unerheblich, ob man die Olympischen Spiele als Maßnahme zur Förderung des Tourismus in Südkalifornien, wie 1932, oder als Werbung für ein politisches System, wie 1936, verwenden würde.<sup>488</sup> Es gehört inzwischen zum »guten Ton« innerhalb des IOC, dass die jeweiligen Ausrichter Olympischer Spiele in vorhersehbarer Regelmäßigkeit für die Organisation und Durchführung gelobt werden. 1936 war dies freilich – um das Mindeste zu sagen – brisant, da Coubertins »Pseudo-Religiosität«<sup>489</sup> für die Selbstinszenierung des NS-Regimes buchstäblich anschlussfähig war. In diesem Zusammenhang hat Thomas Alkemeyer zurecht darauf hingewiesen, dass man weder von einem bloßen Missbrauch der Berliner Spiele durch den Nationalsozialismus noch von einer einfachen Kontinuität zwischen olympischer und nationalsozialistischer Bewegung ausgehen könne. Nur über themenspezifische Vergleichsanalysen ließe sich die Frage klären, »weshalb beide Bewegungen im Jahr 1936 letztlich ohne größere Schwierigkeiten zueinanderfanden«<sup>490</sup>.

Für das hier verfolgte Interesse ist wichtig, dass bei den Olympischen Spielen 1936 zahlreiche Bezüge zur Antike hergestellt wurden, um die ideologische Annahme einer direkten Verbindung zwischen dem Griechen- und Germanentum zu bekräftigen. Diese Absicht wurde vor allem mit darstellerischen Mitteln umgesetzt, indem sportliche Leistungen als ästhetisch-politische Ereignisse auf der großen »Bühne der nordischen

wachsenden Ansprüchen sportlicher Großveranstaltungen sowie dem gestiegenen Publikumsinteresse entsprach. Die Finanzierung der Anlage erfolgte durch Zuwendungen privater Sponsoren, wodurch der Einstieg in die Phase des olympischen Gigantismus und Entertainments ermöglicht wurde.

488 Vgl. dazu Krüger 2004. Ähnlich äußert sich Coubertin bereits zwei Jahre zuvor im Zuge der Vorbereitungen der Spiele der XI. Olympiade in seiner Funktion als »Begründer und Ehrenpräsident« der Olympischen Bewegung: »Sie (die Olympischen Spiele von Berlin; F.B.) werden nach einem glänzend vorgesehenen Plan unter vollendeter Berücksichtigung des Ganzen und mit nicht minder großer Sorgfalt für alle Einzelheiten durchgeführt.« Coubertin 1959 h, S. 217.

489 Vgl. Langenfeld 1971, S. 269.

490 Alkemeyer 1996, S. 22. Der Autor selbst bietet mit seiner Arbeit einen wichtigen Beitrag zur Klärung des Verhältnisses von Olympismus und NS. Vgl. dazu auch Mandell 1971.

Schönheit«<sup>491</sup> aufgeführt wurden. So spricht etwa Hitler in seiner Eröffnungsrede für das Haus der Deutschen Kunst in München am 18. Juli 1937 von einem »Menschentyp, den wir erst im vergangenen Jahr in (sic!) den Olympischen Spielen in seiner strahlenden, stolzen, körperlichen Kraft und Gesundheit vor der ganzen Welt in Erscheinung treten sahen«, um daraus den Schluss zu ziehen: »Niemals war die Menschheit im Aussehen und in ihrer Empfindung der Antike näher als heute«<sup>492</sup>. Nach diesem Verständnis ließen sich Mythos und Moderne bei den Olympischen Spielen eindrucksvoll verbinden, um eine möglichst massentaugliche Wiedererweckung des antiken Kanons zu erreichen. Die Massentauglichkeit konzentrierte sich dabei auf den politisch-ideologischen Zweck des Unternehmens, der darin zu sehen ist, ästhetische Sublimierung und Freiheit durch klassischen Kitsch und populäres Pathos zu ersetzen.<sup>493</sup>

Das zweite hier aufgeführte Beispiel betrifft die Olympischen Spiele in München 1972. Diese Auswahl ist keiner nationalen Sichtweise geschuldet, sondern dadurch bedingt, dass die Münchener Spiele in ausdrücklicher Abgrenzung gegenüber den Ereignissen von 1936 entworfen worden sind. Es sollten, so der damalige Vorsitzende des Organisationskomitees<sup>494</sup>, »heitere Spiele« werden. Im Vordergrund stand, Deutschland als weltoffen, gastfreundlich und unbeschwert zu präsentieren. Mögliche Anklänge an »deutsche Ordnung, Disziplin und Straffheit« sollten vermieden werden, und alle Voraussetzungen für die vermeintlich »schönsten Olympischen Spiele aller Zeiten«<sup>495</sup> schienen gegeben zu sein.

491 Vgl. dazu Chapoutot 2014, S. 188.

492 Vgl. Domarus 1973, S. 708.

493 Die Begriffe »ästhetische Sublimierung« und »Freiheit« verwiesen hier darauf, dass das ästhetische Urteilsvermögen – im Sinne von Kant – durch starke Reize und Affekte erschwert wird. Damit wird keinem elitären Kunstverständnis das Wort geredet, sondern auf die Gebrochenheit des ästhetischen Geschmacks verwiesen. Erfüllung wäre demzufolge dort, wo sie versagt wird; im Selbstgefallen wird sie verlogen.

494 Willi Daume war der einflussreichste deutsche Sportfunktionär nach dem 2. Weltkrieg. 1972 war er zudem Präsident des Nationalen Olympischen Komitees sowie Vizepräsident des IOC.

495 So der Journalist Werner Schneider in einer Rundfunkreportage über die Eröffnungsfeier am 26. August 1972. In der ausländischen Presse wurde diese Botschaft verstanden und man sprach etwa vom »Geist der Münchener Spiele« im »neuerstandenen Deutschland« (Daily News, USA) beziehungsweise davon, dass die »Wunden der Vergangenheit« (New York Times, USA) geheilt seien. Andernorts betonte man, »keine Spur von Militarismus« (The Observer, GB) vernommen zu haben und es wurde ausdrücklich vermerkt, dass die israelische Mannschaft »den »lautesten Beifall« erhalten habe (Jerusalem Post, Israel). Vgl. dazu Kinast 2012, S. 14.

Überschattet wurden diese Erwartungen letztlich durch die Geiselnahme der israelischen Olympiamannschaft von Mitgliedern einer palästinensischen Terrorgruppe.<sup>496</sup> Doch nicht hierauf soll Bezug genommen werden, denn die entsetzlichen Ereignisse von München, einschließlich der durch sie ausgelösten innen- und außenpolitischen Folgen<sup>497</sup>, gehörten nicht zur Choreografie der Olympischen Wettkämpfe. Vielmehr bleibt zu prüfen, ob die Entmythologisierung der Spiele vor dem Hintergrund der Nazi-Olympiade tatsächlich gelang beziehungsweise welche anderen Pathosformen gefunden wurden, um den neuen Bedürfnissen nach Unterhaltung und Ablenkung gerecht zu werden.

Im Unterschied zu 1936 ging es in der durch Modernisierungs- und Reformbereitschaft geprägten bundesrepublikanischen Demokratie<sup>498</sup> offensichtlich nicht darum, politische Gefolgschaft – etwa durch die »Wiedergeburt des nordischen Rassenkörpers«<sup>499</sup> – zu erzwingen. Anstatt den Blick zurückzuwenden, blickte man lieber nach vorne. So wurde beispielsweise dem damaligen IOC-Präsidenten Avery Brundage im Olympiejahr der Vorwurf gemacht, er wende sich gegen die Kommerzialisierung und Professionalisierung des Leistungssports, da er immer noch an der Fiktion festhalte, bei den Spielen würden Freizeitsportler gegeneinander antreten.<sup>500</sup> Die Verfolgung privatwirtschaftlicher Interessen galt längst als modern und leistungsfördernd, weshalb auch der Sport sich von überkommenen Vorstellungen lösen sollte, um in der Konkurrenz zwischen den politischen Systemen – mit den westlichen Verbündeten auf der einen und den Staaten des Warschauer Paktes auf der anderen Seite

496 Der Anschlag auf das israelische Quartier ereignete sich am 5. September. Bei der gescheiterten Befreiungsaktion kamen insgesamt 17 Menschen ums Leben. Nach einer eintägigen Unterbrechung und einer öffentlichen Trauerfeier im Olympiastadion verkündete der damalige IOC-Präsident Avery Brundage mit dem Satz »The games must go on!« die Fortführung der Olympischen Spiele.

497 Noch im selben Monat wurde eine Spezialeinheit der Bundespolizei zur Bekämpfung von Terrorismus und Gewaltkriminalität aufgestellt. In Israel ging der Geheimdienst Mossad mit gezielten Tötungsaktionen gegen Mitglieder der palästinensischen Terrororganisation »Schwarzer September« vor, denen auch Nichtterroristen zum Opfer fielen.

498 Der damalige sozialdemokratische Bundeskanzler Willy Brandt formulierte bei seinem Amtsantritt im Jahr 1969, es gehe darum, »mehr Demokratie zu wagen«. Drei Jahre später, im Wahljahr 1972, warb die SPD auf Plakaten mit dem Konterfei des Kanzlers sowie dem Slogan: »Wer morgen sicher leben will, muss heute für Reformen kämpfen«.

499 Chapoutot 2014, S. 195.

500 Zur offiziellen Aufhebung des Amateurgedankens auf dem olympischen Kongress 1981 in Baden-Baden siehe weiter oben Anm. 435. Zur Kritik am IOC-Präsidenten Brundage vgl. Engels 2021, S. 57.

– erfolgreich sein zu können. Der so genannte »Kalte Krieg«<sup>501</sup> wurde vor allem mit symbolischen Mitteln ausgetragen, und dem Sport wurde in diesem Zusammenhang in West wie Ost eine besondere Bedeutung zuerkannt. Dies galt in spezifischer Weise für die Bundesrepublik und die DDR, nachdem bei den vorangegangenen Olympischen Spielen in Mexiko 1968 erstmals zwei getrennte deutsche Mannschaften<sup>502</sup> teilnahmen, die bei der Eröffnungsfeier allerdings noch zusammen hinter einer schwarz-rot-goldenen Fahne mit den fünf olympischen Ringen einmarschiert waren. 1972 war die Mehrheit der Bundesdeutschen der Ansicht, dass die Mannschaft der DDR mit eigener Flagge und Hymne empfangen werden sollte, nachdem auch bei anderen internationalen Sportwettkämpfen bereits die jeweiligen Staatsymbole gezeigt worden waren. Die DDR sah sich in ihren Bemühungen bestätigt und wertete den IOC-Beschluss für die Aufstellung zweier gleichberechtigter Olympiateams als Niederlage des westdeutschen Alleinvertretungsanspruches im politisch durchaus prestigeträchtigen Feld internationaler Sportbeziehungen.<sup>503</sup> Wie ernst die DDR diese Gelegenheit nahm, wird daraus

- 501 Diese Bezeichnung geht zurück auf ein Buch mit dem Titel »The Cold War« des US-amerikanischen Journalisten Walter Lippmann aus dem Jahr 1947.
- 502 Bei den Olympischen Spielen 1952 war nur die Olympiamannschaft der Bundesrepublik zugelassen. 1956, 1960 und 1964 trat ein gesamtdeutsches Team auf. 1965 beschloss das IOC mit 52:7 Stimmen die Trennung der gesamtdeutschen Mannschaft und 1968, bei den Spielen in Mexiko, wurde das Nationale Olympische Komitee der DDR erstmalig als solches anerkannt.
- 503 Dies war ein weiterer Erfolg aus Sicht der DDR, nachdem beide deutsche Regierungen seit Gründung der Bundesrepublik und der DDR im Jahr 1949 den Anspruch auf Vertretung der deutschen Nation jeweils für sich beanspruchten. Verschärft wurde der Alleinvertretungsanspruch der Bundesrepublik durch die so genannte »Hallstein-Doktrin« des damaligen Staatssekretärs im Auswärtigen Amt, Walter Hallstein, aus dem Jahr 1955. Gemäß dieser Leitlinie wertete die Bundesrepublik die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zur DDR beziehungsweise ihre völkerrechtliche Anerkennung durch einen westlichen Staat als feindlichen Akt und drohte für diesen Fall mit Einschränkung oder gar Abbruch diplomatischer Beziehungen. Im Zuge der neuen Ostpolitik der Bundesregierung unter Willy Brandt wurde ab 1969 mit der so genannten »Scheel-Doktrin« eine gemäßigte Position vertreten, die von den westlichen Verbündeten vornehmlich Zurückhaltung gegenüber diplomatischen Ansinnen der DDR einforderte, bis die deutsch-deutschen Beziehungen endgültig geklärt wären. Mit Inkrafttreten des Vertrages der Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und der DDR im Jahr 1973 wurde zum ersten Mal seit Gründung der beiden deutschen Staaten der wechselseitige Anerkennungsstatus schriftlich festgehalten.

deutlich, dass das Ministerium für Staatssicherheit mit der so genannten Aktion »Flamme«<sup>504</sup> den Auftritt in München akribisch vorbereitete. Während die Bundesrepublik versuchte, sich selbst als modernen und weltoffenen Staat in der Öffentlichkeit zu präsentieren, war die um Anerkennung ihrer Eigenstaatlichkeit bemühte DDR darauf bedacht, den von ihr vertretenen Staatssozialismus als das – nicht nur sportpolitisch – erfolgreichere System auszuweisen. Die offizielle Präsentation von Flagge und Hymne leistete hierfür wertvolle Dienste. Darüber hinaus wurde die eigene Imagekampagne inoffiziell durch eine gezielte Auswahl speziell geschulter Zuschauer sowie durch Sicherheitsanalysen möglicher Maßnahmen westlicher Geheimdienste unterstützt. Während die Bundesrepublik versuchte, die Olympischen Spiele als festliches Ereignis im Rahmen einer offenen und demokratischen Gesellschaft zu inszenieren, beabsichtigte die DDR, den real existierenden Sozialismus als besonders leistungsfähige beziehungsweise bessere Alternative darzustellen. In den nicht immer nur mit symbolischen Mitteln ausgetragenen Konflikten des Kalten Krieges befanden sich die beiden deutschen Staaten im Olympiajahr 1972 gleichsam im Zentrum der politischen Gegensätze. Doch während der Westen zumindest nach außen die Strategie verfolgte, scheinbar leicht und mühelos zu triumphieren, setzte man im Osten unumwunden auf planmäßige Arbeit und Erfolg.<sup>505</sup> In München trafen somit nicht nur

504 Vgl. dazu die umfangreiche Materialsammlung bei Onnertz 2013.

505 Mit etwas Phantasie lassen sich darin die Sozialfiguren des Arrivierten und des Parvenüs wiedererkennen. Während der Hochgeschätzte um soziale Anerkennung nicht buhlen muss und entsprechend unverkrampft auftreten kann, findet der Aufsteiger Bestätigung erst durch Anpassung an die Maßstäbe des Erstrebten. Wie viel Aufwand nötig ist, um geschätzt und anerkannt zu werden, bleibt als Wiederherstellungsvoraussetzung des Verhältnisses zwischen den jeweils eingenommenen sozialen Positionen in der Regel ungenannt. Dementsprechend wurde auch im Westen – und hier namentlich in der Bundesrepublik – der sportliche Erfolg keineswegs dem Zufall überlassen. Die Etablierung der Sportwissenschaft an zahlreichen westdeutschen Universitäten seit den 1970er Jahren wäre ohne die Vergabe der Olympischen Spiele nach München auf der IOC-Session in Rom 1966 wohl kaum möglich gewesen. Man erhoffte sich hierdurch einen Schub auch für die leistungssportliche Entwicklung in der Bundesrepublik. Weitere Initiativen folgten, wie etwa die strukturelle Erweiterung des Bundesausschusses für Leistungssport im Jahr 1969 oder die Gründung des Bundesinstituts für Sportwissenschaft zur Förderung und wissenschaftlichen Unterstützung des deutschen Spitzensports ein Jahr später. Diese und weitere Maßnahmen wurden ergriffen, nachdem westdeutsche Sportler bei den Olympischen Spielen in Mexiko gegenüber den Athleten der DDR zurückgefallen waren und dieser Trend mit Blick auf die Münchener Spiele gestoppt werden sollte. Zur westdeutschen Dopingpraxis während dieser

Sportler unterschiedlicher Länder aufeinander, sondern es konkurrierten auch politisch gegensätzliche Systeme miteinander.

Ein letzter vorbereitender Hinweis betrifft die Verwendung des Begriffs »Pathosformen« in der Überschrift zu diesem Kapitel. Gemeint ist damit, dass der »sport-religiöse Gedanke«<sup>506</sup>, von dem sich Coubertin eine Zentrierung der öffentlichen Aufmerksamkeit<sup>507</sup> versprach, schon frühzeitig auf das Erregungspotenzial mobilisierbarer Massen setzte. Auch wenn die Olympischen Spiele in den ersten Jahrzehnten noch nicht den Charakter öffentlicher Spektakel besaßen, der sich erkennbar erstmals 1932 in Los Angeles abzeichnete, war der Gedanke einer »sinnlichen Vergemeinschaftung«<sup>508</sup> im Geist der *religio athletae* von Anfang an präsent:

»Im Einklang mit Erkenntnissen der zeitgenössischen Massenpsychologie war Coubertin der Meinung, dass die emotionalen und unbewussten Kräfte im Menschen, die das Bindemittel jeder Gemeinschaftlichkeit bilden, viel eher über nicht-sprachliche, vor-rationale Elemente – über Bilder, Musik und sinnliche Arrangements – angesprochen, mobilisiert und kanalisiert werden können als über Worte und Reden. In der Verschmelzung der Künste sowie über die Aufführung kultischer und sportlicher Handlungen sollte die von zentrifugalen Kräften durchzogene Markt-Gesellschaft erneut zu einer beglückenden, sinnerfüllten Gemeinschaft transformiert werden.«<sup>509</sup>

Es wäre also verkürzt, würde man die Olympischen Spiele allein unter ästhetischen Gesichtspunkten analysieren. Coubertins Verweise auf religiöse Affekte und gemeinschaftsstiftende Wirkungen sind von den jeweiligen gesellschaftlichen Voraussetzungen nicht zu trennen. Die bis heute beschworene Idee vom »unpolitischen Sport«<sup>510</sup> wurde bekanntermaßen durch zahlreiche Beispiele – nicht zuletzt vonseiten der Olympischen Bewegung selbst – nachhaltig widerlegt.

Die hier angesprochenen »Pathosformen« sind mit dem kunstgeschichtlichen Begriff der »Pathosformel« nicht zu verwechseln. Letzterer bezieht sich laut Aby Warburg auf die »typische pathetische Gebärdensprache

Zeit siehe weiter unten die entsprechenden Ausführungen zu den Olympischen Spielen in *München 1972* in diesem Kapitel.

506 Coubertin 1959 h, S. 218.

507 Sloterdijk spricht in diesem Zusammenhang von »inszenierte(n) Mittelpunkt-Illusionen«. Sloterdijk 2004, S. 628. Der Autor nennt dort als Beispiele für massenwirksame Spektakel im 20. Jahrhundert die Olympischen Spiele, die Russische Revolution und den Faschismus.

508 Vgl. dazu Alkemeyer 1996, S. 147–151.

509 Vgl. ebda., S. 150.

510 Vgl. dazu etwa Regel 50,3 der Olympischen Charta. In: Deutsche Olympische Akademie (2013), S. 67.

der antiken Kunst«<sup>511</sup>. Trotz künstlerischer Entwicklungen und Neuerungen ist der Autor der Auffassung, dass dem »Formenschatz der Antike«<sup>512</sup> eine universelle Bedeutung zukommt. Auch wenn Momente äußerster Erregung in der Kunst beständig variieren, würden bestimmte Grundmuster antiker Darstellungen – so etwa die »erhabene Tragik« der »leidenden Gestalten«<sup>513</sup> – bis heute eindrucksvoll übernommen und bestätigt. Warburg sieht darin »Kreislaufvorgänge im Wechsel künstlerischer Ausdrucksformen«<sup>514</sup>. Das Alte wiederholt sich im Neuen, ohne jedoch ganz darin aufzugehen.

Auf den ersten Blick scheint es, als ließe sich das »religiöse Gefühl«<sup>515</sup>, das nach Auffassung Coubertins die Brücke zwischen Mythos und Moderne schlägt, gleichermaßen symboltheoretisch begründen. Ein Nachleben der Antike wäre auch im Sinne der »Pathosformeln« möglich, sofern stark geprägte und affektiv aufgeladene Formen ihre kulturelle Dynamik entfalten. Doch hiergegen spricht, dass die »seelischen Ausdruckswerke«<sup>516</sup> des antiken Formenschatzes wie auch die massentauglichen Erzeugnisse des »olympischen Glaubens« erst verständlich werden, wenn der jeweilige Kontext beachtet wird, in dem sie ihre Wirkung entfalten. Affektive Ausdrucksformen sind ebenso wenig wie kulturelle Sinngestalten überzeitliche Konstanten; sie unterliegen beide unterschiedlichen Deutungen und Verwendungsweisen. Der hier verwendete Begriff der »Pathosformen« soll eben dies zum Ausdruck bringen.

### *Exkurs I: Berlin 1936*

Nachdem die Olympischen Spiele bereits 1916 in Berlin hätten stattfinden sollen und wegen des Ersten Weltkriegs nicht ausgetragen werden konnten, erhielt Berlin 1931 den Zuschlag für die Ausrichtung der »Spiele der XI. Olympiade«<sup>517</sup>. Die Vergabe erfolgte also zwei Jahre vor Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland. Schon

511 Warburg 2018, S. 178.

512 Ebda., S. 176.

513 Vgl. ebda., S. 185. Der Autor bezieht sich in diesem Zusammenhang auf die römische Lakoon-Skulptur, die 1506 aufgefunden wurde und die europäische Kunstwelt nachhaltig beeindruckte.

514 Ebda.

515 Siehe dazu weiter oben An. 398 und Anm. 402.

516 Zu den »Prägewerken seelischer Ausdruckswerke« zählt Warburg nicht nur überlieferte Werke der Kunst, sondern auch kulturell sedimentierte Formen wie Gesten, Tänze und Rituale. Vgl. dazu Warburg 2012, S. 101.

517 So die offizielle Bezeichnung der Olympischen Sommerspiele 1936. Die IV. Olympischen Winterspiele fanden ebenfalls in Deutschland statt und wurden vom 6. bis 16. Februar in Garmisch-Partenkirchen ausgetragen.

1933 wurden angesichts der zunehmenden Gewalttätigkeit des NS-Regimes erste Zweifel laut, die Spiele in Berlin auszutragen. Insbesondere in den USA, den Niederlanden, in England sowie in Frankreich gab es Bemühungen, die Spiele zu boykottieren. Der politische Druck wurde merklich stärker, nachdem die »Nürnberger Gesetze«<sup>518</sup> am 15. September 1935 verkündet worden waren. Der damalige Präsident des US-Amerikanischen Olympischen Komitees, Avery Brundage, reiste 1934 nach Deutschland, um sich über die politischen Zustände vor Ort zu informieren. Nach seiner Rückkehr versicherte er, die Deutschen würden die olympischen Regeln beachten und kritisierte die Boykottbefürworter im eigenen Land als »antiolympisch«. Die entscheidende Abstimmung der amerikanischen *Amateur Athletic Union* im Dezember 1935 fiel schließlich mit knapper Mehrheit zugunsten einer Teilnahme an den Olympischen Spielen aus. Dieser Entscheidung schlossen sich schließlich auch die anderen boykottwilligen Staaten an, so dass einer erstmaligen Austragung der Olympischen Spiele in Deutschland nichts mehr im Wege stand.

Doch auch in Deutschland selbst gab es starke Vorbehalte – nicht zuletzt innerhalb der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) selbst. Ein einheitliches sportpolitisches Programm hatte die Partei zur Zeit ihres Machtantritts noch nicht, und innerhalb der NS-Bewegung gab es ebenso strikt ablehnende wie befürwortende Haltungen zum Sport überhaupt.<sup>519</sup> Während die Kritik an der Olympischen Bewegung sich vor allem gegen den von Coubertin programmatisch geforderten Pazifismus und Internationalismus richtete<sup>520</sup>, der als »jüdisch« und »entartet« zurückgewiesen wurde, geriet auch der Leistungssport als bloßer »Stellvertreter-Wettkampf von Spitzenathleten«<sup>521</sup>

518 Das »Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre« sowie das »Reichsbürgergesetz« verbot Juden, Arier zu heiraten oder außereheliche Beziehungen mit ihnen einzugehen; außerdem wurde Juden untersagt, arische Bedienstete zu beschäftigen oder die Hakenkreuzfahne zu hissen. Hitler behauptete, die Juden insbesondere vom öffentlichen Leben ausschließen zu wollen, nicht jedoch einzelne Personen zu terrorisieren. Auf diese Weise »sonnte er sich im Glanz eines Gemäßigten, und gewann dabei noch an Bewegungsfreiheit, die er nicht für, sondern gegen die Juden einsetzen sollte.« Mosse 2006, S. 241.

519 Vgl. ausführlich dazu Alkemeyer 1996, S. 232–238.

520 Zur Idee des »Burgfriedens« bei Coubertin siehe weiter oben Anm. 451. Zur internationalen Formierung zivilgesellschaftlicher Unternehmungen während der Hochphase des europäischen Imperialismus siehe weiter oben Anm. 455.

521 Alkemeyer 1996, S. 235. Zu den »Aversionen gegen den olympischen Sport« vor allem in der Deutschen Turnerschaft (DT) vgl. ebda., S. 235–237.

in die Kritik. Diesen vermeintlichen »Irrungen« setzte man eine vielseitige Körperertüchtigung entgegen, die auf nationale Gemeinschaft, Kampfkraft und Opferbereitschaft setzte. Doch gab es bereits andere Einschätzungen, die der Öffentlichkeit ebenso vermittelt wurden. Insbesondere die Erfolge der 1928 erstmals seit dem Krieg wieder bei Olympischen Spielen zugelassenen deutschen Sportler, die in der inoffiziellen Nationenwertung hinter den USA den zweiten Platz erreichten, wurden als »Beweis für Volks- und Rassekraft« hervorgehoben: »Im *Völkischen Beobachter* wurde 1932 zwar erneut der Ausschluss der Farbigen von den Berliner Spielen gefordert, man rückte aber erneut deutlich von der ursprünglich vertretenen Antihaltung ab.«<sup>522</sup> Auch wenn die Einstellung zum Leistungssport im Allgemeinen und zur Olympischen Bewegung im Besonderen im rechten Lager insgesamt uneinheitlich war, setzte die NSDAP nach Ernennung Hitlers zum Reichskanzler darauf, die propagandistischen Möglichkeiten der Spiele für ihre politischen Zwecke zu nutzen. Die ideologischen Vorbehalte waren damit zwar nicht ausgeräumt, sie blieben jedoch fortan opportunistischen Erwägungen unterstellt.<sup>523</sup>

Die Berufung auf Friedrich Ludwig Jahn erwies sich zunächst für Alfred Baeumler<sup>524</sup> als eine Möglichkeit, dem »englischen Sport«, bei dem »Leistung gegen Leistung, Zahl gegen Zahl« miteinander konkurrierten, ein »frisches Gegeneinander der Kräfte« in der »Gemeinschaft des Volkes«<sup>525</sup> entgegenzusetzen. Dem »individualistischen« Sport fehle »das Prinzip der Gemeinschaft als ein wesentliches und organisierendes Prinzip.«<sup>526</sup> Das volkstümliche Turnen wurde ausgewählt, den »im besten Falle nützlichen und zweckmäßigen Sport« in

522 Vgl. dazu Bahro 2013, S. 128 (Hervorhebung im Original).

523 Hannah Arendt hat zurecht darauf hingewiesen, dass man von totalitären Bewegungen keine konsistenten Ideologien erwarten dürfe. »Wesentlich ist, dass die Notwendigkeiten der Propaganda immer von der Außenwelt diktiert werden und dass die Bewegungen von sich aus nicht eigentlich propagieren, sondern indoktrinieren.« Arendt 1958, S. 511.

524 Alfred Baeumler war seit 1933 Ordinarius für politische Pädagogik an der Universität Berlin sowie wissenschaftlicher Leiter der Deutschen Hochschule für Leibesübungen. Im »Amt Rosenberg«, benannt nach dem Reichsleiter für weltanschauliche Überwachung und Schulung der NSDAP, leitete Baeumler die »Hauptstelle Wissenschaft« ( »Philosophie, Pädagogik, Geschichte und arische Weltanschauung«). 1941 musste er diese Positionen »wegen zu geringer Aktivität und Ineffizienz« aufgeben. Vgl. dazu Giesecke 1999, S. 79. Baeumler zählte neben Ernst Krieck zu den »pädagogischen Chefideologen« des NS-Regimes. Vgl. ebda., S. 17–18.

525 Vgl. Baeumler 1934 c, S. 55.

526 Ebda., S. 54.

eine deutsch-nationale Tradition einzugliedern, die geeignet war, die »deutschen Leibesübungen neu aufzubauen«<sup>527</sup>. Erst dadurch ließen sich die körperlichen Kräfte jedes Einzelnen »in jenen umfassenden Zusammenhang« einbinden, in dem »wir sie (die Leibesübungen; F.B.) heute wieder erblicken«<sup>528</sup>.

Hierzu bedurfte es freilich einiger inhaltlicher Umdeutungen, die jedoch umso leichter fielen, nachdem Adolf Hitler auf dem Turnfest in Stuttgart Ende Juli 1933 die besondere Bedeutung von Jahn für die NS-Bewegung eigens herausgestellt hatte. In freimütiger Nachfolge von Jahn sollte der starke deutsche Turner ein Gegengewicht zu den »geistigen Schwächlingen« ausbilden, wozu die Turnfeier als »Fest der deutschen Kraft«<sup>529</sup> einen geeigneten Anlass böte. Hitler bezog sich in späteren Jahren nicht mehr auf Jahn und auch in seiner Stuttgarter Rede stellte er keinerlei Bezüge zu den Schriften des Turnaktivisten der deutschen Nationalbewegung her. Zudem erfolgte Hitlers Teilnahme am Turnfest erst nach Zusage der Deutschen Turnerschaft (DT), jüdische und marxistische Mitglieder aus ihren Vereinen auszuschließen.<sup>530</sup> Es ist also davon auszugehen, dass der »Führer« selbst mit dem nationalliberalen Gedankengut Jahns wenig anfangen konnte, jedoch die Nähe zur Deutschen Turnerschaft suchte, um einen ersten Zugang zur organisierten Turn- und Sportbewegung in Deutschland zu finden. Dieses Interesse teilte er mit der Führung der Turnerschaft<sup>531</sup>, die sich umgekehrt der NS-Führung

527 Baeumler 1934 a, S. 25. Diese Tradition wird an gleicher Stelle folgendermaßen beschrieben: »Für uns ist das Turnen nicht mehr eine in privaten Vereinen getriebene Praxis von Spezialisten, sondern es ist, technisch erweitert und bereichert durch den Sport, wie er aus England und Schweden (sic!) zu uns kam, das erste Element alles freien Volks- und Jugendlebens, die Grundlage aller volkstümlichen Erziehung. Es rückt an die Stelle, die bei dem uns so nah verwandten Volke der Griechen die Gymnastik eingenommen hat. So hatte Jahn es gewollt, er, der aus der Substanz germanischen Wesens heraus so viel mehr von hellenistischem Wesen ahnte als der Platonübersetzer Schleiermacher.« Ebda., S. 25–26.

528 Vgl. ebda. An gleicher Stelle behauptet der Autor: »Es war alles schon da, und doch wurde durch Jahn alles neu. Erst dadurch, dass die Leibesübungen, als artgemäßer Ausdruck unseres Wesens gesehen, als »volkstümlich« erkannt werden«, verlieren sie laut Baeumler den Charakter des »Zufälligen und Vereinzelteten«. Ebda.

529 Vgl. zu diesen Passagen aus Hitlers Turnfestrede Wellner 2008, S. 65. Zur Bedeutung der Rede für das Jahn-Bild im Nationalsozialismus siehe auch Bernett 1978.

530 Vgl. Bernett 1978, S. 232.

531 So versichert der DT-Vorsitzende Edmund Neuendorff in einem Brief an Adolf Hitler vom 16. Mai 1933 dem »Führer« seine Bereitschaft, »den Vormarsch ins Dritte Reich (...) Schulter an Schulter mit SA und Stahlhelm« anzutreten. Vgl. dazu Peiffer 2007, S. 96.

andiente, um sich ihren Platz im zukünftigen Deutschen Reichsbund für Leibesübungen (DRL) zu sichern.<sup>532</sup>

Es folgten weitere Anlässe und Reden, bei denen sich vor allem der »Reichssportführer« Tschammer hervortat, der den »Weg von Jahn zu Hitler«<sup>533</sup> beschwor. Erst die Rückbesinnung auf den »häufig genug missverstandenen Geist« des Turnführers würde die »Einheit der Leibesübungen«<sup>534</sup> verbürgen. Der Redner spricht hier schon nicht mehr vom Turnen und stellt damit den vermeintlichen »Urahn« unversehens in den Dienst der Leibesübungen. Bei einem anderen Anlass wird Jahn schlichtweg als Mann beschrieben, »der uns Nationalsozialisten so nahe steht, als lebte er noch mitten unter uns«<sup>535</sup>. Besondere Ehrung wurde dem »frühen Kämpfer für das Recht des Deutschen Volks«<sup>536</sup>

532 Der DRL war die Nachfolgeorganisation des am 10. Mai 1933 aufgelösten Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen (DRA), dem Dachverband des bürgerlichen Sports in der Weimarer Republik. Die Gründungssitzung des DRL fand am 9. März 1934 statt. Die Sportfachverbände verloren anschließend ihre Eigenständigkeit, und der gesamte Wettkampfbetrieb des Amateur- und Berufssports wurde offiziell dem »Reichssportführer« unterstellt. Der Wehrsport war hiervon ausgenommen und blieb organisatorisch an die Sturmabteilung (SA), die Schutzstaffel (SS), das NS-Reiter-, Kraftfahr- und Fliegerkorps, die Polizei und an die Ordensburgen gebunden. Der Freizeitsport sowie – mit wenigen Ausnahmen – auch der Berufssport wurde durch die Deutsche Arbeitsfront (DAF) betrieben; der Jugendsport der Vereine blieb der Hitler-Jugend (HJ) und dem Bund Deutscher Mädel (BDM) unterstellt. Vgl. dazu Bernett 1995. Es gehört zur Ironie der Geschichte, dass die traditionsreiche Turnerschaft – trotz aller Anbiederungen an das NS-Regime – im Zuge der Gleichschaltung des Turn- und Sportwesens im DRL zunächst noch als eigenes Fachamt firmierte und nur zwei Jahre später, mit Wirkung vom 30. September 1936, vollends aufgelöst wurde. Der seit Jahrzehnten geführte Streit zwischen Turnern und Sportlern wurde somit im direkten Anschluss an die Olympischen Spiele in Berlin zugunsten des »Leistungssports« – laut Eisenberg ein »Neologismus des Dritten Reichs« – entschieden. Vgl. dazu Eisenberg 1999, S. 392. Zur Zeit der Auflösung waren fast zwei Millionen Mitglieder in der DT organisiert. Zu den historischen Umständen der formellen Gleichschaltung der Deutschen Turnerschaft vgl. Bernett 1983, S. 17–19.

533 Tschammer und Osten 1933, S. 942.

534 Tschammer und Osten 1937, S. 31. Die nicht näher ausgeführten Missdeutungen richten sich vermutlich gegen die nationalliberalen Vorstellungen des frühen Jahn sowie gegen die zahlreichen – vor allem auf die Person des Turngründers gerichteten – Schmähungen nationalkonservativer Provenienz. Siehe dazu beispielsweise die Aussagen über Jahn seitens des Historikers Treitschke weiter oben Anm. 383 in Kap. 13 (Bd. 1).

535 Tschammer und Osten 1936, S. 240.

536 Ebda.

anlässlich der Olympischen Spiele in Berlin zuteil. Bei einer Festveranstaltung am 18. August 1936 wurde die Umbettung von Jahns Gebeinen in seinem Heimatort Freyburg unter Anwesenheit internationaler Gäste sowie hochrangiger Partei- und Turnmitglieder im Rahmen einer öffentlichen Feier gewürdigt. Auch hierdurch sollte der Welt gezeigt werden, dass Jahn als Vorreiter des Nationalsozialismus anzusehen war und sein Turngedanke der völkischen Tradition entsprach.

Zugute kam Rednern wie Hitler, Tschammer und anderen – hervorzuheben wäre hier noch Fritz Eckardt, der dafür sorgte, dass die Büste des Turnführers 1928 in die nationale Gedenkstätte »Walhalla« aufgenommen wurde<sup>537</sup> –, dass »bestimmte Tendenzen der deutschen Turn-, Spiel- und Sportbewegung dem Nationalsozialismus entgegengekommen sind«<sup>538</sup>. Insbesondere die Deutsche Turnerschaft sah sich der Reichsbund-Ideologie verbunden, die in völkisch-rassistischen Bekenntnissen und antidemokratischen Affekten zum Ausdruck kam und entsprechende Anknüpfungspunkte bot. Nationalismus, Volkstümelei und Antisemitismus wurden zu einem »Ideenbrei«<sup>539</sup> vermischt, der durchaus Erinnerungen an Jahns »Deutschtum«<sup>540</sup> wachzurufen schien. Gleichwohl ging es nur vordergründig um triftige Argumente und Analogien, die einen Anschluss an historische Traditionen ermöglichen sollten. Wichtig war vor allem, die jeweiligen Einflussmöglichkeiten und Machtbefugnisse zu nutzen, so dass Partei und Turnerschaft sich wechselseitig ergänzten. Der Jahn-Kult diente in erster Linie der ideologischen Gleichschaltung von fast zwei Millionen Turnern; als Gegenleistung erhielt der »Reichssportführer« von Hitler den Auftrag, »der Turnerschaft ei-

- 537 In seiner »Weiherede« in der »Walhalla« betont der Festredner, Justizrat Fritz Thoma, zugleich Turner beim A.T.V. Germania München, die Würdigung Jahns gereiche der »Allgemeinheit« auch deshalb zum Vorbild, weil »Millionen Deutsche innerhalb wie außerhalb der Reichsgrenzen unter Bedrückung, Entrechtung und Verfolgung« litten. Vgl. dazu Bouwers 2017, S. 349. Zum Einfluss Eckardts auf die Anfertigung und Aufnahme der Jahnbüste in den »Heroentempel der Deutschen«, vgl. rückblickend Eckardt 1942, S. 4–6.
- 538 So die Einschätzung von Guido von Mengden, frühes NSDAP-Mitglied, später auch SA-Obersturmbannführer sowie erster Pressereferent des DRL, in einem persönlichen Rückblick auf die »Geschichte der Machtübernahme im deutschen Sport«. Mengden 1980, S. 142. Hajo Bernett hat an verschiedenen Stellen aufgezeigt, wie Mengden im Nachhinein versuchte, seine Rollen und Funktionen im Nationalsozialismus zu verharmlosen. Der auch später in der Bundesrepublik einflussreiche Sportfunktionär habe stattdessen »alles Erdenkliche getan (...), die Sportbewegung mit ›SA-Geist‹ zu infiltrieren.« Bernett 1983, S. 74.
- 539 Vgl. zu dieser Kennzeichnung »völkischer Ideologie« Bausinger 1965, S. 198.
- 540 Siehe dazu weiter oben Anm. 478 in Kap. 13 (Bd. 1).

nen Ehrenplatz im neuen Reichsbund anzuweisen«<sup>541</sup>. Beide Seiten profitierten – zumindest anfänglich – von dieser Verbindung. Ihre Vertreter ließen sich jedoch weniger von ihren beteuerten Absichten leiten, sondern folgten bereitwillig dem Reflex totalitärer Machtausübung, demzufolge die »Massen nur am Sieg als solchem, am Erfolg überhaupt interessiert«<sup>542</sup> sind. Dies ist wohl der Hauptgrund dafür, dass schon zu Beginn der 1930er Jahre »die demokratische Tradition der DT endgültig dem ›völkischen Aufbruch‹ geopfert«<sup>543</sup> wurde. Nachdem sie gleichgeschaltet und auf ihrem »Ehrenplatz im Reichsbund« platziert worden war, konnte man der Turnerschaft ebenso rasch ihren sinkenden Stellenwert<sup>544</sup> vor Augen führen und das Hauptaugenmerk fortan auf die Planung politischer Erfolge und sportlicher Siege bei den Olympischen Spielen legen. Angesichts ungleicher Machtverhältnisse erwiesen sich die ideologischen Bemühungen, Zugeständnisse und Anpassungen der DT an die Partei nicht nur als unbeholfen, sondern schließlich auch als haltlos.

Alfred Baeumlers Aufruf zur Neuinterpretation der Geschichte und zur Findung neuer deutscher Helden<sup>545</sup> ist als später Versuch zu werten, dem bereits vor der Machtergreifung beschworenen »männerbündischen Germanismus«<sup>546</sup> neues Leben einzuhauchen. Im zweiten Kriegsjahr war der Ruf nach neuen Vorbildern und Siegern sicherlich als Appell an die Opferbereitschaft der Deutschen gedacht. Doch auch zwei Jahre später,

541 Bernett 1973, S. 32.

542 So die Einschätzung von Arendt 1958, S. 521. An anderer Stelle zieht die Autorin hieraus den Schluss: »Totalitäre Propaganda ist keine Propaganda im üblichen Sinn und kann daher nicht durch Gegenpropaganda widerlegt oder bekämpft werden. Sie ist ein Teil der totalitären Welt und wird nur mit ihr zusammen vernichtet. Erst im Moment der Niederlage macht sich die wesentliche Schwäche totalitärer Propaganda geltend. Bricht die Bewegung aus gleich welchen äußeren Gründen zusammen und ist die ›Gewalt der Organisation‹ verschwunden, so hören ihre Anhänger von einem Tag zum anderen auf, an ein Dogma und eine Fiktion zu glauben, der ihr Leben zu opfern sie gestern noch bereit waren.« Ebd., S. 537.

543 Vgl. zu dieser Beurteilung Bernett 1973, S. 34.

544 Gemeint ist damit, dass nach Auflösung der Deutschen Turnerschaft im September 1936 das Verhältnis zwischen Turnen und Sport nicht mehr geklärt werden musste. Zum mitunter erbittert geführten »Kulturkampf« im Kaiserreich zwischen dem traditionellen »Deutschen Turnen« und den aufstrebenden »English sports« zwischen 1890 und 1914 vgl. ausführlich Eisenberg 1999, S. 215–261.

545 Vgl. Baeumler 1940, S. 4.

546 Vgl. Baeumler 1934 b. Der erste Teil des Textes stammt aus dem Jahr 1929, der zweite Teil aus dem Jahr 1930. Es handelt sich hierbei um zwei Vorträge vor Vertretern des »Hochschulrings« sowie der »deutschen Studentenschaft«.

im Jahr 1942, wiederholte Baeumler seine schon 1930 geäußerte grundsätzliche Skepsis gegenüber dem Sport. Während er diesen in seinen frühen Texten als ein bloß »abstraktes ›Sichmessen‹« kritisiert, bei dem die »Höchstleistung« rein formal bestimmt werde und »keinen Wert, keinen Inhalt in sich selbst«<sup>547</sup> besitze, charakterisiert er zwölf Jahre später im gleichem Duktus die »Sportmannschaft« als bloß technischen Verband: »Fällt der Zweck fort, der den Zusammenhalt bewirkte, so fällt die ›Sportmannschaft‹ auseinander.«<sup>548</sup> Beurteilt man die Kontinuität sportkritischer Äußerungen bei diesem für politisch-weltanschauliche Fragen federführenden »Professor in SA-Uniform«<sup>549</sup>, dann wird deutlich, wie Baeumler bis in die Spätphase des »Dritten Reichs« hinein darum bemüht war, der »liberalen Weltanschauung« sein Verständnis von »echter Kultur«<sup>550</sup> entgegenzusetzen. Die »Genusskultur« wurde ihm dabei zum Feindbild:

»Es werden immer weiter Güter erzeugt, es wachsen die Ansprüche, der Lebensstandard steigt, die ›Kultur‹ greift um sich – aber der *Mensch* wächst mit diesen Ansprüchen nicht. Er wird nicht stärker, mutiger, größer, sondern immer schwächer, vorsichtiger und kleiner. (...) Ob der Mensch sich nun »geistigen« oder »materiellen« Gütern zuwendet – im *politischen* Sinne verhält er sich *passiv*. Die Haltung des Empfangens, des bloßen ›Erlebens‹ kennzeichnet den Bürger. Es kommt aber nicht darauf an, etwas zu konsumieren, seien es nun geistige oder materielle Werte, sondern darauf, etwas zu *sein* und zu *schaffen*.«<sup>551</sup>

547 Baeumler 1934 c, S. 55 und S. 64. Siehe dazu auch Anm. 525 weiter oben.

548 Baeumler 1942, S. 164. Teil I des Textes stammt aus dem Jahr 1930 und beruht auf einem Vortrag des Autors mit dem Titel »Philosophie der Leibesübungen« vor sächsischen Turn- und Sportlehrern. Teil II bezieht sich auf einen Vortrag vor Studenten der Thüringischen Landesuniversität Jena aus dem Jahr 1932.

549 Giesecke 1999, S. 75. Nach der Antrittsvorlesung Baeumlers an der Universität Berlin am 10. Mai 1933 verbrannten die Nazis etwa 20000 Bücher und Schriften so genannter »Feinde der deutschen Kultur« auf dem der Universität gegenüberliegenden Opernplatz. Wenige Tage zuvor hatten NS-Studenten das von Magnus Hirschfeld in Berlin aufgebaute Institut für Sexualwissenschaft verwüstet und geplündert; die erbeuteten Schriften wurden bei der Aktion »Wider den undeutschen Geist« ebenfalls öffentlich verbrannt und Hirschfeld selbst wurde dabei in Gestalt einer Büste symbolisch aufgespießt. Die Plünderer des Instituts vom 6. Mai waren ca. 100 Studenten der Deutschen Hochschule für Leibesübungen in Berlin Charlottenburg. Vgl. dazu Herzer 2009. Den Hinweis auf den Zusammenhang zwischen der »Säuberung« des Instituts für Sexualwissenschaft durch Studenten der Hochschule für Leibesübungen verdanke ich Steffen Bahlke.

550 Vgl. Baeumler 1934 a, S. 14.

551 Ebd. (Hervorhebungen im Original).

Fast scheint es, als handele es sich hierbei um eine populäre Variante moderner Kulturkritik, wonach die Bürger die Angebote der Massenkultur behaglich und selbstvergessen aufnehmen, um im flachen Amusement oder tönender Unterhaltung zu versinken. Auf der anderen Seite sieht man sich auch an den von Fichte noch gesuchten und von Jahn bereits geschulten »tatkräftigen Mann«<sup>552</sup> erinnert, der sein persönliches Schicksal nicht bloß erträgt, sondern energisch für die Sache der Nation eintritt. Dieses zerfahrene Bild ist bezeichnend und liegt im völkischen Ansatz selbst begründet. Insbesondere bei Baeumler findet man zahlreiche Hinweise auf die Gebundenheit aller nur vermeintlich »vom Menschen losgelösten Werte (...) an eine rassistisch und volkhaft bestimmte hervorbringende Kraft«<sup>553</sup>. Bestimmte inhaltliche Ziele, die über das Motiv machtvoller Herrschaft – der Partei, des Volkes, der Rasse – hinausweisen, sucht man indes vergebens. Die beschworene Tatkraft geriert sich als politisches Mittel, das zum höchsten Zweck erklärt wird. Sie dient vor allem dazu, »so viel Menschen wie möglich in die Bewegung hineinzubringen und in Schwung zu bekommen; ein politisches Ziel, bei dem die Bewegung an ihr Ende kommen würde, gibt es überhaupt nicht«<sup>554</sup>.

Die Nähe zu Jahn ergibt sich über die Bevorzugung männerbündischer Organisationsformen, daraus abgeleiteten Loyalitäts- und Treuevorstellungen sowie über persönlich bestimmte Führer-Gefolgschafts-Beziehungen.<sup>555</sup> An die Stelle von Jahns »Deutschheit«<sup>556</sup> tritt bei Baeumler der Begriff des »Germanismus«, der bei ihm in Versatzstücken lebensweltlicher, historischer und vorbegrifflicher Anschauungen – von der Gemeinschaft im Feldlager<sup>557</sup>,

552 Siehe dazu weiter oben Anm. 356 in Kap. 13 (Bd. 1).

553 Baeumler 1934 a, S. 18.

554 Vgl. Arendt 1958, S. 489. Die Autorin hat an verschiedenen Stellen darauf hingewiesen, dass die Politisierung des ganzen Volkes nicht auf besonderen ideologischen Ansichten beruhte, sondern auf dem Prinzip der Bewegung selbst, die mit Gewalt nach vorne trieb, niemals zur Ruhe kam und einen Zustand permanenter Instabilität erzeugte. Das Ziel des Faschismus bestand folglich darin, die Macht zu ergreifen und die faschistische »Elite« im Staatsapparat zu etablieren. Die »totale Herrschaft« ging darüber noch hinaus, indem sie darauf abzielte, die »Menschen von innen her zu beherrschen und zu terrorisieren«. Vgl. ebda., S. 488.

555 Vgl. dazu etwa Baeumler 1934 c, S. 54 und S. 58; Baeumler 1934 d, S. 94, S. 105 und S. 107–108; Baeumler 1934 e, S. 128–129.

556 Siehe dazu weiter oben Anm. 370 in Kap. 13 (Bd. 1).

557 Im ersten Teil des Vortrags über den »Sinn des Großen Krieges« markiert Baeumler den – wie er es nennt – »Zusammenstoß römisch-urbaner Zivilisation und germanisch-heroischer Kraft«. Vgl. Baeumler 1934 b, S. 10. Die eigentlichen Errungenschaften der nachfolgenden geschichtlichen Entwicklungen führt er auf den kriegerischen Selbstbehauptungswillen der germanischen Völker zurück.

über die germanische Reichsidee<sup>558</sup>, bis zu den Ursprungsmythen der deutschen Romantik<sup>559</sup> – zum Ausdruck kommt. Er scheint damit den ebenfalls undurchsichtigen Mutmaßungen Fichtes über das »Ur-Volk« sowie den »Grundstamm der Germanen«<sup>560</sup> näher zu stehen als Jahns Vorstellungen über das »Deutschtum«<sup>561</sup>. Allerdings kommt bei Baeumler hinzu, dass ein Zugang zur Geschichte des Altertums vor allem durch überlieferte Erzählungen – Mythen, Legenden und Sagen – gesucht wird, dessen Schlussfolgerungen freilich ebenso abenteuerlich bleiben wie der Stoff, aus dem sie gewonnen werden.<sup>562</sup> Baeumlers Interesse gilt der Antike und ihrer romantischen Deutung; für dieses Vorhaben ist Jahn bedeutungslos.

Der Stellenwert von Jahn für Baeumler ist demnach vor allem in politischer Hinsicht zu sehen. Das neue Jahn-Bild, das gegen bürgerlich-romantische Verklärungen aufgerichtet wurde, bediente vor allem die beständig verbreiteten Gemeinplätze vom Kraftmenschen und Franzosenhasser, der

- 558 Im Mittelalter ging man davon aus, dass die Römische Reichsidee, ihre griechischen Ursprünge aufnehmend, auf die Franken übertragen worden sei. Vgl. zur Theorie der *translatio imperii* Winkler 2015, S. 46–47. Für Baeumler beinhaltet die Reichsidee in Bezug auf Jahn »die ideale Einheit von Volk und Staat«. Vgl. dazu Baeumler 1940, S. 15.
- 559 Vgl. dazu das Vorwort zur 1926 erschienen Schrift über *Das mythische Weltalter*, Baeumler 1965, S. XXV–CCLXXV. In seinen unvollendeten Überlegungen zum »Irrationalitätsproblem« – ein geplanter zweiter Band wurde nicht veröffentlicht – beschäftigt sich Baeumler in einer früheren Veröffentlichung aus dem Jahr 1923 mit der philosophischen Frage nach der Vermittlung zwischen Allgemeinem und Besonderem. Da das dominierende Gesetzesallgemeine der Naturwissenschaften seiner Meinung nach unvollständig sei, ist er auf der Suche nach einer »Logik des Individuellen«, die er als »organistisch interpretiertes Allgemeine« bestimmt. Vgl. dazu Baeumler 1975, S. 212. Zu einer Auflösung der aufgezeigten Problemstellung des so genannten »Irrationalitätsproblems« kommt es bei ihm freilich nicht. Anstelle systematischer Überlegungen – wie für den zweiten Band angekündigt – beschäftigt sich Baeumler im weiteren Verlauf mit philosophiegeschichtlichen Betrachtungen. Vgl. dazu auch die ausführliche Darstellung zum intellektuellen Werdegang des Autors in der Weimarer Republik von Teichfischer 2009.
- 560 Siehe dazu Anm. 428 weiter oben in Kap. 13 (Bd. 1).
- 561 Siehe zu dieser Begriffsverwendung bei Jahn weiter oben Anm. 478 in Kap. 13 (Bd. 1).
- 562 Besonders deutlich wird dies etwa in den Aussagen zur »bakchisch-apollinischen Weltteilung«, zur »apollinischen Paternalität« oder zur »innere(n) Konstruktion der Geschichte«. Vgl. dazu Baeumler 1965, S. 396–400; S. 454–455 sowie S. 570–577. An diesen Beispielen wird das erklärte Bemühen des Autors deutlich, Geschichte weltanschaulich zu bestimmen. Dabei fällt auf: Je undeutlicher die Quellenlage, desto zügelloser die Ansprüche des Interpreten.

seine Anhänger nicht durch humanistische Ideale, sondern durch turnerische Unternehmungen zu überzeugen wusste: »Hinter dem Popanz des Turnvaters, des Alten mit dem Bart, verschwindet nicht nur der lebendige Charakter, sondern geht auch der Politiker und der Volkserzieher Jahn verloren.«<sup>563</sup> Es fällt auf, dass die Umdeutung des »Turnvaters« zum Erzieher und Politiker bei Baeumler und seinen Mitarbeitern<sup>564</sup> weitgehend ohne Hinweise auf historische Quellen erfolgte. Stattdessen bezog man sich auf populäre Geschichten über den Kämpfer für die nationale Einheit<sup>565</sup> und verglich sein Schicksal »in den Unglücksjahren 1806 bis zum Freiheitskampfe« mit dem »des deutschen Schicksals überhaupt«<sup>566</sup>. In der völkischen Deutungstradition, die sich vor allem gegen liberale Interpretationen zur Wehr setzt, dominiert das Bild von Jahn Volkserzieher und Vorreiter des Nationalsozialismus, der »alle aufklärerischen und feudalistischen Elemente von sich ausgestoßen«<sup>567</sup> habe. Diese Linie setzte sich bereits kurz nach der »Machtergreifung« durch, wobei auffällt, dass eine inhaltliche Auseinandersetzung mit Jahn »zu Gunsten der politisch gewünschten Ergebnisse«<sup>568</sup> vorsätzlich vermieden wurde. Propagiert wurde ein »antiliberales,

563 Baeumler 1937, S. 143.

564 Zu diesem Kreis gehörten Johannes Dannhäuser, der 1941 eine nicht mehr auffindbare Dissertation zum Philanthropismus und Turnen (*Schnepfenthal und Hasenheide*) veröffentlicht hatte sowie Heinz Wetzel, der u.a. für die Deutsche Turnzeitung schrieb und 1938 eine außerordentliche Professur für Neuere Geschichte und Pädagogik der Leibesübungen an der Berliner Universität besetzte. Vgl. dazu Wellner 2008, S. 16.

565 Dass hierbei auf Legenden zurückgegriffen wurde, belegen etwa zeitgenössische Aussagen über Jahns mangelnde Tapferkeit und geringen Opfermut während der Kämpfe in dem von ihm mitbegründeten Freikorps gegen Napoleon. Siehe dazu weiter oben Anm. 376 in Kap. 13 (Bd. 1).

566 So Wetzel 1934, S. 118. Der Autor nennt Jahn dort einen »Führer und Meister«, dessen »total-politisch(es)« Wirken mit dem Verbot des Turnens durch die »geheimen Mächte (...) der Reaktion« gestoppt wurde, die »bis auf den heutigen Tag immer nur aus dem Hinterhalt gekämpft hat«. Vgl. ebda., S. 122–123. An die »Dolchstoßlegende« nach dem Ersten Weltkrieg anknüpfend, fügt Wetzel hinzu: »Jahn und sein Turnen unterlagen im Kampf für die Einheit und Freiheit Deutschlands zu keiner Zeit«. Ebda., S. 124. Eine weitere Parallele zum späteren »Führer«, Adolf Hitler, wird darin gesehen, dass der politische Kämpfer Jahn »hinter den Kerkermauern des Nationalismus, und unter der Polizeiaufsicht des Liberalismus stand« – »bis der Kampf ruft, der schon einmal zu jahnischer Zeit erklungen war, ›Deutschland erwache!«, wieder ertönte und an der Schwelle des Jahres 1933 Erfüllung fand«. Ebda.

567 Baeumler 1940, S. 20.

568 So die umfassend belegte Einschätzung von Wellner 2008, S. 88. Die Autorin bestimmt die Haltung des »Turnführers« Edmund Neuendorff in diesem Zusammenhang als »zumindest unklar«. Vgl. ebda. Berücksichtigt man

nationalsozialistisches Jahnbild«<sup>569</sup>, das den »Geist der deutschen Leibeserziehung« mit dem »Geist der SA«<sup>570</sup> zu verbinden suchte. Doch ebenso rasch, wie man sich der SA aus machtpolitischen Gründen entledigte<sup>571</sup> und die Turnerschaft gleichschaltete<sup>572</sup>, wurde auch dem zum Mythos stilisierten Jahn sein Platz in der völkischen Bewegung zugewiesen. Der vermeintliche Kriegsheld, Volkserzieher und Parteisoldat, dessen »Deutschtum« zahlreiche Anknüpfungspunkte für den Nationalsozialismus bot, war hilfreich für die Durchsetzung eines Geschichtsbildes, das den Anspruch auf »totale Erklärung des Vergangenen, totales Sich-Auskennen im Gegenwärtigen und verlässliches Vorhersagen des Zukünftigen«<sup>573</sup> erhob. Der deutschümeln- de Jahn war hierfür eine zwar willkommene, aufgrund seiner freiheitlichen Gesinnungen jedoch ebenso widersprüchliche historische Figur. Im Vorfeld der Olympischen Spiele von Berlin besann man sich daher auf weitere – für den gesamten Geschichtsverlauf wichtigere – Quellen.

Um die Bedeutung der Olympischen Spiele 1936 für die nationalsozialistische Bewegung einschätzen zu können, ist es wichtig, den Mythos vom germanischen Ursprung aller bekannten Hochkulturen des Altertums zu berücksichtigen. Hitler bezog sich bereits 1920 auf die Vorstellung vom nordischen Ursprung aller bedeutenden Kulturen. In den kalten und entbehrensreichen Regionen des Nordens überlebten seiner Meinung nach nur die Kräftigsten und Geschicktesten. Im unerbittlichen Überlebenskampf wurde alles Schwächliche und Kränkliche ausgemerzt. Übrig blieb »ein Geschlecht von Riesen an Kraft und Gesundheit«, dem es gelungen sei, das Feuer zu beherrschen und »diese fürchterliche Periode« zu überstehen. Die Feuerbringer hätten sich schließlich von Norden aus in wärmere

hingegen die politische »Wandlungsfähigkeit« des Schriftstellers und Turnfunktionärs zur Zeit der Weimarer Republik sowie nach 1933, dann fällt es schwer, an der »Linientreue« Neuendorffs zu zweifeln. Vgl. dazu Neuendorff 1926 und 1934.

569 Wellner 2008, S. 87.

570 So Tschammer in seiner Widmung zu *Sport und Staat*. Vgl. Baeumler 1934 a, S. 10. Weiter heißt es dort: »Jahn und Hitler verleihen der neuen Erziehungsform der Leibesübungen eine unüberwindliche Kraft, durch die deutsche Jünglinge und Männer zu einsatzbereiten Volksbürgern erzogen werden.« Ebda.

571 1934 wurden der SA-Führer Ernst Röhm sowie zahlreiche seiner Gefolgsleute liquidiert. Zahlreiche SA-Abteilungen wurden anschließend aufgelöst und anderen Verbänden zugeordnet. Zu den Hauptaufgaben der weitgehend neutralisierten Organisation zählte fortan die Ausübung von »Sport mit Wehrbezug«. Zum Terror »nach außen wie innen« als Ausdruck »der spezifisch totalen Regierungsform« vgl. Arendt 1958, S. 508.

572 Siehe dazu weiter oben Anm. 544.

573 So Arendt über Herrschaftsideologien mit dem »Anspruch auf totale Welt- erklärung«. Vgl. Arendt 1958, S. 687–688.

Regionen begeben und das »Zeichen der Sonne« – das Hakenkreuz – auch »in Indien und Japan in den Tempelpfosten eingemeißelt«:

»Diese (nordischen; F.B.) Rassen nun, die wir als Arier bezeichnen, waren in Wirklichkeit die Erwecker der späteren großen Kulturen, die wir in der Geschichte heute noch verfolgen können. Wir wissen, dass Ägypten durch arische Einwanderer auf seine Kulturhöhe gebracht wurde, ebenso Persien, Griechenland; die Einwanderer waren blonde, blauäugige Arier und wir wissen, dass außer diesen Staaten überhaupt keine Kulturstaaten auf dieser Erde gegründet wurden.«<sup>574</sup>

Auch wenn es Hitler tunlichst vermied, Quellen zu nennen, die auf ein »nordisches Ur-Volk« verwiesen, das vermeintlich auf eigenem Boden und unbeeinflusst von anderen Völkern sich entwickelte, bezogen sich andere Autoren in diesem Zusammenhang auf einschlägige, gleichwohl vage Zeugnisse. Zu nennen ist in diesem Zusammenhang das Werk *Germania* des römischen Historikers Tacitus<sup>575</sup>. Der Autor prägt dort das Bild eines rauen, abgehärteten Volkes, das den Kampf weitaus höher schätze als die Mühen der täglichen Arbeit. Die unterschiedlichen Stämme Germaniens seien Teil eines indigenen Volkstammes. Da kaum jemand freiwillig die Regionen nördlich der Donau sowie östlich Rheins aufgesucht hätte, wären die Völker Germaniens unvermischt geblieben.<sup>576</sup> Es ist bekannt, dass die *Germania* als Prosaschrift in der Absicht verfasst worden war, den dekadenten Römern einen Spiegel der Bescheidenheit und Sittlichkeit vorzuhalten. Gleichwohl war damit das Bild vom vermeintlich starken, unverdorbenen und reinen »Urvolk« des Nordens geprägt, das sich – gleichsam durch natürliche Erbfolge – bis auf »die Deutschen« verlängern ließ.<sup>577</sup>

Hitler berief sich in seiner »Antisemitismus-Rede« wie selbstverständlich auf den arischen Mythos des 19. Jahrhunderts, den er über rassistische Pamphlete aus seiner Zeit in Wien kennengelernt hatte.<sup>578</sup> Seinen Ursprung verlegte er jedoch, in Übereinstimmung mit den

574 Hitler, zit. nach Jäckel/Kuhn 1980, S. 185–186.

575 Vgl. Tacitus 1937. Erstmals wird die Schrift *De origine et situ germanorum* im 15. Jahrhundert erwähnt. Aus antiker Zeit ist kein Titel des Werks überliefert.

576 Vgl. Tacitus 1937, *Germania*, Abschn. 2 (Satz 1 und 2).

577 Zur Zeit Jahns konkurrierte dieses Bild noch mit der Vorstellung vom indischen Ursprung der Kulturen. Der Westen wurde demnach vom indischen Urvolk der Arier erobert und man meinte, im Sanskrit-Wort *arya* den deutschen Begriff der *Ehre* zu erkennen. »Die unmittelbare sprachliche Abstammung legte eine nicht weniger offensichtliche und klare rassische Abstammung nahe. So wurde aus der Indomanie in Deutschland eine Germanomanie.« Chapoutot 2014, S. 36.

578 Schon vor dem Ersten Weltkrieg unterhielt Hitler regen Kontakt zu so genannten »Ariosophen«, wie etwa Guido List. Er las regelmäßig die

zeitgenössischen rassistischen und nationalistischen Bewegungen in Deutschland sowie Österreich, kurzerhand in den Norden und erklärte das Gebiet Deutschlands und Süd-Skandinaviens zur eigentlichen »Wiege der Menschheit«:

»Der arische Mythos der Nationalsozialisten machte aber aus dem gegenwärtigen Deutschland die Urheimat einer germanisch-nordischen Rasse; er löste die historischen Widersprüche dadurch auf, dass er die verschiedenen Zweige bündelte und nicht nur Verwandtschaft konstatierte, sondern eine Abstammungslinie, eine Erbfolge, etablierte. Der Stamm dieses Rasse-Stammbaums war germanisch-nordisch und seine verschiedenen Zweige griechisch, römisch, indisch, persisch.«<sup>579</sup>

Unterstützt wurde er hierbei durch Hans F. K. Günther, dessen *Rassenkunde des deutschen Volkes* 1922 in erster Auflage erschien.<sup>580</sup> Verbreitung fanden die belegfreien Behauptungen Günthers, der die Verbindungen etwa zur Altertumsforschung, Anthropologie und Biologie dadurch aufrechtzuerhalten versuchte, dass er nicht nur »rassische Idealtypen« voraussetzte, sondern »Mischtypen« unterschied, bei den unterschiedlichsten Verfechtern pseudowissenschaftlicher Glaubenslehren. Die Angehörigen der neuen »Volkskirche«<sup>581</sup> stimmten mit Günther darin überein, die »Entartung (d.h. eine stärkere Mehrung mindertüchtiger Erbanlagen) und Entnordung (d.h. Gegenauslese des nordischen Volksbestandteils)« zu verhindern, um stattdessen – unter Beachtung rasse-

rassistische Hetzschrift *Ostara*, und er bekannte sich frühzeitig zu seiner »arischen Mission«. Vgl. dazu Hamann 1988, S. 299–302.

579 Chapoutot 2014, S. 42.

580 Günther 1930. Der Autor verlegt die Urheimat der Indogermanen in die eisfreien Regionen des altsteinzeitlichen Mitteleuropas, ohne hierfür Belege anzuführen. Den Zweck seiner Behauptungen sieht er dementsprechend nicht darin, »sich eigentlichen Fachwerken anzureihen«. Stattdessen gehe darum, »den Blick zu schärfen oder besser: überhaupt einmal einen Blick, ein Verständnis, eine Aufmerksamkeit auf die rassenhafte Bedingtheit der menschlichen Umwelt und Geschichte zu wecken.« Ebda. S. 7 (im Original hervorgehoben). Das Buch wurde zu einem Publikumserfolg – zwischen 1939 und 1942 wurden 237000 Exemplare der mittlerweile 16. Auflage verkauft – und der »Nordismus« als »arischer Mythos des Nationalsozialismus« fand auf diese Weise weite Verbreitung und allgemeine Anerkennung. Vgl. dazu Chapoutot 2014, S. S. 37 und S. 42. Vergleichbare Schriften und Zusammenfassungen dieses Autors folgten, die vor allem darauf schließen lassen, wie groß das Bedürfnis der Leserschaft nach rassistischen Stereotypen und Vorurteilen war. »Durch die eugenische Bewegung hatte sich die Wissenschaft von der Rasse weiterentwickelt, war aber als Folge des Krieges von dem Mythos der Rasse überflügelt worden.« Mosse 2006, S. 222.

581 So Mosse 2006, S. 222.

hygienischer Maßnahmen – die »Mehring des nordischen Bluterbes«<sup>582</sup> durchsetzen zu können. Hitler selbst besaß mehrere Ausgaben der hier erwähnten Schrift. In der medizinischen Rassenkunde bezog man sich auf diesen Autor und folgte dabei im Wesentlichen Günthers Einschätzung »der gegenwärtigen Lage des deutschen Volkstums vom Standpunkt der Rassenkunde aus betrachtet«<sup>583</sup>. Die nordische These fand Anhänger und Verbreitung unter anderem in der Archäologie, der Volks- und Länderkunde sowie in der Geschichtsschreibung. In SS-Zeitschriften wie *Ahnenerbe* fanden sich zahlreiche Beiträge, die den Rasse-Stammbaum ausdrücklich auf seine urgermanischen Wurzeln zurückführten, und in Schulungen der Partei wurde die »Trivial-Doktrin« vom nordischen Ursprung rassistischer Überlegenheit zum Gemeingut.<sup>584</sup>

Zur offiziellen Lehrmeinung der NSDAP wurde die Neufassung des arischen Mythos in Anlehnung an Günther spätestens nach dessen Antrittsvorlesung anlässlich des eigens für ihn eingerichteten Lehrstuhls für Sozialanthropologie an der Universität Jena im November 1930. Das Vortragsthema lautete: »Die Ursachen des Rassenverfalls des deutschen Volkes seit der Völkerwanderzeit«. Zugegen waren mit Adolf Hitler, Hermann Göring sowie Wilhelm Frick, dem ersten NS-Staatsminister in Deutschland, prominente Parteivertreter. In den folgenden Jahren versammelten sich die radikalsten und ranghöchsten Repräsentanten der völkischen Bewegung hinter der nordischen Idee. Heinrich Himmler, ab 1934 »Reichsführer SS«, Alfred Rosenberg, Protagonist der »arischen Rassenseele« und ab 1934 »Beauftragter des Führers für die Überwachung der geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP« sowie Walther Darré, ab 1933 »Reichsbauernführer« und Vorkämpfer der »Blut-und-Boden-Ideologie«<sup>585</sup>, wurden zu fanatischen Lobrednern des neuen arischen Mythos, der die westbaltischen Ostseegebiete zur Keimzelle der Kultur erhob und damit bereits künftige Eroberungsansprüche als konsequent erscheinen ließ.<sup>586</sup> Rosenberg, der die

582 Vgl. Günther 1930, S. 462. Der Autor spricht in diesem Zusammenhang bezeichnenderweise von »Aufnordung«. Ebda.

583 Vgl. Günther 1930, S. 423–461.

584 Auf diese Weise wurden Günthers Auffassungen schnell verbreitet und auch »in die akademischen Kreise« eingeführt. »In seiner ersten Nummer verlegte *Das Schwarze Korps*, die Zeitschrift der SS, die Wiege der Indogermanen gar an den Nordpol.« Vgl. Chapoutot 2014, S. 40–41.

585 Vgl. dazu Corni 1999.

586 Der unterstellte Zusammenhang zwischen dem rassistisch bestimmten Volkskörper (»Blut«) und dem hieraus abgeleiteten Anspruch auf ein quasi-natürliches Siedlungsgebiet (»Boden«) war keineswegs ein bloßes Lippenbekenntnis. Bei Chapoutot finden sich beispielsweise zwei Abbildungen für den Geschichtsunterricht aus dem Jahr 1937, die das alte Geschichtsbild (»ex oriente lux«) dem neuen Geschichtsbild (»Ergebnis

Existenz des nordischen Urvolkes seit seiner Mitgliedschaft in der Münchener *Thule-Gesellschaft* mit der sagemumwobenen versunkenen Insel Atlantis in Verbindung brachte, verlegte den alten arischen Mythos endgültig in die dunklen Landschaften Nordeuropas, indem er 1935 in einer Rede als Schirmherr der *Nordischen Gesellschaft* freimütig und ohne jeden Anflug eines Zweifels behauptete:

»Die alte Lehre, dass vom Osten das Licht komme, zusammen mit der Behauptung, dass die Völker Europas aus Asien eingewandert seien, dass somit dort im Osten die leibliche und geistige Heimat Europas liege, ist heute restlos als unrichtig erwiesen. Der ›Sinn der Weltgeschichte‹ ist nicht, wie eine konfessionelle und oberflächliche Geschichts- und Weltanschauung lehrte, von Osten nach Westen gezogen, sondern die schöpferische Tat der uns betreffenden Jahrtausende erscheint als eine immer wieder hervortretende Ausstrahlung von Völkerkräften aus dem Norden nach dem Süden und dem Südosten zu.«<sup>587</sup>

So uneins man bezüglich der Annahme blieb, wo genau der Ursprung des arischen Urvolkes zu verorten war – auf einer versunkenen Insel im Ozean, in den Wäldern Norddeutschlands oder in den ehemaligen Siedlungsgebieten der Sachsen, Goten und Jüten –, so einig war man sich im Glauben an die »große Weltmission« der nordischen Rasse. Dem Mythos des »nordischen Blutes« wurde der Mythos der drohenden »jüdischen Weltherrschaft« entgegengestellt, um die eigenen Reihen fest zu schließen. Wenn man bedenkt, auf welch tönernen Füßen dieses Gedankenkonstrukt tatsächlich stand, dann ist es nicht verwunderlich, dass es mit dogmatischer Stenge, dreisten Lügen<sup>588</sup> und unverhohlener Ge-

vorgeschichtlicher Tatsachenforschung«) gegenüberstellen. Während in der herkömmlichen Fassung die Hochkulturen des Zweistromlandes, Indiens und Ägyptens ihre Einflüsse über Griechenland und Rom nach Norden ausweiten, verlaufen die Entwicklungspfeile für die Kulturverbreitung im »neuen Geschichtsbild« in die entgegengesetzte Richtung. Die schraffierten Flächen der betroffenen Einflussgebiete und die vom Ostseeraum ausgehenden Richtungspfeile wirken zumindest auf den ersten Blick wie die Symbole einer militärischen Heereskarte, bei der die bereits unterworfenen und die noch zu erwerbenden Gebiete sorgfältig verzeichnet sind. Die Pfeile vermitteln dabei den Eindruck vorrückender militärischer Formationen, die nur wenige Jahre später tatsächlich in Bewegung gesetzt werden sollten. Vgl. dazu die entsprechenden Abbildungen bei Chapoutot 2014, S. 47.

587 Rosenberg 1943, S. 339.

588 Hannah Arendt beschreibt die Wirkungsweise totalitärer Propaganda folgendermaßen: »Sie beruht darauf, dass Massen an die Realität der sichtbaren Welt nicht glauben, sich auf eigene, kontrollierbare Erfahrungen nie verlassen, ihren fünf Sinnen misstrauen und darum eine Einbildungskraft entwickeln, die durch jegliches in Bewegung gesetzt werden kann,

walt<sup>589</sup> verbreitet wurde. Doch es gab noch eine weitere Möglichkeit, die Massen hinter sich zu scharen. Die Anstiftung zum Glauben an die »arische Mission« erfolgte außerdem auf der Ebene der symbolisch vermittelten Aneignung und Umdeutung geschichtlicher Zusammenhänge. Dieses Mittel, das in den Rückgriffen des Historismus – etwa in der Antike-Rezeption der Renaissancekunst oder in der Architektur des späten neunzehnten Jahrhunderts – bereits unterschiedliche Hochphasen erlebte, griff auf Stilformen vergangener Epochen zurück, um einflussreiche Traditionslinien mit eigenen Bedeutungen zu versehen.<sup>590</sup> Dabei kommt es gemeinhin zu Kollusionen, wenn etwa historische Nachbildungen zeitlich bestimmte Unterschiede verschweigen beziehungsweise simplifizieren und hierdurch eine undurchsichtige Vermischung geschichtlicher Zusammenhänge befördert wird.<sup>591</sup> Das unvermittelte historische Zitat verspricht Rückbindung und Erhabenheit; in praktischer Hinsicht dient es vor allem dem Zitierenden selber, der als »Herr und Bewahrer der Geschichte« die Deutungshoheit zuerst für sich selbst beansprucht.<sup>592</sup>

was scheinbar universelle Bedeutung hat und in sich konsequent ist. Massen werden so wenig durch Tatsachen überzeugt, dass selbst erlogene Tatsachen keinen Eindruck auf sie machen. Auf sie wirkt nur die Konsequenz und Stimmigkeit frei erfundener Systeme, die sie miteinzuschließen versprechen.« Arendt 1958, S. 522.

- 589 Auch hierzu hat Arendt eine passende Erklärung gegeben: »Der äußere Zwang des Terrors vernichtet mit der Zerstörung des Raums der Freiheit alle Beziehung *zwischen* Menschen; zusammengedrückt mit allen anderen ist ein jeder ganz und gar von allen anderen isoliert. Der innere Zwang des konsequent ideologischen Denkens sichert diesem Zwang seine Wirksamkeit, indem er die also isolierten Individuen in einen permanenten, jederzeit übersehbaren, weil konsequent logischen Prozess hineinreißt, in welchem ihnen jene Ruhe niemals gegönnt ist, in der sie allein der Wirklichkeit einer erfahrbaren Welt begegnen können.« Ebd., S. 692 (Hervorhebung im Original).
- 590 So ist bekannt, dass Hitler trotz seiner Aversionen gegen Wien etwa die Bauten der Ringstraße schätzte. Die Universität im Stil der italienischen Renaissance, das neugotische Rathaus oder auch das hellenistische Tempelarchitektur nachempfundene Parlamentsgebäude erregten seine Aufmerksamkeit. Dies gilt auch für den Heldenplatz, der an die Foren römischer Imperatoren erinnerte und beim so genannten »Anschluss Österreichs« – so die NS-Sprachregelung für die Eingliederung Österreichs in das Deutsche Reich im März 1938 – für Hitler zur politischen Bühne wurde. Vgl. Hamann 1988, S. 125–168.
- 591 Dass diese Gefahr besteht und ideologisch genutzt werden kann, zeigt nicht zuletzt das Beispiel des Olympismus bei Coubertin selbst.
- 592 Vgl. etwa die frühen Beispiele, die eigene Abstammungsgeschichte bis auf die Heroen und Götter zurückzuführen, um hierdurch die eigene soziale

Schon 1933 wird dieses Mittel eingesetzt, um die Vereinnahmung der Antike durch die germanische Volksgemeinschaft auf offener Bühne zu demonstrieren. Mit der Grundsteinlegung des *Hauses der Deutschen Kunst* im Oktober 1933 in München sollten die »Glanzzeiten Deutscher Geschichte«<sup>593</sup> aufgeführt werden. Um die Verbindungen von Germanen- und Griechentum anschaulich werden zu lassen, zogen zahlreiche Festwagen von der Ludwigsstraße bis zum Standort des künftigen Museums und präsentierten der Menge Motive unterschiedlicher Epochen und Stilrichtungen der – so der Anspruch – »deutschen Kunst«. Gezeigt wurde unter anderem ein riesiges Modell des *Hauses der Deutschen Kunst*, das 1937 als Gebäude im neoklassizistischen Stil eingeweiht wurde. Ein von Hitler selbst nach römischen Vorbildern entworfener Adler, der später als »Reichsadler« fungieren sollte, bildete die Spitze des Umzuges. Gezeigt wurden zudem zahlreiche Allegorien und Repliken, wie etwa ein ionisches Kapitell (Architektur), ein Bildstock mit antikisierenden Musendarstellungen (Malerei) oder die Nachbildung des berühmten *Torsos vom Belvedere* (Bildhauerei). Auf einem weiteren Wagen wurde das Emblem der Veranstaltung, Pallas Athene, als überlebensgroße Replik der *Athena Parthenos* des Bildhauers Phidias durch die Straßen Münchens gekarrt. Es folgten die Gruppen der Gotik, des bayerischen Rokoko sowie Themenwagen zu Deutschen Märchen und Sagen.<sup>594</sup>

Man kann die hier genannten Motive und Stilrichtungen als Ausdruck eines auf das neunzehnte Jahrhundert zurückblickenden Kunstverständnisses deuten, das die Entwicklungen der künstlerischen Moderne nach 1900 bewusst ausblendete.<sup>595</sup> Doch nach der hier vorgeschlagenen Lesart ging es den Veranstaltern vor allem darum, historische Zeichen und Zeugnisse aus »2000 Jahren Deutscher Kultur«<sup>596</sup> zu präsentieren. Dies geschah ausdrücklich im Sinne des arischen Mythos der Nationalsozialisten, wonach das Altertum auf germanischen Wurzeln gründete. Die griechische und römische Kunst war demnach Teil des nordischen Erbes, weshalb deutliche Hinweise hierauf beim *Tag der Deutschen Kunst* nicht fehlen durften. Selbst wenn die entsprechenden künstlerischen Zitate und Zusammenstellungen von einigen Beobachtern bereits als übertrieben, kitschig oder unfreiwillig komisch wahrgenommen wurden<sup>597</sup>, war die hier-

Stellung hervorheben zu können. Siehe dazu weiter oben Anm. 188 in Kap. 2 sowie Anm. 27 in Teil II (Bd. 1).

593 So der Titel des ersten Festumzugs der Deutschen Kunst. Eine Darstellung dieses Ereignisses findet sich bei Chapoutot 2014, S. 100–108.

594 Vgl. dazu Schweizer 2007, S. 77–90.

595 Schweizer spricht in diesem Sinne von einem »Festzug im Geist des 19. Jahrhunderts«. Ebda., S. 77.

596 So das Motto des Umzugs der Jahre 1937 und 1938.

597 Vgl. dazu Aussagen aus den Berichten, die der sozialdemokratische Vorstand im Exil von Münchener Informanten erhielt, in denen beispielsweise

mit verbundene ernstgemeinte Absicht nicht zu unterschätzen. Die »Germanentümelei«, die vor allem in der Passion Himmlers ihren Ausdruck fand und vonseiten der SS vorangetrieben wurde, hatte nunmehr einen gewichtigeren Quellenbezug: »Die Griechen waren auch Germanen«<sup>598</sup>.

Vor allem Hitler fand Gefallen an diesem von ihm selbst heraufbeschworenen Gedanken. Endlich, so schien es, konnte das Deutsche Reich auf eine eigene Tradition zurückblicken, die gegenüber dem faschistischen »Römertum« Mussolinis sogar noch ursprünglicher war und urwüchsiger ausfiel. Die Stellung Roms war schließlich ohne die Einflüsse Griechenlands unausdenkbar. Hitler entfernte sich immer mehr von den fragwürdigen Lokalisierungen und Ursprungslegenden der »arischen Rasse«, da in Athen und Rom die wahren Zeugnisse der nordischen Kultur aufzufinden seien, die durch eingewanderte germanische Völker hervorgebracht worden waren. Im Sinne dieser geschichtlichen Selbstermächtigung hielt er die Suche nach primitiven Zeugnissen der germanischen Urkultur in den Wäldern Norddeutschland für Zeitverschwendung und belegte entsprechende archäologische Untersuchungen und Grabungen seitens der SS mit beißendem Spott:

»Da wird irgendwo ein Schädel gefunden und alle Welt sagt: So haben unsere Vorfahren ausgesehen. Wer weiß, ob der Neandertaler nicht ein Affe war. (...) Wenn man uns nach unseren Vorfahren fragt, müssen wir immer auf die Griechen verweisen.«<sup>599</sup>

Nach seiner Auffassung hätten nur die so genannten »Seegermanen« einen Beitrag zur Kulturentwicklung geleistet – hingegen wären die in Holstein verbliebenen Germanen auch nach 2000 Jahren immer noch »Lackel« geblieben.<sup>600</sup> Anstatt sich mit Tonscherben, Runenzeichen und Kultstätten<sup>601</sup> zu beschäftigen, gelte es, die griechische und die römische Tradition wiederzubeleben. Auf diese Weise war es möglich, sich ohne Bedenken wieder den antiken Wettkämpfen und Leibesübungen zuzuwenden. Fortan bestand die neue Aufgabe darin, ihnen einen »zeitgemäßen Ausdruck« zu verleihen, der dem »klassisch-germanischen Rasseverständnis« entsprach. Auf schon leicht angestaubte volkstümliche Traditionen schien man nicht mehr eingeschränkt zu sein.

Mit diesem Schachzug sah Hitler die NS-Bewegung an der Spitze der Kulturentwicklung angekommen. Künftig könne es allein darum gehen,

von einem »Riesentamtam« und von »pomphaftem Gepränge« die Rede ist. Vgl. dazu Hockerts 1993, S. 341.

598 So Hitler, der »Griechen- und Germanentum unmittelbar in eins« setzte. Vgl. Chapoutot 2014, S. 82.

599 Hitler, zit. nach Chapoutot 2014, S. 82.

600 So Hitler, zit. nach Chapoutot 2014, S. 83.

601 Vgl. dazu die Darstellung der Aktivitäten der 1935 gegründeten *Forschungsgemeinschaft Deutsches Ahnenerbe e.V.* von Kater 2006.

das »antike Erbe« fortzuführen und unter Aufbietung modernster Kräfte zu übertrumpfen. Diesem Verständnis opferte der selbsternannte »Führer« sogar die »völkische Idee« mit ihren »bieder gemeinten Dingen«. Statt mit »wallenden Bärten und Haupthaar« die Welt zu erstürmen, gab Hitler unmissverständlich zu verstehen: »Wir haben alle die Haare kurz geschnitten.«<sup>602</sup> Dem volkstümlichen Jahn, mit langem Bart und üppiger Haartracht ausgestattet, wurde damit auf recht anschauliche Weise sein Platz in der Deutschen Geschichte zugewiesen. Schon aufgrund seiner äußeren Erscheinung schien er den antiken Barbaren näher als den nordischen Eroberern des Mittelmeerraumes. Allein dies war Grund genug, seine liberalen Anwendungen zu verurteilen.

Vor den hier geschilderten Hintergründen boten die Olympischen Spiele 1936 für die NS-Machthaber eine gute Gelegenheit, ihren rassistischen Philhellenismus unter Einsatz massentauglicher Pathosformen nunmehr auch auf die Weltbühne zu bringen. Diese Absicht wurde sorgfältig geplant und umgesetzt. Schon im Jahr 1934 finden sich in einem bebilderten Text über die *Leibeserziehung der Griechen* deutliche Hinweise auf den »göttlichen Auftrag« dieses kriegerischen Volkes, »den menschlichen Leib neu zu formen, für alle Zeiten«<sup>603</sup>. Gerühmt wird der »leiblich geschulte, kraftvolle, leistungsfähige und einsatzbereite Jüngling«<sup>604</sup>, der als »ein Urbild der Ganzheit« nicht nur »Sport«, »Athletik«, »Gymnastik« betrieb, sondern sich gleichermaßen dem »Waffendienst« verpflichtet sah.<sup>605</sup> Als »Träger göttlicher Kräfte« war der Athlet mehr als ein Wettkämpfer. Vor allem war er dazu bestimmt, seine »Kriegstüchtigkeit« unter Beweis zu stellen.<sup>606</sup> Nachdem in den *Nürnberger Gesetzen* das Hakenkreuz auf weißem, rotumrandeten Grund zum neuen Symbol des deutschen Staates bestimmt und zuvor bereits als »ursprüngliches Eigentum der sich von Nordeuropa ausbreitenden germano-indischen Völkerfamilie«<sup>607</sup> vereinnahmt worden war, finden sich in der Bildauswahl zum Text auch zwei Abbildungen antiker Athleten mit Wurfscheiben, die jeweils mit einem »Hakenkreuz« verziert sind.<sup>608</sup>

Beispiele wie diese sollten belegen, wie das vermeintlich nordische Symbol im Zuge seiner Verbreitung an geschichtlichen Orten deutliche Spuren hinterlassen habe, die als Beweisstück arischer Größe und Herrschaft ausgewiesen wurden. Dabei ist die Herkunft dieses Symbols bis

602 Hitler, zit. nach Chapoutot 2014, S. 84.

603 Massow 1934, S. 44.

604 Ebda., S. 45.

605 Vgl. ebda., S. 44.

606 Vgl. ebda., S. 45.

607 Bieder 1921, S. 3.

608 Vgl. die entsprechenden Abbildungen bei Massow S. 55 und S. 61.

heute ungeklärt.<sup>609</sup> Doch darum ging es nicht. Wichtig waren vor allem die vermeintlichen Abstammungsbelege arischer Herkunft als solche. Da man nicht genau wusste, wo das »nordische Urvolk« vormals lebte, war es auch unerheblich, woher das Hakenkreuz tatsächlich stammte. Um als Symbol der Wiedergeburt Deutschlands zu fungieren, genügte es, seine arische Abkunft vorauszusetzen. Je zudringlicher die entsprechenden Botschaften ausfielen, desto oberflächlicher wurde schließlich ihre Aufnahme.

Die geschlossene Zusammenfügung einzelner Symbole zu einem Gesamtbild germanisch-griechischer Blutsverwandtschaft erfolgte schließlich im Rahmen der Olympischen Spiele. Es ist wiederholt darauf hingewiesen worden, die Spiele von 1936 seien von den Nationalsozialisten für Propagandazwecke missbraucht worden.<sup>610</sup> Ergänzend wurde angemerkt, vor allem der Sport »wäre Nutznießer der Propaganda« gewesen, da er sich trotz großer politischer Einschränkungen seine »Eigenwelt« habe erhalten und sogar ausbauen können.<sup>611</sup> Zur Stützung dieser Annahme wird der »bürgerliche Charakter des Sports«<sup>612</sup> aufgeführt, dessen Langlebigkeit und Robustheit deutlich über die Zeit des *tausendjährigen Reichs* hinausreiche. Gleichsam quer zu diesen Positionen steht die Auffassung, wonach weder von einem einfachen »Missbrauch« der »Olympischen Idee« noch von einer ungebrochenen Kontinuität »von olympischer und NS-Ideologie« gesprochen werden könne:

609 Das Symbol des Kreuzes mit den vier abgewinkelten Armen (*swastika*) wurde in vielen Religionen und Kulturen verwendet. Seine Verbreitung in Indien, China, Kleinasien, Nordafrika und auf dem amerikanischen Kontinent ist belegt. Einzuschränken ist jedoch, dass durch die einseitige Fokussierung auf die äußere Gestalt auffälliger Formelemente, wie beim vierfüßigen Kreuzsymbol, das Verständnis für ihre Bedeutung unvollständig bleibt. Wichtig ist stattdessen, die jeweiligen sozialen Umstände des Symbolgebrauchs – Räume, Zeiten, Träger und Funktionen – zu berücksichtigen, anstatt von historischen Kontinuitäten auszugehen und entsprechende Ursprungsbotschaften zu verbreiten. Vgl. dazu Bausinger 1969.

610 Vgl. dazu exemplarisch Mandell 1971 sowie Guttmann 1992.

611 Vgl. dazu Eisenberg 1999, S. 410 und S. 415. Die Autorin vertritt in diesem Zusammenhang die Auffassung, dass die »bürgerlichen Modernen im OK (Organisationskomitee; F.B.) ihr Projekt unter den Bedingungen des Dritten Reiches vollständiger und großartiger ausführen konnten, als sie es sich vor 1933 in ihren kühnsten Träumen vorzustellen gewagt hatten.« Ebda., S. 415. Die politischen Rahmenbedingungen mochten sich ändern – »aber das Denken und Handeln der Sportsleute blieb in seinen Grundmustern konstant«. Ebda., S. 430.

612 Vgl. ebda. Die Autorin bestreitet nicht den propagandistischen Missbrauch der Spiele durch die Nationalsozialisten, sie richtet jedoch den Blick ebenso auf die so genannte »Versportlichung der Nazis« nach 1933. Ebda., S. 411.

»Die Organisatoren der Berliner Spiele unterdrückten jene Elemente des mehrwertigen und vieldeutigen olympischen Normen- und Symbolgefüges, die sich einer Rezeption im Sinne des NS sperrten, stützten sich jedoch auf die ideellen, symbolischen und ästhetischen Bestandteile des Olympismus«, die mit den Interessen der Machthaber zu vereinbaren waren. Durch Strategien der selektiven Rezeption, der Gewichtung, der Umordnung und des Umdeutens wurde ein bestimmter politischer Gebrauch von der ›olympischen Idee‹ gemacht.«<sup>613</sup>

Auf typische Trugbilder, Mehrdeutigkeiten und Widersprüche der olympischen wie der politischen Propaganda wurde bereits Bezug genommen. Im Folgenden bleibt nunmehr anhand hollywoodreifer Gestaltungen und Inszenierungen aufzuzeigen, wie die symbolische Wiederaufnahme antiker Elemente im Nationalsozialismus ihre stärkste Wirkung dadurch erzielte, dass sie sich mit der Aura des Geheimnisvollen umgab und zugleich »den Anschein einer überlegenen Realitätsnähe«<sup>614</sup> hervorzurufen vermochte. An vielen Beispielen lässt sich zeigen, dass die olympische und die nationalsozialistische Bewegung nach 1933 sich derselben Mythen zum gegenseitigen Nutzen bedienten. Dabei profitierte die NS-Politik vom Griechentum des Olympismus, und der olympische Sport nutzte die einmalige Gelegenheit, sich als verlässlicher Partner des totalitären Regimes auszuweisen. Der Preis für diese Verbindung bestand darin, dass die hierfür nötigen Anleihen an die Antike durchgängig als erklärende Bilder aufgeführt wurden, die den Blick für die politische wie für die olympische Praxis gleichermaßen verstellten. Der Arier trat als scheinbar natürlicher Nachfahre antiker Wettkämpfer auf die sportpolitische Bühne, während das olympische Spektakel zur festlichen Kulisse der NS-Herrschaftspolitik avancierte.

Um dies zu veranschaulichen, seien drei Beispiele benannt: (a) der olympische Fackellauf, (b) die Anlage des *Reichssportfeldes* sowie (c) die filmisch simulierte Wiederbelebung der Antike.

(a) Der olympische Fackellauf von 1936 geht auf eine Idee von Carl Diem zurück, dem damaligen Generalsekretär des Organisationskomitees

613 Alkemeyer 1996, S. 490. An anderer Stelle kommt der Autor zu dem Schluss: »Als Chiffren für Tüchtigkeit im ›Lebenskampf‹ wirkten sowohl bei Coubertin als auch im NS die Begriffe der Männlichkeit, der Gesundheit, der Jugend oder auch der Energie, die überdies hier wie dort in eine Reihe mit Schönheit gestellt wurden. (...) Allerdings stand dem Coubertin, der den Kampf und das kulturelle Muster einer agonal sich herstellenden Männlichkeit verherrlichte, in einer Person auch der ›Pazifist‹ gegenüber, der im Sport ein Medium der Gewalteinämmung, der vernünftigen Affektmodellierung und der Herstellung von Zivilität sah. Diese Seite des Coubertinschen Werks rückten seine Rezipienten im NS in den Hintergrund.« Ebda., S. 492 (im Original teilweise hervorgehoben).

614 Vgl. zu dieser Formulierung Arendt 1958, S. 526.

für die Ausrichtung der Olympischen Spiele. Im *Olympia Album* des *Cigaretten Bilderdienstes* wird dieses Ereignis, das mithilfe des Propagandaministeriums realisiert wurde, in folgender Weise beschrieben:

»Ein gewaltiger Gedanke ist zum Abschluss gelangt. Der zwingende Idealismus der Jugend hat alle Hindernisse besiegt. Zwei Jahre hat die Vorarbeit des verdienten Pioniers Carl Diem für das selbstlose Werk gedauert, das als Markstein deutschen Schöpfergeistes eine bleibende Tat in der Geschichte der olympischen Spiele bildet.«<sup>615</sup>

»Gewaltig«, »zwingend«, »selbstlos« – die Verwendung derartiger Attribute ist kennzeichnend für die Sprache im Nationalsozialismus sowie für den alltäglichen »Kampf um die symbolische Kontrolle der Vergesellschaftung«<sup>616</sup>. Das hier zur Anwendung gebrachte Mittel der Überhöhung und Ergriffenheit ist nicht allein dem literarischen Stil eines Reportagetextes in einem Sammelalbum geschuldet, sondern Ausdruck einer verbreiteten Wortmagie, die aus heutiger Sicht eher »plump und durchsichtig« wirkt und nicht selten »die Grenzen des Komischen«<sup>617</sup> überschreitet. Die politische Absicht bestand darin, den Eindruck vermeintlicher Größe und Unabdingbarkeit aufseiten der adressierten Öffentlichkeit hervorzurufen und symbolisch zu befestigen. Hierbei ging es nicht darum, mit guten Gründen zu überzeugen, sondern mit »vorschriftsmäßig wählerische(m) Klang«<sup>618</sup>, die Identifikationsbereitschaft zu erhöhen.

Der Initiator des Fackellaufs, Carl Diem, berichtet in einem Ausschnitt aus dem *Amtlichen Bericht* über seine *Olympischen Arbeit* ebenfalls mit wachsender Begeisterung über dieses Ereignis:

»Am 20. Juli, 12 Uhr mittags, begann der Fackelstaffellauf in Olympia. An der Schwelle des Alten Stadions in Olympia entzündeten griechische

615 Richter 1972, S. 9.

616 Maas 1984, S. 201. Der Autor weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass es sich bei diesem Kampf »nicht um einen Appendix im ›Überbau‹ handelt, sondern um Voraussetzungen für die Art, in der der Klassengegensatz ausgetragen wird«. Vgl. ebda.

617 Vgl. ebda., S. 91. Indem die Realität in möglichst allen Lebensbereichen künstlich aufgewertet und bis zur Unkenntlichkeit überhöht wird, erscheint jeder kritische Impuls, der damit nicht einverstanden ist, von vornherein verdächtig. Nicht nur wird der Kritik dadurch ihr utopischer Gehalt genommen, sondern zugleich wird das Gegebene zur verbindlichen Norm erhoben. Vgl. dazu Bockrath 2001 a.

618 So Adorno über den »Jargon der Eigentlichkeit«. Weiter heißt es dort: »Ehrfurcht vor dem Seienden, das da mehr sei, als es ist, schlägt alles Unbotmäßige nieder. Zu verstehen gegeben wird, das sich Ereignende sei zu tief, als dass die Sprache das Gesagte entweihte, indem sie es sagt.« Adorno 1977 b, S. 426.

Jungfrauen das heilige Feuer, trugen es durch die Altis zum Altar am Fuße des Kronoshügels, und von dort an der für Coubertin errichteten Stele lief der erste Läufer ab. Diese Handlung wurde über den Rundfunk der ganzen Welt übertragen. In Berlin veranstaltete der Staatskommissar der Reichshauptstadt, Dr. Lippert, auf dem Platz vor dem Rathause eine besondere Feier, in die der Rundfunkbericht über den Beginn des Fackellaufs hineinklang. Von da ab liefen Stunde um Stunde die Nachrichten vom Fortgang des Laufes beim Organisationskomitee ein, die Olympische Flamme kam immer näher, die olympische Begeisterung stieg immer höher. Berlin hatte längst sein olympisches Festgewand angetan.«<sup>619</sup>

Fast scheint es, als würde die Antike, hier symbolisiert durch die am historischen Ort entzündete Flamme, auf dem Weg nach Berlin nicht nur räumlich durch die angrenzenden Länder Europas getragen, sondern auch zeitlich aus der Vergangenheit in die Gegenwart gerückt. Sinnfälliger ließ sich der historische Brückenschlag kaum inszenieren. Die olympische Bewegung kehrte an ihren Ursprungsort zurück, der nach nationalsozialistischer Lesart als wichtige Stätte »arischer Herrschaft und Schöpferkraft« anzusehen war.<sup>620</sup> Die »unauflöselichen Blutsbande« schienen dadurch wieder hergestellt zu sein und die Verknüpfung zwischen Griechen- und Deutschland konnte vor aller Welt sichtbar gemacht werden.

Die Hervorbringung und Ausgestaltung des physischen Bandes zwischen Antike und Moderne folgte einer ausgefeilten Dramaturgie. Diem, der bereits um die Jahrhundertwende in seinem Berliner Heimatverein Erfahrungen mit Großstaffelläufen gemacht und die »Hochfeste des deutschen Sports« – gemeint sind die vom Deutschen Reichsausschuss für Leibesübungen nach dem Ersten Weltkrieg wieder ins Leben gerufenen *Deutschen Kampfspiele* – als »Spiegelbild der Seele«<sup>621</sup> bezeichnet hatte,

619 Diem 1942 b, S. 268–273.

620 Hitler hatte sich 1934 gegenüber dem IOC bereit erklärt, die deutschen Grabungen in Olympia wieder aufzunehmen, um die kritischen Stimmen gegen die Durchführung der Olympischen Spiele in Berlin zu beschwichtigen. Zum Leiter der Ausgrabungen wurde der SS-Unterscharführer Hans Schleif ernannt. Über den Fortschritt der Arbeiten wurde in Bildbänden, Ausstellungen sowie zahlreichen Presseartikeln ausführlich berichtet. Vgl. dazu Chapoutot 2014, S. 173–174.

621 In den Aussagen über die Deutschen Kampfspiele finden sich bereits zahlreiche Motive, die anlässlich der Olympischen Spiele 1936 wieder aufgenommen wurden. So hebt Diem beispielsweise in einem Bericht über die Deutschen Kampfspiele des Jahres 1926 hervor: »Dieses Sich-Einfügen ist ein Wesenszug der Kampfspiele; es zeigt uns, dass trotz des deutschen Triebes zur Selbstbehauptung des Ichs, zur Eigenbrötelei und Kleinstaaterei, der Trieb zur Einheit und Ordnung überwiegt. Man studiere nur die verschiedenen Sportvorführungen, von den Freiturnübungen der Turner zum Riegenüben der Schwerathleten, vom Stilrudern der Frauen zum

entwickelte für den Staffellauf ein raffiniertes Drehbuch. Schon die Szenerie in Olympia orientierte sich an den Anforderungen eines modernen Historienfilms. Der Schauplatz wurde zur festlichen Kulisse der handelnden Figuren, die als verkleidete Priesterinnen das »heilige Feuer« im »Sakralbezirk« der antiken Stätte mithilfe eines Konkavspiegels der Firma Zeiss entzündeten. Die Filmregisseurin und -produzentin Leni Riefenstahl, die den Auftrag erhalten hatte, dieses Ereignis filmisch festzuhalten, ließ den Vorgang zweimal ausführen, um die angestrebte Qualität der Aufnahmen sicherzustellen. Die weihevollere Atmosphäre der nachgestellten Szene blieb hiervon unberührt. Wichtig für die moderne »Wiedergeburt des Mythos« war, dass das Feuer am »sakralen Ort« durch die Sonne selbst gespendet wurde, um den Eindruck erwecken zu können, dass alle am Staffellauf Beteiligten direkt von ihrer Kraft durchdrungen wurden. Diese Vorstellung entsprach durchaus dem Bild des »Ariers« als dem »Begründer höheren Menschentums«, der laut Hitler als »Prometheus der Menschheit« in Erscheinung trat und »aus dessen lichter Stirne der göttliche Funke des Genies zu allen Zeiten hervorsprang«<sup>622</sup>. Ähnlich wie der feuerbringende Titan im Mythos den Prozess der »Erleuchtung« des Menschen ermöglichte, wurde dieses Motiv vonseiten der NS-Bewegung im Sinne der »Erweckung des Volkskörpers« verwendet, mit dem »neuen Prometheus« in Gestalt des »Führers« an der Spitze.<sup>623</sup> Die Flamme als Symbol der Reinheit, Helligkeit und Kraft, die Leben spenden wie auch den Tod bringen konnte, wanderte von Hand zu Hand und ermöglichte dem Einzelnen, qua Berührung und Empfindung an einer vermeintlich größeren und geschichtlich tief verankerten Gemeinschaft teilzuhaben.

Neben der symbolischen Bedeutung des Feuers heftete sich die Vorstellung seiner Kraft direkt an ein dingliches Substrat. Die Fackel stellte ihren Träger nicht nur in die symbolische Reihe der Geschichte, sondern umgekehrt wurde er durch sie zum lebendigen Vertreter und Verkünder der Idee vom Fortbestand des Alten durch Übernahme und Vollenendung im Neuen. Ähnlich wie schon im Altertum die Neugründung einer Kolonie durch den Transport einer Flamme vom Heimatort zur neuen

Reigenfahren der Radfahrer, in ihnen allen lebt der Gedanke von Zucht und Gemeinsinn.« Diem 1942 a, S. 231. Während der »Sport in den anderen Ländern« nur nach »Höchstleistung in ihrem Fach und auf nichts anderes« ziele, strebe »der deutsche Sport nach Vertiefung im Sinne vollkommener Körperbildung und nach Wesensgestalt deutscher Art«. Hierfür gab es laut Diem einen besonderen Grund: »Wir Deutschen fühlen universeller«. Vgl. ebda.

622 Hitler 1932, S. 317.

623 »Während die Sonnenkulte der Jugendbewegung zu Beginn des Jahrhunderts noch die Erleuchtung des Einzelnen heraufbeschworen hatten, ging es in der NS-Ideologie um die Erleuchtung des Volkskörpers.« Vaupel 2005, S. 181.

Stätte begleitet wurde<sup>624</sup>, konnte im Sinne des modernen Fackelrituals die im Feuer aufbewahrte Kraft des Anfangs an die späten Nachfahren weitergegeben werden. In Übereinstimmung mit vergleichbaren rituellen Handlungen kamen hierbei spezifische mythische Denkstrukturen und Formungsprinzipien<sup>625</sup> zum Tragen:

»Das mythische Denken verharrt im unmittelbaren Eindruck. Es versucht nicht, den Gegenstand zu begreifen oder zu erklären, sondern begnügt sich darin, eine direkte Verbindung herzustellen und ganz unmittelbar ergriffen zu sein. Die Kraft der Gemeinschaft, die im Ritus körperlich hergestellt wird, wirkt auf den einzelnen zurück und lässt ihn teilhaben.«<sup>626</sup>

Anders als im naturwissenschaftlichen Denken, wonach Kraft eine physikalische Größe bezeichnet, die durch Vektoren dargestellt werden kann, ist die mythische Kraft »zwar stofflich gebunden, was jedoch nicht ausschließt, dass sie ›von Ort zu Ort, von Subjekt zu Subjekt wandert‹«<sup>627</sup>. Nicht nur unter den Teilnehmenden selbst konnte der Eindruck entstehen, mit der Übergabe des Feuers würden magische Kräfte weitergereicht; auch für die Zuschauer an der Strecke und an den Rundfunkgeräten schloss sich ein »gefühlsmäßiges Band«<sup>628</sup>, das durch sinnliche Anziehung und stille Übereinkunft geknüpft wurde. Zusammen mit dem sich allmählich nähernden Feuer schien sich auch die Gewissheit zu verbreiten, einem geschichtlichen Ereignis beizuwohnen, das seinen Glanz über die Menschen legte und ihre gewöhnlichen Nöte in den Hintergrund rückte. Wichtig war nicht, dass dieser Anspruch tatsächlich eingelöst wurde, sondern es ging vor allem darum, die mit mythischen Mitteln in Gang gesetzte Illusion aufrechtzuerhalten, Teil von etwas »Großem« zu sein.

Während das begriffliche Denken »Großes« gemeinhin abstrakt zu fassen versucht, »stellt sich dem mythologischen Denken die verlockende Aussicht, die Gesamtheit des Sinnlichen als das eigentliche Feld der Offenbarung des Geistigen zu begreifen«<sup>629</sup>. Alfred Baeumler wider-

624 Vgl. dazu Chapoutot 2014, S. 181.

625 Vgl. dazu Cassirer 1994, S. XII und S. 16.

626 Bockrath 1999, S. 23.

627 Vgl. ebda., dort unter Bezugnahme auf Cassirer 1994, S. 75.

628 So Cassirer 1985, S. 54. An gleicher Stelle spricht der Autor in diesem Zusammenhang von einem »Band der ›Sympathie‹, nicht der ›Kausalität‹«. Für das mythische Denken ist kennzeichnend, dass zwischen Wunsch und Erfüllung, Traum und Wirklichkeit sowie zwischen Leben und Tod keine festen Grenzen existieren – die Ahnen leben weiter. Wichtiger als Beziehungen zwischen Ursachen und Wirkungen ist »die Intensität und Tiefe, mit der menschliche Beziehungen gefühlt sind«. Vgl. ebda.

629 Vgl. Bockrath 1999, S. 24.

stand dieser Verlockung erklärtermaßen nicht und ging sogar noch einen Schritt weiter, indem er dem »volksfremden« intellektualistischen »Idealismus«, dieser Kultur des Geistes«, gänzlich abschwor und stattdessen »das Zeitalter der Kultur der Kraft«<sup>630</sup> verkündete. Die neue Kraftkultur verband er pflichteifrig sogleich mit der politischen Forderung nach Stärkung und »Reinerhaltung der Art«, um den »heimatlosen ›Geist‹, der die Kraft verleugnete, aus der er stammte«, in ein »neues Zeitalter«<sup>631</sup> zu überführen:

»Alles Artgleiche ist von einer Kraft gezeugt. Die Reinerhaltung der Zeugungskraft, der Schutz der Art ist das höchste Gebot einer nach Dauer verlangenden Gemeinschaft und die erste Voraussetzung einer bodenständigen, artgemäßen Kultur.«<sup>632</sup>

Ritualisierte Handlungen wie der Fackellauf beförderten durch die Art der Inszenierung nicht nur den Glauben an die Kraft der natürlichen und sozialen Magie, sondern waren aufgrund ihrer Einbettung in den politischen Kontext ebenso als Aussage über das »lebendige Volkstum« zu verstehen, das laut Baeumler durch die »stillwirkende Kraft in der Tiefe unseres Wesens« erst in die Lage versetzt würde, »einen wirklichen Staat«<sup>633</sup> hervorzubringen. Selbst wenn Carl Diem dies bei seinen Planungen nicht beabsichtigt hatte und eher eine olympische Weihehandlung auszuführen gedachte, wurde er dennoch zum Handlanger beziehungsweise »Priester einer neuen, vollständig irrationalen und mysteriösen Religion«<sup>634</sup>. Im Unterschied zu den antiken Mythen, Riten und okkulten Praktiken, deren Glaube vor allem durch die den Götterwesen und der Natur zugeschriebenen magischen Kräfte bestimmt wurde, setzten die modernen Mythen verstärkt auf die politische Kraft sozialer Magie. Dabei bedienten sich die Zaubereien des 20. Jahrhunderts äußerst moderne Methoden:

»Der moderne Politiker musste in sich zwei vollständig verschiedene und sogar unvereinbare Funktionen verbinden. Er muss gleichzeitig sowohl als homo magus, als auch als homo faber handeln. (...) Nichts bleibt dem Zufall überlassen; jeder Schritt ist wohl vorbereitet und vorbedacht. Es ist diese seltsame Kombination, die einer der überraschendsten Züge unserer politischen Mythen ist.«<sup>635</sup>

Der *Mythos des 20. Jahrhunderts*, so könnten man diesen Gedanken Cassirers aufnehmen, den er 1945 kurz vor seinem Tod im amerikanischen Exil verfasst hat, ist nicht das Ergebnis bloßer Einbildungskraft

630 Vgl. Baeumler 1934, S. 19 (im Original teilweise hervorgehoben).

631 Vgl. ebda.

632 Vgl. ebda., S. 21 (im Original teilweise hervorgehoben).

633 Vgl. ebda., S. 22 und S. 23.

634 Cassirer 1985, S. 367.

635 Ebda.

oder unbewusster Tätigkeit, sondern zeichnet sich vielmehr dadurch aus, dass er planmäßig erzeugt beziehungsweise künstlich geschaffen wird. »Während im traditionellen Sinne Gefühls- und Gemeinschaftserfahrungen durch vergleichsweise einfache magische Praktiken und naturnahe Rituale hervorgerufen wurden, so erscheinen sie heute in rational und technologisch bestimmter Form«<sup>636</sup>. Bei der Bewertung moderner Mythen geht es folglich weniger darum, ob die handelnden Protagonisten nationalsozialistische Positionen vertraten – diese waren schließlich selbst erstaunlich wandelbar und widersprüchlich.<sup>637</sup> Wichtiger ist es stattdessen, die massenwirksamen Effekte künstlich hervorgebrachter Mythen aufzuklären. Da religiöse Gefühle und Gemeinschaftserfahrungen – »hinter jedem Baum ein Gott« – nicht mehr durch direkte Bezugnahme auf die *Götter Griechenlandes*<sup>638</sup> ausgelöst werden konnten, die das mythische Denken angesichts unerklärlicher Naturerscheinungen über Angst und Ohnmacht hinweghelfen, galt es nunmehr, alle hemmenden Empfindungen abzuwehren und sich selbst hervorzuheben. Die Wiederaufnahme antiker Elemente sollte den Eindruck erwecken, dass der »olympische Geist« fortlebte und im »zwingenden Idealismus der Jugend«<sup>639</sup> seinen modernen Ausdruck fand. Symbolische Handlungen wie der Fackellauf wurden dementsprechend als »Markstein deutschen Schöpfergeistes« und als »bleibende Tat in der Geschichte der Olympischen Spiele«<sup>640</sup> gerühmt. Doch erst die festliche Inszenierung verlieh dem Schauspiel jene soziale Magie, die den Einzelnen als Teil eines »mitreißenden Ganzen«<sup>641</sup> erfasste und gleichermaßen einzubinden versuchte.

Die eigentümliche Mischung aus organisatorischer Strenge und gläubiger Überhöhung zeigte sich nicht zuletzt in der exakten Planung der über 3075 Kilometer führenden Stafette, die in einzelnen Etappen von

636 Bockrath 1999, S. 24.

637 »Die große Anziehungskraft, die das dem Terror entsprechende, sich selbst zwingende Denken auf moderne Menschen ausübt, liegt in seiner Emanzipation von Wirklichkeit und Erfahrung.« Arendt 1958, S. 692.

638 Siehe dazu die entsprechenden Passagen aus Schillers gleichnamigen Gedicht weiter oben Anm. 84 in Kap. 1.

639 So die Umschreibung im Olympia Album des *Cigaretten Bilderdienstes* aus dem Jahr 1936 von Walter Richter 1972, S. 9.

640 Ebda.

641 Vgl. dazu Diem 1942 b, S. 273. Der »mitreißende Schwung« verdichtet sich in Diems Schilderungen über Berlin kurz vor Eröffnung der Olympischen Spiele gar »zur rauschenden Symphonie«. Ebda. Fast schon militärisch-streng berichtet der Autor demgegenüber über organisatorische Abläufe: »Um Mitternacht traf die Nachricht ein, dass der Fackellauf die deutsche Grenze erreicht habe und nunmehr über Dresden dem Ziele zustrebe.« Ebda., S. 274.

jeweils einem Kilometer zurückgelegt wurde. Die gesamte Strecke wurde zuvor von einem Mitarbeiter des Organisationsausschusses mit einem Daimler-Benz Automobil abgefahren, den das Unternehmen als Sponsor werbeträchtig zur Verfügung gestellt hatte. Der *Völkische Beobachter* berichtete mit Texten und Bildern über den Fortgang des Staffellaufs. In Rundfunkberichten und Wochenschaubeiträgen wurde die Öffentlichkeit auf dem Laufenden gehalten, und einigen der 3400 Läufer wurde Gelegenheit gegeben, ihre persönlichen Eindrücke zu schildern. Symbolisch aufgewertet wurde das Ereignis durch Feierlichkeiten an markanten Streckenpunkten – »Grabmale des unbekanntes Soldaten, vaterländische Gedenkstätten und vor Kathedralen«<sup>642</sup> –, wodurch der Eindruck verstärkt wurde, einem bedeutenden Geschehen beizuwohnen. Zum festlichen Höhepunkt wurde schließlich die »Ankunft« des Feuers »auf deutschem Boden«<sup>643</sup>. Im *Olympia Album* heißt es dazu:

»Am 1. August nähern sich die Läufer Berlin. Sie werden eingesogen von dem gewaltigen Häusermeer, verschlungen von den Hunderttausenden, die in Straßen und Häusern des einzigartigen Augenblicks harren. Bis zum Altar am Lustgarten führt der Lauf. Dort hütet deutsche Jugend das heilige Feuer, bis die letzten Kilometer im Stadion vor der Eröffnungsfeier zurückgelegt werden.«<sup>644</sup>

Überboten wurde dieses Schauspiel nach Auffassung des Autors nur noch durch die offizielle Eröffnungsfeier im Stadion sowie dem abendlichen Festspiel »Olympische Jugend«, bei dem eine weiteres Lichtsymbol effektiv zum Einsatz kam:

»Als endlich der Schluss nahte, schlangen sich die Strahlen der Scheinwerfer zu einem schirmartigen Netz wie das Gewölbe eines Domes über dem Stadion zusammen. Hunderttausend Menschen fühlten sich eingeschlossen in dem Rhythmus der gewaltigsten Idee, die allein die Menschheit bisher zu echter Kameradschaft zusammengeschmiedet hatte.«<sup>645</sup>

642 Vgl. Eisenberg 1999, S. 421.

643 Richter 1972, S. 9.

644 Ebda. Vor Eröffnung der Spiele im Olympiastadion fand im Berliner Lustgarten eine so genannte »Weihestunde« mit zehntausenden Hitlerjungen (HJ) und Angehörigen des Bundes Deutscher Mädel (BDM) sowie SA-Männern statt. Das olympische Feuer brannte während der Spiele sowohl an diesem Ort als vor dem Berliner Stadtschloss. Hierfür wurden eigens zwei so genannte »Altäre« errichtet. Von hier aus wurde die »heilige Flamme« in das Olympiastadion sowie später zu den Wettkampfstätten in Kiel und nach Grünau gebracht. Fahnen, Kränze und Gesang vermittelten den ausländischen Beobachtern – nach offizieller Lesart – »das herrliche Bild deutscher Einheit und Zukunft«. Vgl. Richter 1972, S. 10.

645 Ebda., S. 13.

Der vom Architekten und späteren Generalbauinspektor Albert Speer entworfene »Lichtdom«, der durch am äußeren Stadionrand angebrachte Flakscheinwerfer inszeniert wurde, überwölbte das Stadion mit aufeinander zulaufenden Lichtstrahlen, die so ausgerichtet waren, dass sie im undurchsichtigen Dunkel des Himmelsgewölbes konvergierten.<sup>646</sup> Dieses Schauspiel, das bei den Wiederholungen des Festspiels sowie bei der olympischen Schlussfeier noch einmal aufgeführt wurde, bündelte die Aufmerksamkeit der Zuschauer im Stadion, die – wie Richter treffend bemerkt, »eingeschlossen« und »zusammengeschmiedet« – ihren Blick ins Ferne richteten, ohne die eigene Enge zu spüren. Man musste nur den Lichtstrahlen mit den Augen folgen, um gewahr zu werden, dass die vorgegebene Richtung zwingend war. Um am »Rhythmus der gewaltigsten Idee« (sic!) teilhaben zu können, erschien es nötig, alle Kräfte zu bündeln, so dass ihre Gleichschaltung nicht als Entmündigung des Einzelnen, sondern als Erweiterung des Ganzen körperlich spürbar wurde. Durch die stimmungsvolle Ausrichtung auf ein übergroß inszeniertes, gleichwohl im Dunkel verbleibendes Ziel war es möglich, die latente Überheblichkeit des Einzelnen am manifesten Größenwahn des Kollektivs auszurichten. Für dieses Schauspiel trifft zu, was in einem anderen Zusammenhang als »Überwältigungsästhetik« gefasst wurde:

»Stimmung hieß an den Kunstwerken das, worin die Wirkung und die Beschaffenheit der Werke, als ein über ihre einzelnen Momente Hinausgehendes, trüb sich vermischen. Unterm Schein des Sublimen liefert sie die Kunstwerke der Empirie aus.«<sup>647</sup>

Zur Selbstoffenbarung dieses wirkungsvollen Schauspiels gehört, dass dieselben Flakscheinwerfer nur wenige Jahre später als Kriegsgerät zur Abwehr feindlicher Luftangriffe eingesetzt wurden. Das vermeintlich

- 646 Das olympische Lichtschauspiel bildete den Auftakt für weitere Lichtinszenierungen. Bei den jährlich wiederkehrenden Reichsparteitagen vor dem zweiten Weltkrieg griff Speer erneut auf dieses suggestive Gestaltungsmittel zurück, um die Teilnehmer in feierliche Stimmung zu versetzen. In seinen *Erinnerungen* hebt der »Architekt Hitlers« die Wirkungsweise der Lichtinstallation kurz nach den Olympischen Spielen 1936 anlässlich des »Reichsparteitags der Ehre« auf dem Nürnberger Zeppelfeld vor mehr als 200000 Menschen hervor: »Die 130 scharf umrissenen Strahlen, in Abständen von nur zwölf Metern um das Feld gestellt, waren bis in sechs bis acht Kilometer Höhe sichtbar und verschwammen dort zu einer leuchtenden Fläche. So entstand der Eindruck eines riesigen Raums, bei dem die einzelnen Strahlen wie gewaltige Pfeiler unendlich hoher Außenwände erschienen.« Speer 1969, S. 71. Auch später noch würdigte Speer die Faszinationskraft des Lichteinsatzes im Rückblick auf sein eigenes Schaffen bedenkenlos als »Höhepunkt« der Menschenbeeinflussung. Vgl. Speer 1978, S. 8.
- 647 Adorno 1984, S. 410.

Erhabene entlarvte damit vollends seinen unwahren Charakter. Das gebündelte Licht, das im Rahmen der olympischen Feierstunde wie bei einem aufstrebenden gotischen Gewölbe gen Himmel gerichtet war, wurde schließlich ganz in den Dienst der Zerstörung gestellt. Dies war möglich, weil man sich von der Strahlkraft des Lichts blenden ließ, ohne seinen militärischen Nutzen zu bedenken. Dieser wurde erst offensichtlich, als von Kunst längst nicht mehr die Rede war.

(b) Zum Verständnis der suggestiven Wirkung etwa des Lichtgebrauchs trägt bei, wenn man »die gewaltigste Idee«<sup>648</sup>, von der Richter mit schwülstigen Worten spricht, nicht außerhalb sucht, sondern in der Inszenierung selbst verortet. Das im Dunkel des Himmelsgewölbes sich verlierende Licht der Scheinwerfer ließ einen Brennpunkt allenfalls erahnen. Dadurch wurde die Aura des Geheimnisvollen zusätzlich verstärkt. Um im Bild zu sprechen, ging es nicht um die Aufklärung der Finsternis, sondern um die Gesamtinszenierung selbst. Nur der gemeinsame Wille zur Illusion schien für die Teilnehmenden Licht ins Dunkel zu bringen, wobei das Trugbild des Ganzen zum Wunschbild des Einzelnen wurde. Der verbindende Glaube bestand darin, einer großen, mächtigen Bewegung anzugehören. Der totalitäre Herrschaftsanspruch wurde nicht zuletzt in dem Bemühen offensichtlich, eben diese Fiktion beständig wach zu halten.

Die Absicht, die nationalsozialistische Massenbewegung als zugleich klassisch und modern, egalitär, diszipliniert, herrschaftlich, geschlossen und kämpferisch zu präsentieren, lässt sich an der Gestaltung des *Reichsportfeldes* sinnfällig aufzeigen. Nachdem Hitler seine generellen Vorbehalte gegenüber der Olympischen Bewegung zugunsten der Berliner Spiele als passendes Propagandaformat hintangestellt hatte, wurde im Oktober 1933 der Architekt Werner March mit dem Neubau eines Großstadions beauftragt. Hitler machte von Beginn an deutlich, dass die baukünstlerische Ausgestaltung des gesamten Stadiongelandes internationale Anerkennung und Bewunderung hervorrufen würde: »Deutschland erhält (...) eine Sportstätte, die ihresgleichen sucht.«<sup>649</sup>

In Anlehnung an die vorausgegangen Olympischen Spiele in Los Angeles, wo bereits ein gigantisches Stadion für 105000 Zuschauer realisiert worden war, das in seiner Ausführung an ein antikes Amphitheater erinnerte<sup>650</sup>, war für die Berliner Spiele geplant, das olympische Pathos im Sinne der Machtansprüche des NS-Staates zu nutzen. Sorgten

648 Siehe dazu weiter oben Anm. 645.

649 So Hitler in einer Erklärung vom 15. Dezember 1933 im *Völkischen Beobachter*, hier zit. nach Bernett 1971, S. 51.

650 Das Los Angeles *Memorial Coliseum* wird im Oberrang der Ostkurve von einem Arkadengang sowie einem mittig aufragenden Turmbau unterbrochen, so dass die Arena den Charakter eines U-förmigen Bautyps erhielt, der für antike Stadien typisch war. Der Turm sollte an die Gefallenen des Ersten Weltkriegs erinnern. Vgl. dazu Verspohl 1976, S. 204–207.

die Spiele in Kalifornien bereits für einen massenwirksamen Modernisierungsschub für die olympische Bewegung – das Amsterdamer Olympia-Stadion von 1928 konnte »nur« 34000 Zuschauer aufnehmen –, so sollten die Berliner Spiele nicht bloß marktconform und unterhaltsam, sondern herrschaftspolitisch überwältigend sein. Die olympische Tradition war ein willkommenes Mittel, um die weltanschauliche Kollektivierungsmaschine in Gang zu setzen und den vorgeblich »heiligen Charakter der Berliner Olympiade«<sup>651</sup> herauszustellen. Um die beabsichtigten Wirkungen der großangelegten Sakralillusion vollständig ausschöpfen zu können, bedurfte es einer geschickten Gesamtchoreografie:

»In enger Zusammenarbeit mit dem Propagandaministerium konzipierten die Organisatoren das Ereignis als eine Art Gesamtkunstwerk. Unter Federführung Diems wurde das Netz attraktiver ästhetischer Elemente und Zeichen besonders dicht geknüpft. Fast alles wurde nun zum Symbol: die Räume, der zeitliche Verlauf, die bildende Kunst, die Musik, die Wettkämpfe, selbst die Manifestationen der Zuschauer.«<sup>652</sup>

Die auf dem *Reichssportfeld* errichteten olympischen Bauten folgten dem Konzept einer klassischen – hier im Wortsinn – Aufteilung. Im topologischen Zentrum befindet sich das Stadion, in dem bis zu 110000 Zuschauer Platz finden sollten. Da diese Größenordnung Hitler nicht ausreichend erschien, ergänzte er die Planung durch einen Versammlungs- und Aufmarschplatz ( »Maifeld«) in westlicher Verlängerung des Stadions, der 25000 Menschen aufnehmen konnte und eine feste bauliche Umrandung erhielt. Um eine Verbindung zum Stadion zu erreichen, war für das Versammlungsgelände die Errichtung eines 76 Meter hohen Glockenturms geplant, der vom Stadion aus sichtbar sein sollte. Zur Hervorhebung der Sichtachse zwischen Stadion und Glockenturm sah man einen Einschnitt im Oerring der Westkurve des Stadions oberhalb des Marathontors vor.<sup>653</sup> Zuvor hatte Hitler bereits gefordert, die olympischen

651 Vgl. dazu Chapoutot 2014, S. 177. Der Autor nennt dort weitere Beispiele für die Inszenierung der »hellenisch-germanischen Verwandtschaft«, wie die Aufführungen von Händels Oper *Herakles* auf dem Olympiagelände sowie der *Orestie* von *Aischylos* im Staatlichen Schauspielhaus, den Empfang von Vertretern des IOC am Pergamonaltar im Alten Museum, Ausstellungen mit Olympiabezügen der Antike, Dokumentationen über die Ausgrabungen in Olympia, Presseberichte über griechische Kunst und Kultur etc. Vgl. ebda., S. 170–179.

652 Alkemeyer 1996, S. 305. Der Autor gibt dort einen sehr ausführlichen und aufschlussreichen Überblick über »zentrale Teilinszenierungen der Spiele von 1936«, die zugleich als miteinander verbundene Elemente der »Gesamtinszenierung« analysiert werden. Vgl. dazu ebda., S. 307.

653 Zur Planung und Aufteilung des *Reichssportfeldes* im Rahmen einer Sitzung am 10. Oktober 1933 in der Reichskanzlei vgl. den ausführlichen Bericht des Organisationskomitees für die XI. Olympiade 1937, S. 55–56.

Neubauten durch die Anlage eines großen Freilicht-Theaters zu ergänzen, das mehr als 20000 Zuschauern Platz bieten sollte und unter dem Namen »Dietrich-Eckart-Bühne«<sup>654</sup> schließlich in einer natürlichen Senke in der Nähe des Stadions realisiert wurde. Mit dem Stadion, dem Versammlungsplatz und der Freilichtbühne wurden – keineswegs zufällig – drei wichtige Elemente der griechischen Baugestaltung aufgegriffen: *agon*, *agora* und *theatron* waren kennzeichnend für die antike *polis*. Sie bezeichneten auf jeweils eigene Art »den Ort, an dem Menschen zu einer Einheit verschmolzen«<sup>655</sup>.

Selbst eine Art Tempel als heiliger Bezirk für Totenkult und Heldenverehrung<sup>656</sup> fand Berücksichtigung auf dem *Reichssportfeld*. Obgleich das Stadion im Zentrum der Anlage im Schnittpunkt der zwei dominierenden Hauptachsen in ost-westlicher und nord-südlicher Richtung liegt, um die herum die weiteren Spielstätten, Wettkampforte, Gebäude und Flächen angeordnet sind, bildet der Glockenturm ( »Führerturm«) und die in seinem Sockel befindliche Ehrenhalle ( »Langemarckhalle«) das eigentliche »Bedeutungszentrum«<sup>657</sup> des *Reichssportfeldes*. Zusammen mit dem 110000 qm großen Aufmarschgelände sowie der unterhalb des Glockenturms befindlichen Kanzel ( »Führertribüne«) entstand auf dem Olympiagelände ein Prototyp faschistischer Massenversammlungsarchitektur, der durch die nach den Olympischen Spielen aufgenommenen, jedoch un abgeschlossenen Bauarbeiten auf dem Nürnberger Reichsparteitagsgelände seine Fortsetzung finden sollte.<sup>658</sup>

- 654 Dietrich Eckart (1868–1923) war seit 1919 mit Hitler bekannt. Er wurde 1920 Chefredakteur des *Völkischen Beobachters* und im Jahr 1923, kurz vor seinem Tod, nach dem Putschversuch Hitlers verhaftet. Eckart galt als Mentor Hitlers.
- 655 Sennett 1997, S. 49. Siehe dazu auch weiter oben Anm. 438 in Kap. 5 und Anm. 501 in Kap. 6 (Bd. 1).
- 656 Siehe dazu weiter oben Anm. 173 in Kap. 2 sowie Anm. 301 in Kap. 3. Zur Bedeutung des Zeustempels im antiken Olympia siehe Anm. 350 und Anm. 368 in Kap. 4 (Bd. 1).
- 657 Alkemeyer spricht im Hinblick auf den tempelartigen Bezirk mit »Führerturm«, »Langemarckhalle« sowie den hieran angrenzenden »monumentalen »Zuschauer- und Fahnenwall« von einer »Bedeutungshierarchie« auf dem *Reichssportfeld*, bei der »das Stadion den Platz eines Vorhofes für diesen Ort kultischer Kriegs- und Heldenverehrung« annehme: »Was Diem und andere Sportideologen bereits seit den zwanziger Jahren postuliert hatten, wurde im *Reichssportfeld* symbolisch umgesetzt: ein Einreißen der Grenzen zwischen Sport und Krieg, zwischen Sportler- und Soldatentum.« Alkemeyer 1996, S. 334–335.
- 658 Das für Nürnberg vorgesehene »Deutsche Stadion« sollte 450000 Menschen aufnehmen können. Die in Hufeisenform konzipierte Anlage wurde an seiner flachen Seite durch eine riesige Standartenhalle einschließlich

Die »Langemarckhalle« diente dem Gedenken junger deutscher Soldaten, die im November 1914 im belgischen Flandern beim Sturm auf feindliche Stellungen im Abwehrfeuer von Franzosen und Briten erschossen wurden und nach Aussage der Obersten Heeresleitung einen »heldenhaften Tod« gestorben waren.<sup>659</sup> Um die Symbolkraft soldatischer Volksgemeinschaft und Opferbereitschaft zu unterstreichen und einen Ort der Erinnerung zu schaffen, wurde am »Fuße des Führerturms« Erde vom Soldatenfriedhof Langemarck unter einer Stahlplatte eingelassen und dort »für ›die Ewigkeit‹«<sup>660</sup> verwahrt. In Verbindung mit der Olympioglocke, die im Juli 1933 zum offiziellen Symbol der Berliner Spiele erklärt worden war und im Turm über der »Ehrenhalle« den höchsten Punkt des *Reichssportfeldes* markierte, wurden olympische und nationale Sinnbezüge dadurch unmittelbar aufeinander bezogen. Während mit der Glocke – laut Inschrift – »die Jugend der Welt« zum sportlichen Wettkampf gerufen wurde, boten die »heldenhaften deutschen Soldaten«, die im Ersten Weltkrieg ihr Leben für Deutschland geopfert hatten, hierfür die politische Kulisse.<sup>661</sup>

Dass Heldenkampf und Totenverehrung nicht nur als bauliches Ehrenmal arrangiert wurden, sondern die »Zuschauerschaft« auch szenisch hierauf eingestimmt werden sollte, damit sie »gewissermaßen dauernd

»Führertribüne« begrenzt, so dass »Führer und Volk« einander Auge-in-Auge gegenüberstanden. Vgl. dazu Verspohl 1976, S. 247–251. Der Autor weist darauf hin, dass etwa die »Staffelung von Stadion und abschließenden Platz« sowie die Aufnahme von »Turmanlagen« bereits in vorherigen Stadionprojekten realisiert worden waren. »Neu aber ist, dass der Faschismus all diese Motive zu einer kompakten Intensität verdichtet.« Ebda., S. 247. Zu früheren Manifestationen faschistischer Bauaktivität, wie dem *Foro Mussolini* in Rom, vgl. ebda., S. 218–237.

659 Zur Erzählung vom »heldenhaften Tod« der jungen Studenten – die üblicherweise Anspruch auf eine Offizierslaufbahn gehabt hätten und bei Langemarck als Kriegsfreiwillige an der Seite »gemeiner Soldaten« kämpften – gehört, dass sie furchtlos und singend in den Tod gezogen seien. Abgesehen davon, dass im Kugelhagel das »Lied der Deutschen« wohl kaum angestimmt worden ist und die gegnerischen Linien nicht durchbrochen werden konnten, ein militärischer Nutzen also verfehlt wurde, entwickelte sich der proklamierte »Opfergang der deutschen Jugend« schon in der Weimarer Republik zu einem populären Mythos. Vgl. dazu Münkler 2015, S. 194–213.

660 Werner March, zit. nach Alkemeyer 1996, S. 334. Zur Rolle Diems vgl. ebda., Anm. 159.

661 Diese Symbolik wurde später ins Gegenteil verkehrt. 1982 wurde die Glocke mit einer Inschriftplatte versehen und vom damaligen Präsidenten des Nationalen Olympischen Komitees für Deutschland, Willi Daume, als »Antikriegsdenkmal« geweiht. Der entsprechende Inschrifttext lautet seitdem: »Zum Gedenken an die Olympiakämpfer der Welt, die durch Krieg

innerlich mitspielt«<sup>662</sup>, zeigt das Festspiel »Olympische Jugend«, das während der Spiele zuerst im Anschluss an die offizielle Eröffnungsfeier im Stadion aufgeführt wurde. In dem Stück wird unter anderem ein »Schwertanz der Jünglinge« aufgeführt, der laut Diem »dem Suchen der Jünglingsseele« ein praktisches Beispiel gibt: »Allen Spiels / heil'ger Sinn, / Vaterlandes / Hochgewinn. / Vaterlandes höchst Gebot / in der Not, / Opfertod!«<sup>663</sup>. Nicht Leid, sondern Verklärung – dies ist der Stoff für olympische Zeremonien und Heldengeschichten. Die geschwollene Pathetik des Festspiels war nicht nur ein Phänomen der Zeit<sup>664</sup>, sondern beförderte vor allem die weihevollere Atmosphäre durch »Einsparung der Trauer«<sup>665</sup>. Wollte man dem Tod einen »höheren Sinn« abgewinnen, so konnte man ihn vor allem im Opfer stilisieren.

Das Olympia Stadion, das von Hitler zur »Reichsaufgabe«<sup>666</sup> erklärt worden war, bot den feierlichen Rahmen für dieses die Zuschauer einschwörende Festspiel, das im August 1936 noch drei weitere Male aufgeführt wurde. Coubertin, der die Uraufführung live im Radio verfolgt hatte, zeigte sich begeistert und keineswegs irritiert über die politische Botschaft vom »Opfertod«<sup>667</sup>. Vermutlich ging es ihm wie den Zuschauern

und Gewalt ihr Leben verloren«. Die beiden Hakenkreuze am Glockenring sind zuvor bereits verändert worden.

662 Vgl. Diem 1942 d, S. 280.

663 Ebda., S. 282. Zur Autorenschaft des Textes vgl. Jena 2010, S. 282. Diem erkennt in diesen Versen den »gleiche(n) hohe(n) Gehalt, der die Spiele des Altertums getragen« habe. Wie aus Pathos blutiger Ernst werden kann, zeigte sich nur neun Jahre später im so genannten »Endkampf« um Berlin, als Diem in einer Durchhalterede vor Hitlerjungen auf dem *Reichssportfeld* an das Vorbild todesmutiger Spartaner erinnerte und zum siegreichen Endkampf aufrief. Der Historiker Frank Becker bemerkt dazu: »Diem hat sich in einen Schuldzusammenhang verstricken lassen, er hat mitgewirkt an der Einschwörung von jugendlichen Soldaten auf den so genannten »Endkampf« um die Reichshauptstadt.« Becker 2009, S. 300. Diem habe bei dieser Rede nicht aus Fanatismus oder einem Befehlsnotstand heraus gehandelt; vielmehr sei ihm der Opfertod ehrenvoller erschienen als die Liquidierung durch Feind oder Hunger. Beim Festspiel »Olympische Jugend« endet der »Schwertanz der Jünglinge« bezeichnenderweise mit dem Tod der beiden Kämpfer, weshalb »Ihnen« – laut Textvorlage – »aller Ehren / allerhöchster Siegespreis« gebühre. Vgl. Diem 1942 d, S. 282. Der Verfasser selbst wurde 1953 mit dem Großen Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet.

664 So beklagt sich beispielsweise Brecht schon in den 1920er Jahren über den präziösen »Schiller-Ton« auf deutschen Theaterbühnen. Vgl. Brecht 1967 b, S. 747.

665 König 1990, S. 142.

666 Vgl. Organisationskomitee 1937, S. 54.

667 Siehe dazu die entsprechenden Zeilen weiter oben Anm.

vor Ort: Nicht die einzelnen Aussagen und Inhalte der dargebotenen Verse, sondern ihre Einbettung in den gesamt-künstlerischen Kontext schuf jene andächtige Atmosphäre, die sich mit den Vorstellungen Coubertins zur *religio athletae* durchaus deckte. Das Stadion selbst war ein ebenso wichtiger Teil der Gesamtinszenierung. Schon beim Eintritt überraschte es durch seine kompakte Intensität und schiere Größe. Da der Unter-rang in einen zwölfteinhalb Meter tiefen Erding eingelassen worden war, der von außen nicht sichtbar ist und erst beim Zugang ins Stadion erblickt werden kann, vergrößerte sich die gesamte Szenerie urplötzlich. Doch dieser überwältigende Eindruck war geplant: »Wer hier eintrat, musste jede Hoffnung auf Individualität fahren lassen. Wer hier siegte, würde keine Privatperson mehr sein.«<sup>668</sup> Mit den blicktechnisch anwachsenden Ausmaßen der Architektur vergrößerten sich zugleich die Ansprüche der Kollektivgemeinschaft gegenüber allen noch vorhandenen Einzelregungen.

Einen ersten Halt fand das Auge an der Westseite des Stadions. Hier loderte das olympische Feuer in einem massigen Dreifußkessel auf einem altarähnlichen Podest oberhalb des Marathontors. Der Dreifuß als klassisches Symbol und Weihegeschenk war eine direkte Anspielung auf die griechische Antike. Galt er in früherer Zeit als Zeichen des Triumphs über Haus und Herd des Feindes, diente er zugleich als Gabe für die Götter beziehungsweise als Siegespreis für die Athleten. Darüber hinaus fungierte er als Gefäß für die Zubereitung gekochter Speisen, die den Göttern geopfert und von den Anwesenden verzehrt wurden.<sup>669</sup> Hinter dem Feuer, in gerader Verlängerung der Ost-West-Achse, konnte man den Glockenturm erkennen, der zugleich die westliche Grenze des *Reichssportfelds* markierte. Dieser Blick nach außen lenkte die Aufmerksamkeit des Betrachters sogleich auf das Geschehen im Stadion zurück, da die sichtbaren Anlagen außerhalb der Wettkampfstätte integraler Bestandteil des baulichen Gesamtensembles waren. Der »Führertum« als nationales Symbol und Ehrenmahl war im Stadion allgegenwärtig. Auf diese Weise blieb selbst der Blick ins vermeintlich Offene an die Geschlossenheit der Gesamtinszenierung gebunden.

Die Unterteilung des Stadions in Ober- und Unterring sorgte für eine klare Anordnung der Zuschauer im weiten Rund. Zwischen den beiden Zuschauerringen befand sich der Stadionumgang, der in beide Richtungen jeweils bis zum Marathontor führte. Bei der Eröffnung der Spiele erschien Hitler in Begleitung des IOC-Präsidenten, Henri de Baillet-Latour,

668 Sloterdijk 2004, S. 638.

669 Durch die Zubereitung von Speisen im Dreifußkessel ließen sich die Götter besänftigen. Das Feuer war hierfür unentbehrlich, da es die Umwandlung und Vermischung der vier Elemente bewirkte. Siehe dazu weiter oben Anm. 537 in Kap. 6 (Bd. 1).

sowie dem Präsidenten des Organisationskomitees der Spiele, Theodor Lewald, auf der Empore über dem Marathontor und schritt über die Treppen hinab in den Innenraum des Stadions. Im *Olympia Album* findet sich hierzu die passende Schilderung:

»Deutschland und seine Gäste erheben sich und ein unermesslicher Jubelsturm braust als Gruß zum Himmel. Die Arme recken sich, als wollen sie in dieser Minute sagen: Du hast uns und der Welt ein neues Wunder geschenkt. Ein kleines Mädchen im himmelblauen Kleide überreicht dem Führer einen Blumenstrauß als Gruß der Jugend. Unter den Klängen des Huldigungsmarsches von Wagner steigt der Führer die Treppe der Ehrentribüne empor. Auf seinem Platz angekommen, grüßt er sein Volk. Die deutschen Hymnen erklingen und stehend singt das deutsche Volk in tiefer Ergriffenheit seine Lieder.«<sup>670</sup>

Ebenso geistlos wie abgeschmackt werden in dieser kurzen Textpassage typische Merkmale der Masseninszenierung wiedergegeben, die in Ton und Inhalt den Wochenschauberichten jener Zeit entsprachen. Während »das Volk« gespannt »seinen Führer« erwartet, tritt dieser auf die Bühne und nimmt die bereitwilligen Ehrbezeugungen der Massen wohlwollend entgegen. Die Begrüßung durch das »kleine Mädchen im himmelblauen Kleide« – Diems jüngste Tochter Gudrun – ist typisch für die Selbstdarstellung totalitärer Machthaber jener Zeit: Der »Führer« lässt sich herab, nimmt den ihm gebotenen Strauß und tätschelt die Wange des Kindes. Hierdurch wird die Botschaft des für seine Untertanen offenkundig treusorgenden Diktators medienwirksam verbreitet. Untermalt von den Klängen des »Huldigungsmarsches«, den Richard Wagner 1864 für den bayerischen König Ludwig II. komponiert hatte, bewegt sich Hitler in Richtung Ehrenloge, wo er mit seinen Begleitern Platz nimmt. Die Begleitmusik ist dem Vortragsstil Hitlers ähnlich, das heißt sie beginnt zunächst leise und getragen, wird im weiteren Verlauf nachdrücklicher und bestimmter, um zum Schluss mit Fanfareneinsatz und Beckenklang ins Gedröhne überzugehen. Von seiner Loge aus wendet sich der »Führer« direkt an sein »Volk«, das seinen Gruß erwartungsvoll erwartet.

Die einseitige Ausrichtung auf die Person Hitlers ist nicht etwa seiner Funktion geschuldet, als Staatsoberhaupt die Olympischen Spiele zu eröffnen. Vielmehr veranschaulicht die Art der Inszenierung das absolute Macht- und Befehlsmonopol des »Führers« im NS-Staat. Hierzu bemerkt Hannah Arendt: »Der Wille des Führers kann sich jederzeit überall verkörpern, und er selbst ist an keinerlei Hierarchie, auch nicht an die von ihm selbst etablierte, gebunden.«<sup>671</sup> Für jeden einzelnen

670 Richter 1972, S. 14.

671 Arendt 1958, S. 596. Hierzu passt, dass die »Instanzen von Partei und Staat, von SA und SS, von SS und Sicherheitsdienst« miteinander konkurrierten,

bedeutete dies, dass »sich jedermann mit dem Willen des Führers direkt konfrontiert fühlen musste«<sup>672</sup>, so dass gleichsam eine direkte und dauerhafte Abhängigkeit bestand. Dadurch war es möglich, den einzelnen in der Masse direkt anzusprechen und seine spontanen Regungen zu formieren beziehungsweise aufzuheben. Auch wenn dies nicht immer gelang – man denke nur an die zahlreichen kleinen Widerstände und versteckten Revolten<sup>673</sup> –, bestand die politische Absicht darin, möglichst alle individuellen Merkmale einzuebnen und sämtliche spontanen Regungen auszulöschen: »Was danach übrigbleibt, sind jene unheimlichen, weil mit wirklichen, menschlichen Gesichtern ausgestatteten Marionetten, die sich alle benehmen wie der Pawlowsche Hund (...). Das ist der größte Triumph des Systems.«<sup>674</sup>

Die Stadionarchitektur bot hierfür den passenden Rahmen. Die »Führerloge« befand sich auf Höhe der Mittellinie unterhalb des Oberrings inmitten der Zuschauertribüne. Sie bestand aus einer massiven, mit Naturstein verkleideten Stahlbetonkonstruktion und ragte im vorderen Teil als Empore in den Zuschauerbereich hinein. Auf diese Weise wurde der Eindruck verstärkt, der »Führer« befände sich inmitten des Volkes und ergriffe nur stellvertretend für seine »Volksgenossen« das Wort.<sup>675</sup> Ein *primus inter pares* war Hitler jedoch nicht.<sup>676</sup> Dieser Eindruck konnte

ohne dass sogleich ersichtlich war, »welche dieser Instanzen gerade die Fassade und welche die wirkliche Macht repräsentierte«. Vgl. ebda., S. 588.

672 Vgl. ebda., S. 596.

673 Hierzu zählen beispielsweise die so genannten Flüsterwitze – etwa über Görings Leibesfülle ( »Fettmarschall Hermann«) oder Goebbels Ansprachen ( »Humpelstilzchens Märchenstunde«) –, die als Formen passiven Widerstandes in der Geschichtsschreibung vergleichsweise selten zur Sprache kommen. Vgl. dazu Gamm 1995.

674 Arendt 1958, S. 665.

675 Aus ähnlichem Grund trug Hitler in der Regel die schlichte braune Parteiuniform oder ein senffarbenes Militärjackett mit schwarzer Hose. Mit Kriegsbeginn wechselte er zur feldgrauen Uniformjacke. Damit grenzte er sich bewusst ab vom NS-Pomp Hermann Görings, mit dessen auffälligen Fantasieuniformen, Rangabzeichen sowie dem reichverzierten Marschallstab des ehemaligen Jagdfliegers.

676 Aufnahmen vom Berghof, die Hitler im vertrauten Kreis zeigen, scheinen dem zu widersprechen. Allerdings waren die vermeintlich privaten Bilder mit Freunden, Frau und Hund kühl kalkuliert. So wurden selbst langjährige Weggefährten, wie Ernst Röhm, skrupellos ermordet, wenn sie Hitlers Machtstreben gefährdeten. Und auch dem »deutschen Volk« sprach Hitler seine Existenzberechtigung ab, sofern es der ihm zugeordneten historischen Aufgabe der Weltherrschaft nicht gewachsen sei. Das Führerprinzip duldete keine Ausnahme; Gleichwertigkeit oder Gleichrangigkeit waren ausdrücklich nicht vorgesehen. Die Inszenierungen als »Erster unter

freilich leicht entstehen, wenn sich alle Blicke auf ihn richteten und das gesamte Stadion sich zum »deutschen Gruß« erhob. Jedoch war diese ritualisierte Geste vor allem eine Machtdemonstration gleichgerichteter Bedürfnisse und Wünsche, die in der Person des »Führers« ihr gemeinsames Ziel fanden. Sofern Hitler den Eindruck vermittelte, ein »Mann des Volkes« zu sein, der die auf ihn gerichteten Hoffnungen belebte, entfaltete das öffentliche Spektakel seine ganze Wirkung. Die scheinbare Vergrößerung jedes Einzelnen durch den praktischen Einschluss in eine gleichartig auftretende Menge war unmittelbar spürbar. Wenn Hunderttausend gleichzeitig die Arme reckten, bedurfte es keiner Überredungskunst, um dem »Willen des Führers« zu folgen. Da individuelle Ausdrucksformen im Konzept totaler Herrschaft *per se* als bedrohlich wahrgenommen wurden, ging es darum, »alle Menschen in ihrer unendlichen Pluralität und Verschiedenartigkeit so zu organisieren, als ob sie alle zusammen nur einen einzigen Menschen darstellten«<sup>677</sup>. Es ist verschiedentlich darauf hingewiesen worden, dass die Großversammlungen im Nationalsozialismus das eigentliche Programm waren und nicht umgekehrt die Massen zusammengerufen wurden, um bestimmte Programme zur Aufführung zu bringen.<sup>678</sup> Die homogene Anordnung der Zuschauer im Stadion, die durch markante Fixpunkte – wie dem Marathontor mit dem olympischem Feuer und dem dahinter befindlichem »Führerturm« sowie der »Führerloge« als Ort der »leibhaftigen Erscheinung« des »Führers« selbst – geschickt gelenkt wurden, war ein wichtiger Bestandteil der Gesamtinszenierung, bei der räumliche, körperliche und symbolische Elemente engmaschig miteinander verknüpft wurden, um die Anpassungsbereitschaft sowie den Aberglauben der Menschen zu bestärken.

Dass diese Form der politischen Massenlenkung so reibungslos mit dem olympischen Pathos konvergierte, zeigt deutlich, wie stark der

Gleichen« waren reine Ideologie. Andere Personen wurden von Hitler nur in der »Rolle des Vollstreckers« oder »des Opfers« gesehen. Vgl. dazu Arendt 1958, S. 685. Allein darin waren sie gleich und nach Auffassung des »Führers« ihm bedingungslos unterworfen.

677 Vgl. Arendt 1958, S. 644.

678 So stellt Sloterdijk in diesem Zusammenhang fest, »das Programm ist selbst dem Versammlungsimperativ unterworfen und bildet nur noch einen Vorwand für die Einberufung der Menge zum Vollzug ihres Zusammenseins«. Vgl. dazu Sloterdijk 2004, S. 640–641. Verspohl verweist darüber hinaus auf einen Unterschied zwischen dem italienischen und dem deutschen Faschismus: »Ließ Mussolini das Forum (gemeint ist hier das *Foro Mussolini* in Rom; F.B.) allerorts mit den Emblemen seiner Partei ausstatten, und erreichte er die Verpflichtung der Massen auf den Faschismus durch eine suggestive Bildführung, so versucht der deutsche Faschismus diese Funktion primär durch das Emblem der Menschenmasse selbst zu erreichen.« Verspohl 1976, S. 247.

Glaube an eine künstlich geschaffene Welt in Partei und Volk bereits verankert war. So wie den »Führer« eine scheinbar »undurchdringliche Aura des Geheimnisses«<sup>679</sup> umgab, die sich schon bald selbst entlarven sollte, wurden die mythischen Ursprünge Olympias beschworen, um die postulierten Bande zwischen arischer Herkunft und griechischer Antike zu befestigen. Die überdies beanspruchte Vorherrschaft gegenüber den mythischen Anfängen, die in Berlin als moderner Kitsch aufgeführt wurden, bediente sich demgegenüber auffallend nüchterner, effizienter und moderner Mittel. Diese waren nicht minder geeignet, die Leistungsfähigkeit des NS-Staates auch im Weltmaßstab zu belegen. Selbst vormalige Skeptiker sprachen regelmäßig von den »bestorganierten, propagandistisch am besten vorbereiteten und bestbesuchten Olympischen Spielen«<sup>680</sup>. Nicht nur in der inländischen Presse wurde die »perfekte Planung, Organisation und Durchführung der Spiele« gelobt. Auch im Ausland wurde regelmäßig über Beispiele »deutscher Schaffenskraft und Organisationskunst« berichtet.<sup>681</sup> In diesem Zusammenhang fand beispielsweise Erwähnung, dass das Stadion in nur zweieinhalb Jahren Bauzeit errichtet werden konnte. Um dies zu ermöglichen, war eine vollständig neue Planung für das 130 ha umfassende Gelände des *Reichssportfeldes* nötig, nachdem der ursprüngliche Umbauentwurf des Deutschen Stadions, das für die Sommerspiele 1916 errichtet worden war, hinfällig wurde. Im Spätherbst 1934 wurde der Abriss des alten Stadions eingeleitet. Fast 500 Firmen mit täglich bis zu 2600 Arbeitern beteiligten sich am Stadionneubau. Da die Außenfassaden auf Wunsch des »Führers« mit Naturstein verkleidet werden sollten, wurden mehr als 30000 cbm dieses Materials verbaut. Im Amtlichen Bericht des Organisationskomitees wird stolz berichtet, dass der verarbeitete Naturstein der Masse gleichkäme, »die einer vollen Steinpyramide mit einem Grundquadrat von 45 m Seitenlänge und einer Höhe von ebenfalls fast 45 m entsprechen würde«<sup>682</sup>. Die Aufzählung baulicher Superlative wurde von der Weltpresse begeistert aufgenommen. Das noch im Jahr der Spiele herausgegebene *Olympia Album* diente dabei als weitere Quelle. Unter der Überschrift »Wunder der Technik« werden dort »interessante Ausschnitte aus dem imposanten technischen Olympia« vorgestellt, das sich nach Auffassung des Autors »fast unbemerkt und wie selbstverständlich im Rhythmus des Ganzen in Berlin abgespielt hat«<sup>683</sup>.

679 Vgl. dazu Arendt 1958, S. 552.

680 Vgl. Krüger 1972, S. 227.

681 Vgl. ebda., S. 214. Zu den wenigen kritischen Pressestimmen vgl. ebda., S. 209–211.

682 Vgl. dazu Verspohl 1976, S. 246 (Anm. 340). Zu den voranstehenden Angaben vgl. ebda., S. 245.

683 So Richter 1972, S. 162–163.

Besonders hervorgehoben werden die richtungsweisenden Leistungen der Kommunikationstechnik:

»An der Spitze steht die Radiotechnik, die teilweise Neukonstruktionen schaffen musste, um ihren besonderen Aufgaben im Riesenstadion mit den verwickelten Klangvorgängen gerecht zu werden. Im Stadion waren allein 28 Mikrophone zur Ansage- und Nachrichtenübermittlung aufgebaut, so dass z.B. an jeder Sprunggrube und an jedem der 8 Wurfkreise ein Anschluss vorhanden war. Dazu kamen nicht weniger als 350 Mikrophone zur Versorgung der ›Außenwelt‹ mit dem Hörbild der Geschehnisse. Interessant ist, dass auch der Klang der Olympiaglocke, die ja in einiger Entfernung vom Stadion im Glockenturm am Rande des Maifeldes hängt, durch die Lautsprecher übertragen werden musste, weil man schon bei den Proben gemerkt hatte, dass der Originalton nicht soweit reichte. Mit besonderer Aufmerksamkeit wurde der Fernsehwagen, der vom Marathontor in die Ereignisse äugt, betrachtet. Galten ihm doch schon große Hoffnungen für die Weltspiele in Tokio 1940.«<sup>684</sup>

Für heutige Sportübertragungen sind entsprechende technologische Anwendungen nicht ungewöhnlich.<sup>685</sup> 1936 war dies allerdings neu. Um die Stimmung im Stadion in die Stadt übertragen zu können, wurden an öffentlichen Orten Lautsprecher installiert, über die die Kommentare der Reporter sowie die Reaktionen der Zuschauer verbreitet wurden. Laut Richter beteiligten sich mehr als 400 deutsche Rundfunksender an den Übertragungen; mehr als »20 Übertragungswagen waren Tag und Nacht unterwegs, um die Sportarten einzufangen«<sup>686</sup>. In einigen »Fernsehstuben« wurden erste Fernsehbilder über die Olympischen Spiele gesendet und von zahlreichen Zuschauern in der Stadt interessiert aufgenommen. In Berlin war es kaum möglich, den Spielen auszuweichen. War der »Volksempfänger«<sup>687</sup> schon seit 1933 von Hitlers Chefpropagandist Joseph Goebbels zum wichtigsten Agitationsinstrument der NS-Politik

684 Ebd., S. 162.

685 Vgl. dazu beispielsweise Schnell 2010. Die Autorin beschreibt dort, wie das Verhalten der Sportzuschauer im Stadion und an den Bildschirmen zuhause durch den Einsatz elektronischer Kommunikationsmedien geschickt beeinflusst wird.

686 Richter 1972, S. 163.

687 1933 gab es in Deutschland etwa vier Millionen registrierte Radiohörer. Um diese Zahl zu erhöhen, gab Goebbels die Entwicklung eines preisgünstigen Empfangsgerätes in Auftrag. Der im August 1933 auf der Großen Funkausstellung in Berlin erstmals vorgestellte »VE-301« erfüllte diese Anforderungen. Er war erschwinglich, einfach konstruiert und in großer Zahl produzierbar. Zu den Olympischen Spielen wurde eigens ein mobiler Volksempfänger, der so genannte »Olympia-Koffer«, entwickelt. Zwei Jahre später kam der noch einfacher konstruierte »Deutsche Kleinempfänger

erklärt worden, so beförderten die Olympischen Spiele die beabsichtigte Versorgung möglichst vieler »Volksgenossen« mit diesem Massenmedium. Das Regime verwies mit offenkundigem Stolz darauf, dass immer mehr Haushalte in der Lage waren, ein erschwingliches Empfangsgerät zu erwerben, um am Ereignis der Spiele teilhaben zu können. Allerdings geriet damit die Kehrseite dieses »Fortschritts« leicht aus dem Blick. Da Presse und Rundfunk schon seit 1933 nicht mehr unabhängig von den Vorgaben des NS-Regimes arbeiten konnten und die Organisation der Spiele ebenfalls im Jahr der »Machtergreifung« zur »Reichsaufgabe«<sup>688</sup> erklärt worden war, fiel jede Maßnahme zur Beteiligung des »Volkes« in den Einflussbereich des Staates und damit unter die Themenhoheit der Regierung.<sup>689</sup> Was gesagt, geschrieben und gesendet wurde, stand unter Aufsicht des NS-Regimes. Da die ausländischen Medien hiervon nur mittelbar betroffen waren und nicht direkt zensiert werden konnten, war es aus Sicht des Veranstalters um so wichtiger, möglichst vorteilhafte und erfreuliche Anlässe anzubieten. Die sportlichen Wettkämpfe mit ihrem friedlichen Konkurrenzcharakter und unterhaltsamen Spannungspotenzial waren hierfür in besonderer Weise geeignet. Je vortrefflicher und gefälliger ihre Austragung organisiert wurde, desto größer war zugleich die Aussicht, dass die allgemeine Zustimmung auch auf den NS-Apparat ausstrahlen würde.

Eine möglichst vorbildliche Organisation der Spiele versprach somit politischen Gewinn. Die in diesem Zusammenhang eingeführten

1938« auf den Markt, der im Volksmund den Namen »Goebbels-Schnauze« erhielt. Vgl. dazu König 2004.

688 Siehe dazu weiter oben Anm. 666. Hitler ließ sich regelmäßig über die Olympiaberichterstattung der in- und ausländischen Medien in Kenntnis setzen und achtete darauf, dass die »Vereinigte Presseabteilung der Reichsregierung« im *Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda* nur politisch unverfängliche Nachrichten und Mitteilungen bewilligte.

689 Dies gilt auch für andere staatlich geförderte »Errungenschaften« – wie dem »Volkskühlschrank«, »Volkswagen« oder »Volksseebad« –, die unter anderem dazu dienten, den sozialtechnologischen Fortschritt des NS-Staates zu belegen. Die Konsumpolitik der NS-Regierung setzte von Beginn an auf das Versprechen einer besseren Zukunft für alle Deutschen. Die damit verbundenen propagandistischen Ziele, die noch bis weit in die Nachkriegszeit hinein das Bild über die vermeintlich »guten Seiten des Nationalsozialismus« prägte, wurden allerdings schon vor Ausbruch des Krieges immer deutlicher. Neben den wirtschaftlichen Schwierigkeiten – ohne staatliche Zuschüsse blieben viele »Volksprodukte« unrentabel –, ließ sich auch der totalitäre Charakter entsprechender Maßnahmen zur Stärkung der allgemeinen Volkszufriedenheit kaum mehr verbergen. Vgl. dazu ausführlich König 2004. Zu den falschen Versprechungen und Aufschwungserwartungen, die im Rahmen der so genannten »Gefälligkeitsdiktatur« gezielt befördert wurden, vgl. Aly 2005, S. 49–90.



ansehen. Zudem zielten die Erfolgsmeldungen und Zahlenvergleiche von Carl Diem erklärtermaßen darauf ab, Heiterkeit hervorzurufen.<sup>694</sup> Bedenkt man jedoch die verhängnisvollen Verbindungen zwischen der totalitären Organisation der gesellschaftlichen Ordnung und ihrer systematischen Zerstörung, dann entpuppt sich schließlich auch der vorgeblich arglose Witz als böses Gelächter. In den späteren Vernichtungslagern der SS wurden die Misshandlungen und Tötungen der Opfer bekanntermaßen nicht nur mit bestialischer Lust ausgeführt, sondern ebenso mit technologischem Sachverstand und wissenschaftlicher Genauigkeit geplant.<sup>695</sup> Damit soll nicht gesagt sein, dass die allgemeine Bewunderung über die »perfekte Ausrichtung der Spiele«<sup>696</sup> dem heimlichen Wunsch ihrer Zerstörung entsprang. Allerdings bleibt festzuhalten, dass die vorbeugende Ausmerzung sämtlicher Ambivalenzen und Abweichungen einen Zustand vorwegnahm, dem das Lebendige und Spielerische gerade fehlte. Der ideale olympische Athlet war demzufolge derjenige, der sich im Rahmen seiner Möglichkeiten in den propagandistischen Unterhaltungsbetrieb einreihete und höchstens harmlos daherredete oder vollends verstummte.<sup>697</sup>

- 694 Der Untertitel von Diems »Olympiabericht« lautet: »Auch für Lachen wurde gesorgt«. Ebd., S. 274. Wie nahe Lächerlichkeit und Vermessenheit bei diesem Autor lagen, erschließt sich aus der folgenden Passage: »Auf der anderen Seite wurde uns nahegelegt, ›bei den Spielen den Grundstein zur Psychoharmonie zu legen‹, man dürfe die ›latenten, das soll heißen okkulten Fähigkeiten bei solchen Spielen nicht ignorieren‹. Der Verfasser hat natürlich nicht mit unserer Ignoranz gerechnet. Und so blieben wir auch unnahbar, als uns das Ansinnen gestellt wurde, die Besucher der Spiele auf ein Negerdorf aufmerksam zu machen, das in der Nähe Berlins errichtet worden war, um für die Wiedererlangung der Kolonien zu werben.« Ebd., S. 276. Nicht das »Negerdorf« als solches, sondern das an ihn herangetragene Ansinnen seiner öffentlichen Bewerbung erschien dem Generalsekretär unangemessen.
- 695 Unter Bezugnahme auf Eugen Kogon beschreibt Hannah Arendt die Marten in den ersten Konzentrationslagern des Naziregimes nach 1933. Während insbesondere Mitglieder der SA dort anfangs noch ihren verbrecherischen und sadistischen Neigungen freien Lauf lassen konnten, wird die systematische Vernichtung von Häftlingen späterer Jahre unter Leitung der SS als »rational geleitete Tortur« gefasst: »Die Lager waren jetzt nicht mehr Tummel- und Vergnügnungsplatz von Bestien in Menschengestalt, das heißt von Menschen, die eigentlich in Schwachsinnigenheime, Irrenanstalten und Gefängnisse gehörten, sondern umgekehrt: sie wurden zu den Exerzierplätzen, auf denen vollkommen normale Menschen zu vollgültigen Mitgliedern der SS erzogen wurden.« Arendt 1958, S. 663–664.
- 696 Teichler 1976, S. 265.
- 697 Auch wenn der US-amerikanische Sportler Jesse Owens, der bei den Olympischen Spielen 1936 vier Goldmedaillen errang und als dunkelhäutiger

(c) Waren die Vorgänge im Stadion nur eingeschränkt kontrollierbar, sofern die sportlichen Wettkämpfe einer eigenen Logik folgten, so bot die mediale Aufarbeitung der Spiele deutlich größere Eingriffsmöglichkeiten. Das letzte hier anzuführende Beispiel bezieht sich auf den am 20. April 1938 in Berlin uraufgeführten Kinofilm: *Olympia. Fest der Völker. Fest der Schönheit*, von Leni Riefenstahl.<sup>698</sup> Dieser mehrfach preisgekrönte Film<sup>699</sup> ist bis heute umstritten. Ähnlich wie den vermeintlich »bestorganisierten Spielen«<sup>700</sup> Anerkennung auch von Kritikern des NS-Regimes entgegengebracht wurde, zeugen die Filmpreise und Auszeichnungen von der angeblich »innovativen Kraft« sowie dem »ästhetischen Reichtum« dieses Filmwerks. Hierbei ist allerdings zu berücksichtigen, dass die beiden renommiertesten Preise in den »Achsenmächten« Italien und Japan vergeben wurden, die dem NS-Regime politisch und

Athlet dem Rasseideal der Nazis sichtlich widersprach, wiederholt betonte, er sei in Deutschland gut behandelt worden, zeigt diese Geschichte gleichwohl, dass die beabsichtigte Totalinszenierung der Spiele nicht gelang und unkalkulierbaren Einflüssen ausgesetzt blieb. Größtmöglichen Stillstand sowie Abtötung des Lebens erreichte die totale Organisation des NS erst in den Vernichtungslagern.

- 698 Derzeit erhältlich ist etwa das von *Arthouse* (Frankfurt am Main) seit 2006 vertriebene Filmmaterial: *Olympia 1936*, das neben den beiden Teilen *Fest der Völker* (Teil 1) und *Fest der Schönheit* (Teil 2) auch die preisgekrönte Dokumentation: *Die Macht der Bilder* von Ray Müller über die Regisseurin Leni Riefenstahl enthält. Die Filmfassung geht zurück auf die im Jahr 1958 von Riefenstahl selbst für den globalen Medienmarkt überarbeitete Version des Olympiafilms. Gegenüber der ursprünglichen Fassung enthält die neuere Version deutlich weniger Hitler-Szenen und Nazi-Symbole. Schon 1938 hatte Riefenstahl unterschiedliche Ausführungen hergestellt und in Umlauf gebracht, um den jeweiligen nationalen Interessen der Teilnehmerländer entgegenzukommen und den Verkaufserlös zu steigern. In der von *The Criterion Collection* (New York) im Jahr 2017 herausgegebenen Zusammenstellung: *100 Years of Olympic Films 1912–2012* befindet sich eine um 27 Minuten längere Version des Olympiafilms, die dem 1938 uraufgeführten Originaldokument vermutlich sehr nahekommt.
- 699 Schon vor seiner Erstaufführung gewann eine Dokumentation über die Entstehung des Olympiafilms eine Goldmedaille im Rahmen der Pariser Weltausstellung. Es folgten der Deutsche Nationale Filmpreis 1938, der schwedische *Polar-Preis* 1938 sowie der Erste Preis (*Coppa Mussolini*) für den besten ausländischen Film bei den internationalen Filmfestspielen von Venedig im selben Jahr. Zehn Jahre nach Erhalt der Goldmedaille durch das IOC erhielt Riefenstahl 1948 zusätzlich das *Olympische Diplom* im Rahmen des Filmfestivals von Lausanne. Dazwischen lag noch die Verleihung des renommierten *Kinema-Jumpo* Preises 1941 in Japan, dem neben Italien zweiten Kriegesverbündeten des Deutschen Reichs.
- 700 Siehe dazu weiter oben Anm. 680 und Anm. 696.

weltanschaulich nahe standen.<sup>701</sup> Für das IOC, das an einer medialen Verbreitung der Olympischen Spiele sehr interessiert war und deshalb die Ausrichter offiziell dazu verpflichtet hatte, die fotografische und filmische Aufarbeitung dieses Wertsportereignisses sicherzustellen, stand der künstlerische Wert der Riefenstahlproduktion ohnehin außer Frage. Schließlich entstand der Film im Auftrag des internationalen Olympischen Dachverbandes. Bestellt und realisiert wurde der Film jedoch von der NS-Regierung, die über das *Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda* insgesamt 1,8 Millionen Reichsmark zur Verfügung stellte.<sup>702</sup> Dass es sich bei dieser Kinoproduktion weder um einen unpolitischen Sportfilm noch um einen harmlosen Dokumentarfilm handelt, gilt inzwischen als unbestritten.<sup>703</sup> Kontrovers diskutiert wird jedoch nach wie vor die Frage nach dem »ästhetischen Wert« des offiziellen Filmdokuments der Olympischen Spiele 1936.<sup>704</sup>

In diesem Zusammenhang ist zu berücksichtigen, dass das verfügbare Gesamtbudget für diesen Film Gestaltungsmöglichkeiten eröffnete, die

- 701 In den USA hatte Riefenstahl weniger Erfolg. Das *Motion Picture Artists Committee* rief 1938 dazu auf, den Film zu boykottieren und in Hollywood, wohin Riefenstahl im selben Jahr reiste, um neue Projekte bei großen Filmproduzenten einzuwerben, wurde sie mit missbilligenden Plakaten konfrontiert, auf dem ihr Konterfei abgebildet war. Zuvor, im Februar 1936, zierte Riefenstahl noch das Cover des *Time Magazine*, in winterlicher Landschaft, knapp bekleidet mit einem Badeanzug und mit Skier an den Füßen, einen Berg erklimmend. Der entsprechende Titel lautete: »Hitler's Leni Riefenstahl«. Vgl. dazu *Time. The Weekly Newsmagazine*. Vol. XXVII, No. 7, Feb. 17, 1936. Zu diesem Zeitpunkt hatte Riefenstahl bereits drei Filme über Parteitage der NSDAP gedreht: »Sieg des Glaubens« (1933), »Triumph des Willens« (1935) und »Tag der Freiheit – Unsere Wehrmacht!« (1935). Insbesondere der Film über Reichsparteitag der »Einheit und Stärke« von 1934 entsprach der NS-Propagandaabsicht, die »Einheit von Führer und Volk« filmisch darzustellen. Der Kinoerfolg von »Triumph des Willens« war zugleich der symbolische Ritterschlag für die Vergabe des Olympiafilms an die Regisseurin Riefenstahl.
- 702 Eine knappe weitere Million wurde von der Filmverleih- und Vertriebsfirma *Tobis* beigesteuert. Das Gesamtbudget von nahezu 2,8 Millionen Reichsmark, das 1935 an die Olympia-Film GmbH überwiesen wurde, deren einzige Gesellschafter Leni Riefenstahl und ihr Bruder Heinz waren, entsprach ungefähr dem Vierfachen der Summe, die für die Produktion eines Ufa-Spielfilms in 1930er Jahren veranschlagt wurde. Vgl. dazu Kreimeier 1992, S. 264.
- 703 So spricht Bernett ausdrücklich davon, der Film demonstriere »das Selbstverständnis des Dritten Reiches auf dem Gipfel seines internationalen Ansehens«. Bernett 1973, S. 115. Vgl. ähnlich dazu Alkemeyer 1996, S. 475.
- 704 Für einen Überblick über die Bedeutung dieses Films für die Entstehung und Entwicklung des modernen Mediensports vgl. Leder 2020.

in vorangegangenen Produktionen nicht annäherungsweise gegeben waren. Gleichwohl kamen bereits in vorausgehenden Olympiafilmen neue Filmtechniken und Stilmittel zum Einsatz, die von Riefenstahl mit großem Aufwand verfeinert und damit zu ihrem vorgeblichen Markenzeichen wurden. Die ersten nennenswerten Filmaufnahmen stammen von den Olympischen Spielen 1908 in London.<sup>705</sup> In diesem frühen Dokument sticht eine filmische Darstellung hervor, in der der führende italienische Marathonläufer, Dorando Pietri, in völliger Erschöpfung von Polizisten gestützt ins Stadion wankt und schließlich von Offiziellen über die Ziellinie geleitet wird. Dieses »Drama des gescheiterten Helden«<sup>706</sup> – Pietri wurde wegen unerlaubter Hilfeleistung nachträglich disqualifiziert – wurde im Film besonders hervorgehoben, da hieraus Geschichten gewonnen wurden, die das allgemeine öffentliche Interesse anregten. »Diese Szene markiert den Beginn der sportlichen *Erzählung*, die sich der Mittel von Dramatisierung und Personalisierung bedient, im dokumentarischen Film.«<sup>707</sup> Die nach dem Krieg entstandenen Olympiafilme waren vom Umfang her bereits deutlich länger und arbeiteten mit Untertiteln, die den Zuschauern zusätzlich eine sprachliche Erzählstruktur anboten. Da dem Film durch das Radio ein bedeutsamer Medienkonkurrent erwachsen war, wurden die Bemühungen um öffentliche Aufmerksamkeit verstärkt. Die Anzahl der eingesetzten Kameras stieg beträchtlich, so dass unterschiedliche Perspektiven verfügbar waren, und bei den Olympischen Spielen 1924 in Paris bediente man sich erstmalig der neuartigen Zeitlupentechnik. Auf diese Weise wurden die Zuschauer mit bisher unbekanntem Sehgewohnheiten konfrontiert, die schon bald zum Repertoire der Filmkunst gehörten. Den Stars der VIII. Olympiade, wie dem finnischen Langstreckenläufer Paavo Nurmi oder dem amerikanischen Schwimmer Johnny Weissmuller, wurde ebenfalls große Aufmerksamkeit gegeben. Das filmische Erzählmuster erhielt dadurch eine andere Ausrichtung. An die Stelle chronologisch aufgebauter Dokumentationen traten spannungsreiche Geschichten über heroische Wettkämpfe und außergewöhnliche Leistungen, die die Zuschauer nicht nur unterhielten, sondern zudem gefällige Identifikationsanlässe boten.<sup>708</sup>

Bei den Olympischen Spielen 1928 in Amsterdam wurde der technische Aufwand weiter erhöht. Insgesamt kamen deutlich mehr Kameras

705 Die ersten Filmaufnahmen über Olympische Spiele überhaupt finden sich in zwei Dokumentationen über die Weltausstellungen in Paris 1900 sowie St. Louis 1908. Allerdings handelt es sich hierbei nur um kurze Szenen. Vgl. dazu Leder 2020, S. 113.

706 Ebda.

707 Ebda., Hervorhebung im Original.

708 So öffnete erst die Bekanntheit als fünffacher Goldmedaillengewinner und Weltrekordler im Schwimmen dem späteren Tarzan-Darsteller Johnny Weissmuller das Tor zu seiner Filmkarriere in Hollywood. Die Zuschauer

als noch vier Jahre zuvor zum Einsatz. »Beim Marathonlauf zeigt eine Einstellung (...), wie elf Kameraleute im Stadion auf die Läufer warten«<sup>709</sup>. Außerdem wurden die Kameras mobil eingesetzt, das heißt sie verfolgten einzelne sportliche Geschehnisse etwa vom Auto oder vom Flugzeug aus, wodurch der Eindruck einer höheren Dynamik im Detail sowie einer stringenten Einbindung in den Gesamtkontext erzeugt wurde. Auffällig ist weiterhin, dass neben den Vertretern des holländischen Königshauses erstmals auch gewöhnliche Zuschauer als »eine Masse erfasst« wurden, »die sich durch die sportlichen Ereignisse begeistern lässt und mit ihrer Begeisterung auf den Sport zurückwirkt«<sup>710</sup>. Dies ist sicherlich kein Zufall, sondern markiert vielmehr den medialen Zusammenschluss zwischen Zuschauern und Athleten, der für den heutigen Wettkampfsport typisch ist, gegen Ende der 1920er Jahre jedoch vor allem im Film vergleichsweise selten gezeigt wurde.<sup>711</sup> Der Einsatz der Zeitlupentechnik wurde bei den letzten Olympischen Spielen der 1920er Jahre ebenfalls verfeinert. Der Medienwissenschaftler Dietrich Leder erkennt darin eine »Ästhetisierung des Sports«<sup>712</sup> und verweist in diesem Zusammenhang auf die Zeitlupenaufnahmen vom Turmspringen der Frauen, in denen die Athletinnen laut Filmzwischentitel »Wie Vögel durch die Lüfte schweben«<sup>713</sup>.

Es war zu erwarten, dass die Olympischen Spiele von 1932 in Los Angeles die neuen filmischen Möglichkeiten noch weiter voranbringen

schätzten den Filmstar nicht wegen seiner schauspielerischen Leistungen, sondern aufgrund seiner sportlichen Erfolge als Athlet.

709 Leder 2020, S. 116.

710 Vgl. ebda., S. 117.

711 Wenn etwa in Wochenschauberichten oder anhand von Fotos in den 1920er Jahren große Zuschauermengen gezeigt wurden, dann vorzugsweise, um die hohe Nachfrage nach Sportereignissen zu dokumentieren. Vgl. dazu beispielhaft die Luftaufnahme vom englischen Fußball-Pokalfinale im Londoner Wembley-Stadion, vom 28. April 1923. Im Bildtext heißt es dazu: »300000 Fans kamen an einem Stadion an, das 127000 fasste. 200000 quetschten sich schließlich hinein, die Menge quoll bis auf die Spielfläche.« Yapp 2000, S. 44. Die Tuchfühlung zwischen Fans und Spielern ist auch hier augenscheinlich, jedoch werden die Zuschauer nur selten in ihrer aktiven Rolle als Unterstützer (*supporter*) gezeigt, die darum bemüht sind, mit ihren Mitteln auf das sportliche Geschehen einzuwirken. Zwar wurde die Vielzahl der Fans durchaus in Szene gesetzt und zuweilen wurden auch einzelne Zuschauer aus der Masse bildlich hervorgehoben. Allerdings übernahm das Sportpublikum zu dieser Zeit in den Medien vorzugsweise die Rolle des interessierten Beobachters, der stellvertretend für andere dem Unterhaltungsgeschehen beiwohnte.

712 Leder 2000, S. 116.

713 Ebda.

würden. Hollywood lag schließlich in unmittelbarer Nähe. Allerdings beschränkte sich die Berichterstattung in den Kinos auf ausgesuchte Wochenschauaufnahmen, die in den Filmstudios der *Universal Pictures* zusammengeschnitten und nicht als Gesamtfilm gezeigt wurden. Ein Höhepunkt aus US-amerikanischer Sicht war sicherlich die Doppelolympiasiegerin Mildred ( »Babe« ) Didrikson, die als sportliches Multitalent den 80 Meter Hürdenlauf und den Hochsprungwettbewerb der Frauen für sich entscheiden konnte.<sup>714</sup> Neu war, dass die Sportlerin nach ihrem Erfolg im Hürdensprint aufgrund der kurz zuvor entwickelten Tonfilmtechnik erstmals selbst zu Wort kam. Dementsprechend wurde die Einblendung von Zwischentiteln überflüssig und durch bildbegleitende Sprecherkommentare ersetzt.

Vieles von dem, was Riefenstahl 1936 filmisch aufbieten konnte, lag also bereits vor. Erprobt waren unter anderem der Einsatz zahlreicher Kameras und damit unterschiedlicher Kameraperspektiven sowie die Berücksichtigung mobiler Aufnahmetechniken. Zeitlupenaufnahmen ermöglichten Darstellungsformen, die neue Maßstäbe an die ästhetische Verarbeitung der sportlichen Geschehnisse setzten. Vom Stand des nüchternen Dokumentarfilms hatte sich der Sportfilm schon in den 1920er Jahren erfolgreich entfernt. Fortan wurde die Erzählstruktur durch inszenatorische Eingriffe – wie den Einbau dramatischer Sequenzen, vereinfachender Personalisierungen und verstärkender Zuschauerreaktionen – künstlich bearbeitet und verändert. Riefenstahl nutzte diese Stilmittel, um der politischen Inszenierung der Olympischen Spiele durch ihre filmische Bearbeitung einen eigenen Stempel aufzudrücken. Die Regisseurin der Reichsparteitagsfilme hat ihren Olympiafilm nach 1945 hartnäckig als unpolitisch zu verteidigen versucht und dabei ihr ausschließlich künstlerisches Interesse in den Vordergrund gestellt.<sup>715</sup> Doch auch jenseits persönlicher Beteuerungen und Rechtfertigungen lässt die von Riefenstahl gewählte ästhetische Bildsprache deutliche Bezüge erkennen, die mit den

714 Didrikson hatte sich für sechs olympische Leichtathletikwettbewerbe qualifiziert, konnte jedoch aufgrund des Regelwerks nur an drei Disziplinen teilnehmen.

715 Riefenstahl bestritt zeitlebens, nähere Kontakte zum NS-Regime unterhalten zu haben. Belastende und inzwischen belegte Dokumente wies sie als Fälschungen zurück. Noch im Alter von einhundert Jahren, im Jahr 2002, musste sie sich gegen den Vorwurf erwehren, den gewaltsamen Tod ehemaliger Komparsen ihres Films »Tiefeland« aus den 1940er Jahren gezeugnet zu haben. Das Verfahren wurde schließlich eingestellt, da laut Gericht kein Strafverfolgungsinteresse mehr bestand, nachdem Riefenstahl eine Erklärung unterschrieben hatte, das Schicksal der getöteten Sinti und Roma, die in ihrem Film mitgewirkt hatten, nicht mehr in Abrede zu stellen. Aufschlussreich im Sinne der eigener Legendenbildung sind die autobiographischen Aufzeichnungen von Riefenstahl 2002.

Zielen der NS-Propaganda nahezu bruchlos übereinstimmten. Dies gilt insbesondere für die Ästhetisierung der sportlich gestählten Körper der Athleten, die möglichst makellos, rein und natürlich präsentiert werden. Wurde in den Reichsparteitagsfilmen der Körper noch als Massen-Ornament präsentiert, so richtete sich das Interesse im Olympia-Film zudem auf den individuellen Körper als Ansatzpunkt für das Vorhaben einer radikalen Umgestaltung der menschlichen Natur.<sup>716</sup>

Im Prolog zu *Fest der Völker* arbeitet Riefenstahl mit einer neuer Darstellungstechnik, die darauf abzielt, die »rassischen Verbindungen« zwischen dem klassischen Griechentum und dem »nordischen Deutschum« sichtbar zu machen. Nachdem die Kamera zu Beginn des Films

716 Folgt man Hannah Arendt, so ist das »eigentliche Ziel der totalitären Ideologie (...) nicht die Umformung der äußeren Bedingungen menschlicher Existenz und nicht die revolutionäre Neuordnung, sondern die Transformation der menschlichen Natur selbst, die, so wie sie ist, sich dauernd dem totalitären Prozess entgegenstellt.« Arendt 1958, S. 670. Hinsichtlich der politischen Ästhetik des Körpers ließe sich hinzufügen, dass alles »nur« Natürliche – Unvollkommene, Ambivalente, Unreine, Hässliche, Uneigentliche – dem Ideal des vorgeblich »Schönen« geopfert wird, um den totalitären Prozess zu vollenden. In diesem Sinne fungiert der ästhetisch überhöhte Körper im Film als reales Gegenbild zum geschundenen Körper in den Vernichtungslagern. Beide sind von der totalitären Prämisse nicht abzulösen, »dass alles möglich ist, (...) dass alles zerstörbar ist, auch das Wesen des Menschen«. Vgl. ebda. Schon deshalb wäre es falsch, würde man die künstlerischen und politischen Aspekte des Olympia-Films voneinander trennen. Selbst wenn Riefenstahl zurecht darauf hinweist, dass der überragende Leichtathlet der Spiele, Jesse Owens, von ihr prominent in Szene gesetzt wurde, sie somit auf politische Vorgaben keine Rücksicht genommen habe, so fügt sich ihre eindimensionale Formsprache nahezu bruchlos in die politische Kunstauffassung des NS ein. Auch bei Riefenstahl dominieren Natursehnsucht und Körperkult. So werden etwa im Prolog zum *Fest der Völker* kulturelle Muster kraftbetonter Männlichkeit und naturverbundener Weiblichkeit durch erotisch aufgeladene Aufnahmen idealisierter Athleten und nackter Tänzerinnen dargestellt. Diese Art dekorativer Zuschaustellung ist beispielhaft für die Heuchelei des schönen Scheins. Vergleichbare Muster finden sich auch in späteren Arbeiten Riefenstahls. In den Fotobänden über die ostafrikanischen Stämme der Nuba werden ebenfalls ausschließlich junge, kräftige Modelle in künstlich stilisierter Pose gezeigt. Vgl. dazu Riefenstahl 1973 und 1976. Nicht die Beachtung der Rassenideologie, sondern die maskenhafte Verklärung ausgesuchter Sujets verhalfen Riefenstahl zu einer erfolgreichen Karriere als Filmemacherin im »Dritten Reich«. Ihrem aufdringlichen Stil blieb sie auch nach 1945 weitgehend treu. So ist es kaum überraschend, dass Riefenstahls Bildsprache schon bald von der kommerziellen Werbeästhetik sowie der kunstgewerblichen Fotografie entdeckt und nachgeahmt wurde.

im dichten Nebel über ein antikes Ruinenfeld wandert, das sich für den Betrachter erst allmählich als die Athener Akropolis erweist, wird die Aufmerksamkeit auf einzelne Büsten und Statuen gelenkt, die plötzlich aufscheinen und mittels Überblendungen einander ablösen. Licht- und Nebel effekte sorgen dafür, dass die umwobenen Gestalten als steingewordene Zeugen der Vergangenheit hervortreten, ohne dass deutlich wird, wen sie darstellen beziehungsweise woher sie stammen. Da das Geheimnisvolle bloß verstärkt, nicht jedoch aufgeklärt werden soll, genügt es, die künstliche Szenerie möglichst erhaben erscheinen zu lassen. Durch langsame Bewegungen der Kamera sowie geschickte Überblendungen wird der Eindruck erzeugt, als wären die gezeigten Figuren nicht starr und fest, sondern lebendig und beseelt.

Eindringlich wird die nebulöse Verlebendigung antiker Gestalten schließlich in der Einblendung der Bronzestatue des *Diskuswerfers von Myron*<sup>717</sup>. Die Skulptur zeigt einen bewegten Athleten im kurzen Moment der Ruhe im höchsten Punkt während der Ausholbewegung. Dieses ikonische Kunstwerk, das auf zahlreichen Titelseiten, Plakaten und Briefmarken abgebildet wurde und als klassischer Ausdruck einer Bewegungsdarstellung gilt<sup>718</sup>, wird von Riefenstahl als steinernes Modell verwendet, das im Film zum Leben erweckt wird. Um diesen Eindruck zu erzeugen, wird die Aufnahme der Skulptur allmählich vom Bild eines realen Diskuswerfers überblendet, der in identischer Haltung an die Stelle des Kunstwerks tritt. Bei dem eingblendeten Athleten handelt es sich um den Zehnkämpfer Erwin Huber, der dem äußerlichen Idealbild des »arischen Mannes« entsprach. Huber vollendete den Wurf, indem er sich langsam in Bewegung versetzte, so dass der Eindruck entstand, das griechische Urbild würde durch sein mediales Abbild gleichsam zum Leben erweckt. Die antike Kunst, so die bildsprachliche Botschaft, vollendet sich erst im »nordischen Menschen«. Die griechische und die germanische Welt erschienen nach Jahrtausenden wieder vereint.

Es folgen ähnliche Bilder athletischer Männer- und anmutiger Frauenkörper, die nach Riefenstahls eigener Aussage den »Kämpfer von heute«

717 Hierbei handelt es sich um die Replik einer römischen Kopie. Die antike Originalstatue aus dem fünften vorchristlichen Jahrhundert gilt als verschollen. Die im Film verwendete Nachbildung wurde von Hitler 1938 mit Genehmigung Mussolinis aus der römischen Sammlung *Lancelotti* erworben und in der Münchener Glyptothek ausgestellt. »Künstler wie Kunsthistoriker verstanden dies als Hinweis auf die weiterhin gültige Vorbildhaftigkeit antiker Kunst.« Schweizer 2007, S. 200. Seit 1953 befindet sich die Statue im *Nationalen Römischen Museum*.

718 Die Skulptur folgt nicht dem starren Prinzip der Frontalität, sondern vermittelt einen dynamischen Eindruck, der künstlerisch durch Überwindung der Achsensymmetrie erzeugt wird.

sowie die »Sehnsucht«<sup>719</sup> verkörpern sollten. Während die athletischen Männer einen knappen Lendenschurz tragen, werden die sich rhythmisch bewegendenden Frauen nackt gezeigt. Anstelle von Diskus, Speer und Kugel verwenden sie Ball, Seil und Reifen, um die tänzerischen Bewegungen zu unterstreichen. Nicht Kraft, sondern Natürlichkeit und Ebenmaß werden hier hervorgehoben. Dies gilt sowohl für die bildliche Inszenierung als auch für die musikalische Untermalung, die vom dramatischen ins wohlklingende Genre wechselt. Spektakulär wird es erst, als drei Tänzerinnen, antiken Priesterinnen ähnlich, ihre Arme zur Sonne strecken und in höchster Ergriffenheit selbst zur Flamme werden. In diesem Moment wechselt die Szenerie. Unter Fanfarenklang entzündet ein junger Läufer an diesem »Feuer der Schönheit« seine stählerne Fackel für die erste Etappe des Staffellaufs von Olympia nach Berlin.<sup>720</sup> Für Riefenstahl, die in den 1920er Jahren selbst praktische Erfahrungen im Ballett- und Ausdruckstanz gesammelt hatte und ihre Bühnenkarriere als Tänzerin aufgrund einer Knieverletzung aufgeben musste, waren die expressionistischen Szenen aus dem Prolog besonders wichtig. Allerdings war der Drang nach höchstem Ausdruck vorm Absturz ins Lächerliche nicht gefeit. Die theatralische Aufführung mit ihrer aufdringlichen Symbolik, klischeehaften Ausdeutung und trügerischen Künstlichkeit war von wahrhaftiger Kunst weit entfernt. Man könnte hierüber leicht hinweggehen, wenn der Film nur eine Randerscheinung geblieben wäre. Allerdings traf er den Geschmack vieler, weshalb es nötig ist, sich mit den Gründen seiner Wirkungsweise zu beschäftigen.

Ein weiterer auffälliger Aspekt in diesem Zusammenhang betrifft die Darstellung einzelner Wettbewerbe, bei der nicht einfache Abläufe wiedergegeben, sondern heroische Erzählungen aufgebaut werden. Auch hier knüpft Riefenstahl an entsprechende Vorerfahrungen an.<sup>721</sup> Neu ist allerdings, dass bei Riefenstahl nicht nur das Unterhaltungsbedürfnis der Zuschauer angeregt werden sollte. Sofern sie bestimmte Sportler hervorhebt, geschieht das vor allem in der Absicht, sozial erwünschte Haltungen in möglichst gefälliger Weise zu veranschaulichen. So werden etwa beim Marathonlauf oder beim Geländeritt im Military-Wettbewerb durchaus Anstrengungen, Erschöpfungen und Schmerzen gezeigt.<sup>722</sup> Je-

719 Vgl. dazu Weigel 1972, S. 409. Unter der Regie von Leni Riefenstahl entstanden diese Filmaufnahmen einige Wochen nach Beendigung der Olympischen Spiele; Drehort waren Strandabschnitte der Kurischen Nehrung im damaligen Ostpreußen.

720 Auch diese Aufnahmen entstanden am Strand der östlichsten preußischen Provinz.

721 Siehe dazu weiter oben Anm. 706 und Anm. 708.

722 Einzelne Szenen des Marathonwettbewerbs wurden nachgestellt beziehungsweise während des Trainings aufgenommen. Anders wäre es nicht möglich gewesen, entsprechende Nahaufnahmen anzufertigen oder die

doch geschieht dies allein deshalb, um die Willensstärke und Opferbereitschaft der Athleten zu belegen, die als Muster für den kämpferischen Siegeswillen präsentiert werden. Am Ende aller Entbehrungen steht der Triumph als vages Versprechen, das beim Marathonlauf durch die Einblendung der Ergebnistafel sowie die Siegerehrung bekräftigt wird. Die entsprechende Botschaft lautet, dass es sich lohne, unbedingten Einsatz zu zeigen und bis zur Selbstaufgabe zu kämpfen. Auch wenn die daran geknüpfte Glückserwartung schwerlich erfüllt wird, da der Aufwand insgesamt zu groß ausfällt, ist den Siegern wenigstens im Moment des Triumphes allgemeine Anerkennung gewiss. Denn wer, wie der zuvor gestürzte deutsche Military-Reiter Konrad von Wangenheim, der eigenen Mannschaft trotz gebrochenen Schlüsselbeins noch die Goldmedaille »rettete« – so der entsprechende Kommentar im Film –, der konnte sich der Wertschätzung der »eigenen Kameraden«, aller »deutschen Patrioten« und nicht zuletzt des »Führers selbst« sicher sein.

Die so genannten Helden des Sports wurden gerne gezeigt, allerdings nur, wenn sie den Spannungsbogen der Wettkämpfe erhöhten und ins erwünschte Bild passten. Jesse Owens konnte nicht verschwiegen werden. Daher wurde er als regimetreuer Athlet vorgestellt, der zwar nicht den Rassevorstellungen der Nazis entsprach, jedoch aufgrund seiner natürlichen Eleganz und Unbekümmertheit begeistern konnte. Der Zweitplatzierte im Weitsprungwettbewerb, Carl Ludwig Hermann (»Luz«) Long, begegnete dem Sieger Jesse Owens vor den Augen Hitlers unheimlich hilfsbereit und freundschaftlich.<sup>723</sup> Diese Episode wird im Film auf den spannenden Wettkampf zweier Kontrahenten reduziert. Die Hautfarbe des Siegers erscheint weniger wichtig als die anregende Geschichte des erfolgreichen Athleten, dessen offensichtliche Unbekümmertheit und natürliche Gewandtheit ihn als »Vertreter einer anderen Art« auszeichnet. Ganz in diesem Sinne wurde das Bild vom »Laufwunder« und »Übersprinter«<sup>724</sup> bemüht, um die augenscheinliche Überlegenheit von Owens zu erklären. Gleichwohl war man auch darum besorgt, den »hellhäutigen Neger aus USA«<sup>725</sup> mit beliebten Vorurteilen zu belegen, um ihn nicht zu großartig erscheinen zu lassen: »Man behauptete von ihm, er würde nicht kämpfen können, wenn er Gegner hätte. Nun, im Weitsprung *hatte* er

Perspektive einzelner Athleten vermittelt subjektiver Kameraführung einzu-  
zufügen.

- 723 Long hatte Owens nach zwei missglückten Sprüngen sogar einen Tipp zur Verbesserung seines Anlaufs gegeben. Dies brachte dem Deutschen eine Warnung von Hitlers Stellvertreter Rudolf Heß ein, der Long aufforderte, »nie wieder einen Neger« zu umarmen.
- 724 Vgl. dazu den mit dem Autorenkürzel »Si« verfassten Bericht: »Das waren Kämpfe! Betrachtungen zur Leichtathletik-Woche, acht Tage hinterher«. In: Olympia Zeitung, vom 18. August 1936, S. 602.
- 725 Ebda.

Gegner, da schaffte unser Long beim vorletzten Sprung 7,87 Meter, ebenso viel wie Owens (...).«<sup>726</sup> Auch hier war die Botschaft, dass ohne die Herausforderung seitens des deutschen Wettkämpfers Long der »Überathlet« Owens vermutlich nicht so weit gesprungen wäre. Während der »Naturmensch« dazu neige, sich auszuruhen, obliege es dem »nordischen Athleten«, den Sieg zu erkämpfen:

»Plötzlich sind die Deutschen, die zehn Olympiaden lang in den Männerkämpfen der Leichtathletik ohne Sieg blieben, *ein Siegevolk* geworden! Sie zeigten plötzlich, dass nicht körperliche und technische, sondern seelische Überlegenheit den Sieg entscheidet.«<sup>727</sup>

Letztendlich war somit der Wille maßgeblich. Mochten andere Athleten und Völker über günstige körperliche und technische Voraussetzungen verfügen, so wurde die »rassische Überlegenheit der Deutschen« darin gesehen, sich bis zum Äußersten einsetzen zu können, um den Sieg davonzutragen. Andere erfolgreiche Athleten, die nicht so gut ins Bild passeten, wurden nur am Rande erwähnt. Die niederländische Schwimmerin Hendrika Mastenbroek, die immerhin drei Gold- und eine Silbermedaille errang, wird im Olympiafilm nur kurz im 100-Meter Freistilrennen gezeigt, das sie knapp für sich entscheiden konnte. War der Stellenwert der Frauenwettbewerbe ohnehin vergleichsweise gering – von insgesamt 129 Wettbewerben waren nur fünfzehn Disziplinen Frauen vorbehalten –, so belegt die insgesamt mäßige Beachtung der erst 17-jährigen Ausnahmeschwimmerin, dass Kampfbereitschaft und Siegeswille als vornehmlich männliche Eigenschaften galten und entsprechend hervorgehoben wurden.

Zum Schluss des zweiten Teils des Olympiafilms – *Fest der Schönheit* – entledigt sich Riefenstahl sämtlicher dokumentarischer Pflichten. Gezeigt werden Teilnehmer des Wassersprungwettbewerbs, die anfangs noch als Vertreter einzelner Nationen erkennbar sind, später jedoch nur noch als »fliegende Körper«<sup>728</sup> in Szene gesetzt werden. Kommentare und Informationen über die Teilnehmer oder den Wettkampfverlauf fehlen, so dass der Eindruck entsteht, es handle sich hierbei um ein rein ästhetisches Ereignis. Die Athleten werden aus wechselnden Perspektiven aufgenommen. Nahaufnahmen wechseln mit Zeitlupenbildern. Die Springer tauchen ins Wasser ein, nachdem sie zuvor, vorzugsweise in Untersicht, gegen den Himmel als Hintergrund aufgenommen wurden. Ohne Übergang wechseln Unter- und Aufsicht in rascher Schnittfolge,

726 Ebda. (Hervorhebung im Original).

727 Ebda. (Hervorhebung im Original).

728 Das Kunstspringen der Frauen wird im Film zuvor noch als Dreikampf zwischen Deutschland, den USA und Japan dokumentiert. Es folgen die Schwimmwettkämpfe, bevor schließlich der Kunstspringwettbewerb der Männer als spektakuläre »Flugshow« präsentiert wird.

und der Zuschauer verliert kurzzeitig die Orientierung. Unterstützt wird dieser Effekt durch den Einbau rückwärtslaufender Bildfolgen, wodurch die Illusion der Schwerelosigkeit verstärkt wird, die auch den Zuschauer erfasst, wenn er versucht, in den ständig wechselnden Einstellungen einen »sicheren Stand« zu finden. Schnelle Bildwechsel, zügige Kameraswenks, wechselnde Perspektiven, unterschiedliche Geschwindigkeiten sowie Umkehrungen der Bildabläufe machen dies unmöglich. Rauschähnliche Empfindungen waren beabsichtigter Bestandteil der Inszenierung. Die gewohnten Grenzen der Alltagswahrnehmung sollten zumindest vorübergehend aufgelöst werden, indem nicht mehr einzelne Sportler, sondern ihre mit filmtechnischen Mitteln verfeinerten Flugkünste die Aufmerksamkeit des Betrachters auf sich zogen.

Anlehnungen an die Ästhetik des italienischen Futurismus sind unverkennbar. So schrieb Filippo Tommaso Marinetti in seinem *Manifest des Futurismus* wenige Jahre vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs:

»Bis heute hat die Literatur die gedankenschwere Unbeweglichkeit, die Ekstase und den Schlaf gepriesen. Wir wollen preisen die angriffslose Bewegung, die fiebrige Schlaflosigkeit, den Laufschrift, den Salto mortale, die Ohrfeige und den Faustschlag. (...) Wir erklären, dass sich die Herrlichkeit der Welt um eine neue Schönheit bereichert hat: die Schönheit der Geschwindigkeit.«<sup>729</sup>

War der futuristische Aufbruch Marinettis bereits durch das Verlangen nach uneingeschränkter Modernisierung, rasender Geschwindigkeit, neusten Techniken und zukunftsweisenden Maschinen geprägt, die nicht nur die Kunst, sondern die Gesellschaft insgesamt erneuern sollten, so schien die Forderung nach einer »neuen Schönheit« auch bei Riefenstahl angekommen zu sein.<sup>730</sup> Mit hohem technischen Aufwand fügt sie die sportlichen Bewegungen als künstlerische Elemente neu zusammen und erreicht dadurch eine eigentümliche Konstellation: Nicht mehr das Wettkampfgeschehen selbst, sondern die Form seiner filmischen Bearbeitung rückt in den Vordergrund. War der Zuschauer am Beispiel des zuvor gezeigten Wettbewerbs der Kunstspringerinnen bereits vertraut mit einzelnen Bewegungsabläufen und Figuren dieser Sportart, so war es nunmehr möglich, diese zu isolieren, neu anzuordnen, zu verfremden und ihnen dadurch eine neue Bedeutung zu verleihen.<sup>731</sup> Durch den Bruch mit

729 Vgl. dazu den am 20. Februar 1909 von Marinetti im Pariser *Figaro* veröffentlichten Text, hier zitiert in deutscher Übersetzung von Asholt/Fähnders 2005, S. 3–4.

730 Zur Rezeption des italienischen Futurismus im deutschen Expressionismus vor und nach dem Ersten Weltkrieg vgl. Asholt/Fähnders 2005, S. XXII–XXIII.

731 In dem im Jahr 1916 von Marinetti und anderen veröffentlichten Manifest *Der futuristische Film* heißt es: »Zerlegen und setzen wir also das

vertrauten Sehgewohnheiten waren die Zuschauer aufgefordert, sich auf diese »polyexpressive Symphonie«<sup>732</sup> einzulassen. Den Montagetechniken und Formexperimenten schienen keine Grenzen gesetzt. Allerdings ging es Riefenstahl – ähnlich wie schon Marinetti – nicht darum, zufällige oder beliebige Wirkungen zu erzeugen. Die scheinbar schwerelosen Körper im Olympiafilm sollten vielmehr den modernen Umgang mit Zeit, Technik und Geschwindigkeit in seiner höchsten Form veranschaulichen. Der Athlet als einzelne Person war hierfür entbehrlich beziehungsweise bloßes Mittel. Im Film tritt er daher nur als allgemeiner Umriss beziehungsweise namenloser Schatten in Erscheinung. Je geschickter die einzelnen Bewegungselemente aufgenommen und angeordnet wurden, desto zeitloser und moderner erschien der »mechanische Menschenflug«. Auch hier ist die Parallele zum italienischen Futurismus unverkennbar.<sup>733</sup> Anlässlich einer Ausstellung italienischer Luft- und Flugmalerei (*Arte Sacra Futurista*) wurden Anfang der 1930er Jahre Kampfflugzeuge als Kunstgegenstände präsentiert, um die technisch-fliegerischen Leistungen des faschistischen Italiens zu würdigen. Marinetti bestimmte den Stellenwert der neuen Gattung der futuristischen Flugmalerei (*aeropittura*), indem er sie »als eine nationalheroische und mit der Rasse unumgänglich verbundene Lebens- und Kunstform« adelte: »Die ›fliegende Gewalt‹ künde von einer neuen Geistigkeit, einer Vitalisierung des Daseins im Rhythmus der Maschinen, Motoren und geometrischen Formen.«<sup>734</sup> War das Flugzeug als Waffe bereits im Ersten Weltkrieg erfolgreich eingesetzt worden – wodurch die protofaschistischen Anhänger des Futurismus eigens beflügelt wurden, sich ganz dem Kult der Maschinen, der Geschwindigkeit und der Gewalt hinzugeben, – so verklärten die anonymen Flugkünstler bei Riefenstahl die politisch erstrebte Verbindung zwischen moderner Technik und Herrschaft im Nationalsozialismus. Beim Betrachten der Bilder drängt sich der Eindruck geradezu auf, dass die scheinbar schwerelosen Körper schon zur Friedenzeit wie Geschosse durch die Lüfte rasen.

Der Film nimmt damit das Motiv des Anfangs wieder auf und führt es in besonderer Weise weiter. Wurde im Prolog der antike Diskuswerfer vom modernen Athleten gleichsam zum Leben erweckt, so scheint am

Universum nach unseren wunderschönen Einfällen wieder zusammen, um die Kraft des italienischen Ingeniums und seine absolute Vorherrschaft in der Welt zu verhundertfachen.« Zit. nach Asholt/Fähnders 2005, S. 126 (im Original teilweise hervorgehoben).

732 Vgl. ebda., S. 124–125.

733 Flugvisionen und -metaphern durchziehen das Programm des Futurismus. Dabei wird das Flugzeug zum eigentlichen Symbol des technischen Fortschritts: »Endlich ist die Mythologie, ist das mystische Ideal überwunden. Wir werden der Geburt des Kentauren beiwohnen, und bald werden wir Engel fliegen sehen!« Ebda., S. 3.

734 Brenner 1963, S. 76.

Schluss der Sportkörper von seinen natürlichen Beschränkungen befreit und als technisches Fluggerät der Schwerkraft enthoben zu sein. Während der italienische Futurismus mit Beginn des Zweiten Weltkriegs sein »künstlerisches Manifest«<sup>735</sup> durch Darstellungen heroischer Luftkämpfe und zerstörerischer Bombardements erweiterte, verloren Riefenstahls Flugkünstler ihre natürliche Leichtigkeit und zogen als anonyme Soldaten in die *Schlacht der Völker*.

*Exkurs II: München 1972*

Bei den Olympischen Spielen 1972 sollte jede Erinnerung an die Spiele von 1936 verhindert werden. Die totalitäre NS-Propaganda, die für sich in Anspruch genommen hatte, angeblich »heikle Themen« öffentlich zu machen, die von der so genannten »guten Gesellschaft« verschwiegen worden waren und »dem Volk« zurückgegeben werden mussten, damit dieses seiner »berechtigten Wut« freien Lauf lassen konnte, fand in der Bundesrepublik im dritten Nachkriegsjahrzehnt nur noch wenige Befürworter.<sup>736</sup> Rechtsradikale Auffassungen gab es nach wie vor, zumal eine breite öffentlichen Auseinandersetzung mit den Ereignissen zwischen 1933 und 1945 immer noch ausstand und zahlreiche ehemalige »Partei-genossen« weitgehend unbehelligt in einflussreichen gesellschaftlichen Positionen tätig waren. Die einstigen »Massen« jedoch, die laut Hannah Arendt »nur am Sieg als solchem, am Erfolg überhaupt interessiert«<sup>737</sup> waren, sahen sich nach Beendigung des verlorenen Kriegs nicht mehr an vergangene Überzeugungen und Weltanschauungen gebunden. Ob damit zugleich ein grundlegendes Bekenntnis zur westlichen Demokratie verbunden war, erschien ungewiss.<sup>738</sup> Ressentiments und Wut waren

735 Zum »Futurismo in Guerra« vgl. Adams 2012.

736 Die 1964 gegründete rechtsextreme Nationaldemokratische Partei Deutschlands (NPD), die in einigen Landesparlamenten vertreten war, scheiterte bei der Bundestagswahl 1969 mit einem Stimmenanteil von 4,3 Prozent knapp an der Fünf-Prozent-Hürde. Bei den vorgezogenen Bundestagswahlen im November 1972 erhielt die Partei nur noch 0,6 Prozent der Stimmen und verlor in der Folgezeit zunehmend an Bedeutung. Kennzeichnend für die 1970er Jahre war eine starke Fragmentierung des bundesrepublikanischen Rechtsextremismus bei gleichzeitig wachsender Gewaltbereitschaft rechtsradikaler Splittergruppen.

737 Siehe dazu weiter oben Anm. 542.

738 Laut Arendt ist es leicht, »ideologisch geschulte Menschen zu einem Wechsel der Ideologie zu bewegen, wenn das eigene System aus irgendwelchen Gründen versagt hat. Wie schwer es andererseits ist, ehemalige Anhänger irgendeiner Ideologie wieder in normale Denkformen und normales politisches Handeln zurückzuführen, ist genügsam bekannt.« Arendt 1958, S. 689–690.

weiterhin vorhanden und wurden publizistisch verbreitet, schlugen sich jedoch nicht in entsprechenden Zustimmungswerten bei Wahlen nieder. Klassische Themen rechtsextremer Gruppierungen, wie die sogenannte »Kriegsschuld-Lüge«, die »Auschwitz-Lüge« oder die »nationale Frage«, wurden insbesondere in einschlägigen Buchverlagen und Wochenzeitungen<sup>739</sup> verbreitet, ohne dass rechte Organisationen und Parteien hiervon nennenswert profitierten. Einzelne Themen fanden zwar Beachtung und wurden sogar zum Gegenstand wissenschaftlicher Auseinandersetzungen.<sup>740</sup> Für eindeutige Bekenntnisse und Stellungnahmen zugunsten rechtsextremer Positionen fehlte jedoch die öffentliche Basis. Dass rechte Gedankenmuster und Überzeugungen in weiten Teilen der Bevölkerung nach wie vor verbreitet waren, ohne politisch wirksam zu werden, ist im Verweis auf die Beständigkeit autoritärer Persönlichkeitsstrukturen anzunehmen. Aufgrund günstiger wirtschaftlicher Rahmenbedingungen vor allem in den 1950er und 1960er Jahren blieben diese jedoch weitgehend im Verborgenen. Die Mehrheit der bundesrepublikanischen Bevölkerung hatte sich letztlich dafür entschieden, sich nicht mehr mit den Verbrechen der NS-Zeit befassen zu wollen.<sup>741</sup>

Ein weiterer Abstoßungspunkt für die Ausrichter der Olympischen Spiele 1972 war geprägt durch den Ost-West-Konflikt und das schwierige Verhältnis zur DDR. Bei den Olympischen Spielen in Mexiko City 1968 wurde der DDR seitens des IOC erstmals das Recht zugestanden, mit einer eigenen Olympiamannschaft anzutreten. Bei den Spielen 1956 in Melbourne, 1960 in Rom und 1964 in Tokio gab es noch eine gesamtdeutsche Mannschaft<sup>742</sup>,

- 739 So beispielsweise im *Druckschriften- und Zeitungsverlag* des rechtsextremen Politikers, Publizisten und Verlegers Gerhard Frey, der u.a. die *Deutsche National-Zeitung* herausgab und durch den Verkauf seiner Publikationen und Devotionalien ein beachtliches Vermögen erwirtschaftete. Inhaltlich ging es in den Verlagsschriften vor allem darum, die Alleinschuld Deutschlands am Zweiten Weltkrieg zurückzuweisen und die NS-Kriegsverbrecher Prozesse als rechtswidrig darzustellen ( »Kriegsschuld-Lüge«). Zudem wurde der *Holocaust* in Frage gestellt beziehungsweise das jüdische Volk für sein Schicksal selbst verantwortlich gemacht ( »Auschwitz-Lüge«). Als übergeordnetes politisches Ziel ging es darum, die Zerschlagung des Deutschen Reichs durch die Siegermächte rückgängig zu machen, um die »nationale Identität« der Deutschen wiederherzustellen ( »nationale Frage«).
- 740 So vor allem in der Geschichtswissenschaft und den entsprechenden Versuchen einiger Vertreter, die Verbrechen des Nationalsozialismus umzudeuten. Zur politischen Bedeutung des Geschichtsrevisionismus vgl. Benz 2009.
- 741 »Der Anteil derer, die einen »Schlussstrich« unter die NS-Verbrechen ziehen wollten, stieg von 34% im Jahre 1958 auf 67% im Jahre 1969«. Schiller/Young 2012, S. 18.
- 742 Gleiches gilt für die Olympischen Winterspiele in Cortina d'Ampezzo 1956, Squaw Valley 1960 sowie Innsbruck 1964. Bei den Olympischen

deren Teilnehmer in innerdeutschen Qualifikationswettbewerben ermittelt wurden. Dies sorgte schon im Vorfeld für eine besondere Konkurrenz zwischen den Athleten der beiden deutschen Staaten. Neben den Ausscheidungswettkämpfen für die Olympischen Spiele kam 1960 als eine weitere Schwierigkeit hinzu, dass die DDR ihre schwarz-rot-goldene Flagge im Jahr zuvor durch das Staatswappen mit Hammer, Zirkel und Ährenkranz ergänzt hatte, um ihrem Souveränitätsanspruch sinnbildlich Nachdruck zu verleihen. Für die gesamtdeutsche Mannschaft einigte man sich schließlich darauf, anstelle dieses Symbols die olympischen Ringe aufzunehmen. 1968, in Mexiko City, blieb der Souveränitätsanspruch dadurch eingeschränkt, dass beide deutschen Staaten zwar mit eigenen Mannschaften, jedoch unter gemeinsamer Flagge und Hymne antreten mussten. Man mag diese Auseinandersetzungen um Staatsymbole und Hoheitszeichen belächeln, da die jeweiligen Verbindungen zwischen Bürger und Staat hierdurch nur äußerlich zum Ausdruck gebracht werden. Allerdings ging es beim Streit um Flaggen, Wappen und Hymnen im Falle Deutschlands um weit mehr als nur um symbolische Kämpfe und Rituale, die im Sport ohnehin mit besonderer Aufmerksamkeit bedacht wurden.

Aus Sicht der Bundesrepublik ging es darum, die Option der Wiedervereinigung Deutschlands auch nach Gründung der beiden deutschen Staaten im Jahr 1949 zu wahren. Nachdem die DDR nur wenige Monate nach Gründung der Bundesrepublik unter Zustimmung der UdSSR als sozialistischer Staat proklamiert worden war, ging man in Bonn davon aus, dass die Anerkennung des ostdeutschen Rivalen das politische Ziel der Wiedervereinigung grundsätzlich infrage stellen würde. Zur Bekräftigung des Alleinvertretungsanspruchs der Bundesrepublik, die völkerrechtlichen Interessen des ganzen deutschen Volkes bis zu seiner Wiedervereinigung zu vertreten, beriefen sich die konservativ geführten Bundesregierungen in ihrer Außenpolitik auf die so genannte »Hallstein-Doktrin«<sup>743</sup>. Gemäß dieser deutschlandpolitischen Leitlinie drohte die Bundesrepublik mit dem Abbruch diplomatischer Beziehungen gegenüber jenen Staaten, die die DDR offiziell anerkannten. Ausgenommen hiervon blieb nur die Sowjetunion, mit der man aus machtpolitischen Gründen kooperieren musste. Diese Form der Einschränkungspolitik gegenüber der DDR erwies sich zunächst als überaus erfolgreich vor allem in jenen Staaten, die enge Handelsbeziehungen mit der Bundesrepublik unterhielten

Spielen 1952 in Helsinki nahmen nur Athleten aus Westdeutschland teil. Das Saarland, das erst 1957 der Bundesrepublik beitrug, startete in Helsinki noch unter eigener Flagge. Bei den ersten Olympischen Nachkriegsspielen 1948 in London waren deutsche Teilnehmer nicht zugelassen.

743 Walter Hallstein war von 1951–1958 Staatssekretär im Auswärtigen Amt. Die von ihm ausgearbeitete deutschlandpolitische Haltung ( »Hallstein-Doktrin« ) war maßgeblich für die außenpolitische Standortbestimmung der Bundesrepublik im Zeitraum von 1955 bis 1969.

oder auf Entwicklungshilfe angewiesen waren. Bis zum Herbst 1969, als in Bonn die Regierung erstmals von der Sozialdemokratie geführt und die CDU/CSU zum ersten Mal in der Geschichte der Bundesrepublik auf die Oppositionsbänke verwiesen wurde, konnte durch die Anwendung der »Hallstein-Doktrin« durchgesetzt werden, dass mit Ausnahme von Kuba und einigen arabischen Staaten kein so genanntes Dritte-Welt-Land offizielle Beziehungen zur DDR aufnahm. Erst die sozial-liberale Koalitionsregierung unter Bundeskanzler Willy Brandt vollzog einen Strategiewechsel. Im Zuge der »neuen Ostpolitik« kam es zur Wiederaufnahme innerdeutscher Gespräche, verbunden mit der Zielsetzung, die DDR in die sich anbahnende Entspannungspolitik einzubeziehen, um Erleichterungen im Verhältnis zwischen beiden deutschen Staaten herbeizuführen. Im Oktober 1969 erklärte Brandt im Namen der neuen Bundesregierung, die DDR staatsrechtlich als deutschen Teilstaat anzuerkennen, völkerrechtlich jedoch am Verständnis einer gemeinsamen Nation festhalten zu wollen.<sup>744</sup> *De facto* wurde damit der vonseiten der Bundesrepublik erhobene Alleinvertretungsanspruch für alle Deutschen, einschließlich der DDR-Bevölkerung, aufgegeben. Durch die Unterzeichnung des »Berlin Abkommens« sowie des »Grundlagenvertrags« versuchte man dementsprechend, die Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten auch rechtlich abzusichern.<sup>745</sup> Die dadurch ermöglichten Fortschritte

744 In der Erklärung des Bundeskanzlers wird das »Verhältnis zwischen den Teilen Deutschlands« entsprechend beschrieben: »Die Deutschen sind nicht nur durch ihre Sprache und ihre Geschichte – mit ihrem Glanz und Elend – verbunden; wir sind alle in Deutschland zu Haus. Wir haben auch noch gemeinsame Aufgaben und gemeinsame Verantwortung: für den Frieden unter uns und in Europa. 20 Jahre nach Gründung der Bundesrepublik Deutschland und der DDR müssen wir ein weiteres Auseinanderleben der deutschen Nation verhindern, also versuchen, über ein geregeltes Nebeneinander zu einem Miteinander zu kommen. Dies ist nicht nur ein deutsches Interesse, denn es hat seine Bedeutung auch für den Frieden in Europa und für das Ost-West-Verhältnis. Unsere und unserer Freunde Einstellung zu den internationalen Beziehungen der DDR hängt nicht zuletzt von der Haltung Ostberlins selbst ab. Im übrigen wollen wir unseren Landsleuten die Vorteile des internationalen Handels und Kulturaustausches nicht schmälern.« Willy Brandt: Abgabe einer Erklärung der Bundesregierung, vom 28. Oktober 1969, S. 21 (im Original teilweise hervorgehoben).

745 Das »Berlin-Abkommen« wurde am 3. September 1971 unterzeichnet; gut ein Jahr später, am 21. Dezember 1972, folgte die Ratifizierung des »Grundlagenvertrages«. Die »deutsch-deutsche Frage« war damit allerdings nicht beantwortet. So äußerte sich beispielsweise das Bundesverfassungsgericht im Juli 1973 zum »Grundlagenvertrag« dergestalt, dass die in der bundesrepublikanischen Verfassung verankerte deutsche Staatsangehörigkeit nach wie vor für alle Deutschen – in West und Ost – gelte. Das im Grundgesetz genannte Wiedervereinigungsgebot bestehe weiterhin und

im innerdeutschen Verhältnis, wie etwa die Einrichtung botschaftsähnlicher »Ständiger Vertretungen«<sup>746</sup> in Bonn und Ostberlin, sorgten auf vielen Ebenen für spürbare Lockerungen und Verbesserungen im deutsch-deutschen Grenzverkehr. Allerdings lösten diese nicht die grundsätzlichen Unterschiede im Umgang mit der so genannten »deutschen Frage«: Während die Bundesrepublik im Zuge der neuen Ostpolitik dazu überging, die DDR zwar als eigenständigen Staat, nicht jedoch als Ausland anzuerkennen, strich die DDR im Jahr 1974 das Gebot der Wiedervereinigung aus ihrer Verfassung<sup>747</sup> und betrachtete die beiden deutschen Staaten als souverän und unabhängig im Sinne des Völkerrechts. Damit wurde jede Einmischung in innerstaatliche Belange, die in der nationalen Interessenpolitik sowie im Alleinvertretungsanspruch der Bundesrepublik zum Ausdruck kamen, unmissverständlich zurückgewiesen. Bestätigung fand diese Sichtweise durch die Aufnahme beider deutscher Staaten in die Organisation der Vereinten Nationen (UNO) im September 1973. Die DDR wurde dadurch auch international als gleichrangiges Rechtssubjekt im Sinne des Völkerrechts anerkannt. Diese höchstmögliche Form der Anerkennung erfolgte gegen den politischen Willen der Bundesrepublik, die sich im Sinne des Grundgesetzes verpflichtet sah, die Forderung nach nationaler und staatlicher Einheit aufrechtzuerhalten. Im Sinne Alleinvertretungsanspruchs bedeutete dies, dass man die DDR zwar staatsrechtlich, nicht jedoch völkerrechtlich anerkannte. Der schon von Bundeskanzler

bleibe eine zentrale politische Aufgabenstellung. Der Grundlagenvertrag biete hierfür eine verbesserte Rechtsgrundlage, die die »beiden Staaten in Deutschland« enger als normale völkerrechtliche Verträge aneinanderbinden würde. Vgl. dazu Winkler 2000, S. 313.

746 Die »Ständigen Vertreter« der beiden deutschen Staaten befassten sich vor allem mit den Besonderheiten der innerdeutschen Beziehungen – so etwa mit Fragen des deutsch-deutschen Sportverkehrs, des Kulturaustauschs, der Reismöglichkeiten, der Transitwege etc. Ihr »botschaftsähnlicher« Status rührt unter anderem daher, dass die »Berlinfrage« in West und Ost unterschiedlich ausgelegt wurde. Während Ostberlin im Sinne des »Berlin-Abkommens« nach DDR-Auffassung zur eigenständigen Hauptstadt der sozialistischen Republik erklärt wurde, ging man im Westen davon aus, Westberlin gehöre staatsrechtlich gesehen zur Bundesrepublik. Aus westlicher Sicht war Ostberlin dem Besatzungsrecht unterworfen und damit bloß vorläufiger Regierungssitz der DDR. Demgegenüber hielt man aus ostdeutscher Sicht die bundesrepublikanische Anbindung Westberlins – etwa im reklamierten Geltungsanspruch des Grundgesetzes – für unvereinbar mit dem Vier-Mächte-Satus der Stadt.

747 In Artikel 8 (2) der Verfassung der DDR aus dem Jahr 1968 heißt es: »Die Deutsche Demokratische Republik und ihre Bürger erstreben (...) die schrittweise Annäherung der beiden deutschen Staaten bis zu ihrer Vereinigung auf der Grundlage der Demokratie und des Sozialismus.« Dieser Absatz wurde in der Neufassung vom 7. Oktober 1974 vollständig gestrichen. Vgl. dazu Müller-Römer 1974, S. 78.

Adenauer im Jahr 1949 erhobene Anspruch, bis zur Wiedervereinigung für das »gesamte deutsche Volk« zu sprechen, um auch dem unfreien Teil Deutschlands »eine Stimme zu geben«<sup>748</sup>, wurde durch die völkerrechtliche Legitimation der DDR zusätzlich verkompliziert und zum Anlass dauerhafter Auseinandersetzungen. Zwar war es möglich, das öffentliche Bewusstsein für die – nach bundesrepublikanischem Verständnis – weiterhin offene »deutsche Frage« wachzuhalten und hierbei die eigenen politischen Interessen ins Spiel zu bringen. Allerdings wurden die gegen die Zweistaatenlösung gerichteten oder für sie eintretenden symbolischen Akte von den jeweiligen Bündnispartnern in West und Ost nunmehr noch genauer beobachtet, um größere Konflikte zwischen den politischen Blöcken zu vermeiden. Die nach den Bestimmungen der UNO bestätigte Souveränität der beiden deutschen Staaten blieb bis zu ihrer Wiedervereinigung im Jahr 1990 eingebunden in das politische Spannungsfeld nationaler und internationaler Gegensätze. Die besondere geographische Lage des geteilten Deutschlands im Zentrum Europas und an der Nahtstelle zwischen den rivalisierenden Machtblöcken<sup>749</sup> bestimmte die »deutsche Frage« zu einem politischen Gradmesser im Wettstreit der Systeme zwischen West und Ost.

Angesichts dieser äußerst konfliktreichen politischen Lage war die sozialliberale Regierung bestrebt, sowohl außen- als auch innenpolitisch neue Akzente zu setzen. In der zuvor bereits erwähnten Regierungserklärung des frisch gewählten Bundeskanzlers Willy Brandt findet sich auch die häufig zitierte programmatische Aussage: »Wir wollen mehr Demokratie wagen«<sup>750</sup>. Der hierdurch zum Ausdruck gebrachte Veränderungswillen forderte mehr »Mitbestimmung, Mitverantwortung in den verschiedenen

- 748 In seiner Regierungserklärung vom 21. Oktober 1949, zwei Wochen nach Inkrafttreten der Verfassung der DDR, führt Adenauer hierzu aus: »Ich stelle folgendes fest. In der Sowjetzone gibt es keinen freien Willen der deutschen Bevölkerung. Das, was jetzt dort geschieht, wird nicht von der Bevölkerung getragen und damit legitimiert. Die Bundesrepublik Deutschland stützt sich dagegen auf die Anerkennung durch den frei bekundeten Willen von rund 23 Millionen stimmberechtigter Deutscher. Die Bundesrepublik Deutschland ist somit bis zur Erreichung der Deutschen Einheit insgesamt die alleinige legitimierte staatliche Organisation des deutschen Volkes. (...) Die Bundesrepublik Deutschland ist allein befugt, für das deutsche Volk zu sprechen.« Konrad Adenauer: Erklärung der Bundesregierung, vom 21. Oktober 1949, S. 308 (Wiedergabe ohne Reaktionen der Zuhörer; im Original teilweise hervorgehoben)
- 749 Beide Machtblöcke setzten sich nahezu identisch aus den Mitgliedsstaaten der konkurrierenden Militärbündnisse des Warschauer Vertrags (WV) sowie des Nordatlantikpakts (NATO) zusammen.
- 750 Willy Brandt: Abgabe einer Erklärung der Bundesregierung, vom 28. Oktober 1969, S. 20.

Bereichen unserer Gesellschaft« – oder kurz gesagt: »mehr Freiheit«<sup>751</sup>. Man konnte diese Botschaft auch als ein Signal an die Bevölkerung im anderen Teil Deutschlands verstehen.<sup>752</sup> Jedoch stand diese Absicht nicht im Vordergrund. Brandt orientierte sich vielmehr an den gesellschaftlichen Entwicklungen und Veränderungen Ende der 1960er Jahre. Auffällig ist sein Bemühen, dem Verlangen nach radikalen politischen Veränderungen der nach dem Krieg geborenen und vom wachsenden Bildungssystem geprägten Generation, eine reformorientierte Perspektive innerhalb des etablierten Politiksystems zu geben.

Die Proteste gegen verkrustete Gesellschaftsstrukturen waren unübersehbar und nicht nur auf Deutschland beschränkt. Anders als etwa in Frankreich, wo die rebellierenden Studenten schon früh den Schulterchluss mit Vertretern der Arbeiterschaft suchten, entwickelte sich das antiautoritäre Protestmilieu in Deutschland vor allem an den Universitäten. Mitte der 1960er Jahre traten mehrere für die Entwicklung der »Außerparlamentarischen Opposition« (APO)<sup>753</sup> maßgebliche Protagonisten in den »Sozialistischen Deutschen Studentenbund« (SDS) ein, der nach seinem Ausschluss aus der SPD im Jahr 1961 zu einem wichtigen Anlaufpunkt der »Neuen Linken«<sup>754</sup> wurde. Die APO verstand sich als wichtige Gegenkraft zur ersten Großen Koalition von CDU/CSU und SPD, die seit Dezember 1966 unter Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger regierte. Nachdem die Koalition aus CDU/CSU und FDP nach den Bundestagswahlen 1965 zerbrochen war, einigten sich die beiden großen Parteien

751 Vgl. ebda. (im Original teilweise hervorgehoben).

752 Dass Brandt in der DDR äußerst beliebt war und von zahlreichen Bürgern als Hoffnungsträger angesehen wurde, wird aus den Reaktionen anlässlich des ersten deutsch-deutschen Gipfeltreffens am 19. März 1970 in Erfurt deutlich. Brandt wurde, zum Missfallen der DDR-Offiziellen, von einer großen Menschenmenge überschwänglich gefeiert. Obgleich das Treffen in Erfurt ergebnislos verlief, berichtet Brandt im Rückblick auf dieses Ereignis, er habe »viele bewegende Briefe aus der DDR« erhalten, die gezeigt hätten, »welche Hoffnungen man dort in unsere Politik setzte«. Vgl. Brandt 1976, S. 509.

753 So etwa Rudi Dutschke, Bernd Rabehl und Dieter Kunzelmann, die 1965 in den Berliner SDS eintraten. Zur Entwicklungsgeschichte der APO vgl. Otto 1977.

754 Der Begriff »New Left« wurde 1960 von dem US-amerikanischen Soziologen Wright Mills einer größeren Öffentlichkeit bekannt gemacht. Er bezieht sich auf unterschiedliche Ansätze jenseits realsozialistischer Staatsherrschaft und kapitalistischer Sozialtechnologie. Favorisiert wird stattdessen ein undogmatischer Umgang mit gesellschaftskritischen Ansätzen und libertären Lebensformen, der in reflexiven Theorien und Praktiken seinen Ausdruck fand. Zum frühen Selbstverständnis der »Neuen Linken« vgl. Wright Mills 1960.

darauf, eine neue Regierung zu bilden. Zusammen kamen sie auf insgesamt 478 Sitze – gegenüber 50 Sitzen der einzigen Oppositionspartei FDP. Die APO verstand sich dementsprechend als außerparlamentarisches Korrektiv gegen die Übermacht der herrschenden Regierung. Kritisiert wurden vor allem die Vorbereitungen der Notstandsgesetze<sup>755</sup>, für deren Durchsetzung eine Grundgesetzänderung erforderlich war. Hierfür war eine Zweidrittelmehrheit im Bundestag erforderlich, die die Große Koalition besaß. Am 28. Juni 1968 traten die Notstandsgesetze, begleitet von zahlreichen Protesten, in Kraft.

Ähnlich groß fielen die Proteste gegen den Vietnamkrieg aus, mit dem die USA das strategische Ziel verfolgten, ein Bollwerk gegen den Kommunismus in Südostasien zu errichten. Zwischen 1964 und 1968 wurden mehr als 300000 Luftangriffe gegen Nordvietnam geflogen, bei denen große Teile der Zivilbevölkerung durch den Einsatz von Brandbomben getötet wurden. 1965 wurden zudem erste Truppenverbände in Südvietnam stationiert, die in erbitterten Kämpfen für die »Freiheit Amerikas«<sup>756</sup> – so der offizielle Sprachgebrauch – eintraten und ihr Leben ließen. 1966 protestierten ungefähr 1500 Westberliner Studenten gegen die US-Militärintervention und warfen Eier an die Fassade des Amerikahauses. Die sich um die »amerikanische Schutzmacht« sorgenden Passanten begegneten den Protestierenden mit offener Ablehnung und Wut. Zwei Jahre später, anlässlich des vom SDS initiierten Vietnamkongresses an der Freien Universität, zogen nach Abschluss der Veranstaltung bereits 15000 Studenten in einem großen Protestmarsch durch West-Berlin.

Im Jahr zuvor, am 2. Juni 1967, demonstrierten zahlreiche Studenten gegen den Besuch des Schahs von Persien. Die Polizei ging äußerst gewalttätig gegen die Protestierenden vor. In den Abendstunden wurde der Student Benno Ohnesorg durch einen gezielten Schuss in den Hinterkopf ermordet, den der später als DDR-Spion entlarvte Polizist Karl-Heinz Kurras abgegeben hatte. Für viele Studenten war diese Exekution gleichbedeutend mit dem Beginn der Revolte. Neben friedlichen Protestformen, wie die Belagerung von öffentlichen Einrichtungen und Plätzen, bediente man sich nunmehr auch anderer Mittel, um

755 Erste Pläne zur Einrichtung einer Notstandsverfassung gab es bereits 1958. Kritiker befürchteten massive Grundrechtseinschränkungen sowie eine Entmündigung des Parlaments. Insbesondere der mögliche Einsatz der Bundeswehr gegen die eigene Bevölkerung im »Notstandsfall« sorgte für Widerspruch.

756 Außenpolitisch wurde der Konflikt rasch als Angelegenheit des Westens dargestellt: »Die Amerikaner erklärten, Freiheit sei unteilbar, West-Berlin, Paris und London würden in Südvietnam verteidigt«. Frey 2006, S. 178. Das US-Militär verzeichnete insgesamt 58220 getötete US-Soldaten. Auf der anderen Seite »fielen etwa zwei Millionen Vietnamesen dem Krieg zum Opfer, hinzu kamen 300000 Vermisste«. Vgl. ebda., S. 222.

auf beklagte Missstände aufmerksam zu machen. Während einige kreative Formen der Unruhestiftung erproben,<sup>757</sup> entschieden sich andere für gewaltsame Aktionen.<sup>758</sup> Weitere Ereignisse, wie das Attentat auf Rudi Dutschke im April 1968, sorgten für eine Verschärfung der Proteste. Universitätsveranstaltungen wurden für Kundgebungen und als politische Diskussionsforen genutzt – häufig gegen den Willen der Dozenten.<sup>759</sup> Die Proteste weiteten sich aus und wurden in vielen Universitätsstädten fortgesetzt. Zur gleichen Zeit zersplitterte jedoch die Bewegung zusehends, da unterschiedliche politische Zielvorstellungen – nicht nur unter den Studenten – hervortraten, die in eigene Organisationsformen überführt wurden. 1968 wurde zunächst die Deutsche Kommunistische Partei (DKP) gegründet, die enge Beziehungen zur Sozialistischen Einheitspartei (SED) der DDR unterhielt und von Ostberlin finanziell unterstützt wurde. Eine weitere, maoistische Organisation war die Kommunistische Partei Deutschlands/Marxisten Leninisten (KPD/ML), die im selben Jahr gegründet wurde. Der Streit zwischen diesen beiden Parteien ist bezeichnend für die Zersplitterung orthodoxer linker Gruppierungen, die unterschiedliche Modelle des Staatssozialismus favorisierten und sich gegenseitig bekämpften. Marxisten, Leninisten, Maoisten, Trotzlisten, Stalinisten – die Liste so genannter K-Gruppen, die sich im Zuge des Auflösungsprozesses des SDS Ende

757 Vgl. dazu Böckelmann/Nagel 2002.

758 In der Nacht des 2. April 1968 setzten die späteren Mitbegründer der Terrorgruppe Rote Armee Fraktion (RAF), Gudrun Ensslin und Andreas Baader, mit Komplizen zwei Kaufhäuser in Frankfurt am Main in Brand. Sie protestierten damit gegen den amerikanischen Krieg in Vietnam als Ausdruck des westlichen Imperialismus sowie gegen die Ignoranz der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit. Dieses Ereignis war Anlass für Diskussionen, ob der Einsatz von Gewalt – gegen Sachen oder Menschen – angemessen sei, um politische Ziele durchzusetzen. Die Ermordung von Ohnesorg im Jahr zuvor trug zur Eskalation der Gewalt bei und beförderte entsprechende Gegenstrategien. Baader und Ensslin wurden im Oktober 1968 zu jeweils drei Jahren Zuchthaus verurteilt. Sie konnten zunächst untertauchen, wurden jedoch später gefasst und inhaftiert. Die gewaltsame Befreiung Baaders am 14. Mai 1970, unter Beteiligung von Ensslin, Meinhof und weiteren Mithelfern, gilt als Geburtsstunde der RAF. Zu den Anfängen des »linken Terrorismus« vgl. Kraushaar 2017, S. 33–52.

759 So auch bei Adorno, dessen Vorlesung an der Goethe-Universität Frankfurt im Wintersemester 1969 von einer Gruppe gegen das Patriarchat protestierender Studentinnen unterbrochen wurde. Seine Irritation fasste er wenig später in einem Brief an Samuel Beckett in die Worte: »Das Gefühl, mit einem Mal als Reaktionär angegriffen zu werden, hat immerhin etwas Überraschendes.« Vgl. dazu Tiedemann 1994, S. 25.

der 1960er Jahre herausbildeten, ist lang, wenngleich ihr politischer Einfluss insgesamt gering blieb.

Auf der anderen Seite entstand ein weites, gleichwohl unübersichtliches Feld undogmatischer Zusammenschlüsse in der Tradition der »Neue Linke«. Was als antiautoritäre Bewegung begonnen hatte, setzte sich bei den so genannten »Post-68ern« in vielgestaltigen politischen Aktionen und gesellschaftlichen Entwürfen fort. Aus der kritischen Grundhaltung des »Dagegen«, die bereits im französischen Existentialismus Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts einen Ausdruck fand und dabei der Freiheit des Selbstentwurfs das Wort redete, entwickelten sich stärker praktisch orientierte Modelle der Verweigerung<sup>760</sup>, die trotz aller Unterschiede in ihrer gemeinsamen Kritik bestehender Missstände übereinstimmten. Antifaschismus, Antinationalismus, Antiimperialismus, Antikapitalismus, Antitotalitarismus, Antiautoritarismus – angesichts dieser lebendigen »Unübersichtlichkeit« konnte von einer »Erschöpfung utopischer Energien«<sup>761</sup> nicht die Rede sein. Allerdings gelang es nur selten, die heterogenen Einstellungen und kritischen Energien so zu bündeln, dass gesellschaftliche Positionen und Parteinahmen in politische relevante Bewegungen überführt wurden. Die seit den 1960er Jahren jährlich stattfindenden Ostermärsche führten Ende der 1970er Jahre zu starken Protesten gegen die Aufstellung neuer US-amerikanischer Atomraketen in Westeuropa sowie gegen den Einmarsch sowjetischer Truppen in Afghanistan. Hieraus entwickelte sich die so genannte »Neue Friedensbewegung« vor allem in Westeuropa und Nordamerika, die in den bürgerlichen Mittelschichten Fuß fasste und dazu beitrug, unterschiedliche Formen des zivilen Widerstandes als politisches Mittel zu etablieren.<sup>762</sup>

Aus der Kritik an männlich geprägten Strukturen innerhalb des SDS kam es 1968 zur Gründung von Frauengruppen und »Weiberräten« an zahlreichen Universitäten, die auf bestehende Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern aufmerksam machten. Die Kampagne für die Liberalisierung des Abtreibungsrechts führte in den 1970er Jahren zu einer

760 Zur Notwendigkeit des »Dagegen« als Aufgabe der Kritik und Kommunikation vgl. Heinrich 1985. In einem Kommentar von Jürgen Habermas aus dem Jahr 1964 hierzu heißt es: »Der eigentümliche und tiefgreifende Konformismus, der sich in der Bundesrepublik lähmend ausgebreitet hat, hat Proteste und gelegentlich ein protestierendes Denken hervorgerufen. Es richtet sich gegen jene Indifferenz, der nicht anzusehen ist, wem sie sich mehr verdankt: einer Identifikation mit allem und jedem oder der Flucht vor Identifikation überhaupt.« Habermas 1987, S. 445.

761 Hier in Anlehnung an den Titel »Die Neue Unübersichtlichkeit« von Habermas 1985. Darin findet sich der Abschnitt: »Die Krise des Wohlfahrtsstaates und die Erschöpfung utopischer Energien«. Ebda., S. 141–163.

762 Vgl. dazu Gassert 2018, S. 159–164.

raschen Ausweitung der Bewegung, an der betroffene Frauen aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen Anteil hatten. Es folgte eine Rückbesinnung auf feministische Traditionen und Erfahrungen, in denen insbesondere die Ausbeutung von Frauen im Kapitalismus sowie durch patriarchale Herrschaftsverhältnisse thematisiert wurden, woraus übergreifende Forderungen nach eine Neubestimmung des Verhältnisses der Geschlechter abgeleitet wurden. Ein Erfolg dieser Bewegung war die allmähliche Verankerung feministischer Standpunkte in politischen Aktivitäten und staatlichen Institutionen, die das Ziel der »Geschlechterdemokratie«<sup>763</sup> immer stärker ins Blickfeld rückten.

Neben der Friedens- und Frauenbewegung erwies sich schließlich die Umweltbewegung als einflussreiches Zentrum für Anliegen und Ziele neuer sozialer Bewegungen. Anlass war zunächst die Kritik an der zivilen Nutzung der Kernenergie. Bereits in den 1970er Jahren bildeten einzelne Personen, Gruppen und Organisationen informelle Netzwerke, die die Öffentlichkeit über unkalkulierbare Risiken und Gefahren der Atomenergie informierten und entsprechende Proteste organisierten. Anfänglich noch als Anti-Atomkraft-Bewegung gestartet, umfasste das Themenspektrum zusehends weitere Gebiete. Das gestörte Gleichgewicht zwischen Mensch und Natur wurde als zentrale Herausforderung globaler gesellschaftlicher Entwicklungen gefasst.<sup>764</sup> Jenseits der etablierten Parteien entstanden ab Mitte der 1970er Jahre alternative Wahlbündnisse, die das gemeinsame Ziel verfolgten, die besonderen Interessen der

763 Die »Geschlechterdemokratie« zielt darauf ab, die Vielfalt und Verschiedenheit der Geschlechter auf der Basis gleicher Rechte und Möglichkeiten anzuerkennen. Innerhalb des Feminismus gibt es bis heute unterschiedliche Auffassungen darüber, wie dieses Ziel im persönlichen, gesellschaftlichen und politischen Rahmen umzusetzen ist. Vgl. Holland-Cunz 1999.

764 So etwa in der vom *Club of Rome* in Auftrag gegebenen Studie *The Limits of Growth* aus dem Jahr 1972, in der herausgestellt wird, dass lokales Handeln globale Auswirkungen hervorruft und die Menschheit als Ganzes betreffen. Die Studie beruht auf Szenarien und Prognosen, in denen die Variablen Bevölkerungswachstum, Rohstoffverbrauch, Nahrungsmittelproduktion, Umweltverschmutzung und Industrientwicklung modellartig korreliert werden. Ein Ergebnis dieser Untersuchungen ist, dass die Grenzen materiellen Wachstums nahezu erreicht sind und entsprechende Fehlentwicklungen nur unter Berücksichtigung ökologischer Maßstäbe und Ziele korrigiert werden können. Die Studie wurde in 30 Sprachen übersetzt und mehr als 30 Millionen Mal verkauft. Die jüngste vom *Club of Rome* in Auftrag gegebene Studie aus dem Jahr 2016 trägt den Titel *Reinventing Prosperity*. Neben konkreten Vorschlägen zur Problembearbeitung sozioökonomischer Entwicklungen beschäftigt sich die Untersuchung darüber hinaus mit den drängenden Fragen der Erderwärmung. Vgl. dazu den Überblick von Weizsäcker/Wijkman u.a. 2018.

stetig wachsenden sozialen Bewegungen<sup>765</sup> zusammenzuführen, um ihnen politisch mehr Geltung zu verschaffen. Der Drang in die Parlamente führte 1980 in Karlsruhe zur Gründung der Partei *Die Grünen*<sup>766</sup>, der es 1983 erstmals gelang, in den Deutschen Bundestag einzuziehen.

Vor dem Hintergrund dieser politischen Gemengelage wurden die Spiele der XX. Olympiade im Jahr 1966 an die Stadt München vergeben, die vom 26. August bis zum 11. September 1972 in der bayerischen Landeshauptstadt stattfanden. In diesen turbulenten Jahren, mitten im »Kalten Krieg« – der an vielen Orten der Welt stellvertretend auch mit Waffen ausgetragen wurde –, sollte eines der wichtigsten Weltsportereignisse in Deutschland stattfinden. Nicht nur verlief in diesem Land die geographische Grenze zwischen West und Ost, sondern die politische Aufspaltung der Welt war hier besonders greifbar. Die »deutsche Frage« blieb dauerhaft ungelöst und regelmäßiger Anlass diplomatischer Malicen und Intrigen. Nur im Westen hielt man beharrlich an der Wiedervereinigung fest, während der Osten dieses Ziel allmählich aufgab und schließlich aus der Verfassung strich. In der Bundesrepublik besetzten ehemalige Nazis noch immer wichtige Ämter und Positionen<sup>767</sup>. Bis auf wenige Ausnahmen verzeichnete die extreme Rechte gleichwohl keine größeren Wahlerfolge auf der Bundesebene. Alt- und Jungnazis arbeiteten eher im Verborgenen und traten nur gelegentlich »aus der Deckung«. Die beschriebenen Bewegungen und Entwicklungen im linken politischen Spektrum waren dagegen sehr viel einflussreicher und nachhaltiger. Nach seiner ersten Wahl im Jahr 1969 setzte der erste sozialdemokratische Bundeskanzler Willy Brandt vor allem neue Akzente in der Ostpolitik. Nach seiner Wiederwahl im Jahr 1972, nach dem im April gescheiterten konstruktiven Misstrauensvotum und der im November erzielten absoluten Mandatsmehrheit für die sozialliberale Regierungskoalition bei den Bundestagswahlen<sup>768</sup>,

765 Zu diesen neuen sozialen Bewegungen zählten etwa die Bürgerbewegungs- bewegung, die Schwulen- und Lesbenbewegung, die Antirassismusbewegung, die Behindertenbewegung, die Dritte-Welt-Bewegung etc.

766 Bei der ersten gesamtdeutschen Bundestagswahl 1990 arbeiteten *Die Grünen* bereits mit Vertretern des Zusammenschlusses von Bürgerrechtsbewegungen und Oppositionsgruppen der ehemaligen DDR zusammen. Die offizielle Vereinigung der grünen Partei mit dem *Bündnis 90* wurde schließlich im Mai 1993 vollzogen.

767 Um nur ein prominentes Beispiel zu nennen: Kurt Georg Kiesinger, Bundeskanzler der ersten Großen Koalition in den Jahren 1966 bis 1969, trat bereits 1933 in die NSDAP ein. Vor seiner Zeit als Bundeskanzler war er Ministerpräsident in Baden-Württemberg, und bis 1971 blieb er Bundesvorsitzender der Christlich Demokratischen Union (CDU).

768 Die SPD erzielte mit 45,8 % ihr bisher bestes Ergebnis, und auch die FDP ging mit 8,4 % leicht gestärkt aus den vorgezogenen Wahlen vom 19. November hervor. Die hohe Wahlbeteiligung von mehr als 91 % ist zugleich

war Brandt durchaus entschlossen, das politische Themenspektrum zu erweitern. Die programmatische Absicht, mehr Demokratie wagen zu wollen<sup>769</sup>, hätte auf Grundlage der gefestigten Zustimmungswerte für die Regierungsparteien sicherlich zielstrebig verfolgt werden können. Allerdings wuchs schon bald die öffentliche und innerparteiliche Kritik am vermeintlich »führungsschwachen Kanzler«, der – von Krankheiten und Intrigen geschwächt – den täglichen Anforderungen der Regierungsarbeit nur schwerlich nachkam. Brandt bekannte sich zwar nach wie vor zu einem »linken Reformismus«, allerdings führten die massiven Erhöhungen der Rohölpreise im Jahr 1973 die westlichen Industrieländer in eine schwere Rezession mit entsprechend hohen Arbeitslosenzahlen. Anlass für den Rücktritt Brandts am 7. Mai 1974 war schließlich die Enttarnung eines engen Mitarbeiters im Kanzleramt als DDR-Spion, der darauf angesetzt war, die Strategien der westdeutschen Ostpolitik auszuspähen. Auf Brandt folgte als neuer Bundeskanzler Helmut Schmidt, der weniger an politische Visionen glaubte und stattdessen einen deutlich pragmatischeren Regierungsstil pflegte.

Die politischen Verhältnisse und Veränderungen dieser Zeit sorgten für entsprechende Reformansätze und Liberalisierungen auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen. Für die Entwicklung des Sports lassen sich zwei Trendlinien unterscheiden, die von den politischen Rahmenbedingungen beeinflusst wurden und sich auf die Ausgestaltung der Olympischen Spiele 1972 auswirkten. Gemeint ist das Verhältnis zwischen dem Leistungs- und Breitensport, das anlässlich der Vergabe der Spiele neu zu justieren war, ohne den Eindruck zu erzeugen, den gesellschaftlichen Reformen und Veränderungen zuwiderzulaufen. Um dieses schwierige Unterfangen zu verdeutlichen, bietet es sich an, die beiden zentralen Erscheinungsformen des »modernen Sports«<sup>770</sup> zunächst gesondert in den Blick zu nehmen.

Eine verstärkte Förderung des *Leistungssports*<sup>771</sup> wird mit Vergabe der Olympischen Spiele üblicherweise als nationale Aufgabe angesehen. Da

ein Indikator für das insgesamt hohe Interesse der Bevölkerung an den politischen Verhältnissen zu dieser Zeit. Brandt wurde am 14. Dezember 1972 zum zweiten Mal zum Kanzler gewählt.

769 Siehe dazu weiter oben Anm. 750.

770 Hier in Anlehnung an Cachay/Thiel 2000. Die Autoren unterscheiden dort »den Breiten- und Spitzensport sowie den Sport innerhalb des Gesundheitssystems« als »zentrale Bereiche« des Sports. Vgl. ebda., S. 112 und 115. Für die hier in den Blick genommene Entwicklungsphase gewannen weitere Sportmodelle zusehends an Bedeutung, die das Feld des klassischen Sports erweiterten und sowohl aufseiten etablierter Sportorganisationen als auch aufseiten neuer Sportanbieter entsprechende Veränderungen hervorriefen. Vgl. dazu Bette 1999, S. 180–187.

771 Im Folgenden verstanden im Sinne des Spitzen- beziehungsweise Hochleistungssports.

sich der Gastgeber möglichst positiv und erfolgreich darstellen möchte, führt die Ausrichtung der Spiele bereits in den Jahren zuvor in aller Regel zu einer deutlichen Verbesserung der Trainings- und Wettkampfbedingungen in den olympischen Sportarten.<sup>772</sup> Dies war schon bei der Vergabe der Olympischen Spiele 1936 der Fall, als die NS-Führung mit zum Teil krampfhaften Verrenkungen die Hinwendung zum nur wenige Jahre zuvor noch missbilligten Leistungssport vollzog und als »Zeichen des ›völkischen Aufbruchs«<sup>773</sup> auszugeben versuchte. Mit Vergabe der Olympischen Spiele an die Stadt München im Jahr 1966 wurde, trotz unterschiedlicher Ausgangsbedingungen, eine ähnliche Dynamik ausgelöst. Entscheidend geprägt wurde diese Dynamik durch den Umstand der Teilung Deutschlands.

Schon seit den 1950er Jahren waren beide deutsche Staaten durch eine besondere sportpolitische Rivalität miteinander verbunden. Wie gesehen, bemühte sich die auf politische Wiedervereinigung setzende Bundesrepublik auf diplomatischem Parkett intensiv darum, die DDR nicht als souveränen Staat im Sinne des Völkerrechts anzuerkennen. Die DDR hingegen sah sich gegenüber dem westlichen Nachbarn als gleichberechtigt und eigenständig, weshalb die aus Bonn veranlassten Beschränkungen und Alleinvertretungsansprüche als unrechtmäßige Anmaßung zurückgewiesen wurden. Um ihren Protest zu unterstreichen, verwendeten ostdeutsche Athleten und Mannschaften bei internationalen Sportwettkämpfen demonstrativ die eigenen Staatssymbole. Hierdurch gerieten die Veranstalter in eine – oftmals unbeabsichtigte – Komplizenschaft. Diesen symbolischen Sticheleien begegnete die Bundesregierung mit entsprechenden Beschwerderitualen:

- 772 Der Bund fördert im Rahmen seiner verfassungsmäßigen Zuständigkeit den Spitzensport in Deutschland. Über das Bundesinnenministerium werden hierfür jedes Jahr finanzielle Mittel zur Verfügung gestellt. Diese kommen nicht nur dem Sportstättenbau und der Sportgeräteentwicklung zugute, sondern betreffen auch die Bereiche der Nachwuchs- und Athletenförderung sowie wissenschaftliche Forschungsvorhaben mit Bezügen zum Leistungssport. Entsprechende Fördermaßnahmen zielen darauf ab, die Entwicklung des Leistungssports insgesamt voranzutreiben und zu verbessern.
- 773 Eisenberg 1999, S. 394. Zum Begriff »Leistungssport« als »Neologismus des Dritten Reichs« vgl. ebda., S. 392 sowie weiter oben Anm. 532. Wie hoch die damaligen Investitionen in den Leistungssport ausfielen, lässt sich nicht zuletzt an den erzielten Erfolgen ablesen: Während die deutsche Olympiamannschaft bei den Spielen 1932 in Los Angeles mit insgesamt 20 Medaillen noch den neunten Platz in der Gesamtwertung belegte, wurde 1936 in Berlin der erste Platz mit insgesamt 89 Medaillen errungen. Dieser Erfolg schien dem Regime Recht zu geben: Stellte man sich dem Gegner im sportlichen Wettkampf, dann konnte man mit resoluter Vorbereitung und straffer Organisation auch in diesem Feld reüssieren.

»Wenn westdeutsche Diplomaten den neusten Affront der DDR diskutierten oder – falls notwendig – ignorierten, der bei irgendeiner Tausende Kilometer entfernt stattfindenden Messe begangen worden war, so war das eine Sache. Doch gelassen zu bleiben, wenn nun in Stadien überall auf der Welt die DDR-Flagge gehisst würde, stellte ein ganz anderes Problem dar. Bonn bestand auf genauen Regulierungen internationaler Symbolik – bis hin zur erlaubten Größe von Aufhängern auf Trainingsanzügen – und reagierte auf jede noch so kleine Verletzung dieser Regeln empfindlich, getreu dem Leitsatz ›Wehret den Anfängen.«<sup>774</sup>

In diesem »Katz-und-Maus-Spiel« achtete die Bundesrepublik peinlich genau auf die Einhaltung internationaler Vereinbarungen, so dass die Bonner Haltung mit dem Begriff »Symbolobsession«<sup>775</sup> treffend gekennzeichnet ist. Die Gefahr dieser Haltung bestand jedoch darin, dass die internationalen Regelungen verändert und gegen den Alleinvertretungsanspruch der Bundesrepublik gerichtet werden konnten. Wie gesehen, wurde der bundesrepublikanische Anspruch auf sportpolitischer Ebene vonseiten des IOC immer stärker eingeschränkt.<sup>776</sup> Bei den Olympischen Spielen in München sollten nun erstmals zwei voneinander getrennte und völlig eigenständige Mannschaften antreten, nachdem das »Nationale Olympische Komitee der DDR« vier Jahre zuvor vom IOC offiziell anerkannt worden war. Damit waren die beiden deutschen Olympiamannschaften, die bei den Spielen in Mexiko noch unter gemeinsamer Flagge auftraten, auch auf symbolischer Ebene voneinander getrennt.

Aus Sicht der DDR blieb die Vergabe der Olympischen Spiele 1972 an die Stadt München zwiespältig. Einerseits bedeutete der bei der IOC-Session in Rom 1966 erteilte Zuschlag einen internationalen Prestigegewinn für die Bundesrepublik. Andererseits war es möglich, dem durch die Hallstein-Doktrin untermauerten Alleinvertretungsanspruch der Bundesrepublik sportpolitisch zu begegnen, indem man sich selbst als »führende Sportnation« präsentierte. Bei den Olympischen Spielen 1968 in Mexiko war dies bereits gelungen.<sup>777</sup> Jetzt ging es darum, dem hinsichtlich der deutschen Frage bestimmt und beharrlich auftretenden sowie wirtschaftlich enteilteten Nachbarn im Westen ein »athletisches Kapital«<sup>778</sup> entgegenzusetzen, das dem sozialistischen Einheitsstaat im weltpolitischen Kräftespiel ein größeres Gewicht verleihen würde. Sahen viele die DDR schon aufgrund ihres Namens als Vertreter

774 Schiller/Young 2012, S. 234.

775 Ebda.

776 Siehe dazu weiter oben Anm. 502.

777 Die Mannschaft der DDR belegte im inoffiziellen Ländervergleich den fünften Rang im Medaillenspiegel. Die Bundesrepublik erreichte Rang acht, da sie weniger erste Plätze erzielte als die Athleten aus der DDR.

778 Vgl. zu dieser Begriffsverwendung Schiller/Young 2012, S. 251.

des demokratischen Deutschlands, so eröffneten sportliche Erfolge bei Olympischen Spielen und anderen Großveranstaltungen die Möglichkeit, das internationale Ansehen weiter zu erhöhen. Der diplomatische Druck der Bundesrepublik, der mit der Hallstein-Doktrin machtpolitisch erhöht wurde, ließ sich durch sportliche Erfolge zumindest symbolisch unterlaufen.

In Bonn wie Berlin war man sich dieser Ausgangslage gleichermaßen bewusst. Anders als im Bekenntnis zur Unabhängigkeit des organisierten Sports in der Bundesrepublik, der nach eigenem Selbstverständnis von staatlichen und politischen Einflüssen frei bleiben sollte,<sup>779</sup> wurde der Sport in der DDR ausdrücklich zur staatspolitischen Aufgabe erklärt. Das Politbüro der SED war zuletzt die entscheidende Instanz für sportliche Angelegenheiten.<sup>780</sup> Nach offiziellem Verständnis waren Körperkultur und Sport keine Privatangelegenheit, sondern dienten in erster Linie politischen Zwecken. Im Zentrum stand die Förderung der »sozialistischen Persönlichkeit«, an der alle gesellschaftlichen Bereiche auszurichten waren. Spätestens mit Gründung des »Staatlichen Komitees für Körperkultur und Sport« im Jahr 1952 wurde der Weg zum Staatsport auch institutionell vollzogen. Nicht die Tradition der Arbeitersportbewegung<sup>781</sup>, die sich schon im Kaiserreich gegen die nationalistisch ausgerichtete Deutsche Turnerschaft gewendet hatte, sondern das Leistungssportverständnis vor 1945 wurde zur maßgeblichen Referenz der DDR-Sportpolitik.<sup>782</sup> Anstelle einer breit angelegten

779 In der Gründungssatzung des Deutschen Sportbundes (DSB) aus dem Jahr 1950 wird eigens hervorgehoben: »Der DSB führt seine Aufgaben durch in parteipolitischer, konfessioneller und rassischer (sic!) Neutralität. Militarismus im Sport lehnt er ab.« Vgl. Deutscher Sportbund 1990, S. 71.

780 Der 1957 gegründete Deutsche Turn- und Sportbund (DTSB) der DDR erhielt direkte Weisungen vom Staatlichen Komitee für Körperkultur und Sport (SKKS), das dem Zentralkomitee der SED sowie dem Ministerrat unterstellt war. Der Präsident des DTSB war zugleich Mitglied im Zentralkomitee sowie der Volkskammer, woraus die enge Verflechtung zwischen Staat, Partei und Sportbund ersichtlich wird. Zu den Auseinandersetzungen innerhalb der DDR-Sportführung im Vorfeld der Olympischen Spiele von Rom 1960 und Tokio 1964 vgl. Balbier 2007 a, S. 69–72 sowie S. 94–99.

781 Vgl. dazu den Überblick von Teichler/Hauck 1987.

782 Dies wurde natürlich nicht offen ausgesprochen. Vielmehr wurde der bürgerliche Sport in der Weimarer Republik offiziell als revisionistisch zurückgewiesen und das nationalsozialistische Sportverständnis als antikommunistisches Feindbild verurteilt. Die Hinwendung zum Staatssport, die auch nach Gründung des Deutschen Turn- und Sportbundes als sozialistische Massenorganisation fortgeführt wurde, war jedoch kaum geeignet, den offiziellen Feindbildern eine »sozialistische Alternative« entgegenzuhalten. Stattdessen wurden die zentralistischen »Grundstrukturen des zukünftigen

Volkssportbewegung beförderte man bereits in den 1950er Jahren die Entwicklung eines möglichst wirksamen und erfolgreichen Leistungssportsystems. Dieser Zielsetzung wurden auch die anfänglichen Bemühungen um eine Fortführung volkssportlicher Aktivitäten in der Sowjetischen Besatzungszone untergeordnet. Zu den frühen Maßnahmen, den Leistungssport konkurrenzfähig zu entwickeln, gehörten »eine breite Talentförderung, eine gezielte Nachwuchsförderung« und die allmählich einsetzende »Verwissenschaftlichung« des Sportbetriebes<sup>783</sup>.

In der Bundesrepublik distanzierte man sich geflissentlich und nahezu einvernehmlich vom schwierigen Erbe des staatlich gelenkten Leistungssports. Stattdessen wurde ein zivilgesellschaftliches und Breitensportliches Engagement der Bevölkerung präferiert. Das Bekenntnis zum »unpolitischen Sport« war nicht zuletzt durch die Absicht bestimmt, sich mit dem »düsteren Kapitel« zwischen 1933 und 1945 nicht mehr beschäftigen zu müssen. In Denkschriften, Verlautbarungen und Dokumenten der frühen 1950er Jahre zum »neuen Sportverständnis« finden sich zwei wiederkehrende rhetorische Figuren, wonach der »machtbesessene Staat, der den Sport verführt, versklavt, entrechtet hatte«, zerschlagen worden sei »und jene, die sich durch ihn hatten kompromittieren lassen, (...) durch das »Entnazifizierungsprogramm« auf ihre Demokratietauglichkeit hin geprüft worden«<sup>784</sup> seien. Die Bevorzugung eines »organisationsunabhängigen, politisch neutralen und moralisch eigenständigen Sports« ermöglichte es ebenso all jenen belasteten Personen, die offiziell »entnazifiziert« waren, ihr gleichsam »entpolitisiertes Wissen« in den Wiederaufbau des westdeutschen Sports mit einzubringen.<sup>785</sup> Von einem radikalen Neuanfang oder einer »Stunde Null« konnte daher auch in der bundesrepublikanischen Sportentwicklung nicht die Rede sein – hierfür fehlte die ernsthafte Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit. Gleichwohl erwies sich das pluralistische Sportverständnis gegenüber dem zentralistischen Ansatz des DDR-Sportsystems als eine gute Voraussetzung, um dem allgemeinen Verlangen nach Geselligkeit und Ablenkung im überschaubaren Sozialbereich des Sportvereins nachzukommen. Eine als sinnvoll erachtete Freizeitgestaltung sollte in der Wiederaufbauphase der jungen Bundesrepublik von staatlichen Einflüssen möglichst

DDR-Leistungssportsystems (...) bereits Anfang der 1950er Jahre« ausgebildet »und blieben bis in die 1980er Jahre bestehen.« Balbier 2007 a, S. 57–58.

783 Vgl. ebda., S. 58.

784 Vgl. Bahlke/Bockrath/Franke 1990, S. 261.

785 Vgl. ebda. S. 262–263. Zu den dort genannten Beispielen einflussreicher NS-Sportfunktionäre und Leibeserzieher – Guido von Mengden, Karl Ritter von Halt, Erich Klinge, Hans Möckelmann – finden sich Passagen aus frühen Veröffentlichungen, die nach 1945 in nur leicht abgewandelter Form neu aufgelegt wurden.

unabhängig bleiben. Auf diese Weise war es möglich, sich offiziell von der NS-Vergangenheit zu distanzieren und zugleich das Modell des ostdeutschen Nachbarn zurückzuweisen. Diese – nur vermeintlich – unpolitische Haltung kam der Ausbildung eines zivilgesellschaftlichen Sportverständnisses sehr entgegen. Allerdings dauerte es nicht lange, bis das rigorose Leistungsstreben auch in Westdeutschland Oberhand gewann – schließlich war es dem Wettkampfsport inhärent.

In den 1960er Jahren wurden Erfolge im Leistungssport zu einem wichtigen Statussymbol im politischen Wettbewerb zwischen den beiden deutschen Staaten. Die Olympischen Spiele von Tokio 1964 führten in vielen Disziplinen zu einer auffälligen Leistungsentwicklung. Die letztmalig als gesamtdeutsche Mannschaft<sup>786</sup> auftretenden Olympioniken aus der Bundesrepublik und der DDR erreichten insgesamt 50 Medaillen und damit den vierten Platz in der inoffiziellen Gesamtwertung. Allerdings warnte der damalige Präsident des bundesdeutschen Nationalen Olympischen Komitees, Willi Daume: »Wir sind noch einmal davongekommen.«<sup>787</sup> Sowohl in der Bundesrepublik als auch in der DDR wurde das Ziel ausgegeben, die zukünftige Medallenausbeute zu erhöhen.

Bereits 1965 wurde nach Rücksprache mit den westdeutschen Spitzenverbänden der Bundesausschuss zur Förderung des Leistungssports (BAL) als Organ des Deutschen Sportbundes gegründet – gleichsam als Pendant zur Leistungssportkommission (LSK)<sup>788</sup> der DDR. Für westdeutsche Verhältnisse bedeutete diese Zentrierung leistungssportlicher Zuständigkeiten einen wichtigen Einschnitt, der darauf abzielte, die politische Bedeutung des Sports hervorzuheben und die staatliche Sportförderung zu erhöhen. »Die zunehmende Wissenschaftsgläubigkeit und der Bedarf an Experten zur Erstellung der Planungskonzepte halfen (...), die

786 Die Bundesrepublik hatte nach dem Mauerbau im Jahr 1961 die Sportbeziehungen zur DDR eingestellt. Anlässlich der Spiele in Tokio mussten in beiden Teilen Deutschlands Ausscheidungswettkämpfe organisiert werden. In den teilweise erbittert geführten Nominierungswettbewerben qualifizierten sich 176 westdeutsche und 194 ostdeutsche Athleten. Aufgrund dieses Kräfteverhältnisses wurde mit Manfred Ewald – Präsident des DTSB, Mitglied des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschland (SED) und Träger des Vaterländischen Verdienstordens in Gold – erstmals ein DDR-Sportfunktionär zum *Chef de Mission* der gesamtdeutschen Olympiamannschaft.

787 Daume, zit. nach Balbier 2007 b, S. 146.

788 Vgl. Gieseler 1983, S. 127–128. Die LSK war anfangs noch dem Deutschen Turn- und Sportbund unterstellt. Im Jahr 1967, zwei Jahre nach ihrer Gründung, wurde sie unbenannt und als »Leistungssportkommission der DDR« zur zentralen Steuerungsinstitution des DDR-Leistungssports. Vgl. ausführlich dazu Ritter 2003.

Bedeutung der Sportwissenschaften in der Bundesrepublik zu heben. «<sup>789</sup> Auch in dieser Auffassung zeigen sich deutliche Parallelen zur etwa zeitgleichen Entwicklung in der DDR. Die dortige Leistungssportkommission orientierte sich in ähnlicher Weise an peniblen Planvorgaben für eine wissenschaftlich angeleitete und technologisch gestützte Entwicklung von Athleten und Talenten, um einen möglichst effektiven Einsatz aller verfügbaren Ressourcen für die »Herstellung sportlicher Erfolge«<sup>790</sup> zu gewährleisten. In der Bundesrepublik ging man ebenso dazu über, die üblichen Jahresplanungen der Fachverbände im Deutschen Sportbund durch Vier-Jahres-Pläne zu ersetzen und die benötigten Mittel möglichst detailliert anzugeben. Das Bundesministerium des Innern versuchte dadurch, einen besseren Gesamtüberblick über die Leistungssportentwicklung in der Bundesrepublik zu erhalten, um auf dieser Grundlage Fragen der finanziellen Förderung und Ressourcenverteilung schlüssiger beantworten zu können.

Zur besseren Koordinierung des Leistungssports innerhalb des föderalen Systems der Bundesrepublik wurde mit dem »Bundesinstitut für Sportwissenschaft« im Jahr 1970 eine Bundesanstalt im Geschäftsbereich des Bundesinnenministeriums gegründet, die sich nach dem als enttäuschend bewerteten Ergebnis bei den Olympischen Spielen in Mexiko City 1968 zugleich der Vorbereitung der Spiele in München 1972 widmen sollte. Zu den Zielsetzungen der staatlichen Einrichtung zählten unter anderem die Koordination der sportwissenschaftlichen Zweckforschung für den Leistungssport, die Dokumentation einschlägiger Forschungsergebnisse und ihre Übertragung in praxisnahe Anwendungsfelder sowie die Erfassung und Förderung richtungsweisender Forschungsschwerpunkte. Im Sinne dieser strategischen Ausrichtung wurden die Förderungsschwerpunkte anfangs vor allem im Bereich der Trainingswissenschaften und der Sportmedizin gesetzt. Da sportliche Höchstleistungen auch von politischer Seite inzwischen mehrheitlich und nahezu vorbehaltlos als gesellschaftlich nützlich angesehen wurden, orientierte man sich bei der Trainingsgestaltung und Talentsichtung am Vorbild der DDR. Regelmäßige Leistungskontrollen und Belastungsprotokolle der Athleten gehörten schon bald zum selbstverständlichen Arsenal langfristiger Perspektivplanungen. Kritik am Leistungsdrill sowie an der wachsenden Kluft zum Breitensport erhoben allenfalls einige Leibeserzieher unter Bezugnahme auf den Bildungswert des »Spielens, Wetteiferns, Leistens

789 Balbier 2007 b, S. 147.

790 Die inhaltliche Nähe zur Produktionssphäre ist keineswegs herbeigeht. So heißt es in einem Grundsatzpapier der Leistungssportkommission zur geplanten »Entwicklung des Leistungssports in den Jahren 1965–1972« über die Bedeutung der sportwissenschaftlichen Forschung, diese sei »in eine Hauptproduktivkraft (...) des gesellschaftlichen Lebens« umzuwandeln. Vgl. ebda., S. 145.

und Gestaltens«<sup>791</sup>, der im Falle einseitiger »Verzweckung und Vernutzung«<sup>792</sup> aufgegeben werde. Doch diese Stimmen blieben weitgehend ungehört beziehungsweise wurden sie als pädagogische Attitüde abgetan, die mit den Prinzipien des szientistischen Fortschritts kaum noch vereinbar war.

Deutlich offensiver verfuhr man auf dem Gebiet der Leistungsunterstützung durch den Einsatz von Dopingmitteln. Auch wenn das so genannte »Staatsdoping«<sup>793</sup> im DDR-Sport schon beizeiten ein »offenes Geheimnis« war, über das jedoch zumindest öffentlich geschwiegen wurde, war der östliche Nachbar kein einfaches Vorbild für ähnliche Aktivitäten in der Bundesrepublik. Auch im Westen verfügte man schon lange vor den Olympischen Spielen 1972 über das nötige Wissen und Können zur Lösung der Frage, wie durch die Anwendung von Dopingsubstanzen signifikante Leistungssteigerungen im Sport erreichbar waren. Folgt man den Ergebnissen der auf diesem Gebiet noch immer maßgeblichen Studien über »Doping in Deutschland«<sup>794</sup>, dann waren entsprechende

791 Vgl. dazu Bernett 1965, S. 108.

792 Schmitz 1967, S. 148. In der schulischen Talentförderung ging man in der Bundesrepublik weniger zielgerichtet vor als in der DDR. Während im Westen im Jahr 1969 die Initiative »Jugend trainiert für Olympia« als bundesweiter Schulsportwettbewerb ins Leben gerufen wurde, gründete man in der DDR schon in den 1950er Jahren so genannte »Kinder- und Jugendsportschulen« (KJS) für begabte Nachwuchssportler. An diesen Lernanstalten wurde die schulische Ausbildung am sportlichen Erfolg ausgerichtet. Vgl. dazu Wiese 2012. Zur etwa Mitte der 1960er Jahre in der Bundesrepublik einsetzenden Debatte über schulische Talentförderung im Rahmen hierauf spezialisierter »Sportgymnasien« vgl. Balbier 2007 a, S. 113–120.

793 Vgl. exemplarisch Spitzer 2018. Insbesondere durch so genannte »Überläufer« – Sportmediziner und Trainer – waren immer wieder Informationen über das systematische Doping in der DDR in Fachkreisen des Westens bekannt geworden.« Berendonk 1991, S. 34.

794 Für den Zeitraum 1950–1972 vgl. Spitzer 2013; für den Zeitraum 1972–1990 vgl. Spitzer/Eggers/Schnell/Wisniewska 2013. Zur Kritik des Abschlussberichts der Studie »Doping in Deutschland von 1950 bis heute aus historisch-soziologischer Sicht im Kontext ethischer Legitimation« vgl. das Statement des »Kleinen Expertengesprächs« im Bundesinstitut für Sportwissenschaft vom 2. Oktober 2014. Die Teilnehmer dieses Gesprächs aus den Bereichen Sportsoziologie, Sportgeschichte und Sportpsychologie sahen zwar »nach wie vor Forschungsbedarf«, vor allem für den nicht abgeschlossenen Untersuchungszeitraum nach 1990. Allerdings bemängelten sie »sowohl die mangelnde Nachvollziehbarkeit und Methodenreflexion als auch die nicht nachvollziehbare Systematik in der Auswertung«, woraus sich ein »eher voyeuristische(r) Blick in die Dopinggeschichte« ergebe. Vgl. dazu Bundesministerium des Innern

Praktiken bereits in den 1950er und 1960er Jahren in der Bundesrepublik geläufig und wenigstens in einschlägigen Kreisen verbreitet. Zu einem festen Bestandteil des Sportsystems wurde Doping jedoch erst nach 1972, nachdem das Bundesinstitut für Sportwissenschaft die Forschung mit leistungssteigernden – und inzwischen verbotenen – Substanzen als »verdeckte Dopingforschung«<sup>795</sup> unterstützte.

In der Bundesrepublik sorgte bereits im Jahr 1952 die Suspendierung des Sportmediziners Martin Brustmann für öffentliche Aufmerksamkeit. Brustmann, ein ehemals erfolgreicher Leichtathlet, der im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts bereits mit leistungssteigernden Substanzen erfolgreich experimentiert hatte, verabreichte einer deutschen Rudermannschaft bei den Ausscheidungswettkämpfen für die Olympischen Spiele in Helsinki ein Hormonpräparat ( »Testoviron«), das jedoch im Wettkampf nicht den erwarteten Leistungsschub auslöste. Der Sportmediziner sprach von einem Schlafmittel, das er verabreicht habe. Allerdings erwiesen sich die übriggebliebenen Tabletten als »Kraftpillen«, die nur aufgrund einer zu geringen Vorlaufzeit nicht die erwartete Wirkung entfalteten. Damit war erstmals schon in den 1950er Jahren ein nennenswerter Steroidmissbrauch nachgewiesen worden, nachdem man lange Zeit davon ausging, dass anabole Wirkstoffe erst bei den Olympischen Spielen in Rom 1960 in größerem Umfang zum Einsatz kamen.<sup>796</sup> Brustmann wurde aus dem Betreuerstab des Deutschen Ruderverbandes entlassen und verschwand bald aus dem Sichtfeld der Öffentlichkeit. Die sporadische Alarmierung sorgte noch nicht für dauerhafte Irritationen – zumal in den 1950er Jahren die Anwendung so genannter Steroidhormone im bundesrepublikanischen Sport vermutlich noch die Ausnahme war. Stattdessen wurden in dieser Zeit vorzugsweise klassische Aufputzmittel verwendet, wie das schon im Zweiten Weltkrieg

2014 (Anlage 2). Dort findet sich auch eine Liste der dem Bundesinstitut für Sportwissenschaft bis zu diesem Zeitpunkt angezeigten wissenschaftlichen Vorträge und Veröffentlichungen der beteiligten Projektforschungsgruppen. Vgl. ebda. (Anlage 1).

795 Nachdem bei den Olympischen Spielen in Montreal 1976 der deutsche Silbermedaillengewinner im Einer-Rudern, Peter-Michael Kolbe, eine leistungssteigernde Spritze mit – damals noch nicht verbotenen – Substanzen erhalten hatte, deren Nebenwirkungen zu einem starken Leistungseinbruch im Wettkampf führten, wurden sportmedizinische Studien zur pharmakologischen Leistungsbeeinflussung in den folgenden Jahren unter dem Etikett »physiologische Substitutionsforschung« durchgeführt und als Maßnahmen zur Gesundheitsvorsorge und Risikoabwehr im »Kampf gegen Doping« ausgewiesen. Dopingforschung als Gesundheitsversprechen – geschickter hätten man die tatsächlichen Pläne in West wie Ost kaum ins genaue Gegenteil verkehren können.

796 Vgl. dazu Eggers 2012.

massenhaft eingesetzte »Pervitin«, das auch beim »Wunder vom Bern« eine entscheidende Rolle spielte.<sup>797</sup>

Da Doping-Kontrollen zu dieser Zeit weder im Wettkampf noch im Training durchgeführt wurden und Aufputzmittel zum Zwecke der Leistungssteigerung aufseiten des Publikums und der Medien kaum Anstoß erregten, bedurfte es gravierender Vorkommnisse und Nachweise, um dem Kampf um die letzten Leistungsreserven wenigstens vorläufig Einhalt zu gebieten. Zwar rang sich der Deutsche Sportärzte Bund im Oktober 1952 dazu durch, eine erste Antidoping-Erklärung abzugeben. Sie blieb jedoch ohne nennenswerte Konsequenz, da sportliche Leistungssteigerungen und Erfolge den direkt und indirekt Beteiligten – Sportler, Trainer, Ärzte, Funktionäre, Politiker, Medien – schon damals wichtiger waren als gesundheitliche Unversehrtheit oder moralische Integrität.<sup>798</sup>

In den 1960er Jahren sorgten zwei weitere Ereignisse für größeres Aufsehen und für eine zumindest kurzzeitige Intensivierung der Diskussion über Doping im Leistungssport. Bei der Tour de France im Jahr 1967 starb der englische Radprofi Tom Simpson auf der 13. Etappe von Marseille nach Carpentras. Beim Anstieg auf den Mont Ventoux, eineinhalb Kilometer Meter vor dem Gipfel, stürzte Simpson vollends entkräftet und dehydriert vom Rad, ließ sich wieder in den Sattel heben, fuhr noch einen kurzen Zickzackkurs, stürzte abermals und stand schließlich nicht wieder auf. Alle Wiederbelebungsversuche vor Ort waren vergebens und die Ärzte in Avignon konnten am Nachmittag des 13. Juli nur noch den Tod des Radrennfahrers bestätigen. In den Trikottaschen Simpsons fand man mehrere Ampullen mit Amphetaminen und in seinem Urin beziehungsweise Magen wurden ebenfalls Spuren von Aufputzmitteln sowie Alkohol nachgewiesen.<sup>799</sup> Die offiziellen Ermittlungen der Todesur-

797 Gemeint ist der Gewinn der Fußballweltmeisterschaft 1954 durch die Mannschaft der Bundesrepublik Deutschland. Zur Anwendung von Stimulanzien bei diesem Turnier vgl. den kommentierten Literaturüberblick von Jordan 2005. Das Amphetamin »Bencedrine« war bereits 1938 auf dem deutschen Markt erhältlich; noch im selben Jahr wurde es von »Pervitin«, einem Methamphetamin, abgelöst. Dieses weit verbreitete Aufputzmittel, von deutschen Soldaten »Stuka-Tablette« genannt, war bis 1941 rezeptfrei erhältlich.

798 Für Bette und Schimank ist der Dopinggebrauch nicht Resultat individueller Entscheidungen, sondern Ergebnis des Zusammenwirkens unterschiedlicher Akteursinteressen. Aus soziologischer Sicht wäre Doping demnach als eine »Konstellationsphänomen« zu begreifen, das sich nach eigener Logik ständig erneuert. Vgl. dazu Bette/Schimank 2006. Leider wird diese soziologische Zugangsweise in den o.g. Studien zum »Doping in Deutschland« kaum beachtet beziehungsweise anekdotisch verkürzt. Siehe dazu weiter oben Anm. 794.

799 Vgl. dazu Fotheringham 2007, S. 4. An gleicher Stelle wird ein Freund Simpsons, Albert Beurick, mit den Worten zitiert: »There was nothing

sache wurden nur wenige Monate nach dem Vorfall eingestellt und der amtliche Untersuchungsbericht gilt seitdem als nicht mehr auffindbar. Simpson, der trotz eines in Frankreich seit 1965 bestehenden Anti-Doping-Gesetzes bereits zuvor zugegeben hatte, Aufputzmittel einzunehmen, begründete sein Handeln damit, diese würden ihm helfen, die Strapazen des Rennens zu überstehen.

Das zweite hier anzuführende Ereignis betrifft den Tod des Kölner Mittelgewichts-Boxers Josef »Jupp« Elze, der am 12. Juni 1968, kurz vor Schluss der letzten Runde des Europameisterschaftskampfes gegen Juan Carlos Duran, nach Punkten führend, von seinem Gegner hart am Hinterkopf getroffen wurde und aufgeben musste. Nur wenige Tage später, noch im Koma liegend und nach einer Notoperation, verstarb der Profiboxer an den Folgen einer Hirnblutung. Laut Obduktionsbericht wurden in seinem Körper Spuren von »Pervitin« und anderen Aufputzmitteln entdeckt, die er vor dem Kampf zu sich genommen hatte.<sup>800</sup> Damit gab es auch in Deutschland einen ersten Dopingtoten zu beklagen. Denn auch wenn als Todesursache die intrazerebrale Blutung angegeben wurde, so war doch offensichtlich, dass die mehr als einhundert harten Treffer, die Elze während des Kampfes einstecken musste, nicht zu verkräften gewesen wären, wenn der Boxer auf Aufputzmittel verzichtet hätte. Als Folge dieses tragischen Vorfalles wurde die offizielle Rundenzahl von fünfzehn auf zwölf verkürzt und eine verstärkte Polsterung der Boxhandschuhe zur Auflage gemacht. Da jedoch nicht zweifelsfrei nachgewiesen werden konnte, ob die eingenommenen Amphetamine für den Tod des Boxers mitursächlich waren, wurde in der Öffentlichkeit vielstimmig darüber diskutiert, ob Boxen generell gesundheitsschädlich sei, anstatt sich damit zu beschäftigen, welche Rolle Doping dabei spiele. Die Ermittlungen der Staatsanwaltschaft wurden schließlich ergebnislos eingestellt und die Personen aus dem Umfeld des Boxers – Trainer, Manger und Veranstalter – wurden nicht belangt.

Diese Beispiele, die sich unschwer durch weitere ergänzen ließen, zeigen, dass Doping im Westen ungeachtet erkennbarer Risiken geduldet wurde. Im Osten hingegen, wo selbst Minderjährige ohne deren Wissen gedopt wurden, organisierte der Staat das sportpolitische Wettrüsten planmäßig mit »unterstützenden Mitteln«<sup>801</sup>. Trotz unterschiedlicher

wrong with Simpson using drugs (...) as every cyclist used them in those days.« Ebda., S. 5.

800 Vgl. Glockner 2009, S. 17.

801 So die schönfärberische Umschreibung für Dopingmittel in der DDR. 1974, zwei Jahre nach den Olympischen Spielen von München, verabschiedete das Zentralsekretariat der SED auf Wunsch des organisierten Sports und der Sportwissenschaft das »Staatsplanthema (SPT) 14.25«. Ziel dieses »Doping-Großforschungsprogramm(s)« war es, »immer neue(re), effektiver(re) Dopingmöglichkeiten« zu erforschen und nach neuen Methoden zum

Ausprägungen und Organisationsformen erwies sich das Bild vom »sauberen« Sportler aus dem Westen und dem gedopten Ost-Athleten schon seit den 1960er Jahren als ein Mythos. Bedenkt man, dass das Bundesinstitut für Sportwissenschaft seit seiner Gründung hunderte Forschungsvorhaben zum Thema »leistungsfördernde Substanzen« finanziell unterstützt hat, dann wird deutlich, dass der Staat – hier vertreten durch das Bundesministerium des Innern – auch in der Bundesrepublik aktiv beteiligt war. Von dieser staatlichen Subventionierung mit Steuergeldern profitierten einzelne Hochschulen, wie die sportmedizinische Abteilung des Universitätsklinikums Freiburg und das Institut für Sportmedizin der Deutschen Sporthochschule Köln, die sich geradezu einen Wettbewerb um die Einwerbung einschlägiger Forschungsmittel zur Steigerung der sportlichen Leistungsfähigkeit mithilfe von Doping lieferten. Im Vorfeld der Olympischen Spiele von München 1972 bezogen sich die Forschungsaktivitäten vor allem auf die leistungsfördernde Wirkung von Anabolika; weitere Studien zur Anwendung von Insulin und Wachstumshormonen folgten. Den Protagonisten kam entgegen, dass diese Substanzen Anfang der 1970er Jahre noch nicht auf der Liste verbotener Dopingmittel verzeichnet waren. Dies lässt sich allerdings darauf zurückführen, dass einzelne Mitglieder der Ärztekommision des Internationalen Olympischen Komitees, die für diese Liste mitzuständig waren, in ihrer Funktion als Wissenschaftler zeitgleich die leistungssteigernde Wirkung dieser Dopingmittel erforschten. Bevor ein Verbot ausgesprochen wurde, lag das Hauptinteresse – in West wie Ost – darin, den eigenen Wissensvorsprung in sportliche Erfolge umzumünzen.<sup>802</sup>

Trotz gleicher Zielsetzungen ( »Medaillengewinne« ) und Forschungsmethoden ( »Menschenversuche« ) handelten die beteiligten Akteure im

Unterlaufen der Dopingkontrollen« zu suchen. Vgl. Berendonk 1991, S. 91–92. Die Autorin spricht in diesem Zusammenhang bezeichnenderweise vom »Manhattan-Projekt des Sports«. Vgl. ebda., S. 91. Der Einsatz »leistungssteigernder Mittel« wurde dadurch zu einem offiziellen Verwaltungsakt, nachdem in den Jahren zuvor zum Teil unkontrolliert und exzessiv gedopt worden war.

802 In Deutschland wurde am 10. Dezember 2015 das »Gesetz gegen Doping im Sport« vom Bundestag beschlossen. Auf dieser Grundlage können staatliche Ermittlungsbehörden bei Dopingverstößen ihre Ermittlungen aufnehmen. Zugleich wurde der Austausch von Daten zwischen der Nationalen Antidoping Agentur (NADA), den Gerichten und Staatsanwaltschaften erstmals gesetzlich geregelt. In der Anlage zum Gesetz werden Dopingmittel beziehungsweise Stoffe zum Zwecke des Dopings namentlich aufgelistet. Vgl. Deutscher Bundestag 2015, S. 2210–2217 (zuletzt geändert am 12. August 2021). Trotz dieser gesetzlichen Regelung besteht die Schwierigkeit bis heute darin, dass durch die Erforschung, Herstellung und Verbreitung neuer Dopingsubstanzen internationale Übereinkünfte und Dopingverbote

Westen relativ autonom, während im Osten ein planmäßiges und hierarchisch aufgebautes Dopingssystem eingerichtet wurde.<sup>803</sup> Die Olympischen Spiele 1972 markieren in diesem Zusammenhang einen wichtigen Einschnitt, sofern in den Vorbereitungen auf dieses Ereignis die Dopingaktivitäten nochmals deutlich verstärkt wurden. Dies galt für die beiden deutschen Staaten in besonderer Weise, da der Systemkonflikt zwischen den politischen Blöcken anlässlich der XX. Olympiade in München stellvertretend auf der Ebene sportlicher Wettbewerbe ausgetragen werden konnte. Angesichts dieser nicht nur sportpolitisch heiklen Lage überrascht es nicht, dass als Zielsetzung für dieses internationale Sportereignis ausgegeben wurde, »Heiterkeit und Freude am Spiel«<sup>804</sup> zu verbreiten und München als »die Geburtsstadt des modernen Deutschlands«<sup>805</sup> bekannt zu machen. Was hinter den Kulissen geschah, sollte möglichst unsichtbar bleiben.

Die Situation des *Breitensports* – der in der Bundesrepublik ebenso »Freizeitsport« genannt wurde, während in der DDR die Bezeichnungen »Volkssport« sowie später auch »Massensport«<sup>806</sup> vorherrschten –, war bis zu den Olympischen Spielen 1972 in beiden deutschen Staaten durch eine ähnliche Dynamik bestimmt wie die des Leistungssports. In der DDR, die spätestens mit Gründung des Staatlichen Komitees für Körperkultur und Sport (SKKS) im Jahre 1952 den Weg zum »Staats-sport«<sup>807</sup> eingeschlagen hatte, wurde die Volkssportbewegung vergleichsweise früh zum Aufbaureservoir für den Leistungssport. Dies änderte sich auch nicht mit Gründung der sozialistischen Massenorganisation

fortwährend unterlaufen werden, ohne dass ein Ende absehbar wäre. Dies legt den Schluss nahe, Doping nicht nur als »transintentionales Konstellationsphänomen« zu verstehen, das unterschiedliche Akteure begünstigt und sich deshalb immer wieder erneuert. Siehe dazu weiter oben Anm. 798. Ebenso ließe sich Doping als Teil einer bis ins Absurde gesteigerten Wettbewerbskultur begreifen, bei der die physiologischen Leistungsgrenzen mit den Mitteln von Wissenschaft und Technik immer weiter ausgereizt werden. Vgl. dazu König 1996; ähnlich Bockrath 2012.

803 Die Dopingpraktiken in der DDR sind aufgrund des gesetzlich geregelten Zugangs zu den Unterlagen der Staatssicherheit aus dem Jahr 1991 vergleichsweise gut erforscht.

804 So Willi Daume in einem Schreiben an das Nationale Olympische Komitee Griechenlandes aus dem Jahr 1971, zit. nach Schiller/Young 2012, S. 180.

805 Schiller/Young 2012, S. 100.

806 Zum Versuch einer begrifflichen Präzisierung vgl. Dieckert 1978. Der Autor macht deutlich, dass es »weder einen eindeutigen sprachlichen Begriff für das feststellbare Phänomen einer spielerisch-sportlichen Aktivität (gebe; F.B.), die sich vom Hochleistungssport unterscheidet, noch eine dieses Phänomen klärende Theorie.« Vgl. ebda., S. 67.

807 Siehe dazu Anm. 780 weiter oben.

des Deutschen Turn- und Sportbundes (DTSB) im Jahr 1957, der sich zum eigentlichen Führungsorgan des DDR-Sports entwickelte. Die Volkssportbewegung diente dauerhaft und vorrangig der staatlich vorgegebenen Zielsetzung, Talente hervorzubringen und zukünftige Spitzenathleten zu fördern. Um eine größtmögliche Erfassung der sporttreibenden Bevölkerung zu gewährleisten, wurde 1950 das Sportleistungsabzeichen »Bereit zur Arbeit und zur Verteidigung des Friedens« eingeführt.<sup>808</sup> Und auch die frühe Einrichtung der Kinder- und Jugendsportschulen (KJS)<sup>809</sup> war eine gezielte Maßnahme zur Stärkung des DDR-Leistungssports. Dieser Schwerpunktsetzung entsprach schließlich auch die Ausrichtung der sportwissenschaftlichen Forschung: Im Oktober 1950 wurde in Leipzig die Deutsche Hochschule für Körperkultur (DHfK) gegründet, für die – anders als in den bereits seit den 1920er Jahren bestehenden Instituten für Körpererziehung –, spätestens ab den 1960er Jahren eine Profilierung im Bereich der Leistungssportforschung vorgesehen war.<sup>810</sup> Dies führte unter anderem dazu, dass innerhalb der DDR-Sportwissenschaft zwischen einer stark gelenkten und abgeschotteten Leistungssportforschung einerseits sowie einer nachgeordneten und breiter angelegten Schulsportforschung andererseits unterschieden wurde.<sup>811</sup> Die entscheidenden Planungsvorgaben und Mittelzuweisungen betrafen vor allem den Leistungssportbereich, während schulbezogene und volkssportorientierte Forschungen nach offizieller Lesart zwar ihren Beitrag zur »sozialistischen Persönlichkeitsbildung« leisteten, jedoch keine Sonderrechte beanspruchen konnten. Trotz gelegentlich erhobener Bedenken, vor allem aus sportpädagogischer Sicht, lässt sich für die Entwicklung in der DDR insgesamt feststellen, dass der Breitensport – respektive Volks- und Schulsport – die Basis für den Leistungs- und Spitzensport bilden sollte.<sup>812</sup>

In der Bundesrepublik wurde demgegenüber mit Nachdruck die Unabhängigkeit und Eigenständigkeit des Breitensports hervorgehoben.<sup>813</sup>

808 Vgl. Balbier 2007 a, S. 58.

809 Siehe dazu weiter oben Anm. 792.

810 Referenz hierfür war die Deutsche Sporthochschule in Köln, die bereits 1947 unter Carl Diem als Gründungsrektor eingerichtet worden war.

811 Zur konzeptionellen Entwicklung des Schulsports sowie der Schulsportforschung in der DDR vgl. ausführlich Hinsching/Hummel 1997

812 Die Grundlagen hierfür wurden laut Hinsching auf einer Konferenz über Inhalte und Formen des Sportunterrichts in der sozialistischen Schule festgelegt, die im November 1963 in Karl-Marx-Stadt stattfand. Ziel dieser Konferenz war es, eine möglichst einheitliche schulsportliche Ausbildung zu etablieren. Im Sinne dieser Vorgabe wurde die körperliche Grundausbildung wegweisend an der sportspezifischen Entwicklung der körperlichen Leistungsfähigkeit ausgerichtet. Vgl. dazu Hinsching 1997.

813 Zu den politischen Hintergründen der Konzeption eines vermeintlich neutralen, eigenweltlichen Sports siehe weiter oben Anm. 779.

Im Sinne dieser Auffassung wurde nicht nur die Leitfunktion des Spitzensports in Frage gestellt, sondern auch die Durchlässigkeit des Pyramidenmodells – mit dem Leistungssport als Spitze und dem Breitensport als Basis – angezweifelt:

»(D)ie Pyramidentheorie mit ihrem Absolutheitsanspruch ist falsch. Sie trifft lediglich für die kleine Elite von jungen Menschen zu, die durch das System der Talentsuche und Talentförderung im Kindes- und frühen Jugendalter ausgewählt wurden und nun das Fundament für die ›Züchtung‹ von Leistungs- und Spitzensportlern bilden. Von der Vorbildfunktion werden auch nur wenige Menschen erfasst (...). Auch sie darf in Frage gestellt werden. Denn welches Kind wollte nicht schon einmal Lokomotivführer werden?«<sup>814</sup>

Das Pyramidenmodell bilde die Wirklichkeit nicht ab; die »Millionenzahl von Sportinteressierten und Sportaktiven« bleibe von der allenfalls »schmale(n) Pyramide des Leistungs- und Spitzensports«<sup>815</sup> weitgehend unbeeinflusst. Der vergleichsweise scharfe Ton gegenüber den negativen Merkmalen und Auswirkungen des Leistungssports ( »Züchtigung« ) führte wiederholt zu einer idealtypischen Gegenüberstellung zugeschriebener Eigenschaften: Während im Breitensport die »Suche nach Freude, Spaß, Vergnügen, Kommunikation, Entspannung, Ausgleich, Erholung, Gesundheit« überwiege, strebe man im Leistungssport einseitig nach Höchstleistungen und Rekorden, »nach öffentlicher Anerkennung, Auszeichnung, soziale(m) Aufstieg, Geldverdienst«.<sup>816</sup> In deutlicher Abgrenzung hierzu wird der Breitensport als geradezu idealer Freiraum dargestellt, in dem das »Spielen als Sinnerfüllung im Augenblick« erlebbar sei und im »Tun von Überflüssigem« seinen spezifischen Ausdruck finde, wogegen durch den sportlichen Wettbewerb eine einengende »Hinordnung auf Leistungsvergleiche« statfinde. Beim »strapaziöse(n), arbeitsähnliche(n) Trainieren« unterliege der Leistungssportler der »autoritäre(n) Führung durch Trainer« sowie der »wissenschaftliche(n) Überwachung«, wodurch eine »einseitige Lebensweise« befördert werde, die schließlich in »Askese« und Abschottung münde.<sup>817</sup>

Würde man dieser Auffassung folgen, so wäre das »Reich der Freiheit« eindeutig bestimmt und vom »Reich der Notwendigkeit« abgetrennt.

814 Dieckert 1978, S. 76.

815 Vgl. ebda.

816 Vgl. dazu die entsprechende Übersicht ebda., S. 74.

817 Vgl. ebda. Weitere einfache Gegensatzbestimmungen betreffen etwa die für den Breitensport angenommene »Freisetzung des Subjekts, Entfaltung von Spontaneität und Kreativität« einerseits und die für den Leistungssport als »Konsequenz« vorausgesetzte »Vereinzelung, Konkurrenz, Rivalität« andererseits. Vgl. dazu ebda., S. 75.

Inhaltlich ist diesem Blüentraum hier nicht weiter nachzugehen.<sup>818</sup> Stattdessen bleibt festzuhalten, dass die Vorstellung vom »guten Breitensport« und vom »schlechten Leistungssport« das Sportverständnis Anfang der 1970er Jahre stark beeinflusst hat und von den Ausrichtern der Olympischen Spiele in München nicht einfach ignoriert werden konnte. Da sich die »Jugend der Welt« vor allem in den Demokratien des Westens anschickte, die gesellschaftlich verhärteten Zustände aufzuklären und zu verändern, indem die sozialen und politischen Verhältnisse sowohl diesseits als auch jenseits des »eisernen Vorgangs« gleichermaßen kritisiert wurden, sahen sich die Veranstalter der Spiele veranlasst, auch die vorgeblichen »Ideale« der Olympischen Bewegung zur Diskussion zu stellen.

Nach relevanten Themen musste nicht lange gesucht werden. Im Rahmen der Sportkritik der so genannten *Neuen Linken* wurden neuralgische Punkte der modernen Sportentwicklung nicht nur aufgezeigt, sondern auch mit Forderungen nach radikalen Veränderungen verbunden. Ein wichtiger Anknüpfungspunkt für die Sportkritik gegen Ende der 1960er Jahre waren die Arbeiten von Vertretern aus dem Umfeld des 1923 in Frankfurt gegründeten Instituts für Sozialforschung.<sup>819</sup> Von zentraler Bedeutung für die hieran anschließende Rezeption war das Kapitel über »Kulturindustrie« in der *Dialektik der Aufklärung* von Horkheimer und Adorno.<sup>820</sup> Es ist auffällig, dass in den Ausführungen dieses maßgeblich von Adorno verfassten Abschnitts über die Warenförmigkeit von Kultur der Sport nicht direkt angesprochen wird. Zwar ist vom »Amusement« als »Verlängerung der Arbeit unterm Spätkapitalismus«<sup>821</sup> die Rede und es wird die Verwaltung selbst des »Zufalls«<sup>822</sup> aufgedeckt, so dass thematische Verbindungen zum Sport durchaus gegeben sind. Ausgeführt werden diese Bezüge jedoch lediglich in einem Manuskript Adornos aus dem Jahr 1942, das unter dem Titel »Das Schema der Massenkultur« erst im Nachlass des Autors veröffentlicht wurde.<sup>823</sup> In diesem

818 Zur Kritik dieser Aufteilung am Beispiel des Leistungs- und Freizeitsports vgl. Habermas 1958.

819 Zu Adornos Auseinandersetzung mit Thorstein Veblen siehe weiter oben Anm. 241 in Kap. 15. Zu Siegfried Kracauers Beobachtungen über die Angestelltenkultur siehe ebda., Anm. 301.

820 Zum Kapitel »Kulturindustrie. Aufklärung als Massenbetrug« vgl. Horkheimer/Adorno 1972, S. 128–176. Erläuterungen zu den Veränderungen der unterschiedlichen Textfassungen der *Dialektik der Aufklärung* aus den Jahren 1944, 1947 und 1969 finden sich in den Gesammelten Schriften von Max Horkheimer 1987, S. 11–290. Zu den Begriffen »Massenkultur« und »Warenform« siehe weiter oben Anm. 62 und Anm. 66.

821 Vgl. dazu die Textfassung von Horkheimer und Adorno in den Gesammelten Schriften von Horkheimer 1987, S. 162.

822 Vgl. ebda., S. 172.

823 Adorno 1981.

Fragment wird unter anderem der strenge und rituelle Charakter des Sports betont, der vom Spiel zu unterschieden sei und der »Apologie der Gesellschaft«<sup>824</sup> diene. Als »Pseudopraxis« trete der Sport als »farbloser Abglanz des verhärteten, kalten Lebens«<sup>825</sup> in Erscheinung. Dass damit bereits ein helllichtiger Blick auf die weitere Entwicklung des organisierten Sportbetriebs gerichtet wurde, sei hier nur angemerkt. Als schwierig für die hieran anknüpfenden Deutungsversuche erwies sich, dass die massenkulturellen Warentypen und Klischees von Horkheimer und Adorno zwar als »falsche Identität von Allgemeinem und Besonderem«<sup>826</sup> demaskiert werden, ohne jedoch einen Ausweg aus dieser Schwierigkeit anzudeuten. Für den Diskurs über den modernen Sport bedeutete dies, dass der vor allem im Leistungsbereich ersichtliche »Über-eifer an instrumenteller Vernunft« nunmehr auch politisch aufzuklären war – wollte man den Aporien der Kritik nicht allein mit Mitteln der Theorie begegnen.<sup>827</sup>

Der Diskurs über Sport wurde zunehmend politisch. Anders als in der DDR, wo wichtige sportpolitische Beschlüsse von staatlichen Organen getroffen wurden, die im Sinne des »demokratischen Sozialismus« von der Öffentlichkeit mitzutragen waren<sup>828</sup>, wurden in der Bundesrepublik

824 Vgl. ebda., S. 328.

825 Ebda., S. 329.

826 Horkheimer/Adorno 1972, S. 128. Zum uneingelösten Versöhnungsmotiv der Kritischen Theorie siehe weiter oben in Kap. 2 (Bd. 1) Anm. 253.

827 Da das Kapitel über »Kulturindustrie« in der *Dialektik der Aufklärung* vor allem von der ästhetisch geprägten Sichtweise Adornos beeinflusst ist und die politischen Dimensionen der Kulturindustrie weitgehend unbeachtet bleiben, wird der theoretische Anspruch hier auf die Spitze getrieben, ohne sich jedoch aus der »Aporetik der Bewusstseinsphilosophie« befreien zu können. Vgl. zur Kritik an der »Erschöpfung des Paradigmas der Bewusstseinsphilosophie« Habermas 1988, S. 518–534. Habermas selbst beschäftigt sich demgegenüber unter anderem mit den moralphilosophischen Voraussetzungen rationaler Praktiken, ohne allerdings die kulturindustriellen Beschränkungen dieser Praktiken aufzuklären. Die praktische Vernunft wird bei diesem Autor vor allem zu einem Korrektiv im Modus sprachlichen Handelns. Sofern hierbei, wie von Habermas vorausgesetzt, sowohl das »Vorstellen« als auch das »Handeln« als »Attribute des Geistes« gefasst werden – vgl. ebda., S. 519 –, scheinen die Beschränkungen der »Bewusstseinsphilosophie« kaum überwindbar zu sein. In den Analysen von Horkheimer und Adorno bleiben die Grenzen subjektiver Vorstellungen und Handlungen ausdrücklich in den Verstehenshorizont einbezogen. Eine Versöhnung zwischen Ich und Welt wäre demnach nur beidseitig vorstellbar und nicht eine Sache kommunikativer Verständigung.

828 Der »demokratische Zentralismus« betont die Einheit aus zentraler Leitung und demokratischer Mitbestimmung. Den zentralen Parteiorganen der SED gelang es jedoch, ihren Leitungsanspruch dauerhaft

Stimmen lauter, die über den Sinn und Zweck des »Sports im Spätkapitalismus«<sup>829</sup> nachdachten. Auslöser hierfür war eine Publikation von Bero Rigauer mit dem Titel »Sport und Arbeit«<sup>830</sup>, in der unter anderem Strukturähnlichkeiten zwischen modernen Arbeits- und Trainingsmethoden aufgezeigt werden. Die einfache Gegenüberstellung zwischen kapitalistischen Produktions- und vermeintlich zweckfreien Sportformen wird dementsprechend als ideologisch kritisiert. Es folgten Gerhard Vinnais Kritik des kommerziell betriebenen Fußballs, den der Autor im Jahr der Fußball-Weltmeisterschaft in Mexiko 1970, ähnlich wie bei Rigauer, als Mittel zur Ablenkung der Massen begriff.<sup>831</sup> Und ein Jahr vor den Olympischen Spielen in München setzte sich Ulrike Prokop ebenfalls kapitalismuskritisch mit der herrschaftsstabilisierenden Funktion der modernen Olympischen Spiele auseinander.<sup>832</sup>

Gegenteilige Stellungnahmen ließen nicht lange auf sich warten. Zu Beginn des Jahre 1971 veröffentlichte der Karlsruher Philosophieprofessor und ehemalige Olympiasieger im Ruder-Achter, Hans Lenk, eine Polemik gegen die Neue Linke im Sport. Lenk bezog in diesem Zusammenhang apodiktisch Partei für das Leistungsprinzip, das im Sport in besonderer Weise gefördert werde und warf den Neomarxisten vor, dass eine vornehmlich nach dem Spiel- und Lustprinzip organisierte Gesellschaft die grundlegenden Bedürfnisse der Menschen nicht gewährleisten könne. Die Negierung des Leistungsprinzips, so seine düstere Prophezeiung, würde vermutlich gar zu einer Ausweitung der Welthungerkatastrophe führen.<sup>833</sup> Diese Polemik richtete sich – unterschwellig – ebenso gegen einen prominenten Vordenker der Kritischen Theorie. Herbert Marcuse, der sich selbst in der Studentenbewegung engagiert hatte und von dieser umfänglich rezipiert worden war, orientiert sich in seinen Schriften ausdrücklich an Freud und entwickelt dabei, anders als Horkheimer und Adorno, Perspektiven zur Überwindung »manipulierter Bedürfnisse« und »falscher Denkweisen«, deren Leistungsfähigkeit er gerade kritisiert. Typisch für den Triumph des »positiven Denkens« sei

festzuschreiben und politische Teilhabe in ihrem Sinne zu kontrollieren. Infolgedessen wurde etwa die Rechenschaftslegung gegenüber nachgeordneten Instanzen zunehmend einseitig und schematisch abgehandelt.

829 So der Titel von Böhme/Gadow/Güldenpfennig/Jensen/Pfister 1971. Das Berliner Autorenkollektiv wendet sich dort gegen die kapitalistische Entfesselung zerstörerischer Kräfte und fordert für die Entwicklung des Sports, die »Leistungsoptimierung« zu relativieren, »und dafür das Lustprinzip beim Vollzug von Bewegung als vorrangig zu betrachten«. Vgl. ebda., S. 131.

830 Vgl. Rigauer 1969.

831 Vgl. Vinnai 1970 sowie in Fortführung hierzu Vinnai 1972.

832 Vgl. Prokop 1971.

833 Vgl. dazu Lenk 1971.

die Ablösung von utopischen Zwecken, die zu einer Verherrlichung der Mittel führe und, sich selbst genügend, vor allem destruktive Wirkungen entfalte: »(D)ie Rationalität dieser Gesellschaft liegt gerade in ihrem Irrsinn, und dieser Irrsinn ist in dem Maße rational, in dem er leistungsfähig ist, in dem er liefert, was ihm abverlangt wird.«<sup>834</sup> An anderer Stelle identifiziert der Autor das »Leistungsprinzip« als »die vorherrschende historische Form des Realitätsprinzips«<sup>835</sup>, das in seiner existierenden Form »ein beträchtliches Maß an unterdrückender Triebkontrolle erfordert«<sup>836</sup>, die sich entweder mit Ablenkungen begnüge oder aber nach Befreiung strebe. Diese Hinweise verdeutlichen bereits, dass zwischen den Anhängern einer »Metaphysik der Befreiung«<sup>837</sup> und den Befürwortern einer »Leistungsideologie«<sup>838</sup> kaum Anknüpfungspunkte bestanden.

Die nicht selten dogmatisch bestimmten Auseinandersetzungen gerieten jedoch schon bald in eine Sackgasse. Bemängelt wurde die Unversöhnlichkeit zwischen den Extremen – »Polemik wider Polemik«<sup>839</sup> –, die der Sportpraxis keinen Dienst erweise. Gleichwohl war damit ein öffentliches Nachdenken über Sport angeregt worden, das zu neuen und veränderten Formen seiner Ausübung führte. Die gesamte Sportlandschaft wurde merklich bunter und vielfältiger. Im Breitensport gewannen wettkampfunaabhängige Beweggründe und Interessen an Bedeutung. Spielerische Ablenkungen und Geselligkeit, ästhetische Ausdrucksformen und Bewegungspraktiken, körperliche Fitness und Spannungserlebnisse – die kommenden Alternativen zum etablierten Sportbetrieb zeichneten sich bereits ab.<sup>840</sup> Auch im Schulsport bemühte man sich um neuartige Formen des Sporttreibens, indem die »Mehrperspektivität« des Unterrichtsgegenstands hervorgehoben wurde. Nachdem eine Forschungsgruppe um Klaus Giel Anfang der 1970er Jahre anhand exemplarischer

834 Marcuse 1969, S. 192.

835 Marcuse 1980 a, S. 40.

836 Vgl. ebda., S. 42. Zum zerstörerischen Charakter des »Leistungsprinzips« der »auf Erwerb und Wettstreit ausgerichteten Gesellschaft im Prozess ständiger Ausdehnung« vgl. ebda., S. 49.

837 Marcuse spricht in diesem Zusammenhang von einer »Versöhnung von Logos und Eros. Diese Idee zielt ab auf das Zur-Ruhe-Kommen der repressiven Produktivität der Vernunft, auf das Ende der Herrschaft im Genuss.« Marcuse 1980 b, S. 181.

838 Vgl. ausführlich dazu Lenk 1972.

839 Vgl. Weinberg 1971.

840 Zur Verbindung ästhetischer Elemente – vor allem der Mode und Musik – mit sportlichen Aktivitäten, bei denen weniger Wettkampf und Leistung als vielmehr die Aufführung neuer Bewegungstechniken im öffentlichen Raum im Vordergrund stehen, vgl. Schmidt 2002. Nach Auffassung des Autors wurden die Konturen der »hybriden, performativen popkulturell-sportlichen Kulturpraxen« ab Mitte der 1970er Jahre immer deutlicher. Vgl. ebda., S. 68.

Unterrichtsmodelle<sup>841</sup> sich dafür ausgesprochen hatte, spezifische Unterrichtsinhalte aus unterschiedlichen Perspektiven zu erarbeiten, um den Schülern einen möglichst breiten Zugang zu eröffnen, besann man sich auch in der Sportdidaktik darauf, im Unterricht verschiedenartige »Bedeutungsaspekte des Sports«<sup>842</sup> zu thematisieren. Die Diskussion darüber, welche Inhalte im Sportunterricht mit welchen Methoden zu vermitteln seien, wurde auf diese Weise geöffnet. Vor diesem Hintergrund gerieten schließlich auch die Bundesjugendspiele, die trotz ihrer einseitigen Orientierung an klassischen Sportdisziplinen und Leistungs-nomen noch immer die Grundlage für die Vergabe der Schulsportnoten abgaben, immer stärker in die Kritik, da sie den individuellen Begabungen und Bemühungen der Schüler kaum gerecht wurden. Die größte Distanz zum etablierten Sportbetrieb wurde aus sportdidaktischer Sicht im Ansatz von Horst Ehni deutlich, der darauf abzielte, dass die Schüler nicht nur eine sportspezifische Handlungsfähigkeit entwickeln, sondern auch den willkürlichen Aufführungscharakter sportlicher Realitäten – etwa der Olympischen Spiele – erkennen sollten.<sup>843</sup> Eine reflexive Haltung zum etablierten Sportbetrieb konnte etwa dadurch erreicht werden, dass typische Zeichen und Praktiken, wie die Vergabe von Medaillen, das Hissen von Flaggen oder das Abspielen von Hymnen, im Sportunterricht verfremdet und neu inszeniert wurden. Auf diese Weise sollte das üblicherweise »Unsichtbare«<sup>844</sup> hervortreten und in seiner historischen, gesellschaftlichen und kulturellen Bedingtheit transparent werden. Durch diese am Strukturalismus geschulte Didaktik des Zeigens ließen sich vertraute Sportarrangements, Bewegungstechniken und Körperpraktiken als soziale Konstruktionen aufklären. Der Unterricht *in* Sport sollte ebenso *über* Sport handeln, um die pädagogische Differenz zwischen dem Tradierten und dem Tradieren wach zu halten. Als Mitkonstrukteure waren die Schüler hieran selbst beteiligt, indem sie die kulturell vorgegebenen und geläufigen Wirklichkeiten des Sports auf die Probe stellten und ihren kontingenten Charakter erkannten.

841 Vgl. für die Elementarerziehung die Unterrichtsmodelle von Giel/Hiller/Krämer 1975. Seit 1974 veröffentlichte die Reutlinger Forschungsgruppe insgesamt zehn Bände mit konzeptionellen Überlegungen und praktischen Modellen.

842 Kurz spricht anfangs von unterschiedlichen »Sinnbezügen«, ohne dass deutlich wird, woher diese stammen. Vgl. dazu Kurz 1977, S. 62. Anders verfährt der amerikanische Psychologe Kenyon, der anhand empirischer Untersuchungen sechs grundlegende Einstellungen zum Sport – Miteinander, Gesundheit, Risiko, Ästhetik, Katharsis, Askese – identifiziert. Vgl. dazu Kenyon 1968 sowie später auch Kurz 2004, S. 61.

843 Vgl. Ehni 1977.

844 Vgl. ebda., S. 136.

Auch wenn die sportpädagogischen Entgrenzungen den sozialen Öffnungen des Breitensports zeitlich gesehen nachfolgten, reagierten sie nichtsdestoweniger auf die strukturellen Veränderungen des organisierten Sports. Norbert Elias hält bereits im Jahr 1967 auf der Jahrestagung der *British Sociological Association* einen programmatischen Vortrag über »The Quest for Exitement in Unexciting Societies«<sup>845</sup>, in dem er ausführt, dass die »Suche nach Erregung«<sup>846</sup> nicht zuletzt im Sport einen spezifischen Ausdruck finde: »Die Stärke und das Muster der Bedürfnisse unterscheiden sich je nach der Stufe, die eine Gesellschaft im Prozess der Zivilisation erreicht hat.«<sup>847</sup> Knüpft man hieran an, so bedeuteten die Erweiterungen des traditionellen Sportverständnisses weniger eine Reaktion auf vermeintliche Veränderungen der Motive und Wertorientierungen sportlich Interessierter<sup>848</sup>, sondern waren stattdessen gesellschaftlichen Veränderungen geschuldet, die einen facettenreichen »Aufbau von angespannter Erregung«<sup>849</sup> begünstigten. Dies bedeutete nicht, dass der Leistungssport seinen Stellenwert einbüßte. Ebenso wenig musste das klassische Vereinsmitglied sein traditionelles Sportverständnis aufgeben. Beide Bereiche blieben bestimmend. Allerdings wurden sie gegen Ende der 1960er Jahre von einem kritischen Misstrauen begleitet, das den Wunsch nach neuartigen Freizeit- und Spannungsaktivitäten<sup>850</sup> verstärkte. Während sich das Misstrauen mitunter bis zur Fundamentalkritik am Leistungssport steigerte und mit der Kleinbürgerlichkeit des traditionellen Vereinssports hart ins Gericht ging, sorgten selbstorganisierte Formen und pädagogische Inszenierungen freizeitorientierter Praktiken für ein erweitertes Sportverständnis.<sup>851</sup> Im Rahmen dieser Bemühungen verschwammen die Grenzen zu anderen Formen von Körperbewegung und Körperausdruck zusehends, so dass es immer schwieriger wurde, etwa die Ausrichtung informeller Lauftreffs oder meditativer Kampfkunstseminare mit klassischen Vereinssportangeboten der Leichtathletik oder

845 Vgl. dazu die deutsche Übersetzung in Elias 2003 c.

846 Ebda., S. 127.

847 Ebda., S. 153.

848 Zum vermeintlichen »Wertewandel im Sport« vgl. Digel 1990. Der Autor beklagt dort den gesellschaftlichen Bedeutungsverlust sportlicher Leistungen: »Im Sport ist es zu einer einseitigen Überbetonung der Interessen des Einzelmenschen und zu einer einseitigen Überbewertung von Lust, Vergnügen und Genuss gekommen.« Ebda., S. 65. Kritisch dazu Bockrath/Bahlke 1996, S. 17.

849 Elias 2003 c, S. 157.

850 Kennzeichnend für moderne Freizeitaktivitäten sind laut Elias nicht etwa »Spannungsabbau« oder die »Erholung von der Arbeit«, sondern die »erfreuliche Erregung, das angenehme Anfachen der Emotionen im Rahmen von Freizeitbeschäftigungen«. Vgl. ebda., S. 158–159.

851 Dietrich und Heinemann verwenden hierfür die paradoxe Bezeichnung des »nicht-sportlichen Sports«. Vgl. dazu Dietrich/Heinemann 1989.

des Kampfsports gleichzusetzen. Insgesamt wurden »die Grenzen zu anderen Formen des Freizeitverhaltens und der Urlaubsgestaltung, in denen Erholung, Entspannung, Geselligkeit, Unterhaltung, Spiel und Abwechslung gesucht werden, unscharf.«<sup>852</sup> Angesichts dieser sich allmählich herausbildenden »neuen Unübersichtlichkeit«, die als eine Reaktion auf die wachsende Modernisierung, Liberalisierung und Pluralisierung der Gesellschaft zu verstehen ist, lässt sich als gemeinsames Merkmal festhalten, dass neben den Leistungs- und Breitensport als gleichsam dritte Säule der Freizeitsport trat, der anfangs dadurch gekennzeichnet war, dass er außerhalb etablierter Vereins- und Verbandsstrukturen stattfand.<sup>853</sup>

Das Bedürfnis nach Selbstorganisation, Abwechslung und – mit Elias – »erfreulicher Erregung« speiste sich nicht zuletzt aus der Abwehr eines »ins Private gekehrten aggressiven Aufbauwillen(s)«<sup>854</sup> der Adenauerzeit, der im Leistungs- und Breitensport einen passenden Ausdruck fand. Hierzu zählten die seriellen sportlichen Wettkämpfe, die auf verschiedenen Leistungsebenen aktiv ausgetragen oder als Zuschauer vor Ort beziehungsweise am Bildschirm verfolgt werden konnten. Die Ausweitung der vereins- und leistungssportlichen Aktivitäten gingen einher mit den Phasen des Aufbaus, der Konsolidierung und des wachsenden Wohlstands der Bundesrepublik. Doch nachdem seit etwa Mitte der 1960er Jahre ebenso »nicht-institutionalisierte öffentliche Meinungen ein politisches Gewicht gewonnen haben«<sup>855</sup>, kündigten sich entsprechende Veränderungen auch in der Sportlandschaft schrittweise an. Möglichst informell, selbstorganisiert und spielerisch – oder mit anderen Worten: möglichst ungezwungen, ungebunden und nonkonformistisch –, so verstanden sich die neuen Formen des Freizeitverhaltens, die Körper und Bewegung nicht eindimensional an sportlichen Leistungsnormen, sondern ebenso an lustvollen Entfaltungsmöglichkeiten orientierten. Eine die bürgerliche Öffentlichkeit aufschreckende Empfehlung des Sozialwissenschaftlers Günter Amendt war für diese Zeit symptomatisch und wendete sich direkt gegen die »lustfeindlichen« und »herrschaftsstabilisierenden« Bedingungen im Sportunterricht:

852 Ebda., S. 7 (Vorwort).

853 Etablierte Sportorganisationen und kommerzielle Sportanbieter greifen zwar gerne auf entsprechende Freizeitsporttrends zurück, wenn sie sich erfolgreich entwickeln. In diesem Fall können sie deren Entwicklung sogar beschleunigen und verstetigen; als Auslöser neuer Trends treten sie hingegen eher selten in Erscheinung.

854 Vgl. zu dieser Charakterisierung Habermas 1990, S. 21.

855 Ebda., S. 22. Der Autor spricht in diesem Zusammenhang von einer »Inkubationszeit«, ohne dass die hieran anschließende Studentenrevolte zu dieser Zeit bereits absehbar gewesen sei. Vgl. ebda.

»Sie aber, Schüler und Schülerinnen, fordern sie den koedukierten (sic!) und gemischten Turnunterricht, und räumen sie Reck und Schwebebalcken, Kisten – kurz alle jene Kastrations- und Entjungferungswerkzeuge – aus der Turnhalle, und lassen sie als einziges zurück Decken und Matten, auf die sie sich paarweise ausstrecken, à faire l’amour, um Liebe zu machen.«<sup>856</sup>

Auch wenn nicht alle Forderungen zur »Umformung des Realitätsprinzips« derart unorthodox und provokant ausfielen, geriet der Sport immer stärker in den Fokus der Kritik. Vor allem die einseitige Zweckorientierung und Rationalisierung des Leistungssports – seine Kommerzialisierung und Ablenkungsfunktion, der Zwang zu Lustenthaltung und Bedürfnisaufschub, die Unterdrückung spielerischer und kreativer Potenziale –, deren Auswirkungen zumindest auf längere Sicht auch den Breiten- und Freizeitsport erfassen würden<sup>857</sup>, sorgte für öffentliche Aufmerksamkeit und Aufruhr. Indikatoren dafür waren zahlreiche Presseartikel, die sich im Vorfeld der Olympischen Spiele 1972 mit den »Schattenseiten« des modernen Sports beschäftigten. Zwar ließ sich hieraus schlussfolgern, dass die demokratische Öffentlichkeit an einer einseitigen Jubelfeier nicht interessiert war und stattdessen eine freisinnige Berichterstattung bevorzugte. Jedoch sorgten negative Schlagzeilen und Hintergrundartikel für zusätzliche Anspannung bei den Ausrichtern der Spiele. Nicht nur der Leistungssport selbst stand in der Kritik, sondern auch die politischen Umstände und Rahmenbedingungen sorgten für unliebsame Nebengeräusche. Diese betrafen sowohl die Stellung des

856 Amendt 1968, S. 193. Der Mitbegründer des »Anti-Olympischen Komitees« (AOK), das im Vorfeld der Münchener Spiele Vorschläge für eine »Gammler Olympiade« unterbreitete, bei der Disziplinen wie Weitspucken und Kopfwackeln eine besondere Rolle spielen sollten, stand mit seiner Forderung, Schulräume für erotische Spiele zu öffnen, nicht allein. Der renommierte Erziehungswissenschaftler Hans Jochen Gamm forderte mit seiner »Streitschrift für die Emanzipation von Lehrern und Schülern« – so der Untertitel seines 1970 veröffentlichten Buchs *Kritische Schule* – ebenfalls dazu auf, die Schule als asexuellen Raum zu enttabuisieren. Vgl. Gamm 1970. In dem von Amendt ebenfalls 1970 veröffentlichten Aufklärungsbuch *Sexfront* findet sich die Abbildung von *Trimmy*, dem Maskottchen der vom Deutschen Sportbund im selben Jahr gestarteten Trimm-Dich-Kampagne, unbekleidet und mit einer den erhobenen Daumen karikierenden Erektion dargestellt. In der Sprechblase zu dieser Zeichnung findet sich der anarchisch-humorige »Trimm-Tipp«: »Fick mal wieder!«. Amendt 1970, S. 128.

857 So zumindest in Anknüpfung an Habermas, der bereits Ende der 1950er Jahre anmerkt, dass auch die Sphäre der Freizeit und des Breitensports von Leistung und Konkurrenz durchdrungen sei. Siehe dazu weiter oben Anm. 818.

modernen Sports im Rahmen der Olympischen Bewegung als auch den nach wie vor ungelösten Ost-West-Konflikt, der in München zu einem symbolträchtigen Wettkampf zwischen den Olympiamannschaften der Bundesrepublik und der DDR aufgebauscht wurde. Darüber hinaus erschien es ratsam, alle möglichen Anklänge und Erinnerungen an die Nazi-Spiele von 1936 bereits im Vorfeld zu zerstreuen.

Um diesen Schwierigkeiten zu begegnen, entschied man sich vonseiten des Organisationskomitees, die kritischen Stimmen aufzunehmen und die Skeptiker einzubeziehen. Unmittelbar vor Eröffnung der Olympischen Spiele 1972 fand im Deutschen Museum in München ein Wissenschaftskongress statt, an dem mehr als 2200 Wissenschaftler aus 72 Ländern teilnahmen, um sich über die »Chancen und Probleme«<sup>858</sup> der globalen Sportbewegung zu verständigen. Die Themenpalette war weit gefasst und reichte von der »Entfremdung und Identität des Menschen im Sport«, über »Persönlichkeitsbildung« und »Gestaltung des Sportunterrichts«, »Geschlechtsdifferenzen« und »Präventionsmöglichkeiten im Sport«, »motorisches Lernen und Training«, »Professionalisierung« und »Massenmedien« bis hin zu den »physiologischen Leistungsgrenzen« sowie der »Anwendung medizinischen Wissens im Hochleistungssport«. Selbst das Verhältnis zwischen »Sport und Spiel« wurde im Rahmen »philosophischer Interpretationen« eigens thematisiert.<sup>859</sup> Einer der Herausgeber, Ommo Grupe, weist in seiner Einführung zum Kongressband darauf hin, dass bloße Zustimmung und Akklamation von den Veranstaltern nicht geplant gewesen sei: »Der Begriff ›Wissenschaftspluralismus‹ – neben Internationalität eine der leitenden Orientierung des Kongresses – gewann vor diesem Hintergrund Farbe und Aktualität, und er wurde (...) in Praxis umgesetzt.«<sup>860</sup> Diese Einschätzung wurde jedoch nicht von allen geteilt. Zwar beteiligten sich namhafte Vertreter aus unterschiedlichen Disziplinen mit eigenen Beiträgen am wissenschaftlichen Diskurs. Allerdings fanden extreme Positionen, wie etwa die radikale Sportkritik der Neuen Linken, kaum Berücksichtigung:

»Neben der allgegenwärtigen Liselott Diem wurde der Kongress hauptsächlich von jüngeren, liberal und reformorientiert eingestellten westdeutschen Gesellschafts- und Geisteswissenschaftlern besucht, von Philosophen wie Dieter Henrich bis hin zu Erziehungswissenschaftlern wie Ommo Grupe und Hartmut von Hentig. Das Leistungsprinzip wurde vor allem vom Karlsruher Sportphilosophen

858 Vgl. dazu den von Grupe/Kurz/Teipel 1973 im Auftrag des Organisationskomitees der XX. Olympiade herausgegebenen Kongressbericht.

859 Zur hier nur auszugsweise wiedergegebenen Themenübersicht vgl. ebda., S. IV–VIII.

860 Ebda., S. XII.

Hans Lenk gegen die polemische Kritik der abwesenden Neuen Lin-  
ken verteidigt.«<sup>861</sup>

Immerhin war es den Veranstaltern des Kongresses gelungen, zentrale Themen der Sportentwicklung aufzugreifen, die – so die unausgesprochene Hoffnung – die weitere Entwicklung der noch jungen Sportwissenschaften nachhaltig beschäftigen sollten. Für die Präsentation der Olympischen Spiele auf großer Bühne bedurfte es freilich anderer Formen der Darstellung, um am Beispiel dieses Großereignisses das erwünschte Bild der Bundesrepublik als eines demokratischen, modernen und erfolgreichen Staates im Gedächtnis der Weltöffentlichkeit verankern zu können.

Auch hier seien drei Beispiele hervorgehoben, um dies zu verdeutlichen: (a) die Olympischen Sportanlagen auf dem Münchener Oberwiesenfeld, (b) die Eröffnungsfeier sowie (c) der offizielle Olympiafilm.

(a) Bei großen Bauvorhaben werden Superlative gerne bemüht. Wie gesehen, war dies auch anlässlich der Genehmigung zum Beginn der Bauten auf dem Berliner Reichssportgelände im Jahr 1933 der Fall. Hitler versprach Deutschland »eine Sportstätte, die ihresgleichen in der Welt sucht«<sup>862</sup>. Angesichts politischer Schwierigkeiten müsse man versuchen, »durch große kulturelle Leistungen die Weltmeinung für sich zu gewinnen«<sup>863</sup>. Der *Völkische Beobachter* kommentierte nur wenige Tage später mit fester Überzeugung, dass die gesamte Kulturwelt bei der Beurteilung der Berliner Olympiabauten Gelegenheit haben werde »festzustellen, ob der Nationalsozialismus ihrer Bewunderung und ihres Vertrauens würdig ist«<sup>864</sup>. Schon damals wurde also die Messlatte sehr hoch gelegt. Immerhin wurde die Reputation der nationalsozialistischen Bewegung und des faschistischen Staates an die architektonische Ausgestaltung des »olympischen Gesamtkunstwerks« geknüpft.

Für die Olympiaarchitektur in München war entscheidend, patriotischen Pomp und Pathos zu vermeiden und trotzdem öffentliche »Bewunderung und Vertrauen« zu gewinnen. Hierzu bedurfte es einer trefflichen Architektursprache, die zwar beeindrucken sollte, ohne jedoch zu überwältigen. Auf den ersten Blick boten sich hierfür bewährte Zitate und Bezugnahmen auf die Antike an. Diese durften jedoch nicht die Sicht auf die Gegenwart verstellen. Schließlich erschwerte die rassistische

861 So die Einschätzung von Schiller/Young 2012, S. 215. Zu den Aussagen des Allgemeinen Deutschen Hochschulverbandes« (ADH), die die Veranstaltung als »Tummelplatz von Apoleten, die theologisierten und philosophierten«, kritisierten und aus Protest verließen, vgl. ebda., S. 216.

862 Siehe dazu weiter oben Anm. 649.

863 Bennett 1971, S. 50.

864 *Völkischer Beobachter* vom 21.12.1933, hier zit. nach Bennett 1971, S. 51.

Annexion der Antikenrezeption durch die Nazis<sup>865</sup> historische Rückgriffe, die nicht leichtfertig zur symbolischen Aufwertung aktueller Geschehnisse eingesetzt werden konnten. Als sakrale Pathosformen waren antike Stilmerkmale und Bauelemente mit dem Zusammenbruch der pseudodorischen Überwältigungsarchitektur in Deutschland hinlänglich kompromittiert.<sup>866</sup> Sofern *agon*, *agora* und *theatron* für die Olympiarchitektur in München überhaupt als bedeutsam angesehen wurden, dann sicherlich nicht, um die Menschen »zu einer Einheit zu verschmelzen«<sup>867</sup>, sondern vor allem, um den funktionalen Unterschieden zwischen Wettkampf, Versammlung und Vorführung räumlich gerecht zu werden.

Die Bauplanungen in München orientierten sich demgemäß weniger an klassischen Formen und historischen Vorbildern, sondern stattdessen an modernen Materialien und zeitgemäßen Mustern. Dies galt noch nicht für den Entwurf, der im Rahmen der Olympiabewerbung der Stadt München im Jahr 1966 in Rom als Modell präsentiert worden war. Den Mittelpunkt des Wettbewerbsentwurfs bildeten drei voneinander getrennte Sportanlagen, bestehend aus zwei Hallenkomplexen und dem Olympiastadion. Die solitäre Anordnung der Gebäude wurde von den umliegenden Freiflächen zusätzlich hervorgehoben, so dass »das römische Modell wie ein aus Bauklötzen zusammengefügtes, mit relativ autarken Gebäudebereichen durchsetztes Ambiente erscheint«<sup>868</sup>. Der schließlich maßgebliche Bauentwurf der Gruppe *Behnisch & Partner*<sup>869</sup>, die im Jahr 1967 den ausgelobten städtebaulichen Ideenwettbe-

865 Zum Mythos vom »arischen Ursprung« der griechischen Kultur siehe weiter oben Anm. 599.

866 Hitlers Ruinenwert-Theorie hielt sich nur bis zum Ende des Dritten Reiches. Während die antiken Ruinen im Nationalsozialismus durch die geplanten Kolossalbauten übertroffen werden sollten, die ihrerseits in »tausend Jahren« von einer »großen Vergangenheit« Zeugnis geben würden, erwiesen sich die baulichen Relikte des NS-Reiches schon bald als steinerne Überreste des Unrechtssystems. Bezeichnend ist, dass der Umgang mit ihnen sich bis heute als schwierig erweist. Dass Hitlers Hoffnung nicht erfüllt wurde, war gewiss nicht gleichbedeutend mit dem Ende des Größenwahns. Die zeitgemäße Aufgabe bestand jedoch vor allem darin, anstelle vermessener Ansprüche neue massentaugliche Potenziale freizusetzen, die Erinnerungen an Berlin 1936 gar nicht erst aufkommen ließen. Schon aus diesem Grund war für die Olympischen Spiele in München eine neoklassizistisch verbrämte Sportanlage, wie das Berliner Olympiastadion, von vornherein ausgeschlossen.

867 Siehe dazu weiter oben Anm. 655.

868 Verspohl 1976, S. 270. Eine Abbildung des römischen Bewerbungsmodells findet sich ebda., S. 271.

869 Zu den Gründungsmitgliedern der Gruppe gehörten Günter Behnisch, Fritz Auer, Karlheinz Weber, Winfried Büxel und Erhard Tränkner.

werb der Stadt München für sich entscheiden konnte, sah eine gänzlich andere Ausgestaltung vor. Anstatt sich um Fragen der Realisierbarkeit zu kümmern, beschäftigte sich die Architektengruppe in der Planungsphase zunächst mit »der Analyse der Grundstimmung«<sup>870</sup> sportlicher Großanlagen. Leider ist nicht bekannt, welche Stadien und Sportkomplexe hierfür in Augenschein genommen wurden. Jedoch verdeutlicht dieser erste Arbeitsschritt, dass die planenden Akteure die Herstellung einer besonderen Stadionatmosphäre nicht dem Zufall überlassen wollten. Dies ist bemerkenswert, da das Phänomen »Grundstimmung« oder »Atmosphäre« begrifflich kaum fassbar ist. Ihm haftet, folgt man hierin Ger- not Böhme, immer etwas »Vages«, »Unbestimmtes«, »Unfassliches« an.<sup>871</sup> Gleichwohl ist man ihr nicht einfach ausgesetzt, sondern Stimmungen, Befindlichkeiten und Atmosphären sind beeinflussbar beziehungsweise lassen sie sich »machen«<sup>872</sup>, indem man die Bedingungen für ihr Auftreten entsprechend gestaltet.

Das Berliner *Reichssportfeld* wurde zuvor als Beispiel einer atmosphärischen »Überwältigungsmaschine« vorgestellt, die »jede Hoffnung auf Individualität«<sup>873</sup> zunichte machte. Dies gelang vor allem deshalb, weil die Mehrheit der Beteiligten zugleich willens war, eben diese Hoffnung aufzugeben und sich der Illusion der »Volksgemeinschaft« zu überlassen. Damit ist neben dem »Machen« von Atmosphären als zweite Bedingung die »Mitwirkung«<sup>874</sup> der Betroffenen – hier der Zuschauer – genannt. Erst wenn diese einen atmosphärisch gestalteten Raum nicht »nur distanziert« wahrnehmen, sondern als »etwas, in dem man sich befindet«<sup>875</sup>, wird der Raum gleichsam »lebendig«, das heißt mit bestimmten Befindlichkeiten und Stimmungen – heiter, ernst, offen, bedrückend, feierlich etc. – verbunden.

In Berlin 1936 durfte man sich der Zustimmung der Zuschauer im Stadion, die sich bereits im Vollzug des Zusammenseins als Teil der »Bewegung« empfinden konnten, weitgehend sicher sein.<sup>876</sup> Wie gesehen,

870 Vgl. dazu Verspohl 1976, S. 269.

871 Vgl. Böhme 2014, S. 102. Der Autor hebt dort den bestimmenden Charakter der Atmosphären hervor: »Atmosphären sind über alles ergossen, sie tönen das Ganze der Welt oder eines Augenblickes, sie lassen alles in einem bestimmten Licht erscheinen, fassen die Mannigfaltigkeit von Eindrücken in einer Stimmungslage zusammen«. Ebda., S. 102–103.

872 Über das »Machen« beziehungsweise »Schaffen von gestimmten Räumen« vgl. ebda., S. 107. Zum Phänomen der »Gruppenatmosphäre« im »Gefühlsraum« Stadion siehe weiter oben Anm. 416 und Anm. 418.

873 Siehe dazu weiter oben Anm. 668.

874 Böhme 2014, S. 106.

875 Vgl. ebda., S. 107.

876 Siehe dazu weiter oben Anm. 678. »Was man Totalitarismus genannt hat, ist ein Resultat aus der Unterwerfung der Kollektoren (Versammlungsorte

vermochte die völkische Stimmungsarchitektur die Beteiligten seinerzeit in einen kollektiven Erregungszustand zu versetzen, der sinnlich herbeigeführt und physisch übertragen wurde. Doch während die praktische Verwertbarkeit derartiger Inszenierungen von den »Machern« der NS-Bewegung schnell erkannt und geschickt umgesetzt wurde, fehlte auch fünfzig Jahre später noch immer ein begriffliches Verständnis dafür, wie in Stadien und anderen Großsportanlagen nicht nur eine nationalistisch verengte, sondern möglichst weltoffene Atmosphäre hergestellt werden kann. Denn dass die Bundesrepublik als liberal und kosmopolitisch wahrgenommen werden wollte, um dadurch einen Prestigegewinn gegenüber dem undemokratischen Teil Deutschlands zu erzielen, war offensichtlich. Wie also ließen sich die atmosphärischen »Vibrationen«, die »von Körpern gespürt werden«<sup>877</sup>, so arrangieren, dass der architektonische Rahmen als wichtiger Teil der Inszenierung ein insgesamt günstiges Bild auf den Veranstalter warf?

Die Antwort hierauf orientierte sich am bereits bewährten Grundsatz ästhetischer Aufführungen, wonach die eigentliche »Kunst der Atmosphären« ausschließlich »deren Inszenierung«<sup>878</sup> betrifft. Ähnlich wie ein Bühnenbild im Theater davon lebt, dass eine Szene nicht nur mit den für die Handlung wichtigen Requisiten ausgestattet wird, sondern diese so zusammengestellt werden, dass ein stimmiges Gesamtbild entsteht, sollten die Münchener Sportanlagen beim Betrachter möglichst unbeschwerter Assoziationen auslösen. Um die Identifikationsbereitschaft mit dem sportlichen Geschehen zu erhöhen, sollten die Zuschauer sich als Teil dieser Inszenierung wahrnehmen. Denn so viel war gewiss: »ohne die Mitwirkung des Subjekts, der Zuschauer, ist es nicht getan«<sup>879</sup>. Als unstrittig galt zudem, dass für die Herstellung von gestimmten Räumen ein erheblicher Aufwand nötig war, der über das »Bauklotzmodell« des ersten Bewerbungsentwurfes von 1966 weit hinausging. Damit ist ein weiterer Grundsatz für atmosphärisch gelöste Aufführungen benannt, wonach die hierfür nötigen Aufwendungen möglichst mühelos erscheinen müssen, um überzeugend wirken zu können.

In München waren Aufwendungen und Kosten denkbar hoch. Von Vorteil war zunächst, dass die Stadt im Norden mit dem Oberwiesenfeld ein brachliegendes Gelände besaß. In dem gegenüber dem

großer Massen; F.B.) und der ihnen nachgeordneten großen Medien, namentlich der Tagespresse und Rundfunk, unter die Themenhoheit des Veranstalters. Dieser kann von seinen Bürgern mit ziemlich gutem Erfolg verlangen, keine Themen zu haben neben ihm.« Sloterdijk 2004, S. 641.

877 Vgl. zum Diskurs über die Verstrickung von »Körpern und performativen Räumen« aus Sicht der Sozialgeographie Dirksmeier/Helbrecht 2013, S. 69–70.

878 Vgl. Böhme 2014, S. 109.

879 Ebda., S. 106.

Münchener Süden traditionell benachteiligtem nördlichen Teil der Stadt bildeten Sozialwohnungen, Heimunterkünfte, Industrieanlagen, Klärwerke sowie eine Mülldeponie das Umfeld des 280 Hektar großen Olympiageländes.<sup>880</sup> Nach dem Krieg wurden 10 Millionen Kubikmeter Bauschutt auf dem Gelände deponiert und zu einem künstlichen Berg aufgetürmt, der im Laufe der Zeit als Weidegrund für Schafe sowie als Übungshang für Skifahrer genutzt wurde. Um das Gelände »olympiatauglich« zu machen, mussten insgesamt 3,1 Millionen Kubikmeter Erde bewegt werden. Auch wenn der vom Landschaftsarchitekten Günther Grzimek gestaltete Olympiapark den Eindruck einer natürlichen Landschaft vermitteln sollte – die Münchener Bewerbung hatte »Spiele im Grünen«<sup>881</sup> versprochen –, handelt es sich tatsächlich um eine nach funktionalistischen Gesichtspunkten gestaltete künstliche Anlage. Dies gilt auch für den zwischen Stadion und Berg gelegenen Olympiasee, der erst im Zuge der Umstrukturierung des Geländes entstand. Anstelle großer Paradastraßen und Aufmarschplätze führen zahlreiche geschwungene, von Bäumen und Sträuchern umsäumte Wege zu den Sportanlagen. Im Zuge der 1968 begonnenen Erdarbeiten wurden bis 1972 mehr als 3000 Großbäume auf dem gesamten Gelände gepflanzt. Zudem wurden 40 Tonnen Grassamen eingesät, um den Eindruck einer offenen Parklandschaft zur Ausübung populärer Freizeitaktivitäten zu verstärken:

»Das Oberwiesenfeld stand in einer Reihe mit den großen Münchener Stadtparks: Während der Park um das Nymphenburger Schloss den Absolutismus des 17. Jahrhunderts widerspiegelte und der Englische Garten im 18. Jahrhundert dem Vergnügen der Bourgeoisie gedient hatte, stand das Oberwiesenfeld von 1972 nun für Offenheit und Teilhabe für jedermann.«<sup>882</sup>

Um die Landschaft den Erfordernissen der Bauarchitektur anzupassen, wurde das Gelände systematisch modelliert. Verspohl spricht in diesem Zusammenhang von einer »mehrdimensionalen, parataktischen Landschaft«<sup>883</sup>, deren Aufgliederung sich erst aus größerer Distanz erschließt. Für den Besucher vermittelt das Areal zunächst den Anschein einer großen Unübersichtlichkeit. Zwar bieten markante Punkte, wie der weithin sichtbare »Olympiaturm«<sup>884</sup> oder der »Olympiaberg«, dem Auge Halt.

880 Ungefähr 80 Hektar des Gesamtareals wurden für die Sportflächen verwendet. Vgl. zur Geschichte sowie zur Bedeutung des Münchener Oberwiesenfeldes für die Stadtentwicklung Geipel/Helbrecht/Pohl 1993.

881 Vgl. dazu Schiller/Young 2012, S. 170.

882 Ebda., S. 171.

883 Verspohl 1976, S. 279.

884 Hierbei handelt es sich um den Münchener Fernsehturm, der zum »Olympiaturm« erklärt wurde, als auf dem Oberwiesenfeld der »Olympiapark«

Allerdings wird die Orientierung immer wieder durch zahlreiche Wegkreuzungen, Abbiegungen, Höhenunterschiede, Bäume und andere »Hindernisse« eingeschränkt, die scheinbar zufällig auftauchen und den Weg zu den Sportanlagen in ein Labyrinth verwandeln. Dennoch gelangt der Besucher schließlich sicher ans Ziel, da alle Wege zum zentralen Anlaufpunkt »Coubertinplatz«<sup>885</sup> führen, der an das Stadion angrenzt und Olympiahalle, Olympiabad und Olympiasee miteinander verbindet. Das unübersichtliche Wegegeflecht wird von einigen, etwas breiteren Hauptwegen durchzogen, die einen störungsfreien Zugang zu den Haltestellen des öffentlichen Nahverkehrs erleichtern. Auf Beton und Asphalt wurde in diesem Zusammenhang verzichtet, um den Eindruck großstädtischer Betriebsamkeit zu vermeiden. Stattdessen verwendete man Streusand und Kiesgranulat, das mittels einer Bitumenmasse verfestigt wurde. Das Betreten der angrenzenden Rasenflächen war ausdrücklich erlaubt, um die Verweildauer zu erhöhen und eine möglichst entspannte Atmosphäre zu schaffen.

Die Parklandschaft sollte zu einer Spiel- und Freizeitlandschaft werden, die von der Bevölkerung auch nach den Olympischen Spielen zur Erholung genutzt werden konnte. Darüber hinaus verfolgten die Planungen das Ziel, eine idealisierte bayerische Landschaft zu inszenieren. Grüne Moränenhügel, stille Auen, ein kalter Gebirgssee, Feuchtgebiete an den Ufern, Silberweiden und Krüppelkiefern – all diese Elemente finden sich, künstlich arrangiert, im Olympiapark wieder. An verschiedenen Stellen wurde auch auf unscheinbare Kunstgriffe zurückgegriffen, um die Illusion einer natürlichen Voralpenlandschaft zu vervollkommen. Da der »Olympiaberg« mit einer Höhe von 56 Metern eher einem Hügel gleicht, wurden die Bäume und Kiefern an seinen Hängen künstlich klein gehalten. Dadurch wirkte der »Berg« schließlich höher und hob sich optisch deutlicher von seiner Umgebung ab. Auch dieses Mittel ist nicht neu und kommt etwa im Theater regelmäßig zur Anwendung, wenn die Gegenstände auf der Bühne so angeordnet werden, dass sie trotz des beengten Raums den Eindruck von Größe und Weite vermitteln. Seit der Antike bedient sich die *Skenographie* der Methode, die dargestellten Dinge nicht einfach nur wiederzugeben, sondern auf das Vorstellungsvermögen der Betrachter zu beziehen, um einen erwünschten Eindruck hervorzurufen.<sup>886</sup> »Die Behandlung der Objekte dient le-

entstand. Der Turm wurde wenige Jahre vor Beginn der Spiele erbaut und besitzt ein Turmrestaurant, von dem aus das Gesamtareal gut überblickt werden kann.

885 Ein Teil des »Coubertinplatzes« wurde 2021 in »Hans-Jochen-Vogel-Platz« umbenannt, um den langjährigen Oberbürgermeister der Stadt zu ehren und sein Engagement für die Ausrichtung der Spiele in München zu würdigen.

886 Vgl. etwa die Darstellung des Apollon im Giebelfries des Zeustempels in Olympia. Siehe dazu weiter oben Anm. 398 in Kap. 5 (Bd. 1).

diglich der Herstellung von Bedingungen, unter denen diese Phänomene hervortreten können«<sup>887</sup> und ihre atmosphärische Wirkung entfalten.

Blickt man auf die beabsichtigten Wirkungen der Parklandschaft, so sind zwei Aspekte hervorzuheben: Zunächst wurde durch die topologische Gestaltung des Raums mit den zahlreichen Höhenunterschieden und wechselnden Landschaftselementen – Wege, Hügel, Uferzonen, Rasenflächen, Baumbestände – eine starke Zergliederung der Landschaft erreicht, die sich den Augen des Betrachters nur ausschnittthaft erschließt. Monumentale Eindrücke, die auf dem Berliner *Reichssportfeld* durch streng gegliederte Formen und weiträumige Blickachsen künstlich hervorgebracht wurden, konnten in der vielgestaltigen Landschaft des Münchener Olympiaparks gar nicht erst aufkommen. Sichtbar waren jeweils nur »Teilformationen, die das Kombinationsvermögen anregen und zur Vervollständigung herausfordern, sich aber zugleich aufdrängen, da es unmöglich ist, ihnen auszuweichen«<sup>888</sup>. Zudem vermittelte die Art der Parkanlage das Bild einer bayerischen Idylle – ganz im Sinne des Münchener Slogans: »Weltstadt mit Herz«<sup>889</sup>, mit dem die Stadt ihr Image aufzuwerten versuchte. Auch wenn die Bezeichnung »Weltstadt« für München kaum zutreffend ist, rückte die Stadt zumindest für die Zeit der Olympischen Spiele ins Blickfeld der Weltöffentlichkeit. Anstatt jedoch mit wirklichen »Weltstädten« in Konkurrenz zu treten, besann man sich darauf, als Ort der Naturverbundenheit und Traditionspflege aufzutreten. Die Nachahmung einer idyllischen Voralpenlandschaft im Kleinformat als Kulisse für das sportliche Großereignis war demnach bewusst gewählt. München war im Laufe seiner Entwicklung weder als kraftvolle Industriestadt<sup>890</sup> noch als lebendige Großstadt in Erscheinung getreten, weshalb es ratsam erschien, sich auf seine eigenen Vorzüge zu besinnen. Die verwendeten Ausdrucksformen der Gediegenheit und Tradition, Gemütlichkeit und Ruhe sowie Naturverbundenheit und wirtschaftliche Stärke entsprachen nicht nur dem Wunsch, sich als vergleichsweise »harmlose Großstadt«<sup>891</sup> darzustellen, sondern dienten ebenso dem Kalkül, die für die Ausrichtung eines sportlichen Weltereignisses eventuell störende Provinzialität atmosphärisch umzukehren und als programmatische Stärke auszuweisen. Das künstlich nachgeahmte bayerische Voralpenpanorama war hierfür die geeignete Kulisse.

887 Böhme 2014, S. 106.

888 Verspohl 1976, S. 271–272.

889 Der Slogan geht zurück auf eine Initiative des Münchener Verkehrsvereins aus dem Jahr 1962.

890 »München hat auch die Industrialisierung nur langsam vollzogen, was die Stadt lange rückständig erscheinen ließ, heute aber zum Erfolgsfaktor wird«. Löw 2008, S. 228.

891 Vgl. ebda., S. 214.

Zum Kern der Inszenierung zählten schließlich die drei Hauptportstätten – Stadion, Sporthalle und Schwimmhalle –, die als »Vertiefungen in der Landschaft« interpretiert, jeden möglichen Anfangsverdacht hinsichtlich baulicher Kolossalität und Anmaßung zerstreuen sollten. Um die ursprünglich geplante Solitärstellung der Sportanlagen zu umgehen, wurden die Bauelemente von einem lichtdurchlässigen »Zeltdach« überwölbt und miteinander verbunden. Diese neuartige Zeltdachkonstruktion orientierte sich an der wellenartigen Gestaltung des Olympiaparks und erweckte – so Otl Aicher, Verantwortlicher für das ästhetische Design der Münchener Spiele –, »das spielerische Bild der Improvisation«<sup>892</sup>. Damit war ein klares Zeichen gesetzt, dass sich bewusst gegen das Klischee »deutscher Ordnungsliebe und Gründlichkeit« richtete. Während die Berliner Spiele sich durch organisatorische Straffheit und Strenge auszeichneten, sollten in München spielerische Leichtigkeit und Heiterkeit bestimmend sein. Die Übergänge zwischen der artistischen Dachkonstruktion und der geschwungenen Topografie des Olympiaparks kamen ohne scharfe Schnittlinien, und schroffe Winkel aus. Auf diese Weise entstand der Eindruck, die Dach- und Landschaftsformationen würden einander natürlich ergänzen. Der ebenfalls geschwungene, mit der Anordnung der Sportstätten harmonisierende Verlauf des Olympiasees verstärkte diese Anmutung, so dass der – zentrale Gebäude- und Zwischenflächen überspannende – Dachschirm schließlich zum bestimmenden Wahrzeichen der Olympischen Spiele 1972 wurde.

Erstaunlich in diesem Zusammenhang ist, dass die anspruchsvolle Zeltdachkonstruktion zwar den wesentlichen Ausschlag für den Gewinn des Architekturwettbewerbs gegeben hatte, ohne dass die Frage der Machbarkeit jedoch bereits abschließend geklärt worden war. Zudem gab es – zumindest vereinzelt – auch ästhetische Bedenken, wie etwa die Bemerkung des damaligen Oberbürgermeisters Hans-Jochen Vogel erkennen lässt, der gegenüber Willi Daume, dem Vorsitzenden des Nationalen Olympischen Komitees, scherzhaft angemerkt haben soll, München sei doch »keine Beduinenstadt«<sup>893</sup>. Doch das Preisgericht ließ sich nicht irritieren und optierte, nach einigen Bedenken, schließlich für das Konzept eines punktgestützten Hängedachs für die Olympischen Spiele in München.

Als die Entscheidung für »das ambitionierteste Bauprojekt in der Geschichte der Bundesrepublik«<sup>894</sup> getroffen worden war, dauerte es noch ein halbes Jahr, bis die Architektengruppe *Behnisch & Partner* damit beginnen konnte, ihren Entwurf umzusetzen. Im Verlauf der Realisierung waren zahlreiche Schwierigkeiten zu bewältigen, die nicht nur die technische Projektumsetzung betrafen, sondern auch die anfängliche Ent-

892 Zitiert n. Schiller/Young 2012, S. 164.

893 Vgl. ebda., S. 165.

894 Ebda., S. 168.

wurfsidee veränderten. Orientierte sich der Wettbewerbsentwurf noch am Vorbild einer von Frei Otto entwickelten leichten Zeltkonstruktionen, die erstmals im Jahr 1955 auf der Kasseler Bundesgartenschau vorgestellt und bei der Weltausstellung 1967 in Montreal zu einer innovativen Pavillonkonstruktion<sup>895</sup> ausgearbeitet worden war, so wurden in München Forderungen laut, eine deutlich langlebigere Konstruktion zu entwickeln. Während sich Otto in Montreal für die Verwendung textiler Materialien als Dachhaut entschieden hatte, um den temporären Charakter seiner Gebäudearchitektur hervorzuheben, drangen vor allem »Industrie und Politik« auf etwas »Solides und Festes, etwas von Dauer«<sup>896</sup>. Olympia, so etwa der CSU-Politiker und Vorsitzende des Aufsichtsrats der *Olympia Baugesellschaft*, Franz-Josef Strauß, verdiene eine fortdauernde Infrastruktur, die über das Ereignis der Spiele weit hinausweisen müsse.<sup>897</sup> Wie hoch der tatsächlich ausgeübte Druck war, lässt sich unter anderem daraus ersehen, dass die *Olympische Baugesellschaft* noch 1968 einen Alternativvorschlag für das Dach in Auftrag gegeben hatte, wogegen sich *Behnisch & Partner* jedoch erfolgreich zur Wehr setzen konnte, da dieses Vorgehen gegen die Regeln des *Bundes Deutscher Architekten* verstieß. Allerdings führten die unterschiedlichen Einflussnahmen schließlich auch zu einem Umdenken innerhalb der Planungsgruppe selbst, die zusehends von dem Konzept einer improvisatorischen Architektur abrückte und stattdessen einer starren Konstruktion den Vorzug gab: »Aus dem leichten, immateriellen Regenschirm des Wettbewerbs ist ein handfestes technisches Gebilde geworden.«<sup>898</sup>

Die damit verbundenen Kostensteigerungen waren enorm und stiegen um das Zehnfache gegenüber den ursprünglichen Planungen. Doch auch die Anmutung des Bauwerks änderte sich gravierend:

»Wo ursprünglich kleine Betonfundamente ausgereicht hätten, lagen jetzt Betonblöcke mit bis zu 30 m Länge und Tiefe, die den wie massive

895 Die architektonische Gestaltung des *Deutschen Pavillons* in Montreal lag in den Händen von Rolf Gutbrod und Frei Otto. Der Entwurf der legendären Dachausführung geht zurück auf Otto, dessen kombinierte Seilnetz- und Membrankonstruktion für das Münchener Olympiastadion beispielgebend war. Vgl. dazu den Überblick von Sigel 2000, S. 216–235.

896 So Winfried Büxel von *Behnisch & Partner* im Jahr 1972, hier zit. n. Verspohl 1976, S. 292. Die Zeltkonstruktion richtete sich laut Frei Otto gegen eine »Ästhetik der Permanenz«, die von ihm »als Geste menschlicher und politischer Macht und als Herrschaftsanspruch über die Natur interpretiert« wurde. Sigel 2000, S. 223.

897 Vgl. Verspohl 1976, S. 292.

898 Behnisch/Auer/Büxel/Tränker/Weber/Joedicke 1972, S. 324. Kritische Kommentare Ottos zur Münchener Dachkonstruktion sind nicht nur dadurch begründet, dass er in die anfänglichen Planungen von *Behnisch & Partner* nicht eingebunden war. Vielmehr widersprach die massive

Bastionen wirkenden Aufbauten der Sporthallen Kenzo Tange's den Rang ablaufen zu wollen scheinen. Die bis zu 90 m hohen Pylone und die aufwendigen Seilkonstruktionen wirken nicht leichter als die Masten und das Hängedach des Nya Ullevi Stadion in Göteborg. «<sup>899</sup>

Da jedoch die Unterschiede zwischen den Planungsabsichten und der tatsächlichen Bauausführung der Öffentlichkeit kaum bekannt waren, wurde die Dachkonstruktion bereits zuvor als originelle Interpretation nationaler Selbstdarstellung gefeiert. Kritische Stimmen richteten sich vor allem gegen die horrenden Kostensteigerungen sowie die noch nicht erprobte Haltbarkeit und Betriebssicherheit der Dachkonstruktion. Gleichwohl überwog auch in Fachkreisen die Einschätzung, dass das nötige Geld investiert werden müsse, wenn man Bedeutendes schaffen wollte. Darüber hinaus, so die Hoffnung, würde die notwendige Suche nach technisch-konstruktiven Lösungen innovative Potenziale für die gesamte Baukunst freisetzen.<sup>900</sup>

München erhielt schließlich sein modernes Repräsentationsbauwerk, das mit einer Höhe von fast 90 Metern und einer Spannweite von bis zu 450 Metern alle vergleichbaren Vorbilder und Modelle bei weitem übertraf. Die Gesamtfläche des Daches umfasste knapp 80000 Quadratmeter,

Dachausführung seiner Auffassung von Architektur als Ausdruck einer möglichst vorläufigen und veränderbaren Formsprache. Spätere Vorschläge Ottos zur »Retten der Münchener Dachkonstruktion« wichen von seinen eigenen Vorstellungen über die Verwendung »beweglicher und transparenter Bauelemente« ab. So schlug er beispielsweise vor, die Dachhaut des Olympiastadions mit Holz, Bitumen oder aluminiumbeschichteten Auflagen zu versehen und nur kleine Ausschnitte durchsichtig zu gestalten. Von der von ihm selbst bevorzugten flexiblen Baugestaltung hatte er sich damit bereits weitgehend entfernt.

899 Verspohl 1976, S. 294.

900 Günter Behnisch berichtet in einem Vortrag über die Bedenken, den Auftrag in seiner geplanten Form ausführen zu lassen. Willi Daume und Egon Eiermann, der Vorsitzende der Wettbewerbskommission, hatten sich für den Entwurf von *Behnisch & Partner* ausgesprochen, waren jedoch inzwischen selbst in Zweifel geraten, ob das Projekt überhaupt machbar sei. Im Winter 1967/68 lud Daume die maßgeblichen Vertreter des Aufsichtsrates in sein Privathaus am Starnberger See, um das »versackende Projekt voranzubringen«. Behnisch erläutert die heikle Situation: »Egon Eiermann, den ich bis dahin nicht gesprochen hatte in dieser Sache, beugte sich kurz zu mir und fragte »schafft Ihr das?«. Nun, ich wusste das ja auch nicht, aber ich sagte mit einer Stimme so fest wie möglich in dieser Situation »selbstverständlich!«. Welche andere Möglichkeit hätte ich gehabt? Worauf Egon Eiermann aufsprang, die Hand hob und rief: »Herr Daume, das Dach ist baubar, wir bauen das Dach.« Behnisch 1994, S. 12. Dieses Beispiel zeigt, wie nah Anmaßung und Kühnheit beieinander lagen.

davon 35000 über dem Stadion, 22000 über der Olympiahalle und 12000 über der Schwimmhalle. Um den Forderungen nach Wetterschutz und Lichtdurchlässigkeit gerecht zu werden, wurden Acrylglasplatten in serienmäßiger Größe von knapp neun Quadratmetern auf einer Netzseilkonstruktion befestigt. Zwölf Hauptpylone sowie 36 kleinere Masten mit 169 Verankerungsfundamenten wurden benötigt, um das Dach in seiner typisch geschwungenen Form aufspannen zu können.<sup>901</sup> Auch wenn die Konstruktion mit der Planungsidee eines leichten Zeltdachs nur noch wenig gemein hatte und die Aufbauten allein vom Gewicht her kompakten Dachabdeckungen mit ähnlicher Größe um nichts nachstanden<sup>902</sup>, wirkt die Münchener Ausführung vergleichsweise leicht und hell.

Das ist erstaunlich, wenn man bedenkt, dass große Zuschauermengen in Stadien und Hallenkomplexen bis heute dicht zusammengedrängt und zugleich sorgfältig aufgegliedert werden, um dem Spielgeschehen beizuwohnen. Insbesondere die mediengerechte Art der Aufführung verlangt nach kontrollierbaren und hermetischen Raumkonzepten, die durchlässigen beziehungsweise von außen einsehbaren Architekturen entgegenstehen. Die von den Schweizer Architekten *Herzog & de Meuron* entworfene Münchener *Allianz Arena*, die im Jahr 2005 als reines Fußballstadion eröffnet wurde, ist als Prototyp hierfür anzusehen:

»Munich's Allianz Arena (...) represents a highly engineered and mediated type of stadium, in which the live event, ›football‹, merely acts as a hook upon which to hang everything else that is happening inside, to be broadcast instantaneously via satellite television all over the world.«<sup>903</sup>

Was in der Arena passiert, soll nur per Bildübertragung nach außen gelangen. Das hochmoderne Stadion steht ohne räumliche Einbindung wie ein Solitär in der Landschaft. Die Abschirmung ist so vollständig und undurchlässig, dass die Rasenfläche in den dunklen Monaten künstlich beleuchtet werden muss, um den geringen natürlichen Lichteinfall ausgleichen zu können. Ähnlich wie in einem Labor werden »störende Einflüsse« – unerwünschte Blicke, Niederschläge, Luftbewegungen, Lichteinfälle etc. – ausgesperrt, um das Geschehen im Innern umfänglich und detailliert kontrollieren zu können. Die von beleuchteten Luftkissen umhüllte Fassade erweckt allenfalls den Anschein von Transparenz, die je nach Anlass in unterschiedlichen Farben erstrahlt und darauf abzielt, dem geschlossenen Raumkonzept ein »leichtes und freundliches Antlitz«<sup>904</sup> zu verleihen.

901 Zu weiteren technischen Details vgl. Verspohl 1976, S. 297–303.

902 Die Gesamtlast des Daches beträgt ca. 3400 Tonnen. Vgl. ebda., S. 298.

903 Frank/Steets 2010, S. 5 Zur inoffiziellen Fanbezeichnung des Stadions als *Schlauchboot* vgl. King 2010, S. 33.

904 Durch die Verwendung »membraner Architekturelemente«, wie die hier verwendeten Luftkissen, ist es möglich, hermetischen Baukörpern Struktur

Anders als bei dieser neuen Generation hermetischer Stadionbauten gelang es der Münchener Olympiaanlage mit ihrer halboffenen und transparenten Dachkonstruktion immerhin, den Eindruck spielerischer Leichtigkeit zu erzeugen. Angesichts des Erscheinungsbildes vieler moderner Stadien, die wie hyperreale Raumschiffe wirken und überall landen könnten, da sie kaum Bezüge zur Umgebung aufweisen<sup>905</sup>, zeigt sich die Münchener Zeldachkonstruktion – trotz ihrer beträchtlichen Ausmaße – räumlich eingebunden und verortet. Zwar wurde bemängelt, die Ausführung des Dachs würde hinter »einem Gewirr von Drähten und Kabeln« verschwinden, »das den Besucher einschüchtert und beängstigt«<sup>906</sup>. Jedoch erscheint diese Einschätzung überspitzt, wenn man sie vor dem Hintergrund späterer Bauentwicklungen von Großsportanlagen beurteilt. In München, so die hier vertretene Auffassung, gelang es, eine zumindest Leichtigkeit suggerierende Form zu finden, die nicht nur einen Höhepunkt der jüngeren Architekturentwicklung markiert, sondern auch das »Modell Deutschland 72«<sup>907</sup> anschaulich werden ließ. Demokratie, Freiheit und Transparenz – dies waren die politischen Zielsetzungen, mit denen die Bundesrepublik in den Augen der Weltöffentlichkeit wahrgenommen werden wollte. Die Zeldachkonstruktion lieferte hierfür einen wichtigen ästhetischen Beitrag.

Die spielerisch-offene Form der Architektur war freilich kein natürlicher Ausdruck politischer Präferenzen. Wie am Beispiel des Olympiaparks gesehen, musste die Landschaft zunächst künstlich bearbeitet und umgestaltet werden, um eine passgenaue Vorstellung von Natürlichkeit hervorzubringen. Ähnliches gilt auch für die beabsichtigte Wirkung der Dachkonstruktion, die neben der Betonung von Leichtigkeit und Transparenz auch ihre technische Seite zur Schau stellt. So zeichnet sich etwa vom Olympiaturm aus bei klarer Sicht im Hintergrund das Alpenpanorama ab, vor dem das Stadiondach wie dessen künstliche Verdoppelung wirkt. In der Simulation der Natur wird die überlegene Geste ihrer Machbarkeit konkret: Das Dach soll nicht nur äußerlich in die Landschaft passen, sondern die natürlichen Gegebenheiten werden künstlich nachgebildet, um sie den eigenen Zielen zu unterstellen. Der Besucher soll durchaus bemerken, dass er sich in einem aufwendig gestalteten Raum befindet, der den funktionalen Anforderungen des Höchstleistungssports gerecht wird und als bautechnische Meisterleistung alles »einfach« Natürliche deutlich übertrifft. Folgt man dieser Deutung, so

und Farbe zu geben. Diese Art der Baukosmetik verändert jedoch das zugrunde liegende Raumkonzept nicht, sondern verleiht ihm bestenfalls eine glänzende Außenansicht.

905 Vgl. ausführlicher dazu Bockrath 2011 b.

906 So Verspohl 1976, S. 296.

907 Vgl. dazu den gleichnamigen Titel von Spieker 2013.

wäre der Zuschauer als Teil der künstlichen Inszenierung nicht etwa »eingeschüchtert und beängstigt«, sondern vielmehr »anmaßend und bescheiden«<sup>908</sup> zugleich. Der Dünkel besteht darin, sich der neuartigen Architektur samt ihrer technologischen Modernität anmessen zu wollen, wogegen die Unterlegenheit darin zum Ausdruck kommt, selbst »unbearbeitet« und »leicht verderblich« zu sein.<sup>909</sup>

Die architektonische Leistung der zuerst noch umstrittenen Dachkonstruktion war zu ihrer Zeit technologisch fortschrittlich, ästhetisch modern und utopisch ausgreifend, so dass sich Parallelen zu anderen ikonischen Bauwerken geradezu aufdrängen. Ein berühmtes Beispiel ist der ebenfalls anfänglich stark kritisierte *Eiffelturm*, der im Jahr 1889 anlässlich der Pariser Weltausstellung errichtet worden war. »Wie ein monumentales Ausrufezeichen thematisiert der Turmbau den technischen Kraftakt seiner Errichtung«<sup>910</sup>. Zwar dient eine kleine Aussichtsplattform nützlichen Zecken, jedoch sollte dieses Bauwerk im Sinne seines Erfinders vor allem das Vermögen technischer Machbarkeit und Vollkommenheit zum Ausdruck bringen. Das zweite Beispiel befindet sich ebenfalls in Paris. Das von Renzo Piano und Richard Rogers konzipierte und 1977 eröffnete *Centre Pompidou*, das schon von weitem an seinen Außenrolltreppen und ebenfalls an der Fassade angebrachten Versorgungsleitungen zu erkennen ist, verzichtet darauf, üblicherweise im Innern verwendete Bauelemente – Rohre, Treppen, Tragwerke etc. – zu verstecken. Sie werden stattdessen als ästhetische Gestaltungsmittel eingesetzt und bewusst sichtbar gemacht. Auch bei diesem Bauwerk »bildet die technologische Identität des Objekts den tragenden Inhalt der architektonischen Erzählung«<sup>911</sup>. Für die Olympischen Sportanlagen auf dem Münchener Oberwiesenfeld lässt sich in ähnlicher Weise feststellen, dass das Bemühen um spielerische Eleganz und Leichtigkeit einen technischen Habitus nicht nur voraussetzt, sondern diesen baukünstlerisch in Szene setzt, so dass sich der Besucher schließlich selbst als Teilhaber moderner Formgebungen empfand. So wie man den *Eiffelturm* aufgrund

908 Hier im Sinne von Günther Anders, der den technologisch verdinglichten Menschen – »human engineer« – als Kreuzung zwischen »Fabrikanten und Fabrikaten« beschreibt. Die Anmaßung besteht demnach darin, sich den fortschrittlichen technischen Produkten so gut es geht anzugleichen, während die Bescheidung anerkennen muss, dass dieses Unterfangen nie ganz gelingen kann. Der Fabrikant bleibt stets hinter seinen Fabrikaten zurück. Vgl. dazu Anders 1980, S. 55.

909 Laut Anders »gilt heute nicht der unbekleidete Leib« als nackt, »sondern der unbearbeitete«. Vgl. ebda., S. 40. Eine weitere »Inferiorität des Menschen« besteht nach seiner Auffassung darin, sterblich – und damit von der »industriellen Re-Inkarnation« ausgeschlossen – zu sein. Vgl. ebda., S. 58.

910 Stabenow 2021, S. 187.

911 Ebda., S. 188.

seiner Ingenieurkunst bewundern, oder wie man das *Centre Pompidou* als technisches Bauwerk *sans phrase* bestaunen kann, so wirken auch die Münchener Olympiabauten wie ein spektakulärer Schauplatz, der Sportler wie Besucher in synästhetischer Weise zusammenschließt.<sup>912</sup> Ähnlich wie der olympische Sport bis heute vorgibt, den Rahmen der Wettkämpfe politikfrei zu halten, war auch die Münchener Olympiarchitektur darum bemüht, möglichst natürlich zu erscheinen. Beiden ist gemein, dass dieser Eindruck nur mit künstlichen Mitteln herstellbar ist.

(b) Das Münchener Olympiadach verstärkte den Eindruck eines modernen gestalteten »Gefühlsraums«<sup>913</sup>, der nicht durch »falsches Pathos« bestimmt sein sollte, sondern laut Behnisch darauf angelegt war, »das heitere, lockere, gelöste Deutschland präsentieren, das auch in der Lage ist, sich unrentierliche Dinge zu leisten«<sup>914</sup>. Die Architektur versuchte damit einen Beitrag zu leisten, Deutschland wieder vollständig in den Kreis der zivilisierten Nationen aufzunehmen. Die programmatische Zielsetzung von Willy Brandt anlässlich seiner Regierungserklärung aus dem Jahr 1969: »Wir wollen mehr Demokratie wagen«<sup>915</sup>, fand in der transparenten Gestaltung der Dachkonstruktion ihren sichtbaren Ausdruck. Es sollte gezeigt werden, dass eine offene Gesellschaft auf die Beteiligung und Mitbestimmung ihrer Bürger angewiesen ist, die nicht abgeschlossene Zirkel, sondern allgemein zugängliche Räume benötigte. Vor diesem Hintergrund wirkte das Olympiadach wie ein architektonisches Symbol für politische Öffnung und Transparenz. Behnisch selbst äußerte sich zwar zurückhaltend hinsichtlich der politischen Aussagekraft seiner Architektur<sup>916</sup>, jedoch wurden die Münchener Bauten schon vor ihrer Fertigstellung insbesondere von politischer Seite ausdrücklich gelobt.<sup>917</sup>

912 Synästhetisch meint hier den bestimmten Charakter einer atmosphärischen Wahrnehmung, die über die Wahrnehmung einzelner Elemente hinausgeht. In München wurde modernes technisches *know how* in geradezu poetischer Weise eingesetzt. Poetisch deshalb, weil die Wirkungen der Architektur bei der Planung vorrangig berücksichtigt wurden. Im Wissen um leichte und transparente Bauformen wurden Kunst und Handwerk so kombiniert, dass vorhersehbare Empfindungen und Wahrnehmungsweisen hervorgebracht werden konnten.

913 Siehe dazu weiter oben Anm. 418.

914 So Günter Behnisch in einem Gespräch mit Heinrich Klotz. Vgl. Klotz 1977, S. 16.

915 Siehe dazu weiter oben Anm. 750.

916 »Ich bin aber kein Erzieher in der Architektur. Ich weiß, dass Architektur Menschen beeinflusst, aber ich weiß nicht, ob ich in der Lage bin, Architektur so gut zu machen, dass sie auf andere Menschen beeinflussend wirkt.« Vgl. Klotz 1977, S. 18.

917 Anlässlich seines Besuches der »Großbaustelle Europas« gab Willy Brandt im Jahr 1970 zu verstehen: »Damit können wir uns in aller Welt sehen lassen«. Zit. nach Balbier 2005, S. 116.

Freilich ging es weniger darum, politische Öffnung zu organisieren als vielmehr, sie symbolträchtig zu inszenieren. Während zur Zeit der Entstehung der bürgerlichen Öffentlichkeit Formen gesellschaftlicher Partizipation – in Salons, Kaffeehäusern und bei Tischgesellschaften<sup>918</sup> – vonseiten des Publikums praktisch eingeübt und auf diese Weise die Grundlagen »der bürgerlichen Repräsentation«<sup>919</sup> gelegt wurden, fungiert das »kulturkonsumierende Publikum« heute zunehmend als Rezipient politischer Botschaften:

»Die durch Massenmedien verbreitete ›Kultur‹ ist nämlich eine Integrationskultur: (...) sie ist elastisch genug, sich gleichzeitig auch Elemente der Werbung zu assimilieren, ja, selber als eine Art Super-Slogan zu dienen, der, gäbe es ihn nicht schon, zum Zwecke von public relations für den Status quo hätte erfunden werden können. Die Öffentlichkeit übernimmt die Funktion der Werbung.«<sup>920</sup>

Diese Einschätzung über den massenkulturell geprägten Typus bürgerlicher Öffentlichkeit erscheint nach wie vor aktuell.<sup>921</sup> Auch in München ging es darum, politische Botschaften in möglichst eingängiger Weise zu vermitteln, um größtmögliche Zustimmung zu erreichen. Politische Kontroversen galt es zu vermeiden. Dies erscheint konsequent, wenn die Olympischen Spiele als ein rein sportliches und unterhaltendes Ereignis bestimmt werden. Hiergegen spricht jedoch, dass die »Muskelreligion« bereits bei Coubertin ideologisch begründet und politisch konzipiert worden war,<sup>922</sup> weshalb Allianzen mit gegensätzlichen Staats- und Regierungsformen für den Olympismus vergleichsweise einfach möglich waren. Politische Systeme mochten auf Ehre (Monarchie), Gleichheit (Republik) oder Furcht (Tyrannei)<sup>923</sup> gegründet sein – die Olympische Bewegung erwies sich in ihrer Geschichte immer schon als »elastisch genug«, um ihre vorgeblich unpolitischen Absichten durchzusetzen. Doch während bei den Olympischen

918 Vgl. zu diesen frühen frühbürgerlichen »Institutionen der Öffentlichkeit« Habermas 1984, S. 52.

919 Vgl. ebda., S. 53. Der Autor führt weiter aus: »Das Publikum der ersten Generation weiß sich auch da, wo es sich in Form eines angebbaren Personenkreises konstituiert, inmitten eines größeren Publikums. Es ist potentiell immer auch schon eine publizistische Körperschaft, denn es kann sich diskutierend von innen nach außen wenden«. Ebda.

920 Ebda., S. 211.

921 Die Habilitationsschrift von Jürgen Habermas wurde im Jahr 1961 veröffentlicht.

922 Zum Stellenwert religiöser Empfindungen im Olympismus sowie zur politischen Bedeutung der *religio athletae* bei Coubertin siehe weiter oben Anm. 391 und Anm. 398.

923 Vgl. dazu Arendt 1958, S. 680.

Spielen in Berlin 1936 der politische Charakter der Gesamtinszenierung überdeutlich hervortrat und von Coubertin allein mit dem Hinweis gekontert werden konnte, dass der Olympismus in erster Linie eine »Religion«<sup>924</sup> sei, war die Situation in München 1972 eine andere. Der politische Charakter der Spiele sollte nunmehr in möglichst publikumsorientierter und massenmedial gefälliger Weise aufgeführt werden – allerdings nicht, um politische Öffentlichkeit herzustellen, sondern um öffentlichen Beifall zu erhalten. Hätten nicht Politiker und Funktionäre beständig den »friedliebenden und demokratischen Geist« (Willy Brandt) Deutschlands, die »liebenswürdige heitere ›Stadtpersönlichkeit« (Hans-Jochen Vogel) Münchens oder das »Fehlen der schicksalhaften Schwere« (Otl Aicher) der Olympischen Stätten<sup>925</sup> hervorgehoben, so hätte man fast den Eindruck gewinnen können, es handle sich bei dem sportlichen Großereignis um eine gänzlich unpolitische Veranstaltung. Neu war, dass die politische Bedeutung der Spiele nunmehr erklärtermaßen in einer die Öffentlichkeit trivialisierenden Weise dargeboten wurde. Olympia wurde zu einem Teil der »Integrationskultur«<sup>926</sup>, die das Publikum nicht mehr mit politischen Parolen bedrängte, sondern umgekehrt das eigene Vorgehen am Maß öffentlicher Zustimmung orientierte. Das Einverständnis des Publikums geriet zum politischen Erfolgskriterium der Spiele. Um dies zu erlangen, war es wichtig, ein abgestimmtes und unterhaltsames Angebot zu machen, das – obgleich politisch aufgeladen – möglichst unpolitisch erscheinen sollte.<sup>927</sup> Auf diese Weise war es möglich, den unpolitischen Schein der Spiele zu wahren und die Öffentlichkeit als wichtigen Bestandteil der Inszenierung werbewirksam zu nutzen.

Eine gute Gelegenheit hierfür bot die Olympische Eröffnungsfeier, bei der die ausrichtende Stadt sowie das gastgebende Land der Spiele Gestaltungsräume zur Selbstpräsentation nutzen konnte. Diese Möglichkeit wurde, trotz strenger Richtlinien des IOC über die präzise Einhaltung einzelner Vorgaben des zeremoniellen Ablaufs, regelmäßig genutzt. Dies war auch in München der Fall und zudem erklärte Absicht der Bundesregierung. Schon im Jahr 1969 hatte der Bundesminister des Innern, Hans-Dietrich Genscher, vor dem *Sonderausschuss für Sport und Olympische Spiele des Deutschen Bundestags* zu Protokoll gegeben:

»Ich mache keinen Hehl daraus, dass nach Meinung dieser Bundesregierung die politischen Aspekte des Sports auch als Form der Selbst-

924 Zu den entsprechenden Ausführungen Coubertins aus dem Jahr 1935 siehe weiter oben Anm. 394.

925 Hier zit. nach Kramer 2008, S. 249–250.

926 Vgl. zu diesem Begriff Habermas 1984, S. 211.

927 Als reine Form der Unterhaltung wird Öffentlichkeit »dem Scheine nach privatisiert«. Vgl. ebda.

darstellung eines Volkes gerade auch mit Blick auf die Olympischen Spiele, die auf deutschem Boden stattfinden, nicht unterschätzt werden dürfen.«<sup>928</sup>

Doch wie sollte die »Form der Selbstdarstellung eines Volkes« in München konkret ausgestaltet werden? Für den Vorsitzenden des Münchener Organisationskomitees, Willi Daume, war klar, dass die Spiele ohne nationalistisches Pathos, wie in Berlin 1936, möglichst heiter und unbeschwert gefeiert werden sollten. Er beauftragte Guido von Mengden, der 1936 noch Generalreferent des NS-Reichssportführers gewesen und 1961 zum Generalsekretär des Nationalen Olympischen Komitees der Bundesrepublik ernannt worden war, einen ersten Entwurf für die Eröffnungsfeier 1972 vorzubereiten. Der ehemalige Kriegsfreiwillige des Ersten Weltkriegs schlug vor, auf Marschmusik und Kanonenschüsse zu verzichten. Außerdem sollten sich die Olympiamannschaften nach ihrem Einzug ins Stadion nicht mehr streng gegliedert und vor der Ehrentribüne aufgereiht aufstellen. Mengden schien seine Lektion gelernt zu haben, da der beabsichtigte Bruch mit militärischen Traditionen und nationalen Präentionen – 36 Jahre nach seiner Beratertätigkeit für die Olympischen Spiele in Berlin – in seinem neusten Entwurf deutlich erkennbar war. Ein weiterer Plan des ebenfalls zu Rate gezogenen Bühnenregisseurs am Kasseler Staatstheater, Kai Braak, ging darüber noch hinaus. Braak hob hervor, die Spiele »müssen betont antinationalistisch (bis antinational) sein«<sup>929</sup>, weshalb er vorschlug, die Olympische Fahne nicht von Soldaten der Bundeswehr, sondern von Friedensnobelpreisträgern ins Olympiastadion tragen zu lassen. Auf diese Weise wäre es möglich, die Bundesrepublik als ein friedliebendes und kulturreiches Land vorzustellen. 1969 wurde schließlich eine beratende Arbeitsgruppe für die Eröffnungs- und Abschlussfeier gegründet, in der der Sport namentlich durch Willi Daume sowie Guido von Mengden und die Kunst durch Otl Aicher, Günter Grass und anderen vertreten war. Innerhalb dieses Gremiums wurde bisweilen kontrovers diskutiert. Die abschließende Bewertung der Vorschläge oblag schließlich dem Organisationskomitee<sup>930</sup>, dem ebenfalls Daume vorstand. Neben Daume wurde dieser leitende Ausschuss von politischen Entscheidungsträgern – Hans-Dietrich Genscher (Bundesminister des Innern), Ludwig Huber (Bayerischer Staatsminister der Finanzen) und Hans-Jochen Vogel (Münchener Oberbürgermeister)

928 Hans-Dietrich Genscher, hier zit. nach Dankert/Schück 2009, S. 67.

929 Schiller/Young 2012, S. 180.

930 Das Organisationskomitee (OK) war vom Nationalen Olympischen Komitee (NOK) eingesetzt worden, um die Vorbereitungen der Spiele besser koordinieren zu können. Präsident des NOK war seit 1961 Willi Daume. Das NOK wiederum war an die Charta und Beschlüsse des Internationalen Olympischen Komitees (IOC) gebunden.

– maßgeblich geprägt. Im Januar 1971 einigte man sich im Organisationskomitee auf einen Kompromissvorschlag:

»Sie (die Konzeption; F.B.) schrieb den Verzicht auf die militärischen Symbole fest und lockerte den Einmarsch der Nationen durch die spiralförmige Aufstellung und das spontane Winken der Athleten auf. Außerdem entfiel die Hymne der Bundesrepublik nach dem Ablegen des Olympischen Eides. Sie sollte jedoch zu Beginn der Zeremonie für das Staatsoberhaupt erklingen. Statt der (...) Friedensnobelpreisträger als Fahnenträger fiel die Wahl auf ehemalige Olympiasieger.«<sup>931</sup>

Doch damit nicht genug. Schließlich musste auch das IOC überzeugt werden, diesem Vorschlag zuzustimmen. Im März desselben Jahres tagte der Exekutiv Ausschuss des IOC, dem Willi Daume die vorgesehen Abläufe und Veränderungen vorstellte. Den »fröhlichen Einzug« der Mannschaften und ihre spiralförmige Aufstellung bewarb er folgendermaßen: »Das Bild ist ästhetisch attraktiver, da die farbigen Anzüge der einmarschierenden Mannschaft einen angenehmen, teppichartigen Effekt kreieren werden, besonders, wenn die Blöcke verschieden lang sind. Diese Form entspricht modernen demokratischen Ideen.«<sup>932</sup> Sogleich wurden von einigen Ausschussmitgliedern Alternativen – etwa eine »kuchenförmig« Aufstellung<sup>933</sup> – ins Spiel gebracht und ein Probedurchlauf mit Schülern sollte noch vor der nächsten IOC-Vollversammlung in Luxemburg im September 1971 Klarheit bringen. Ob auf der Sitzung auch über das »spontane Winken der Athleten« verhandelt wurde, ist leider nicht überliefert. Bis zur entscheidenden Sitzung im September blieb noch Zeit, um für das Konzept weiter zu werben. Da mit einer Ablehnung vor allem von Vertretern der Sowjetunion sowie anderer Ostblockstaaten gerechnet werden musste, reiste Daume zunächst nach Leningrad. Ein zweites Treffen mit dem sowjetischen Sportminister Sergej Pawlow fand im Beisein von Bundeskanzler Brandt im August 1971 in dessen Urlaubsdomizil auf Sylt statt. Nachdem Pawlow die Botschaft vernommen hatte, dass die Bundesrepublik sich darüber freuen würde, »wenn die Olympischen Spiele wieder einmal (sic!) in der Sowjetunion stattfinden würden«<sup>934</sup>, zeigte sich der sowjetische Sportchef aufgeschlossen und setzte anschließend das Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten der DDR darüber in Kenntnis, dass er gegen die Teilnahme von Athleten aus Westberlin als Teil der Mannschaft der Bundesrepublik keine Einwände erhoben habe. Dies wiederum sorgte für Aufregung in Ostberlin, so dass man sich dort fest entschlossen zeigte, auf der entscheidenden Sitzung des IOC gegen die Vorschläge für die Eröffnungs- und Schlussfeier in München 1972 zu stimmen.

931 Balbier 2005, S. 110.

932 Daume, zit. nach Meyer 2010, S. 302.

933 Meyer 2010, S. 302.

934 Ebda.

Die hier nur anzudeutenden Abläufe und Verschränkungen zwischen politischen Gesten und Empfindlichkeiten, die diplomatische Aktivitäten nicht nur auf sportpolitischer Ebene auslösten, ließen sich leicht durch weitere Episoden ergänzen. In der Rückschau wirken derartige Geschehnisse ebenso komisch wie gezwungen. Für die Beteiligten stand jedoch einiges auf dem Spiel, da im Kalten Krieg jeder Schritt des politischen Gegners genau beobachtet und mit kontrollierten Reaktionen gekontert wurde. Die politische Wichtigkeit scheinbar nebensächlicher Maßnahmen erklärt sich erst vor dem Hintergrund der Spannungen zwischen Ost und West, die bei den Münchener Spielen mit deutsch-deutscher Beteiligung besonders in den Vordergrund rückten. Die übergroße Bedeutung vermeintlicher Banalitäten war somit ein verlässlicher Anzeiger für die politische Brisanz der XX. Olympiade.

Die Entscheidung des Internationalen Olympischen Komitees über die Vorschläge zur Änderung des Zeremoniells, die auf der Plenartagung im September 1971 getroffen wurde, orientierte sich – erwartungsgemäß – an traditionellen Gepflogenheiten. Die genehmigten Abweichungen betrafen den Wegfall der Hymne des Gastgeberlandes im Anschluss an die Ablegung des Olympischen Eides. In diesem Punkt einigte man sich darauf, die Hymne nur einmal, beim Erscheinen des Bundespräsidenten, erklingen zu lassen. Allerdings wurde dieses Zugeständnis sogleich mit der Einschränkung versehen, die Regelung gelte nicht automatisch auch für nachfolgende Olympische Spiele. Außerdem gestand man dem Ausrichter zu, kleinere Veränderungen vorzunehmen, die nicht die Olympische Charta berührten und deshalb nicht vom IOC zu beschließen seien. Im Übrigen sei die Paradeaufstellung der Olympiamannschaften beizubehalten und die Beflaggung des Stadions mit den Nationalfahnen aller Teilnehmerländer zu gewährleisten.<sup>935</sup> Insbesondere der Umgang mit den Staatssymbolen war den Vertretern der DDR wichtig, da sie befürchteten, dass ihre Hymne und Flagge nicht genügend gewürdigt werden könnten. Beide Symbole konnten erstmals bei Olympischen Spielen vorgeführt werden, und die Bemühungen der Bundesrepublik, nationales Pathos zu vermeiden, schienen die Repräsentationsbedürfnisse der erstmals unter eigenen Hoheitszeichen teilnehmenden DDR-Mannschaft bereits im Vorfeld einzuschränken. Mit der Entscheidung des IOC war diese »Gefahr« gebannt, so dass der Chefkommentator des DDR-Fernsehens, Karl-Eduard von Schnitzler, triumphierte: »Der Kapellmeister soll in München gut unsere Hymne einstudieren, er wird sie oft spielen müssen.«<sup>936</sup>

Diese Einschätzung sollte sich bestätigen. Umso wichtiger erschien es den Organisatoren, die verbliebenen Freiräume im Rahmen der Eröffnungszereemonie mit einer eigenen Note zu versehen. Die Architektur hatte

935 Vgl. dazu Balbier 2015, S. 114.

936 Ebda., S. 113.

hierfür bereits günstige Voraussetzungen geschaffen. Otl Aicher, der Gestaltungsverantwortliche für die XX. Olympiade, suchte mit seinen Mitarbeitern nach einem »unverwechselbaren Gesicht« der Spiele. Im Sinne dieser Vorgabe wurde auf eine einheitliche Farbgebung geachtet, die sich an den Pastelltönen des Regenbogens orientierte, um einen deutlichen Kontrapunkt zum aggressiven Rot der NS-Spiele von 1936 zu setzen. Die in München verwendeten Farbtöne, »sechs heitere Farben plus silber«<sup>937</sup>, wurden an verschiedenen Stellen als Erkennungszeichen verwendet – so etwa bei den Schalensitzen, den Fahnenpulk, den Sportplakaten sowie bei der Kleidung der Ordner, Hostessen, Techniker, Gärtner etc.<sup>938</sup> Selbst das Olympiamaskottchen »Waldi«<sup>939</sup> wurde aus bunten Segmenten der in München verwendeten Farbskala zusammengesetzt.

Um die starre Aufteilung zwischen Zuschauern, Athleten und Parkbesuchern aufbrechen zu können, richtete man am Ufer des Olympiasees eine so genannte »Spielstraße« ein. Auf insgesamt 30 Bühnen traten Schauspieler, Musiker, Pantomimen, Puppenspieler und Zirkusartisten auf. Es gab eine große Showbühne am Rand des Olympiabergs, eine Medienstraße mit zahlreichen Kleinkunsth Bühnen sowie eine Seebühne, genannt *Theatron*, mit 23 Rängen, weniger als 200 Meter vom Stadion entfernt. Eröffnet wurde die Spielstraße mit einem Theaterprogramm am 12. August. Dargeboten wurden Szenen aus der Geschichte der Olympischen Spiele, überwiegend in anekdotischer Form, begleitet von Versen

- 937 Farbe, Form und Schrift bildeten den funktionalen Kern des von Aicher und seinen vierzig Mitarbeitern entwickelten Olympia-Designs. Die Farbskala des Regenbogens sollte Eindrücke der Leichtigkeit, Frische und Dynamik hervorrufen. Die unterschiedlichen Farbtöne wurden in Farbbändern angeordnet, wobei »grün« stets den oberen und »orange« den unteren Rand bildeten. Die dazwischen angeordneten Farben variierten, um sich dem »Regenbogenspiel« anzuähneln. Ganz im Sinne des Grafikdesigners Willy Fleckhaus, der 1963 die farbige Buchreihe des Suhrkamp Verlags – *Edition Suhrkamp* – gestaltet hatte, stand der Regenbogen für die Ausrichtung an einer besseren Zukunft.
- 938 Die unterschiedliche Farbauswahl der insgesamt 240000 ausgegebenen Kleidungsstücke diente zugleich als Orientierungshilfe für Athleten, Zuschauer und Medienvertreter. Dies erwies sich aufgrund der eher unübersichtlichen Gestaltung des Olympiageländes als hilfreich. Einem ähnlichen Zweck dienten die von Aicher entworfenen »Piktogramme«, die die Zuschauer »auf einen Blick« auf bestimmte Sportarten hinwiesen. Als einfache und einprägsame Ordnungssymbole erfüllten sie diese Aufgabe in wirksamer und nachhaltiger Weise. Vgl. dazu Verspohl 1976, S. 274–276.
- 939 Das einem Dackel nachempfundene Maskottchen erwies sich als Verkaufsschlager. Ursprünglich war geplant, den Bayerischen Löwen als erstes offizielles Olympiamaskottchen einzuführen, jedoch erschien der Dackel weniger martialisch und folglich besser geeignet für die Ausdruckssprache der Münchener Spiele.

des Dichters Byron, lateinamerikanischer Folklore, Comicstrips und anderen künstlerischen Ausdrucksformen. Ausgespart wurden die Olympischen Spiele von Berlin 1936, da das Publikum es möglicherweise falsch verstanden hätte, »wenn plötzlich die Stimmen von Hitler und Mussolini aus den Lautsprechern«<sup>940</sup> erklingen wären. Bereits angemeldete Stars, wie die *Rolling Stones*, *Led Zeppelin* und *Frank Zappa*, wurden wieder eingeladen, da man befürchtete, die Spiele könnten zum bloßen Randphänomen eines Musikfestivals werden, bei dem die zu erwartenden Zuschauermengen nicht mehr kontrollierbar gewesen wären. Man befürchtete, dass sich bis zu 50000 zusätzliche Gäste auf dem Olympia-gelände aufhalten würden, ohne die Spiele selbst besuchen zu wollen. Neben »Rockern«, »Gammlern«, »Hippies«, »Haschern« und anderen »Subjekten« – so der damalige Sprachgebrauch –, rechnete man auch mit politischen Demonstrationen, anarchischen Aktionen und spontanen Happenings, die das erwünschte Gesamtbild stören und somit dem Veranstalter schaden würden. Schließlich war man sich unsicher darüber, wie friedlich der Protest gegen die Spiele selbst ausfallen würde, insbesondere wenn hierfür eine Bühne am Ort des Geschehens genutzt werden konnte. Die bisherigen Protestformen, etwa vonseiten des »Anti-Olympischen Komitees«<sup>941</sup>, waren eher unernst, spöttisch und bisweilen bissig. Allerdings war aus Sicht der Veranstalter kaum absehbar, welche Dynamik hieraus entstehen konnte. Die vorausgegangenen Studentenproteste hatten nicht zuletzt auch in München dafür gesorgt, politische Provokationen vornehmlich als Risiko für die öffentliche Sicherheit und Ordnung zu bewerten. Da es erklärte Absicht war, sich als offene Gesellschaft zu präsentieren und öffentliche Manifestationen des staatlichen Gewaltmonopols zu vermeiden, wurde das geplante Festival schließlich durch das bayerische Innenministerium mit fadenscheinigen Begründungen<sup>942</sup> abgesagt. Stattdessen wurde der reguläre Ordnungsdienst durch

940 So der Programmgestalter der Spielstraße, Friedrich Weber. Vgl. dazu Stan-kiewitz 2021, S. 137. Eine erste Planung sah vor, die Spiele von 1936 mit-hilfe einer Adolf-Hitler-Puppe zu veranschaulichen, die je nach Rahmen-handlung wachsen oder schrumpfen konnte. Daume wies jedoch diesen Vorschlag vehement zurück und entschied stattdessen, die Olympischen Spiele des Jahres 1932 in das Programm aufzunehmen. Der avantgardistische Theatermacher Frank Bruckner entwarf schließlich grobe Leitlini-en für die Inszenierung der Olympischen Spiele 408 v. Chr., Athen 1896, Stockholm 1912, Los Angeles 1932, Mexico City 1968 sowie für die Spiele des Jahres 2000, die von verschiedenen Straßentheater-Ensembles aus aller Welt künstlerisch umgesetzt wurden. Vgl. zu den einzelnen Inszenierungen und ihren thematischen Schwerpunkten Schiller/Young 2012, S. 206–210.

941 Siehe dazu weiter oben Anm. 856.

942 Der Hauptverantwortliche für die Polizeiarbeit und Sonderbeauftragte für Sicherheitsfragen während der Spiele, Manfred Schreiber, sprach in diesem

2000 Polizisten und Bundesgrenzschützer ergänzt, die möglichst unauffällig und deeskalierend auf Störungen während der Spiele einwirken sollten.<sup>943</sup>

Die entschärften »Abschreckungsmittel« der in Pastelltönen gekleideten »Safariordner« kamen während der Spiele nicht zum Einsatz. Und bis zur blutigen Geiselnahme der israelischen Olympiamannschaft<sup>944</sup> schien das Konzept der »heiteren Spiele« weitestgehend aufzugehen. Der olympische Festraum war geschmückt, und auch das Publikum war gut vorbereitet beziehungsweise wohlgestimmt. Beim Einzug der Olympiamannschaften zu Beginn der Eröffnungszeremonie erklang ein Potpourri bekannter Melodien und eingängiger Klänge, die vom Unterhaltungsorchester des Westdeutschen Rundfunks, unter Leitung von Kurt Edelhagen, dargeboten wurden. Bei der Auswahl der Musikstücke wurde darauf geachtet, möglichst populäre Bezüge zum jeweiligen Land herzustellen. So intonierte das Orchester etwa beim Einzug der Mannschaft aus Kuba Auszüge aus dem Stück »*Habana alegre*« und beim Eintritt der Mannschaft aus Ungarn wurden Passagen des Liedes »*Gypsy Love*« gespielt. Die Musik erschien kurzweilig und traf den Massengeschmack. Edelhagen wies darauf hin, dass die Begleitmusik für die Mannschaft der DDR sowie einiger ehemaliger Kolonialstaaten neu komponiert werden musste, um zu vermeiden, aus bekanntem Liedgut »zufällig ein Stück herauszugreifen, das vielleicht nicht wertfrei und politisch korrekt war.«<sup>945</sup>

Gespannt war man auf den Einzug der DDR-Delegation. Wie würde man die Athleten aus dem deutschen Nachbarland empfangen? Trotz intensiver Vorbereitungen und eines akribischen Drehbuchs ließ sich das Verhalten des Publikums nicht vorausplanen. Um dieser Unsicherheit zu begegnen, wurden in der bundesrepublikanischen Presse im Vorfeld der Spiele sogar Ratschläge für das Verhalten der Zuschauer auf den Rängen abgedruckt. Als Gastgeber, so die Wochenzeitung *Die Zeit*, müsse das Publikum »die Siege der DDR entweder als gesamtdeutsche feiern oder im Sinne eines Gegeneinanders der beiden deutschen Staaten

Zusammenhang etwa von einer »mögliche(n) Seuchengefahr«. Vgl. dazu Schiller/Young 2012, S. 227.

943 »Im Falle politischer Demonstrationen im Olympiastadion war beispielsweise vorgesehen, dass der Ordnungsdienst mit Pickelhauben und Taschenlampen sowie tragbaren Sirenen im Stadion einmarschieren und die Demonstranten scherzhaft zerstreuen sollte. Sollten diese komische Einlage und die sorgsam vorbereiteten humoristisch-geistreichen Kommentare des Stadionsprechers nicht ausreichen, um die Situation zu entspannen, so würde der Sicherheitsdienst das Feuer auf die Demonstranten eröffnen – mit eigens entwickelten Kanonen, die statt Kugeln Süßigkeiten verschossen.« Ebd., S. 228–229.

944 Siehe dazu weiter oben Anm. 496.

945 Balbier 2007, S. 233.

verstehen«<sup>946</sup>. Eine dritte Option, wonach »die DDR als normales Aus-land zu behandeln«<sup>947</sup> sei, erschein eher unwahrscheinlich angesichts der deutsch-deutschen Rivalitäten sowie der Bemühungen ihrer Entschärfung seitens der Bundesregierung.<sup>948</sup> Nachdem das kleine Team der westafrikanischen Republik Dahomey, dem späteren Benin, mit vier Athleten in das Stadion eingezogen war, wurde die Mannschaft der DDR mit anschwellendem Beifall von den Zuschauern begrüßt. Die 297 Athletinnen und Athleten passierten die Ehrentribüne im Gleichschritt, richteten ihren Blick protokollgemäß in Richtung der geladenen Gäste und erwiderten den freundlichen Empfang zumindest teilweise durch »spontanes Winken«<sup>949</sup>. Die bunte Ausstattung der ostdeutschen Delegation – die Männer trugen hellblaue Sakkos, schwarze Hemden und Hosen sowie lachsfarbene Schlipse, die Frauen einheitliche Hosenanzüge in fünf verschiedenen Farben – war in den noch weit verbreiteten Schwarz-weiß-Fernsehern nicht wahrnehmbar und die im Takt der Musik marschierenden Athleten ließen schlimmstenfalls Gedanken an große Staatsaufmärsche aufkommen. Allerdings wurde der Gesamteindruck durch die beschwingte Begleitmusik bestimmt, so dass alle Anklänge an militärähnliche Gesten und Formationen rasch zerstreut wurden. Das Protokoll sorgte vielleicht für Anspannung, nicht jedoch für Verkrampfung.<sup>950</sup>

Atmosphärischer Höhepunkt war der Einzug der bundesdeutschen Olympiamannschaft als letztes Team nach fast eineinhalb Stunden. Begleitet von verpoppten Volksweisen – »Hoch auf dem gelben Wagen«, »Auf, du junger Wandersmann« und »Horch, was kommt von draußen rein« –, die vom rhythmischen Klatschen des Publikums begleitet wurden, umkreisten die 424 Sportlerinnen und Sportler das Stadionrund und nahmen schließlich den für sie vorgesehenen Platz auf dem Rasen neben den anderen Delegationen ein. Es folgte der so genannte »Gruß der Jugend«, der – wie der Stadionsprecher Joachim Fuchsberger ankündigte –, von »Münchener Buben und Mädchen« mit selbstgebundenen Bögen

946 Vgl. Modrey 2010, S. 262.

947 Ebd.

948 Zur neuen Ostpolitik der Bundesregierung unter Willy Brandt sowie zur schrittweisen Ablösung der »Hallstein-Doktrin« siehe weiter oben Anm. 503.

949 Zur symbolischen Bedeutung dieser Geste siehe weiter oben Anm. 931.

950 Als ungeschickt erwies sich, dass der Fahnenträger der DDR-Mannschaft, der Boxer Manfred Wolke, das Staatswappen »Hammer, Zirkel und Ährenkranz« auf der DDR-Flagge nicht zur Geltung brachte, da er den Fahnenstab nahezu senkrecht hielt, so dass kein Luftzug den schwarz-rot-goldenen Stoff entfalten konnte. Allerdings wurden die Staatsflagge und die Hymne der DDR bei diesen Spielen anlässlich 20 erzielter Goldmedaillen noch häufiger präsentiert, weshalb dieser ungewollte Patzer aus DDR-Perspektive verschmerzbar war.

und Blumensträußen zu den Klängen des von Carl Orff vertonten mittelalterlichen Kanons »*Sumer is icumen in*« aufgeführt wurde. Wo in Berlin 1936 die »Jugend der Welt« noch zur »Ehrenhalle« für die Toten von Langemarck gerufen und im Rahmen des Festspiels »Olympische Jugend« auf die bevorstehenden »heldenhaften Taten« eingeschworen wurde<sup>951</sup>, führten 36 Jahre später in München 3200 Jugendliche eine gefällige Choreografie zu festlichen Klängen auf, die ohne jegliches Pathos auskam und von den Zuschauern mit »spontanen« Beifallsbekundungen bedacht wurde. Die folgenden Programmpunkte – die Kurzansprachen von Willi Daume und des IOC-Präsidenten Brundage sowie die offizielle Eröffnung der Spiele durch Bundespräsident Gustav Heinemann – wurden durch die vom Komponisten Herbert Rehbein modernisierten Klänge der Olympia-Fanfare eingeleitet. Die Olympische Fahne wurde im Anschluss an die Eröffnungsworte durch die siegreiche Mannschaft des Ruder-Achters bei den Olympischen Spielen in Mexiko ins Stadion getragen. Die hierfür vorgeschlagenen Friedensnobelpreisträger kamen bei diesem Programmpunkt somit nicht zum Einsatz. Musikalisch untermalt wurde die Flaggenzeremonie durch die Olympische Hymne, die in München ohne Chorbegleitung gespielt wurde – vermutlich, um dem Eindruck einer operettenhaften Aufführung vorzubeugen. Schließlich entstammten die in der Olympischen geregelten Programmpunkte einer vergangenen Zeit. Wo immer es möglich war, bestand die Kunst darin, den althergebrachten Formen einen modernen Anstrich zu verleihen. Flagge und Hymne gehörten zum vorgeschriebenen Teil der Zeremonie; im Anschluss hieran konnten die Ausrichter wieder stärker eigene Akzente setzen.

In München entschied man sich, die Weitergabe der Olympischen Traditionsfahne an den aktuellen Ausrichter der Spiele folkloristisch einzurahmen. Die mexikanische Musikformation *Mariachi Los Toritos* sowie das Ballett *Folklórico Mexicano* trafen dabei auf die Mitglieder der *Verinigten Bayerischen Trachtenkapelle*. Das bayerische Aufgebot bestand aus 36 Peitschenknallern (*Großschmalzer*) und 80 Schuhplattlern, die nach der Melodie von »Hack ma de Katz an Schwanz ab« ihre derben Künste – schnalzen und platteln – vorführten. Der kurz vor den Olympischen Spielen zurückgetretene Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel hatte im Vorfeld gegen die Aufnahme des bayerischen Peitschenknallens ernstliche Einwände erhoben. Dieses Element bayerischen Brauchtums hielt er für zu grobschlächtig, doch sein Nachfolger, Oberbürgermeister Georg Kronawitter, hatte damit offensichtlich keine Probleme. Das Risiko, durch die harten Schläge der Peitschen unerwünschte Assoziationen auszulösen, war in jedem Fall gegeben. Doch schließlich setzte man auf die volkstümliche Tradition und das Selbstgefühl der Bayern.

951 Siehe dazu weiter oben Anm. 660 und Anm. 661.

Es überwog das Vertrauen darauf, dass unerwünschte Schlussfolgerungen auf vermeintlich typisch deutsche Eigenheiten nicht zu erwarten seien. Zudem verlieh die Begegnung mit der mexikanischen Formation dem Ganzen ein wenig internationales Flair, wenngleich der bayerische Part im Vergleich zu den mexikanischen Klängen und Bewegungen insgesamt eher rustikal wirkte. Das Publikum nahm auch diesen Programmpunkt dankbar auf. Unter den Klängen des *Bayerischen Defiliermarsches*<sup>952</sup> zogen die mexikanischen und bayerischen Folkloregruppen im Gleichschritt aneinander vorbei und verließen, begleitet vom rhythmischen Klatschen der Zuschauer, das Stadion. Es drängte sich der Eindruck auf, die Spiele seien nunmehr endgültig in Bayern angekommen und in München »zu Hause«.

Für eine internationale Note sorgte schließlich die Ankunft des olympischen Feuers im Stadion. Der Stadionsprecher informierte die Zuschauer zunächst über die 5758 Läuferinnen und Läufer, die seit dem 28. Juli in Etappen von jeweils einem Kilometer unterwegs gewesen waren, um das Feuer von Olympia nach München zu tragen. Anders als in Berlin, wo durch das »heilige Feuer« ein »gefühlsmäßiges Band«<sup>953</sup> zur Antike hergestellt werden sollte, dessen Ankunft in der Hauptstadt mit einer pompösen »Weihestunde«<sup>954</sup> gefeiert wurde, setzte man in München auf eine betont nüchterne Inszenierung des finalen Aktes der Fackelzeremonie. Der deutsche Schlussläufer, Günther Zahn, wurde durch drei Böllerschusssalven angekündigt, die vom Olympiaberg aus abgefeuert wurden und für die Zuschauer im Stadion laut vernehmbar waren. Der Stadionsprecher wies darauf hin, dass Zahn von vier weiteren Läufern aus Afrika, Amerika, Asien und Ozeanien begleitet würde. Damit waren alle fünf Erdteile vertreten.<sup>955</sup> Auch hier wurde also auf eine internationale Note geachtet, die den globalen Stellenwert der Spiele anstelle ihrer nationalen Bedeutung hervorhob. Die Ankunft des Feuers im Stadion wurde akustisch durch eine von Wilhelm Killmayer komponierte Musikkulisse begleitet. Hierbei handelte es sich um monotone

952 Hierbei handelt es sich um einen Parademarsch, der um 1850 komponiert worden war und im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 populär wurde. Die Marschmusik ist bis heute ein unverwechselbares Symbol des Freistaates Bayern und wird bisweilen als dessen »heimliche Nationalhymne« bezeichnet. Bei politischen Veranstaltungen ist es inzwischen üblich geworden, die Ankunft der politischen Prominenz mit dem »Defiliermarsch« zu feiern. Dies sorgt nicht nur für Aufmerksamkeit, sondern auch für eine patriotische Einstimmung des Publikums.

953 Siehe dazu weiter oben Anm. 628.

954 Siehe dazu weiter oben Anm. 644.

955 Auf der letzten Runde des Fackelstaffellaufs wurde Günther Zahn (Europa) von Kipchoge Keno (Afrika), Jim Ryan (Amerika), Kenyi Kimihava (Asien) und Derek Clayton (Ozeanien) begleitet.

Männerstimmen, die von flirrenden elektronischen Klängen und schnellen Paukenschlägen überlagert wurden und eine erwartungsvolle Atmosphäre erzeugten. Der Fokus richtete sich auf die ganz in Weiß gekleideten Läufer, die ohne nationale Symbole auftraten. Am Fuß des Aufgangs zum Podest stoppten die vier Begleitläufer und die Fackel wurde über die gelben Stufen hinweg zum schmucklosen Podium hinaufgebracht. Dass »weiß« und »gelb« die Farben des Vatikans sind, mochte Zufall sein; intendiert war in jedem Fall, den deutschen Schlussläufer als »Ersten und Gleichen« zu inszenieren. Auf nationales Pathos wurde bewusst verzichtet<sup>956</sup>, um das moderne Deutschland – »in weltbürgerlicher Absicht« – als freiheitlich und pazifistisch darstellen zu können. Nicht über anderen Nationen stehend, sondern als Vertreter der »freien Welt«, so sollte die Bundesrepublik in bewusster Abgrenzung zur undemokratischen deutschen Geschichte und Gegenwart in Erscheinung treten. Die schlichte Ausführung der »Feuerschale«, die eher einem überdimensionierten Gasbrenner ähnelte, hatte mit dem 1936 verwendeten Dreifußkessel auf dem altarähnlichen Podest im Berliner Olympiastadion nichts gemein. Das schlichte Design und die schmucklose Gestaltung des Ortes bildete ein angenehmes Gegengewicht zur mythischen Überhöhung des Feuersymbols. Allerdings waren die Erwartungen der Zuschauer bereits geprägt durch die wiederkehrenden olympischen Rituale, so dass eine gespannte Stimmung im Stadion ohnehin gegeben war. Unter festlichen Fanfarenklängen und befreiendem Beifall des Publikums wurde das Feuer schließlich entzündet.

Auch das zum IOC-Protokoll zählende Olympische Gelöbnis wurde betont nüchtern abgelegt, indem sich die Fahnenträger der beteiligten Nationen um das Podium versammelten, auf dem eine Athletin sowie ein Kampfrichter stellvertretend die Loyalitätserklärungen für die Teilnehmenden abgaben.<sup>957</sup> Im Anschluss an diesen Programmpunkt, der noch einmal deutlich werden ließ, dass sich Olympische Spiele von anderen Sportgroßereignissen – etwa Weltmeisterschaften – unterschei-

956 Die Auswahl der Start- und Schlussläufer erfolgt in der Regel im Hinblick auf die jeweilige Beziehung zum Gastland oder zum Austragungsort. Bei den Olympischen Spielen 1964 in Tokio entzündete beispielsweise Yoshinori Sakai die Olympiaflamme im Stadion. Er kam in Hiroshima am Tag des Atombombenabwurfs zur Welt. Bei den Olympischen Spielen in Sydney 2000 wurde Cathy Freeman als Schlussläuferin ausgewählt, die aufgrund ihrer Herkunft die Interessen der australischen Ureinwohner (*Aborigines*) verkörpern sollte.

957 1964 wurde der Olympische Eid durch das olympische Gelöbnis ersetzt. Dadurch verpflichten sich die Aktiven u.a., die »Regeln der Spiele« im Geist einer »sportlich-fairen Gesinnung« zu achten. Seit 1972 geloben auch die Wettkampfrichter, »unparteiisch und fair« zu handeln. Vgl. dazu International Olympic Committee 2001, S. 49 (deutsche Übersetzung F.B.).

den, akzentuierten die Münchener Veranstalter diese Besonderheit durch ein weiteres, nicht im Protokoll vorgeschriebenes Element. Während der deutsche Fahnenträger das Podium verließ und sich in die Reihe der anderen Fahnenträger begab, ertönte aus den Lautsprechern ein monotoner Männergesang. Der Stadionsprecher verkündete, ohne Einleitung und Erläuterung, das so genannte »Orakel des Gottes Apollon«<sup>958</sup>, das im Anschluss an die deutsche Wiedergabe vielstimmig und in altgriechischer Sprache wiederholt wurde. Die Fahnenträger verließen zur gleichen Zeit die Bühne und verbanden sich wieder mit ihren jeweiligen Mannschaften. Der bedeutungsschwere Sprechgesang des Männerchors verstummte schließlich und wurde in die elektronischen Klänge des polnischen Raumklang-Künstlers Krzysztof Penderecki überführt. Für den Moment entstand der Eindruck, als sei ein Bogen nicht nur zwischen den Nationen ( »Fahnenritual«), sondern auch zur Antike ( »Orakel«) geschlagen worden, indem die hierfür ausgewählten Zeichen und Artefakte entsprechend kombiniert wurden. Während die Nationalflaggen in den olympischen Ritus einbezogen wurden, wurde der orakelhafte Sprechgesang aus dem historischen Kontext herausgelöst. In beiden Fällen veränderte sich ihre symbolische Bedeutung. Die Flaggen wurden im Gelöbnis zu vermeintlichen Stellvertretern der teilnehmenden Nationen, wogegen die antike Botschaft scheinbar authentisch in die Gegenwart versetzt wurde. In beiden Fällen wurde ein Überschuss an Bedeutung hervorgebracht, der die verwendeten Zeichen gezielt »deformierte«, anstatt sie »verschwinden zu lassen«<sup>959</sup>.

Der Rekurs auf das antike Orakel und die sich hieran anschließende Klangkomposition erfolgte unvermittelt und sorgte für kurzzeitige

- 958 Der in diesem Zusammenhang vorgetragene Text lautet: »Haltet fest an dem alten Brauch. Bewahrt euer Land. Vom Kriege haltet euch fern und gebt ein Zeichen der Welt für brüderliche Freundschaft, wenn die Zeit der vierjährigen Spiele herannaht.« Der Wortlaut des Orakelspruchs ist nicht überliefert. Angespielt wird damit auf die antike Idee des Olympischen Friedens (*ekecheiria*), die freilich von der Idee eines Allgemeinen Friedens (*koine eirene*) zu unterscheiden ist. Siehe dazu weiter oben Anm. 337 und Anm. 338 in Kap. 4 (Bd. 1). Zudem stand bei den antiken Wettkämpfen nicht der Friede, sondern der Sieg im Zentrum der Aufmerksamkeit. Zu den Ähnlichkeiten zwischen kriegerischen und athletischen Auseinandersetzungen siehe ebenfalls weiter oben Anm. 323 in Kap. 4 (Bd. 1). Dies zeigt, dass auch die Veranstalter der XX. Olympiade insbesondere auf die Wirkung und nicht auf die Echtheit historischer Bezüge abzielten.
- 959 Hier an Anlehnung an Roland Barthes 1964, S. 102. Der Autor bestimmt dort die »zwei Seiten« des Bedeutenden: »der Sinn ist immer da, um die Form *präsent zu machen*, die Form ist immer da, um den Sinn *zu entleeren*.« Ebd., S. 104–105 (Hervorhebungen im Original). Diese Doppeldeutigkeit von Form und Sinn lässt sich, wie in unserem Beispiel, unterschiedlich

Verwunderung. Das Publikum bedachte auch dieses kleine Zwischenspiel mit spontanem Applaus, der das eigene Befremden über die unvertrauten Stimmen und Klänge sogleich übertönte. Der Anflug der Entrückung dauerte nur zweieinhalb Minuten, so dass es nicht schwerfiel, wieder in die Leichtigkeit zurückzufinden. Bei näherer Betrachtung zeigt sich, dass die unterschiedlichen Programmpunkte und ihre atmosphärischen Wirkungen sogar trefflich harmonierten. Ein Bruch zwischen freudiger Unbeschwertheit und feierlicher Gefasstheit war nicht erkennbar. Zwar widersprachen die avantgardistischen Klangkompositionen Pendereckis traditionellen Hörgewohnheiten, und auch die mehrsprachige Rezitation antiker Verse fiel nicht in das Alltagsrepertoire der Stadionbesucher. Beides entsprach jedoch der Produktionsmaxime kultureller Massengüter, die nicht verstanden werden sollen, sondern vor allem unterhalten müssen. Die zwischenzeitliche Irritation der Zuschauer wurde dementsprechend als willkommene Abwechslung empfunden. Hierbei war es wichtig, den jähen Wechsel kurzweilig zu halten, um seine überraschende Wirkung ausnutzen zu können, weshalb einführende Übergänge oder erklärende Hinweise eher gestört hätten und somit verzichtbar waren. Musik und Text blieben fremdartig im exotischen Sinne. Man konnte an ihnen Gefallen finden, ohne sich einlassen zu müssen. Schon die passive Teilhabe am Unbekannten vermittelte den Eindruck, die eigenen Grenzen zu überschreiten. Auf diese Weise profitierten beide: die Zuschauer, die das Fremdartige bequem am Eigenen bemessen sollten und die Veranstalter, die das Unbegriffene phantasievoll ausstaffieren konnten.

Angesichts der insgesamt zweieinhalbstündigen Gesamtdauer der Feier handelte es sich bei diesem flüchtigen Verfremdungseffekt nur um ein kleines Intermezzo. Es passte allerdings zu den inzwischen etablierten Formen der Kulturindustrie, die zusammenfügt, was markttauglich ist – jenseits der Frage nach inhaltlicher Verträglichkeit. Heute ist es üblich, den antiken Herakles als Hollywood-Held auf die Leinwand zu bringen, der in der Lage ist, sämtliche Probleme durch Muskelkraft zu bewältigen, die der moderne Mensch nicht lösen kann. Und auch der wohlmeinende Rat des Filmstars wird von vielen Cineasten längst als Autorität geschätzt, der ihre Entscheidungen stärker beeinflusst als das eigene Urteilsvermögen. Doch geht es nicht allein um derartige »Deformationen«. Vielmehr bietet die kulturelle Massenproduktion ebenso zahlreiche Nischen, in denen es möglich ist, die Ambivalenz kultureller Produkte selbst zu thematisieren und bestimmte Inhalte gegen die Formen ihrer

nutzen, je nachdem, ob bereits eingeführte Symbole ( »Flaggen« ) inhaltlich aufgewertet oder diffus bleibende Sinnbezüge ( »Orakel« ) formal herausgestellt werden sollen. Barthes findet hierfür die prägnante Formulierung: »die Form ist leer, aber gegenwärtig, der Sinn ist abwesend und doch erfüllt«. Ebda., S. 105.

nivellierenden Angleichung zu schützen. Hierzu zählen etwa ironische Kommentare, kontrastive Darstellungen oder aufklärerische Finessen, die darauf abzielen, die Verfügung über die Herstellungsbedingungen zu sichern und die Autonomie der Produkte so gut wie möglich zu wahren. Die Eröffnungsfeier war hierfür ungeeignet, da selbst kleinste Ansätze der Verfremdung dem alleinigen Zweck der Unterhaltung dienten.<sup>960</sup> Demgegenüber bot der offizielle Olympiafilm andere Möglichkeiten – zumal aus Sicht der Veranstalter jede Erinnerung an Riefenstahls überaus erfolgreiches »Überwältigung-Kino« von 1936 ausdrücklich vermieden werden sollte.<sup>961</sup>

(c) Die Idee für den Olympiafilm 1972 entstand ein Jahr vor Beginn der Münchener Spiele. David Wolper, erfolgreicher Dokumentar- und Spielfilmproduzent aus den USA, kontaktierte im Jahr 1971 den Präsidenten des Organisationskomitees der Spiele, Willi Daume, um ihn für sein Vorhaben zu gewinnen. Geplant war, namhafte Regisseure aus unterschiedlichen Ländern zu beauftragen, ihre persönliche Sicht auf die Olympischen Spiele in zehn- bis zwölfminütigen Filmsequenzen festzuhalten. Wolper schlug vor, den Filmschaffenden keine inhaltlichen Vorgaben zu machen, um einen möglichst unverstellten Blick auf das sportliche Ereignis zu gewinnen. Die einzelnen Filmabschnitte sollten anschließend unter dem Titel »Olympics Munich 1972« zusammengefügt werden. Daume ließ sich von dieser Idee schnell überzeugen und zeigte sich begeistert. Allerdings gab es im Organisationskomitee Vorbehalte dagegen, dass der Film außerhalb der Bundesrepublik produziert werden sollte. Schließlich waren die Olympiafilme zuvor in der Regel als Möglichkeit genutzt worden, um die lokalen und nationalen Vorzüge des Ausrichters herauszustellen. Auch wenn Wolpers Konzept vorsah, einen Dokumentarfilm zu erstellen, war man sich unsicher, ob das künstlerische Konzept hierfür geeignet wäre. Daume begegnete diesen Befürchtungen mit dem Hinweis, dass eine klassische Filmreportage wenig internationale

960 Bezeichnend hierfür ist, dass direkt nach Pendereckis Klangkomposition der Stadionsprecher das Ende der Eröffnungsfeier mit dem »Ausmarsch der Nationen« ankündigte, der unter den schwungvollen Rhythmen des Unterhaltungsorchesters sowie dem Klatschen der Zuschauer vergnügt vollzogen wurde.

961 Riefenstahl hatte als Inhaberin des *Olympischen Diploms* in München freien Zutritt zu allen olympischen Veranstaltungen. Das deutsche Organisationskomitee versuchte das zu verhindern, jedoch garantierte das IOC der Filmregisseurin von 1936 ihre Privilegien. Riefenstahl erhielt sogar eine Anfrage der Londoner *Sunday Times*, die Spiele für das Magazin der größten englischen Sonntagszeitung photographisch festzuhalten. Die inzwischen siebzijährige Bildkünstlerin nahm diesen Auftrag an und war somit auch bei den Olympischen Spielen 1972 offiziell tätig. Vgl. dazu Schiller/Young 2012, S. 112–113.

Aufmerksamkeit erzielen würde, weshalb man das Wagnis eingehen müsse, einen an ästhetischen Maßstäben orientierten Experimentalfilm als Dokumentation der Spiele zuzulassen.<sup>962</sup>

Der »visionäre und zuweilen rücksichtslose Pragmatiker«<sup>963</sup> Daume setzte sich schließlich durch und David Wolper erhielt den Zuschlag für die Filmproduktion. Von den ursprünglich geplanten zehn Regisseuren – Franco Zeffirelli (Italien) und Ousman Sembene (Senegal) zogen ihre geplanten Beiträge zurück<sup>964</sup> – blieben schließlich acht international bekannte Filmkünstler übrig. Der Titel des offiziellen Olympiafilms lautete dementsprechend »Visions of Eight«<sup>965</sup>.

Zu Beginn des Films, das heißt vor dem Einstieg in die einzelnen Beiträge, wird der künstlerische Anspruch durch eine Texteinblendung verdeutlicht, in dem die Bedeutung der Einbildungskraft für das Verständnis der »Olympischen Spiele« hervorgehoben wird: »Sunflowers are familiar to millions, yet no one ever saw them the way Vincent van Gogh did. So with the Olympics: a recurring spectacle familiar to the people around the world. This is no chronological record, no summary of winners and losers. Rather, it is the separate visions of eight singular film artists.« Sofern der Begriff »vision« den Bezug zur Wahrnehmung erkennen lässt und darüber hinaus auf die Vorstellung des wahrgenommenen Gegenstands abzielt, wird der künstlerische Anspruch bereits im Filmtitel angekündigt. Der Hinweis auf van Gogh und sein vielleicht bekanntestes Bild – das der Maler in acht Versionen ausführte –, ist unmissverständlich: erst der künstlerische Blick eröffnet eine neue Sichtweise, die scheinbar Bekanntes und Vertrautes in einem anderen Licht erscheinen lässt.<sup>966</sup> Fast schon

962 Zur Entstehungsgeschichte des Olympiafilms von 1972 vgl. die Schilderungen des US-amerikanischen Schriftstellers Plimpton 1973, S. 30.

963 So die Charakterisierung von Schiller/Young 2012, S. 29.

964 Zeffirelli protestierte auf diese Weise gegen den Teilnahmeausschluss Rhodesiens an den Spielen; Sembene konnten seinen Beitrag nicht rechtzeitig abschließen. Federico Fellini (Italien) zeigte sich anfänglich ebenfalls interessiert, musste jedoch sein Ansinnen aufgrund anderer Verpflichtungen frühzeitig zurücknehmen.

965 Die ursprüngliche Fassung des Films war noch mit dem Untertitel versehen: »8 directors capture what the naked eye cannot see«. Einem großen Publikum wurde der Film erstmalig beim *Festival de Cannes* im Jahr 1973 gezeigt. Bei den *Golden Globe Awards* im Jahr darauf erhielt »Visions of Eight« den ersten Preis in der Kategorie »Best Documentary Film«. Die von *The Criterion Collection (New York)* im Jahr 2017 herausgegebene Zusammenstellung *100 Years of Olympic Films 1912–2012* enthält eine digitalisierte Version. Siehe dazu weiter oben Anm. 698.

966 Auch in den impressionistischen Sonnenblumenstillleben van Goghs werden die Sichtweisen auf das gewählte Sujet variiert, indem unterschiedliche Farbkompositionen und Kontraste wiedergegeben werden.

entschuldigend erfolgt der Hinweis auf den unzulänglichen archivalischen Wert des Films – »no chronological record, no summary of winners and losers«. Wenn man bedenkt, welchen Stellenwert Ergebnisse, Statistiken und Rekordlisten für die Herausbildung des modernen Sports besitzen<sup>967</sup>, dann wird klar, dass angesichts dieser Ankündigung kein klassischer Dokumentarfilm zu erwarten war. Die Auszeichnung als bester Dokumentarfilm bei der *Golden Globe Awards* 1974 ist daher der Absicht geschuldet, einen Preis auch für diesen Film bei der für die amerikanischen Unterhaltungsindustrie wichtigen Veranstaltung vergeben zu können.

Der vom englischen Regisseur und Filmeditor Jim Clark gestaltete Prolog des Olympiafilms 1972 weist durchaus Parallelen zu Riefenstahls Filmwerk von 1936 auf. Gezeigt wird ein überdimensionaler Feuerball vor glutrotem Hintergrund, der sich rasch als aufgehende Sonne entpuppt. Der Zuschauer scheint dem feurigen Gestirn nahe zu kommen, sofern heftige Materieströme – *Protuberanzen* – auf seiner Oberfläche gezeigt werden, die für uns mit bloßem Auge nicht sichtbar sind. Unterlegt werden diese Bilder mit langsam anschwellenden Tönen, um die Kraft und Energieströme des Himmelskörpers zu unterstreichen. Die Szenerie wird durch einen plötzlichen Schnitt gewechselt. Vor strahlendblauem Hintergrund erscheint die Spitze einer Fackel, die von einem Athleten getragen wird, der als Silhouette erkennbar ist. Auch die Hintergrundmusik wechselt Überganglos zu den flirrenden elektronischen Klängen, die bereits während der Eröffnungsfeier bei der Ankunft des Olympischen Feuers gespielt wurden. Der Bezug zum Austragungsort wird durch eine Überblendung hergestellt, bei der zuerst die Münchener Frauenkirche im Stadtzentrum und hieran anschließend die Fackelzeremonie im Olympiastadion gezeigt werden. Vermutlich zitiert Clark im Prolog das Vorbild Riefenstahl, nicht um Erinnerungen an 1936 wachzurufen, sondern um die Auseinandersetzung mit der künstlerischen Verarbeitung der Berliner Spiele abzukürzen – wohlwissend, dass die seinerzeit produzierten Bilder immer noch nachwirken. Im Münchener Olympiafilm blieb dies die einzige Anspielung auf die Olympischen Spiele 36 Jahre zuvor.

Die an den Prolog anschließenden Themen stehen unter folgenden Überschriften: »The Beginning« (Juri Ozerov, Sowjetunion); »The Strongest« (Mai Zetterling, Schweden); »The Highest« (Arthur Penn, USA); »The Women« (Michael Pflieger, BRD); »The Fastest« (Kon Ichikawa, Japan); »The Declathon« (Miloš Forman, Tschechoslowakei); »The Losers« (Claude Lelouch, Frankreich); »The Longest« (John Schlesinger, GB).

Ozerov hatte ursprünglich die Absicht, die Gewichtheber in ihrem Wettkampf zu begleiten. Er selbst war von schwerer Statur, etwas behäbig und fühlte sich schon körperlich den Schwerathleten besonders

967 Siehe dazu weiter oben Anm. 97 in Kap. 14 sowie Anm. 353 in Kap. 15.

verbunden. Doch Wolper hatte Mai Zetterling, die einzige Frau unter ihren männlichen Kollegen, damit beauftragt, sich mit den »Stärksten« zu beschäftigen. »The Beginning« startet mit den Ausführungen des Regisseurs über die Bedeutung der Vorbereitungen auf die Spiele im Allgemeinen sowie auf die Wettkämpfe im Besonderen. Für Ozerov zeigte sich hier eine besondere Spannung ( »tension of waiting«), die alle Teilnehmenden – Athleten wie Zuschauer – miteinander verband. Diese Spannung steigerte sich, je näher der Zeitpunkt des Wettkampfs nahte. In dem Filmbeitrag konzentriert sich Ozerov zunächst auf die Ankunft der Athleten am Münchener Flughafen sowie im Olympischen Dorf. Die Kamera richtet sich auf erwartungsvolle Gesichter, die noch keine Anzeichen von Anspannung erkennen lassen. Dies ändert sich jedoch unmittelbar vor den Wettkämpfen. Herbeigeführt durch einen scharfen Schnitt, wechselt die Szenerie. Gezeigt werden einzelne Athleten bei ihren Wettkampfvorbereitungen. Alle wirken hochkonzentriert und eher angestrengt als erwartungsvoll. Laut Ozerov ist dies der Moment der größten Einsamkeit ( »loneliness«). Jeder ist allein mit sich selbst beschäftigt und bestrebt, Einflüsse von außen so gut wie möglich auszublenden. »The longest moment before action begins«. Hierauf folgt die Einblendung einer Startpistole sowie ein Schuss. Ozerov löst dadurch die quälende Spannung. Filmisch folgt eine Reihe unterschiedlicher Wettkampfsaktionen, die aufgrund der schnellen Wiedergabe ineinander überzugehen scheinen. Ihnen ist gemein, dass sich die zuvor aufgebaute Spannung plötzlich und energievoll entlädt. Für einen Moment erscheinen auch die beiden besonders erfolgreichen Athleten der Münchener Spiele, Mark Spitz und Olga Korbut<sup>968</sup>, auf der Leinwand, die im ganzen Olympiafilm nur in dieser einen flüchtigen Sequenz zu sehen sind. Für sie gilt das Gleiche, wie für alle anderen Athleten: erst im Wettkampf zeigt sich, ob die vorbereitenden Bemühungen ausreichend waren, um die mühsam ausgebildeten Fertigkeiten in erfolgreiche Aktionen zu übersetzen. Ozerov interessiert sich vor allem für die Anspannungen, die aus dieser Unsicherheit erwachsen und vor ihrer Auflösung im Wettkampf den Athleten deutlich »ins Gesicht geschrieben« sind.

In »The Strongest«, von Mai Zetterling, macht die Regisseurin gleich zu Beginn deutlich, dass sie nichts über das Gewichtheben wisse. Ursprünglich habe sie beabsichtigt, einen Beitrag über die Frauen bei den Olympischen Spielen anzufertigen – der schließlich von Michael Pfléghar

968 Erfolgreichster Athlet der Olympischen Spiele in München war der Schwimmer Mark Spitz; er gewann sieben Goldmedaillen und stellte dabei sieben Weltrekorde auf. Die Kunstturnerin Olga Korbut gewann drei Gold- und eine Silbermedaille. Auch wenn die Schwimmerin Shane Gold etwas erfolgreicher war, sie gewann drei Gold-, eine Silber- und eine Bronzemedaille, wurde die erst 17-jährige Korbut aufgrund ihrer spektakulären Darbietungen zum »Gesicht der Spiele«.

übernommen wurde. Doch habe ihr die Beschäftigung mit dem Gewichtheben eine Perspektive eröffnet, die ihr verborgen geblieben wäre, wenn sie ein vertrautes Thema bearbeitet hätte. Der Zugang zur fremden Welt des Gewichthebens sei für sie nicht über die Spezifik der Sportart, sondern vielmehr über die eklatante Zwanghaftigkeit des Verhaltens der Athleten möglich gewesen, die ihr sofort aufgefallen sei. In einem späteren Interview präzisiert Zetterling diese Einschätzung:

»If a man sleeps for 12 hours a day, trains for nine and eats for three, he's got to be obsessed. There is no time for living. I asked one of the super heavyweight lifters if he had a girl friend and he replied there was no room to fit a girl in a bed because he was so big. And yet they are glamorous. There's the glamour of commitment.«<sup>969</sup>

Im Film arbeitet Zetterling mit Kontrastierungen und Ironisierungen, um das manische Verhalten der Schwerathleten zu veranschaulichen. Gezeigt werden Gewichtheber in einer Trainingshalle, die unter den lauten Geräuschen fallender Gewichte und stöhnender Körper ihre immer gleichen Bewegungsabläufe – Aufwärmen, Kraftübungen, Grifftechniken, Haltungskorrekturen – ausführen. Obwohl zahlreicher Sportler anwesend sind, nehmen sie kaum Notiz voneinander. Die verbindende Klammer besteht darin, dass die Trainierenden sich am selben Ort befinden und wie Monaden ausschließlich mit sich selbst beschäftigt sind. Die gesamte Szenerie wirkt sehr geschäftig und konzentriert. Jeder Griff, jeder Ablauf und jede Wiederholung ist genauestens geplant und kalkuliert. Um Höchstleistungen erbringen zu können, bedarf es nicht nur besonderer Anstrengungen, sondern ebenso streng organisierter Übungen und Routinen. Die stupiden Einblendungen werden schließlich variiert und neben den trainierenden Sportlern wird im Wechsel eine uniformierte Musikkapelle gezeigt. Das Orchester spielt hämmernde Marschmusik, deren regelmäßige Takte den gleichförmigen Bewegungsabläufen der trainierenden Athleten entsprechen. Die Kapelle agiert ebenso exakt und phantasielos wie die Sportler, die bereit sind, ihre ganze Kraft für das Stemmen von Gewichten zu verausgaben. Im Hintergrund informiert eine betont sachliche Stimme darüber, dass während der Spiele unter anderem 1,1 Millionen Eier, 60000 Toastscheiben, 27000 Kilo Kalbfleisch und 140000 Liter Orangensaft verzehrt werden. Eingebildet werden Magnetbänder eines Olympiarechners, auf denen mehr als 500 Millionen »facts« gespeichert sind. Die Technik liefert zuverlässig und schnell alle erwünschten Daten. Die Bilder wechseln zwischen trainierenden Gewichthebern, detaillierten Datenangaben über einzelne Sportler sowie maschinellen Abläufen in einer Großküche auf dem Olympiagelände. Die metallartigen Küchengeräusche ähneln denen in der Trainingshalle. Alle Abläufe funktionieren störungsfrei nach den gleichen, exakten

969 Plimpton 1973, S. 33.

Mustern. Schweinehälften werden an einem Haken transportiert und anschließend portioniert; der Blick auf die Anzeige der hierfür verwendeten Waage leitet über zu den Gewichten der Athleten. Es folgt erneut das Marschmusikorchester mit zackigen Klängen; die Fleischer zerlegen die Schweinehälften im Takt der Musik; das Stöhnen der Gewichtheber begleitet die Einblendung einer Anhäufung von zu verarbeitenden Hähnchenschenkeln; aufgeschlagene Eier werden in eine Bratmaschine geschoben; weitere Daten werden ausgedruckt, neue Gewichte werden aufgelegt und gestemmt usw. Die Bilder wechseln schnell und gehen nahezu übergangslos ineinander über. Die Unterschiede zwischen Trainingshalle, Großküche und Rechenzentrum verschwimmen zusehends; scheinbar Gegensätzliches wird durch die gleichen monotonen Abläufe bestimmt.

Nur der Mensch bleibt eine Störgröße innerhalb des präzisen Zusammenspiels verschiedener Kräfte. Tragisch ist das Bild des britischen Gewichthebers Terry Perdue, der sich vor allen Zuschauern auf dem Podium wie ein Tiger hin und her bewegt, tief atmet, mit seinem Blick der schwer beladenen Hantelstange ausweicht, plötzlich die Richtung wechselt, die Stange greift, sich kurz anspannt, dann jedoch wieder zurückweicht, um wenig später einen neuen Anlauf innerhalb der noch verfügbaren Zeit zu unternehmen. Es scheint, als würde Perdue unter der Last zerbrechen. Er wirkt angestrengt und ängstlich. Ein Signal ertönt; die Zeit wird knapp. Er geht erneut entschlossen zur Hantel, hebt sie bis zur Hüfte und lässt sie krachend wieder fallen. Mit einer abfälligen Geste, die ihn selbst zu treffen scheint, verlässt Perdue tief enttäuscht das Podium. Er hat versagt. Im absurden Kampf gegen die Kraft der Erdanziehung erreicht er nur den zehnten Platz im Superschwergewicht. Der nachfolgende Kontrahent in der Klasse über 110 kg, Vassili Alekseyev aus der Sowjetunion<sup>970</sup>, macht es besser. Das Publikum jubelt. Der Wettkampf ist vorbei.

In der Schlusszene zu diesem Beitrag findet sich noch eine versöhnliche Geste. Zwei Gewichtheber, die unterschiedlicher kaum sein könnten – der eine aus der Gewichtsklasse Superschwergewicht, der andere aus der Klasse Fliegengewicht –, verlassen nebeneinander gehend den Trainingskomplex. Sie entfernen sich von der Kamera und man sieht sie nur von hinten. Jeder trägt eine Trainingstasche in der äußeren Hand, und beide reden intensiv miteinander. Der »Riese« berührt mit einer Hand aufmunternd die Schulter des »Zwergs«, der diese Zuwendung mit derselben Geste erwidert. Beide scheinen sich gut zu kennen. Mai Zetterling, die eingestanden hatte, vom Gewichtheben nichts zu verstehen, deutet damit an, dass es für die Athleten vermutlich doch ein »life apart from

970 Alekseyev starb im Alter von 69 Jahren an Herzversagen. Er gewann zweimal Olympisches Gold, wurde achtmal Weltmeister und stellte insgesamt 80 Weltrekorde auf. In München fiel der Schwerathlet durch seine enorme Körperfülle auf; bei den Olympischen Spielen 1972 wog er 160 kg.

lifting« gibt. Dies würde bedeuten, dass die Obsessionen zumindest lückenhaft wären.

In »The Highest« beschäftigt sich Arthur Penn mit der technisch äußerst anspruchsvollen Disziplin des Stabhochsprungs. In dem Beitrag geht es darum, die Sportler während ihres Wettkampfes zu charakterisieren. In den drei Minuten, die den Athleten zur Verfügung stehen, um einen Sprung auszuführen, erscheint die Zeit auf das Wesentliche zusammengedrängt zu sein. Freud und Leid liegen eng beieinander. Um dem gerecht zu werden, werden die meisten Szenen in Zeitlupengeschwindigkeit wiedergegeben. Der Regisseur hat hierfür eine 16 mm Hochgeschwindigkeitskamera verwendet, die in der Lage ist, 600 Bilder pro Sekunde aufzunehmen. Um die Aufnahmebereitschaft der Zuschauer zu erhöhen, bleibt der Bildschirm an einigen Stellen schwarz, und über weite Strecken ist kein Ton zu hören. Penn war sich bewusst, dass dieses Stilmittel Widerspruch hervorrufen würde. Dennoch entschied er sich dafür – gegen den Widerstand des Produzenten –, dieses Wagnis einzugehen. Die Filmaufnahmen wirken dadurch besonders intensiv. Die Intensivierung dient zudem der Visualisierung einzelner, dem normalen Auge versperrter Details, die verdeutlichen, dass bei dieser Sportart Nuancen über Erfolg und Misserfolg entscheiden. Die unterschiedlichen Emotionen der Athleten werden ebenso gezeigt wie die Schönheit der Bewegungen. Die Sportler fliegen scheinbar losgelöst durch die Luft, wenn der Sprung gelingt. Ebenso offenkundig ist jedoch, wieviel Erschwernisse zu überwinden sind, wenn der Sprung misslingt. In einem späteren Interview beschreibt Penn seine Wahrnehmung der Stabhochspringer folgendermaßen:

»They're like thoroughbreds, terribly nervous and distracted. (...) They go through extraordinary totemistic behavior – a sense of ritual procedures, and a near obscene relationship with their poles. All of that fascinated me – how they got themselves psyched and prepared.«<sup>971</sup>

Während bei Zetterling die Obsession der Athleten im Vordergrund steht, betont Penn ihre Rückwendung auf sich selbst im Moment höchster Anspannung. Dieser spannungsreiche Zustand des Alleinseins endet entweder im Triumphgefühl des gefeierten Siegers oder in der Enttäuschung und Verlorenheit der zahlreichen Verlierer.

Im Beitrag über »The Women« betont der Regisseur Michael Pflieger die Bedeutung der Frauen bei den modernen Olympischen Spielen: »I wanted to acknowledge their presence and their contributions.« Diese vorgegebene Reihenfolge hält der Film tatsächlich ein, wenngleich »presence« hier eher mit »appearance« gleichgesetzt wird. Gezeigt werden vor allem schöne Gesichter, anmutige Gestalten und auffällige Erscheinungen. Die Kamera beobachtet einzelne Athletinnen beim Aufwärmen, im Wettkampf sowie nach Abschluss des Leistungsvergleichs.

971 Plimpton 1973, S. 31.

Neben dem Aussehen rückt dabei auch das Verhalten der Frauen in den Fokus. Vor dem Wettkampf wirken die Frauen deutlich gelöster als ihre männlichen Kollegen. Gezeigt werden entspannte Gesichter, wehende Haare und lackierte Fingernägel. Nicht Anspannung, sondern Freude auf das bevorstehende Ereignis scheint das Verhalten der Sportlerinnen zu bestimmen. Die allgemeine Gelöstheit bietet sogar Raum, sich das Gesicht zu pudern. Fast schon voyeuristisch wirken zahlreiche Nahaufnahmen einzelner Körperpartien. Beine, Po, Taille, Haare, Hände – unter dem Vorwand, die »schöne Seite« der Spiele darzustellen, verstärkt die Kamera den männlichen Blick. Während die mannhaften Athleten zuvor in höchster Anspannung und Angriffslust gezeigt wurden, die den sportlichen Wettkampf in seiner ganzen Schwere anzunehmen bereit waren, werden die Sportlerinnen eher als freudig-entschlossen portraitiert. Die Teilnehmerinnen sind untereinander in Kontakt, sprechen miteinander, schenken sich ein Lächeln und scheinen sich über die guten Leistungen ihrer Mitbewerberinnen zu freuen.<sup>972</sup> Damit erfüllen sie eben jene Eigenschaften, die den sportlichen Wettkampf vorbildlich und fair erscheinen lassen. Doch auch diese Sichtweise ist einseitig konnotiert: Denn während von den männlichen Athleten ausdrücklich erwartet wird, dass sie ihren Wettkampf ernsthaft und standhaft bis zum Ende führen, gesteht man den Athletinnen gönnerhaft zu, einen etwas nachsichtigeren Umgang mit dem Siegensollen zu pflegen. Sofern Männer auch außerhalb des Sports regelmäßig dafür belohnt werden, sich in den Vordergrund zu spielen und die »Glorifizierung des eigenen Ich und seiner sozialen Triebe«<sup>973</sup> voranzutreiben, erwartet man von den Frauen demgegenüber Zurückhaltung, Nonchalance und Charme. Wenn Athletinnen sich kämpferisch zeigen – was bei Olympischen Spielen von Frauen wie von Männern zu erwarten ist –, dann sollen sie möglichst nicht »zu männlich« wirken. Übernehmen Frauen die Aufgabe, nicht nur die Männer zu lieben, die Machtspiele lieben, sondern selbst in Konkurrenz zu treten, dann soll dies möglichst anmutig, elegant, ungezwungen und zugewandt erscheinen. Diesem Klischee folgt der Beitrag von Pflieger bis in die Wiedergabe einzelner Haltungen, besonderer Posen und bestimmter Gesten, die weniger das Auftreten der Athletinnen bei Olympischen Spielen veranschaulichen als vielmehr den typisch-männlichen Blick hierauf wiedergeben.

Kon Ichikawa beschäftigt sich in seinem Beitrag »The Fastest« mit dem 100 Meter Endlauf der Männer. Dieser Wettbewerb gilt als ein besonderes

972 So die beiden deutschen Teilnehmerinnen im Weitsprungwettbewerb der Damen, Heide Rosendahl und Adelheid Schüller. Rosendahl gewann die Goldmedaille; Schüller belegte den fünften Platz.

973 Zu den geschlechtsspezifischen Unterschieden im Umgang mit dem Glauben an die Sinnhaftigkeit »männlicher Spiele« vgl. Bourdieu 2005, S. 138.

Kräftemessen, bei dem die schnellsten Athleten der Welt im direkten Vergleich aufeinandertreffen, um in etwa 10 Sekunden Sieger und Verlierer zu ermitteln. Das Nervenspiel bei diesem Wettkampf ist dementsprechend hoch, weshalb der 100 Meter Endlauf als ein sportlicher Höhepunkt der Olympischen Spiele gilt. Ichikawa war bereits bei den Spielen in Tokio 1964 als Regisseur des Offiziellen Olympiafilms<sup>974</sup> erfolgreich gewesen und verfügte somit über einschlägige Vorerfahrungen. Er beeinflusste die Sportfilmentwicklung jener Zeit unter anderem durch den Einsatz technisch hochwertiger Zoomobjektive, die Nahaufnahmen von bisher unerreichter Qualität ermöglichten. Schon 1964 ließ Ichikawa einen besonderen Gestaltungswillen erkennen. Anstatt Siege und Platzierungen zu dokumentieren, beschrieb er mit filmischen Mitteln die Atmosphäre der Spiele und portraitierte einzelne Athleten bei der Ausübung ihrer Wettkämpfe. Um einen »Dokumentarfilm«, so die offizielle Bezeichnung von *Tokyo Olympiad*, handelte es sich nicht; passender wäre die Bezeichnung »experimenteller Sportfilm«<sup>975</sup> gewesen.

Schon 1964 beschäftigt sich Ichikawa ausführlich mit dem 100 Meter Lauf der Männer. In einer fast sechsminütigen Sequenz werden die Teilnehmer des Endlaufs bei ihren Vorbereitungen gefilmt, bevor der Lauf selbst in Zeitlupe und unter Verwendung zahlreicher Großaufnahmen gezeigt wird. Bei den Olympischen Spielen 1972 erhöht Ichikawa den technischen Aufwand und beschäftigt sich noch intensiver mit diesem Wettkampf. Er verwendet insgesamt 34 Kameras und mehr als 6000 Meter Filmmaterial, um die gut zehn Sekunden des Laufs einzufangen, der – wie Ichikawa im Vorspann zu seinem Beitrag anmerkt – »somehow represents modern human existence«. Im Hintergrund des Filmbeitrags ertönt zunächst ein Donnergeräusch, das in Verbindung mit den Zeitlupenbildern der aus den Startblöcken emporschnellenden Sprinter sich als gedehnte Tonsequenz des Startschusses erweist. Damit ist der Auftakt gemacht, und die dynamische Kraft der Athleten scheint sich wie ein Gewitter schlagartig zu entladen. Die startenden Sportler werden einzelnen und aus unterschiedlichen Perspektiven aufgenommen. Anschließend richtet sich der Fokus auf einzelne Athleten. Zuerst wird der Sieger – Walerrj Borsow – gezeigt, indem die Kamera, von vorne auf den Sportler gerichtet, dessen Lauf bis zum Zieldurchgang aufnimmt. Das Gleiche geschieht anschließend mit dem Zweit- und Drittplatzierten. Während die Läufer in Großaufnahme und vierfacher Zeitlupengeschwindigkeit wiedergegeben werden, richtet eine Hintergrundstimme die Aufmerksamkeit auf die Augen – »sie müssen irgendetwas sehen,

974 Der Film *Tokyo Olympiad* wurde im Jahr 1965 erstmals öffentlich aufgeführt und sorgte für ein großes Publikumsinteresse.

975 Da der Film den Vertretern des IOC zu eigenwillig erschien, musste Ichikawa vor der Veröffentlichung noch einige Veränderungen vornehmen.

aber sie scheinen nichts wahrzunehmen«. Der Bronzemedallengewinner bei den Olympischen Spielen von 1968 in Mexico City, Charlie Greene, beantwortete die entsprechende Frage nach seinen visuellen Eindrücken einmal mit dem Hinweis, er sei beim 100 Meter Lauf dermaßen konzentriert, dass er während des Rennens seine Augen geschlossen halte. Die Augen der im Film gezeigten Läufer sind entweder nahezu geschlossen oder weit geöffnet. In beiden Fällen wirken sie tatsächlich funktionslos. Es scheint keinen Unterschied zu machen, ob sie etwas wahrnehmen oder gar nichts sehen. Ähnlich unbestimmt bleibt auch die Antwort auf Frage nach dem Ausdruck – »ist es Leiden, Angst, Entschlossenheit?« Die Stimme aus dem Hintergrund versucht aufzuklären: »Es ist all dies und nichts von dem.« Schließlich beschäftigt sich der anonyme Sprecher noch mit der Atmung, während die Läufer in stark verlangsamter Zeitlupengeschwindigkeit weiterhin in Richtung Kamera eilen. »Atmen sie oder atmen sie nicht während des Laufs? Die Athleten selbst wissen es nicht«. Zwar haben alle Läufer den Mund weit geöffnet, so dass der Eindruck entsteht, sie würden alle erreichbaren Sauerstoffteilchen in ihrer Nähe einzufangen versuchen. Mittlerweile ist jedoch bekannt, dass Hochleistungssprinter auf den ersten 50 Metern für gewöhnlich nur einmal ausatmen und im zweiten Laufabschnitt höchstens ein- bis zwei komplette Atemzüge ausführen.<sup>976</sup> Auch das Atmen scheint damit seine Funktion weitgehend einzubüßen.

Der Filmbeitrag klärt die selbst aufgeworfenen Fragen nicht auf. Dies war auch nicht beabsichtigt. Vielmehr wird eindrucksvoll gezeigt, welche außergewöhnlichen Beanspruchungen die Athleten auf sich nehmen, um ihr Ziel zu erreichen. Dies mag dem Spezialisten, der mit Trainingsinhalten, Belastungssteuerungen und Wettkampfzyklen vertraut ist, bereits klar sein. Allerdings stellt sich dieser Umstand für den Laien besonders eindringlich dar, wenn die Anstrengungen des Körpers unter Einsatz modernster Filmtechniken unmittelbar und ungeschönt vor Augen geführt werden. Gezeigt werden Augen, die ins Nichts starren; Lippen, die ihre natürliche Form verlieren; Wangen, die bei jedem Schritt aufgewirbelt werden und die Züge des Gesichts verzerren; Arme, die wie Kolben auf- und niederfahren; Beine, die trommelnd über die Tartanbahn eilen. In einem späteren Kommentar bezieht sich Ichikawa ausdrücklich auf diesen – dem normalen menschlichen Auge verschlossenen – Verfremdungseffekt:

»Regardless of whether it is considered to be a festival of peace for the human race, it is hardly an auspicious assembly of the gods. They can

976 Beim Sprint wird der Energiebedarf hauptsächlich durch die anaerobe Oxidation – also ohne nennenswerten Sauerstoffverbrauch – abgedeckt. Je länger die Distanzen ausfallen, desto wichtiger werden aerobe Oxidationsprozesse.

scarcely be of godly hearts or gifted minds. Even in the sacrosanct temple of the Olympics, through his skin, bones and flesh, man's ego rears its ugly head; more than that, it is displayed in unabashed nakedness. «<sup>977</sup>

Dem ließe sich hinzufügen, dass der von Ichikawa entzauberte und visuell demaskierte Körper gerade als solcher seine Schönheit zurückgewinnt. Indem er keinen anderen Ansprüchen genügt, als möglichst schnell zu sein, zeigt er sich gänzlich unverstellt. Würde dieses Bild vor-schnell abgewehrt, blieben die bedrängenden Zwänge und Lasten sportlicher Leistungen unerkannt.<sup>978</sup> Es ist Ichikawas Verdienst, dass er auch diese Seite des Olympischen Wettkampfes sichtbar macht.

Die längste Episode des Olympiafilms stammt von Miloš Forman. Auch dieser Regisseur hatte ursprünglich einen anderen Beitrag beabsichtigt. Forman wollte den besonderen Moment auf die Leinwand bringen, der alle Entbehrungen, Anstrengungen und Aufwendungen in sich konzentriert, die nötig sind, um eine sportliche Spitzenleistung zu erbringen. Um diese Idee umzusetzen, nahm er zunächst den Moment des Auslösens eines Schusses im Schießwettbewerb des olympischen Kleinkaliber Dreistellungskampfes ins Visier. Geplant war ein zwölfminütiger Beitrag, in dem nur der Finger am Abzug sowie das Auge des Schützen auf der Leinwand gezeigt werden sollte. Zur großen Erleichterung des Produzenten veränderte Forman seinen Plan und beschäftigte sich stattdessen mit der Königsdisziplin der Leichtathletik, dem Zehnkampf. Zwar hatte Forman schon als Kind den Wunsch gehabt, einmal als Zuschauer an den Olympischen Spielen teilzunehmen; ein besonderer Sportkenner war er jedoch nicht. Um sich vorzubereiten, besuchte er die Deutschen Leichtathletikmeisterschaften im Juli 1972 in München. Der Zehnkampf fand sein besonderes Interesse. Es fiel ihm auf, dass jede Einzeldisziplin einen eigenen Rhythmus hatte, den er im Film wiedergeben wollte. Da sich der Wettkampf über zwei Tage erstreckt, sollten die Phasen des Wartens und des Spannungsabfalls nicht ausgeklammert werden.

Forman war ein politisch aufgeklärter Regisseur, der sich aufgrund eigener Erfahrungen mit totalitären Systemen in seinen Filmen verschiedentlich mit unangepassten Künstlern und widerspenstigen Charakteren

977 Plimpton 1973, S. 35.

978 Nach antiker griechischer Auffassung waren die Götter selbst am Wettkampf beteiligt. Der Sieger wurde folglich für seine natürliche Schönheit und göttliche Erhabenheit gepriesen. Dass Mühe (*ponos*) und Zwang (*ananke*) zum Schicksal der Sterblichen gehören, konnte auf diese Weise zumindest vorübergehend ausgeblendet werden. Siehe dazu weiter oben Anm. 170 in Kap. 2 (Bd. 1). Der einseitigen Idealisierung des erfolgreichen Athleten wurde dadurch bereits frühzeitig Vorschub geleistet. Darüber hinaus ließen sich alle Lasten wie selbstverständlich auf die Verlierer projizieren.

befasst hat.<sup>979</sup> Die von ihm portraitierten Filmfiguren setzen sich vor allem mit Mut und Witz gegen bedrängende Verhältnisse zur Wehr. Anhand unterschiedlicher Rollen und Themen stellt Forman mit filmischen Mitteln dar, woraus sich ihr scheinbar unverwüstlicher Freiheitsdrang speist. Die anarchischen Protagonisten werden bei Forman zu Verkörperungen eines frech-fröhlichen Protestes, der nicht nur die Sympathien des Regisseurs gewinnt.

Diese knappen Hinweise können helfen, die Formsprache von »The Declathon« besser zu verstehen. Der Film arbeitet mit Kontrastierungen und Verfremdungen, die auf den ersten Blick absurd erscheinen mögen. So wechselt etwa die Musik zwischen bayerischer Blasmusik, Suppés »Leichter Kavallerie«, schrillen Jodellauten, Orffs »Sommerkanon«, alpenländischen Kuhglocken bis hin zu Beethovens »9. Symphonie«. Die ausführenden Musiker, Kapellen und Orchester werden an unterschiedlichen Stellen eingebildet. Zusammen mit den Athleten und den Ordern bilden sie die drei Schlüsselgruppen des Films. Die Aufmerksamkeit der Kamera richtet sich ausdrücklich nicht nur auf die Athleten, sondern wechselt beständig zwischen diesen Akteuren.

Beim Kugelstoßen, um ein Beispiel zu nennen, wird zuerst der uniformierte Dirigent einer Musikkapelle mit erhobenem Taktstock eingebildet. Die Musiker warten auf ihren Einsatz. Sodann wird ein Ordner gezeigt, der eine bereits gestoßene Kugel über eine geneigte Rollbahn mit Schwung wieder an ihren Ausgangsort zurückbefördert. Im Hintergrund ertönt Zuschauerapplaus. Als Musikbegleitung ertönt nun etwa nicht die zu erwartende Militärmusik, sondern der »Sommerkanon« von Carl Orff. Parallel dazu werden einzelne Athleten gezeigt, die unter starkem Einsatz der Gesichtsmuskulatur darum bemüht sind, die Kugel möglichst günstig an Kinn und Hals zu platzieren. Hierbei bauen sie eine spürbar innige Beziehung zu dem metallischen Sportgerät auf, bevor sie die Kugel schließlich mittels eingeübter Technik und größtmöglicher Kraftanstrengung von sich stoßen.

In dieser kleinen Episode wird bereits das Grundmuster von Formans Filmbeitrag deutlich: Die Athleten stehen als authentisch handelnde Akteure im Mittelpunkt des Geschehens, indem sie ihr Können bestmöglich einbringen und sich dabei »aufs Spiel setzen«. Allerdings stehen sie nicht allein auf der Bühne, sondern die gestrengen Ordner, die alle Abläufe

979 Formans Eltern wurden im KZ ermordet und er selbst musste im Zuge des »Prager Frühlings« in die USA emigrieren. Eine kritische Haltung gegenüber repressiven Verhältnissen ist kennzeichnend für sein Filmwerk. So war etwa der Oscar-prämierte Film »One flew over the Cuckoo's Nest« aus dem Jahr 1975, der die unmenschlichen Behandlungsmethoden in einer Nervenheilanstalt sowie den Widerstand dagegen thematisiert, für Forman eine Allegorie auf die Verhältnisse in seinem kommunistischen Heimatland.

beaufsichtigen, können jederzeit im Sinne des Regelwerks eingreifen. Die unbändige Verausgabung der Sportler ist nicht davor geschützt, wieder in reguläre Bahnen zurückgewiesen zu werden. Ganz in diesem Sinne werden die Ordner, die in der Regel selbst aktive Sportler waren, in ihren grünen Uniformen, ihrem militärischen Gehabe und den maskenhaften Gesichtern als Gegenbild zu den sich leidenschaftlich verzehrenden Athleten dargestellt. Das Klatschen der Zuschauer angesichts der »Leistung« des Ordners, der die Kugel wieder an den Ausgangsort zurückbefördert, wirkt geradezu wie ein höhnischer Kommentar.

Durch die unterschiedlichen Musikbezüge – in Ton und Bild – wird dieser Eindruck noch verstärkt. Die Einblendungen verschiedener Musikgruppen dienen der Strukturierung der gezeigten Aktionen. Beim durch starke Drehbewegungen gekennzeichneten Diskuswerfen etwa ertönt im Hintergrund laute Blasmusik, und sogleich wird ein volkstümlich tanzendes bayerisches Paar eingeblendet. Die mit einem Dirndl bekleidete Frau dreht sich schnell um die eigene Achse, während der Mann das hochfliegende Kleid mit seiner Hand berührt und auf den sichtbaren Unterrock weist. Lautmalerisch verstärkt wird diese rustikale Szenerie durch lautes und freudiges Jauchzen. Während die Musik im Hintergrund andauert, beschäftigt sich die Kamera bereits mit dem schnellen Drehen einer Kurbel durch einen Ordner, der die Latte für den anschließenden Stabhochsprungwettbewerb in Position bringt. Die Musik dient in diesem Fall der Überleitung. Da die anmutigen Flugbewegungen der Stabhochspringer nicht mit den volkstümlichen Klängen harmonieren, ist das Risiko insgesamt gering, dass der Zuschauer von den Bildern überwältigt wird. Als Zuhörer ist er vielmehr gefordert, die Brüche zwischen Bild und Ton zu verarbeiten.

Miloš Forman, dessen Filme häufig einen feinen Humor erkennen lassen, geht es nicht um eine ansprechende Ästhetik und gefälligen Genuss. Dafür waren die Erinnerungen an die Bilder von 1936 bei diesem Regisseur noch zu präsent. Stattdessen konzentriert er sich in seinem Beitrag auf die Spannungen und Gegensätze zwischen den flüchtigen Darbietungen der Athleten einerseits und dem kurzweiligen Anspruch ihrer Inszenierung sowie dem strengen Format ihrer Regulierung andererseits. Es ist unschwer zu erkennen, womit Forman sympathisiert. Während die Athleten, darin Künstlern ähnlich, für ihre Sache streiten und sich verzehren, steht die Musik für seichte Unterhaltung und volkstümliche Lustbarkeit. Erst der Kontrast verdeutlicht, dass beides, Wahrhaftigkeit und Amüsement, bei Olympia zusammentreffen. In ähnlicher Weise kollidiert die Naivität der Athleten, die in der Arglosigkeit gegenüber ihrer körperlichen Verausgabung zum Ausdruck kommt, mit dem strengen Reglement der Disziplinen, für deren Einhaltung die militärisch auftretenden Ordner einstehen. Hier treffen individueller Ausdruckswille und institutioneller Zwang direkt aufeinander. Während die Athleten bereit

sind, ihre ganze Kraft vorbehaltlos einzusetzen, übernehmen sie zugleich die Funktion der Unterhaltung des Publikums<sup>980</sup> und unterwerfen sich dem strengen Reglement der Spiele.

Zum Schluss des Beitrags wechselt Forman nochmals die Perspektive. Im Hintergrund kündigt eine Stimme die letzte Disziplin an: »The last event – 1500 meter run«. Dieser Lauf stellt noch einmal eine besondere Herausforderung an die Wettkämpfer. Nach neun absolvierten Disziplinen gehen die Zehnkämpfer zum Abschluss noch einmal an ihre absolute Leistungsgrenze. Um diesem Höhepunkt gerecht zu werden, wechselt Forman das Musikgenre. Eingebildet wird ein Orchesterdirigent, Wolfgang Sawallisch, der mit erhobenem Taktstock die Konzentration des Bayerischen Staatsorchesters auf sich richtet. Das Bild wechselt sodann und zeigt die Athleten bei ihren letzten Vorbereitungen vor dem Startschuss. In den Gesichtern spiegeln sich Hoffnungen und Befürchtungen, und bei einigen zeichnet sich bereits eine gewisse Vorfreude ob der nun bevorstehenden letzten Großanstrengung ab. Gleichwohl herrscht eine gewisse Anspannung vor. Die Athleten positionieren sich an der Startlinie, während ein Ordner geflissentlich letzte Korrekturen an der Startaufstellung vornimmt. In diesem Moment sind alle Wettkämpfer nur mit sich selbst beschäftigt. Im Augenblick höchster Anspannung wird ein auf der Tribüne sitzender Ordner eingebildet, der selig schlafend, von alledem nichts mitbekommt. Auch er ist – allerdings in völliger Entspannung – ganz in sich versunken. Anstelle des Startschusses ertönen Klänge aus Beethovens 4. Satz der »9. Symphonie«. Beim Einsatz des Baritonsolos, das den Hauptteil des Stückes mit der Vertonung von Schillers »Ode an die Freude« ankündigt, wird zuerst der Sänger eingebildet. Während Musik und Gesang weiterlaufen, erscheint erneut das Bild des schlafenden Ordners, der plötzlich seine Augen öffnet, sich mit seinen Fingern durch die Haare fährt, um sogleich wieder friedlich zu entschlummern. Währenddessen absolvieren die Läufer ihr hartes Pensum und nähern sich mit jedem Schritt dem Zustand völliger Erschöpfung immer weiter an. Als Schillers Freudenhymne ertönt und der Eintritt in das *Elysium* angestimmt wird, sieht man, wie ein Läufer seine Hand schmerzgeplagt in seine Seite legt, um die verkrampfte Stelle zu entspannen. Das Feld der Läufer ist bereits weit auseinandergezogen und die Athleten kämpfen nicht nur gegeneinander, sondern zunehmend mit sich selbst. Der Freudenchor intoniert währenddessen die

980 Der nach dem ersten Wettkampftag noch führende DDR-Zehnkämpfer Joachim Kirst stürzte beim 110-Meter Hürdenlauf und musste den Wettkampf verletzt abbrechen. Während der Athlet, sichtlich enttäuscht und gebeugt, im Hintergrund aus dem Innenraum des Stadions geleitet wird, läuft im Vordergrund des Films der Wettkampf weiter und andere Athleten rücken sogleich in den Fokus und werden gleichermaßen begeistert gefeiert.

vertraute Passage der »weltumspannenden Brüderlichkeit«. Nach und nach erreichen die Läufer das Ziel, stürzen zu Boden, fallen übereinander oder stützen sich gegenseitig. In diesem Zustand höchster Erschöpfung scheinen sich die hymnischen Worte zu erfüllen, wonach die Natur den Freund – »geprüft im Tod« – zuletzt erlöse. Schließlich verstummt die Musik und der Zuschauer sieht nur noch die geschundenen Körper und die entleerten Gesichter der Athleten. In diesem Augenblick scheinen Rekorde und Platzierungen keine Rolle zu spielen. Jeder ist erleichtert, die Strapazen überwunden zu haben.

Die Siegerehrung am selben Abend des zweiten Wettkampftages wird im Film wiederum mit bayerischer Volksmusik unterlegt. Für diesen Moment gehören die siegreichen Sportler wieder ganz der Öffentlichkeit.

Claude Lelouch befasst sich in seinem Beitrag mit den Verlierern. Diese geraten nur selten in den Blick der Öffentlichkeit, obwohl sie bei jedem Wettkampf in Erscheinung treten und bereits numerisch die Zahl der Sieger deutlich übertreffen. Zwar ging man seit den Olympischen Spielen 1932 in Los Angeles dazu über, ein dreistufiges Siegespodest aufzustellen, wodurch sich die Anzahl der honorierten Leistungen sichtbar erhöhte. Jedoch war damit nicht ausgeschlossen, dass ein Zweit- oder Drittplatzierter sich dennoch als Verlierer empfinden konnte. Dieser Eindruck wurde um so stärker, je weniger die Coubertin zugeschriebene Aussage haltbar war, das Wichtigste bei den Olympischen Spielen sei nicht zu gewinnen, sondern daran teilzunehmen<sup>981</sup>. Sofern das Siegen müssen eine eigene Dynamik entfaltete und sportliche Leistungen mit immer feineren Messmethoden zunehmend präziser bestimmt werden konnten,<sup>982</sup> nahm auch die Anzahl der Verlierer bei Wettkämpfen merk-

981 Coubertin soll sich bei den Olympischen Spielen 1908 in London in diesem Sinne gegenüber britischen und amerikanischen 400 Meter Läufern geäußert haben, die darüber in Streit geraten waren, wer den Lauf gewonnen hatte. Hieraus wurde später das verkürzte olympische Motto abgeleitet: »Dabeisein ist alles«.

982 »Im Rahmen sportlicher Konkurrenzen entscheiden längst elektronisch gemessene Differenzen von Hundertstelsekunden wie selbstverständlich über die Platzierungen der Beteiligten, ohne dass eine anschauliche Übersetzungsarbeit notwendig wäre, um die erzielten Leistungen einordnen zu können. Dass die exakte Bestimmung zeitlicher Unterschiede zur Bemessung sportlicher Leistungen jedoch auch an ihre Grenzen stoßen kann, zeigt das Beispiel des 400-Meter-Lagen-Schwimmwettbewerbs bei den Olympischen Spielen 1972 in München, wo der Wettbewerbsieger zwei Tausendstelsekunden schneller war als der Zweitplatzierte. Nachdem Nachmessungen nach Abschluss der Spiele ergeben hatten, dass die Längen der Schwimmbahnen bautechnisch bedingt um drei Millimeter voneinander abwichen, verzichtete man fortan auf Zeitmessungen im Tausendstelsekundenbereich.« Bockrath 2019, S. 112.

lich zu. Vor allem in weniger bekannten Sportarten, die nur bei Olympischen Spielen oder Weltmeisterschaften eine größere Aufmerksamkeit erzielen, kann ein vierter Platz für den betroffenen Athleten zu einem spürbaren Ansehensverlust führen. Während die öffentliche Anteilnahme an prestigeträchtigen Sportarten insgesamt höher ist, muss eine moderne Fünfkämpferin oder ein Gewichtheber deutlich länger warten, um überhaupt beachtet zu werden. Doch unabhängig von diesen Unterschieden zwischen einzelnen Sportarten scheint sich bei allen Wettkämpfen das Brecht-Wort zu bewahrheiten: »Denn die einen sind im Dunkeln, und die andern sind im Licht. Und man sieht die im Lichte, die im Dunkeln sieht man nicht.«<sup>983</sup>

Lelouch wechselt daher die Perspektive und nimmt die von der Öffentlichkeit regelmäßig übersehenen Verlierer ( »The Losers«) ins Visier. Einleitend erläutert der für seine achtsamen Kameraeinstellungen geschätzte Regisseur sein künstlerisches Interesse: »At some point of life everyone must learn to live with defeat. I wanted to see how each person accepts that fact, how the losers meet their sudden loneliness.« Um die Brücke zu den mitfühlenden Zuschauern zu schlagen, wird zunächst ein äußerst engagierter Beobachter eines Boxkampfes eingeblendet, der einzelne Bewegungen seines Protagonisten im Ring andeutungsweise nachahmt. Er erscheint ebenso hart getroffen, wie der nicht eingeblendete Boxer, obgleich er sich in sicherem Abstand zum Kampfgeschehen befindet. Die sich mimisch und gestisch offenbarende Anspannung des Zuschauers verdeutlicht gleich zu Beginn, dass körperliches Leid übertragbar ist.

Situationen des Scheiterns sowie Niederlagen von Sportlern bestimmen die weiteren Filmabschnitte. Gezeigt werden Boxer, Judokämpfer, Radfahrer, Reiter, Schwimmer und Schwimmerinnen, Leichtathletinnen und Ringer. Sie alle eint die schmerzliche Erfahrung des Verlierens, die entweder durch ein tragisches Missgeschick oder durch körperliche Unterlegenheit ausgelöst wird. Zur ersten Gruppe gehört etwa der japanische Bahnradsfahrer, der bei einem Überholmanöver eines Kontrahenten leicht berührt wird, von der Bahn abkommt und in den Innenraum stürzt. Helfer eilen herbei und befreien die Füße des Sportlers aus den Pedalen seines Rennrads. Der Wettkampf ist für ihn vorbei. Er liegt am Boden, während Sanitäter seinen Zustand überprüfen und ihn anschließend auf eine Trage legen. Der Rennfahrer zeigt keine Schmerzen, sondern im Wissen um seine Niederlage wirkt er ersichtlich hilflos und ergeben.

Neben Unfällen zählen auch Verletzungen zu den Unglücksfällen im Sport. In einer anderen Sequenz wird ein iranischer Ringer gezeigt, der sich während des Kampfes eine Knieverletzung zuzieht. Der

983 Zu diesen im Jahr 1930 ergänzten Strophen zur *Dreigroschenoper* vgl. Brecht 1967 a, S. 497.

Kampfrichter erkundigt sich nach seinem Zustand, doch der Ringer setzt den Kampf trotz starker Schmerzen und Einschränkungen seiner Beweglichkeit fort. Es kommt zu weiteren Unterbrechungen und kurzen Behandlungspausen. Der Verletzte kann sich kaum noch auf den Beinen halten und schließlich muss der Kampf abgebrochen werden. Alle Bemühungen, den Fight tapfer durchzustehen, um ihn regulär zu beenden, sind gescheitert. Im Unterschied zum verunglückten Radrennfahrer, der sein Schicksal passiv erträgt, zeigt der Ringer eine andere Reaktion: er lehnt sich auf und kämpft zunächst klaglos weiter, wenngleich auch er seine vorzeitige Niederlage akzeptieren muss. Weder die erzwungene Erduldung noch das mutige Aufbäumen können den Eintritt des Scheiterns verhindern.

Die zweite Gruppe der im Wettkampf Geschlagenen wird am Beispiel eines Judokämpfers veranschaulicht. Dieser schlägt nach Abschluss der letzten Kampfhandlungen resigniert mit der Faust auf die Matte, vergräbt sein Gesicht, schüttelt den Kopf, erhebt sich mühsam und sichtlich enttäuscht, um schließlich seinem sportlichen Gegner mit einer angedeuteten Verbeugung zu gratulieren. Seinen Judoanzug hat er für diese Geste nicht, wie es die Regeln vorsehen, gerichtet. Rasch wendet er sich ab und verlässt mit hängendem Kopf den Ort seiner Niederlage. Ähnliche Szenen fängt die Kamera beim Schwimmen ein. Bei eindeutigen Niederlagen reagieren die Unterlegenen mit Kopfschütteln und abfälligen Handbewegungen. Bei knappen Entscheidungen schauen sie zunächst gebannt auf die Anzeigetafel, um anschließend ihrer Enttäuschung freien Lauf zu lassen. In dem Bewusstsein, die eigenen oder fremden Erwartungen nicht erfüllt zu haben, wirken sie deprimiert und verloren. Nur bei einer Schwimmerin fließen auch Tränen, nachdem sie den ersten Schock verarbeitet hat und auf der Tribüne sitzend, sich darüber klar zu werden scheint, was zuvor geschehen ist. Die Traurigkeit folgt hier der Enttäuschung nach.

Einen anderen Umgang mit Enttäuschungen und Frustrationen zeigt ein spanischer Boxer gleich zu Beginn des Filmbeitrags. Anstatt seine Niederlage anzunehmen, gerät er in Rage, redet auf den Ringrichter ein, der den Kampf vorzeitig abgebrochen hat, schlägt wutentbrannt mit seinen Fäusten um sich und stellt sich trotzig in die Ringecke, wo sein Trainer erfolglos versucht, ihn zu beruhigen. Die gegen ihn gerichteten Pfiffe des Publikums scheint er zu überhören. Nachdem ihm seine Betreuer unmissverständlich bedeuten, dass der Kampf verloren ist, schlägt der Furor um und verwandelt sich in etwas gemäßigeren Protest. Der Boxer zeigt sich zwar nach wie vor erbost über seine Niederlage, jedoch gelingt es ihm, zur Verkündung der Kampfscheidung in die Ringmitte zu treten. Bevor der Ringrichter den Arm seines Kontrahenten zum Zeichen des Sieges erhebt, nutzt er die Gelegenheit, um den Offiziellen erneut zu beschimpfen. Anstatt das Urteil des Kampfgerichts zu akzeptieren und

seinem Kontrahenten zu gratulieren, schreitet der Verlierer demonstrativ durch den Ring und kommentiert die vermeintlich falsche Entscheidung mit höhnischem Beifall. Die anschwellenden Pfiffe der Zuschauer verunsichern den Besiegten nicht, sondern scheinen ihn in seiner Haltung sogar zu bestärken. Die Wut klingt nur langsam ab, jedoch erscheint der Widerstand ungebrochen. Auch dieser Athlet wird später schmerzvoll anerkennen müssen, dass er gescheitert ist. Nach antiker Vorstellung mochten die Götter auf dem Schlachtfeld durch den Zorn zu den Kämpfern direkt gesprochen haben.<sup>984</sup> In der Moderne ist dieses zweifelhafte Privileg längst obsolet. Im heutigen Wettkampf trägt der Verlierer seine Last allein – und zwar auch dann, wenn er andere hierfür verantwortlich macht.

Ergebenheit und Verzweiflung, Auflehnung und Protest, Tränen und Wut: das Spektrum verzweifelter Ausdrucksreaktionen ist groß. Auffällig ist, dass durch die Unterscheidung zwischen Sieg und Niederlage im Sport zwar häufig »Grenzlage(n) im Verhalten«<sup>985</sup> ausgelöst werden. Allerdings überwiegt hier das Triumphgefühl gegenüber der Angst vorm Scheitern. Als Folge hiervon werden ambivalente Regungen von vornherein an den Rand gedrängt. Der Sieger dominiert die Szenerie und feiert seinen Erfolg mit triumphaler Geste. Ein befreites und unkontrolliertes Lachen, bei dem das Zwerchfell die Oberhand über den Geist gewinnt, findet sich eher selten. Auf der anderen Seite wird vom Verlierer erwartet, sein Schicksal anzuerkennen und die Enttäuschung zu ertragen. Angesichts der eigenen Niederlage strahlt der Sieger um so heller. Tränen der Verzweiflung werden zwar gebilligt; sie sollten jedoch nicht zu lang anhalten, um den Kampfeswillen nicht zu gefährden. Die Verzweiflung darf nicht bis zur Selbstaufgabe führen, da vom Athleten erwartet wird, seine Kräfte neu zu bündeln. Ebenso wenig wird dem Verlierer zugestanden, sich angesichts einer schweren Niederlage ins Makabre<sup>986</sup> zu flüchten. Schließlich würde das bitter-süße Vergnügen am gemeinhin sauer aufstoßenden Misserfolg den Verlust der eigenen Ambitionen anzeigen und damit zugleich die soziale Situation in Frage stellen, die Wettkampfsieger und -verlierer erst hervorbringt. Jedoch bleibt dem Verlierer damit auch jene exzentrische Ausdrucksweise verschlossen, bei der er seine Verzweiflung überwindet »und vielleicht jenen Frieden des letzten Verzichts

984 Siehe dazu weiter oben Anm. 24 in den einleitenden Ausführungen zu Kap. 1 (Bd. 1).

985 Vgl. zu dieser Begriffsverwendung die Erörterungen über »Lachen und Weinen« von Plessner 1982, S. 372.

986 Das Makabre bezeichnet hier den feinen Übergang zwischen Tragik und Komik. Zwischen dem »Lachen, das im Halse stecken bleibt« und dem »Sich-totlachen-Müssen« liegt häufig ein nur schmaler Grat. Vgl. ausführlich dazu Kamper/Wulf 1986. Zum »Galgenhumor« vgl. Plessner 1982, S. 327.

erreicht, der die Versöhnung der Gegensätze, die Einheit von Sieg und Niederlage in dem Ausdruck besiegelt, unter Tränen zu lächeln.«<sup>987</sup> Im Sport bleiben Sieg und Niederlage streng entgegengesetzt, weshalb auch Lachen und Weinen hier nicht zueinander finden.

Zum Schluss nimmt Lelousch noch einmal das Thema des geteilten Leids auf. Nachdem bereits zu Beginn des Beitrags die Möglichkeit der Perspektivübernahme am Beispiel des körperlich mitleidenden Boxzuschauers veranschaulicht wurde, beschäftigt sich auch die letzte Szene mit der empathischen Geste eines Ringers, der seinen schwer verletzten Gegner nach Abbruch des Kampfes stützt und von der Matte geleitet. Hatte er ihn vorher noch mit allen Kräften und Techniken niederzuringen versucht, so zeigt sich der Sieger nun sichtlich betroffen und hilfsbereit. Es fällt ihm offensichtlich leicht, sich in die Situation seines Kontrahenten zu versetzen, der sich schmerzgeplagt kaum noch aufrecht halten kann. Im Englischen wird ein empathisches Verhalten durch die Metapher »to put oneself into another one's shoes« ausgedrückt – und es zeigt sich, dass dieses Bild im Sport fast wörtlich zu verstehen ist. Der Verlierer ist einsam, nicht jedoch allein.

Im letzten Beitrag von John Schlesinger wird der Marathonläufer Ron Hill portraitiert. Gleich zu Anfang spricht der Regisseur über sein spezifisches Interesse: »I was fascinated by the individual effort to the marathon runner. Training alone for years for a 26 miles race and competing finally with so much more than the race itself.« Um die lange Vorbereitung dieses Läufers zu skizzieren, zeigt Schlesinger zunächst Aufnahmen von Hills Training in seiner englischen Heimat Lancashire. Er hatte zuvor die *British Amateur Athletic Association* darum gebeten, den Kontakt zum damals erfolgreichsten Marathonläufer im Vereinigten Königreich herzustellen, da er selbst weder Neigungen noch Bezüge zum Sport besaß.<sup>988</sup> Schlesinger, der von sich selbst behauptet, in seiner Arbeit äußerst diszipliniert zu sein, was ihm außerhalb seiner kreativen Tätigkeit jedoch kaum gelinge, war beeindruckt von Hill, der mehrmals am Tag trainierte: »Of course, he was a totally humorless man, which might be expected of someone submitting himself to such rigid discipline. I'm bored by people like that, though I have grudging admiration for them.«<sup>989</sup> Der inhaltliche Zugang des Filmbeitrags war damit angedeutet.

Ein weiteres bestimmendes Merkmal für den Film war der Terroranschlag von acht Mitgliedern der palästinensischen Organisation

987 Ebda.

988 1976 drehte Schlesinger den Thriller »Marathon Man«, in dem er unter anderem Passagen von Ichikawas Olympiafilm *Tokyo 1964* einbaute, die den damaligen Olympiasieger des Marathonwettbewerbs, Abebe Bikila, zeigen. Die Beschäftigung mit »The Longest« im Olympiafilm 1972 scheint den Regisseur nachhaltig beeinflusst zu haben.

989 Plimpton 1973, S. 35.

»Schwarzer September«, die am 5. September in das Olympische Dorf eindrangen und elf israelische Sportler als Geiseln nahmen.<sup>990</sup> Schlesinger war zunächst der Auffassung, die Dreharbeiten entweder ganz zu stoppen oder aber einen Beitrag über das mörderische Attentat zu erstellen, doch Wolper lehnte dies kategorisch ab. Nachdem im Rahmen der Trauerfeier im Olympiastadion am 6. September der damalige Präsident des IOC, Avery Brundage, die Fortsetzung der Münchener Spiele verkündet hatte<sup>991</sup>, beabsichtigte Schlesinger, diesen radikalen Einschnitt in seinen Auswirkungen auf die Wettkampfvorbereitungen von Ron Hill zu durchleuchten.

Im Film sieht man zunächst Hill beim Training, gefolgt von Bildern aus dem Olympischen Dorf im Kontext der Geiselnahme. Während einige Sportler den ablaufenden Geschehnissen keine Beachtung schenken und in bedenklicher Nähe zu den Schrecknissen im Schatten der Häuserfassaden nach Ablenkung suchen, ertönen im Hintergrund Hubschraubergeräusche. Man sieht zahlreiche Schaulustige, Medienvertreter, Polizisten sowie einen maskierten Terroristen, der vom Balkon des besetzten Appartements aus sich einen Überblick verschafft. Währenddessen trainiert Hill unbeeindruckt weiter. Zumindest entsteht im Film dieser Eindruck, da Schlesinger die Bilder vom Ort des Terrors sowie des Trainings geschickt miteinander kombiniert. Dass diese Art der Darstellung nicht übertrieben ist, zeigt die folgende Aussage des Regisseurs: »Hill was quite articulate about it, and certainly horrifyingly frank. ›It's affected me‹, he told me, ›in that tragedy has put off my race for a day. If I allowed myself to think about what had happened, I would have become emotionally involved and thus not able to run‹.«<sup>992</sup> Während sich einige Scharfschützen, mit Trainingsanzügen bekleidet und mit Helmen und Gewehren ausgestattet, in Stellung bringen, zeigt die Kamera Hill im Bett seines Zimmers im Olympischen Dorf. Kurz darauf werden die Särge der aufgebahrten israelischen Sportler eingeblendet und Hill bestärkt noch einmal seine Haltung, dass er seinen Wettkampf nur dann erfolgreich bestehen könne, wenn er nicht abgelenkt werde: »Im here to run a marathon, and that's it!« Die nächste Szene zeigt Hill nach Beendigung seines Laufs. Er erreicht den sechsten Platz. Mittels einer Überblendung

990 Die Ereignisse des 5. und 6. September 1972 konnten erstmals von Zuschauern im Fernsehen live mitverfolgt werden. Nachdem zwei israelische Sportler gleich zu Beginn erschossen worden waren, kamen bei der Befreiungsaktion auf dem Luftwaffenstützpunkt Fürstenfeldbruck weitere Menschen ums Leben. Getötet wurden die neun verbliebenen Geiseln, fünf Geiselnnehmer und ein Polizist. Siehe dazu weiter oben Anm. 496.

991 Diese – durchaus umstrittene – Entscheidung war nach vorherigen Beratungen mit der israelischen und der deutschen Regierung getroffen worden.

992 Plimpton 1973, S. 35.

und durch eine Stimme erhält der Zuschauer weitere Informationen über den Läufer: Name, Geschlecht, Alter, Größe, Gewicht, Beruf, etc. Außerdem wird mitgeteilt, dass Hill einen Dokortitel besitze und als »senior research chemist« in Manchester arbeite und sich im Rahmen seiner Forschung mit der Färbung von Textilfasern beschäftige. Eingebildet werden einige Arbeitsutensilien des »doctor of science«, der unermüdlich und mit stoischer Haltung sein Trainingsprogramm absolviert. Zudem erfährt der Zuschauer, dass Hill seit seinem 18. Lebensjahr alle Laufleistungen akribisch festhält. Sein Laufpensum umfasst erstaunliche 218 Kilometer pro Woche. Abweichungen hiervon sind nicht vorgesehen, und Hill erklärt, dass er aufgrund seiner Trainingsdokumentation etwaige Leistungsschwanken genauestens berechnen könne.

Der Terroranschlag in München durchkreuzte die Planungen und sorgte für eine Verschiebung des Marathonwettbewerbs um einen Tag. Weitere »Störungen« mussten die Läufer nicht erdulden.<sup>993</sup> An die ermordeten Geiseln wurde durch elf kleine blau-weiße Wimpel auf dem Boden in der Höhe des Startplatzes im Innenraum des Olympiastadions erinnert. Angesichts der großen Anzahl von insgesamt 74 Läufern beim Marathonwettbewerb ließen sich diese unscheinbaren Gedenkzeichen jedoch leicht übersehen.<sup>994</sup>

Im Abspann von *Visions of Eight* erscheint schließlich die Coubertin zugeschriebene Aussage: »The most important thing in Olympic Games is not to win but to take part, just as the most important thing in life is not the triumph but the struggle. The essential thing is not to have conquered but to have fought well.«<sup>995</sup> Der Film hätte dieses Zusatzes nicht bedurft. Vermutlich wurde auf diese Weise versucht, die Verbindung zum

993 Beim Wettkampf zog ein 16 Schüler die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich, als er kurz vor dem späteren Sieger, Frank Shorter, ins Stadion einlief und als vermeintlich Führender unter dem Beifall des Publikums die vorgeblich letzte Runde absolvierte. Die Täuschung wurde jedoch aufgeklärt, bevor der Jugendliche die Ziellinie überschreiten konnte und beeinflusste den Rennverlauf nicht.

994 In der Schlussequenz des Beitrags werde noch einmal Bilder der Eröffnungsfeier eingebildet, die unter anderem einige Mitglieder der israelischen Mannschaft zeigen. Außerdem sieht man einen zerstörten Helikopter sowie Szenen der Trauerfeier vom 6. September. Auf diese Weise nahm Schlesinger noch einmal Bezug auf die tragischen Ereignisse der Olympischen Spiele. Die erklärt, weshalb »The Longest« mit einer Dauer von 32 Minuten deutlich länger ausfällt als die anderen Beiträge des Olympifilms.

995 Zumindest der erste Teil des Zitats stammt von Ethelbert Talbot, einem amerikanischen Bischof, auf dessen Aussage sich Coubertin hier bezieht, um daraus einen allgemeinen Lebensgrundsatz abzuleiten. Vgl. dazu Widlund 1994, S. 11.

olympischen *esprit du sport*<sup>996</sup> wieder enger zu knüpfen, nachdem in den einzelnen Beiträgen auch die Kehrseite sportlicher Ambitionen und Erfolge thematisiert wurde. Gleichwohl wirkt der Film in vielen Passagen leicht und unpathetisch, da in der künstlerischen Darstellung – anders als in der sportlichen Aktion – Mittel der Mehrdeutigkeit und Selbstdistanzierung verfügbar sind, die eine reflexive Haltung zum Gegenstand begünstigen. Die filmische Formgebung auf unterschiedlichen Bedeutungsebenen ist häufig voller Ironie, jedoch ohne Häme. Dadurch gelingt es, sowohl die Spiele als auch den Sport zu entzaubern, ohne die Beteiligten bloßzustellen. Die Sympathie gilt vor allem den Athletinnen und Athleten – und zwar auch dann, wenn sie augenscheinlich zwanghaft agieren. Anstatt sie zu überhöhen oder zu verklären, werden sie in ihrer Gespanntheit, Verletzlichkeit und in ihren Nöten gezeigt. Diese Sichtweise entspricht einem impliziten Humanismus, der für die Erreichung eines »wahrhaft menschlichen Zustand(es)«<sup>997</sup> eintritt, ohne zu verkennen, dass die Menschen »die Vermehrung ihrer Macht mit der Entfremdung von dem, worüber sie Macht ausüben«<sup>998</sup>, bezahlen. Im Hochleistungssport, das zeigen die Filmbeiträge auf je spezifische Weise, weist die Machtausübung auf die Athleten selbst zurück. Indem die sportiven Leistungsexzentriker ihre Körper dem Imperativ der Vervollkommnung und Überbietung unterstellen, steigern sie ihr Können, um es zugleich auf eben diesen Zweck einzuschränken. Es gehört zu den Stärken des Films, die – dem normalen Auge – verborgenen Widersprüche dieser Selbstermächtigung sowohl in ihrer Schönheit als auch in ihrer Tragik sichtbar zu machen.

In der öffentlichen Wahrnehmung blieb der Film eher eine Randerscheinung. Der erhoffte kommerzielle Erfolg stellte sich nicht ein. Dies änderte sich auch nicht durch die Auszeichnungen bei den Filmfestspielen in Cannes sowie bei den *Golden Globe Awards*.<sup>999</sup> Bemängelt wurde unter anderem, dass die »Helden« der Spiele – Mark Spitz, Olga Korbut, Shane Gould, Sawao Kato – entweder gar nicht oder nur flüchtig gezeigt wurden. Desgleichen würden auch die Wettkämpfe nur sehr unvollständig und äußerst verzerrt wiedergegeben. Zudem fände der Terroranschlag als prägendes Ereignis der Münchener Spiele insgesamt zu wenig Berücksichtigung. Das allgemeine Echo seitens der Filmkritik sowie der Presse war überwiegend reserviert oder negativ.<sup>1000</sup> Eine ästhetische oder filmhistorische Betrachtung steht freilich nach wie vor aus.

996 Siehe dazu weiter oben Anm. 405 in Kap. 16.

997 Horkheimer/Adorno 1972, S. 1.

998 Ebda., S. 15.

999 Siehe dazu weiter oben Anm. 965.

1000 »Combined to make one feature film, *Visions of Eight* was given middling reviews on its original release«. Murtha 2021, S. 201 (Hervorhebung im Original).

Der »fremde Blick« auf Olympia, der bei einigen Regisseuren mit einem distanzierten Verhältnis zum Sport einhergeht,<sup>1001</sup> wird vonseiten der Öffentlichkeit wenig geschätzt. Auch hierin unterscheidet sich der Münchener Olympiafilm von Riefenstahls Filmbeiträgen zu den Olympischen Spielen 1936, die bis heute publizistische Aktivitäten auslösen und öffentliche Resonanzen erzeugen. Während 36 Jahre zuvor die politische Relevanz und Dringlichkeit offensichtlich war, scheint dies 1972 weniger der Fall gewesen zu sein. Vor dem Hintergrund der politischen Konstellation des Kalten Krieges ist jedoch zu bedenken, dass die künstlerische Bearbeitung der Münchener Spiele in *Visions of Eight* nicht zuletzt auch dem Interesse des Veranstalters entsprach, dem demokratischen Selbstverständnis der Bundesrepublik einen angemessenen Ausdruck zu geben. Dieses Bild schloss Empathie, Ironie und Kritik ausdrücklich mit ein.

An den Beispielen »Berlin 1936« und »München 1972« lassen sich allgemeine Entwicklungslinien des modernen Olympismus ablesen. In diesem Sinne scheinen drei Merkmale – mit unterschiedlichen Ausprägungen – bis heute für die Olympische Bewegung bestimmend zu sein. Blickt man auf die Olympischen Spiele in Deutschland, so zeigen sich beide Großereignisse übereinstimmend als (i) anpassungsfähig, (ii) masentauglich und (iii) warenförmig. Ob der Neo-Olympismus anhand dieser Eigenschaften angemessen beschrieben werden kann, bliebe im Detail aufzuzeigen. Hierbei wären sowohl die zeitlichen Abstände als auch die jeweiligen politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen näher zu berücksichtigen. Hier sollen zunächst nur allgemeine Rückschlüsse aus den voranstehenden Überlegungen gezogen werden, die der historischen Verfeinerung bedürfen.

(a) Olympische Spiele erscheinen auf den ersten Blick indifferent gegenüber politischen und gesellschaftlichen Bedingungen. In totalitären Systemen ist ihre Ausrichtung ebenso reibungslos möglich wie unter demokratischen Verhältnissen. In der Präambel der Olympischen Charta wird heute ausdrücklich auf die »Autonomie«<sup>1002</sup> der Olympischen Bewegung verwiesen. Doch wie gesehen, beschränkt sich der Einfluss der Politik nicht darauf, dass das Staatsoberhaupt des gastgebenden Landes die Eröffnungsformel spricht. Die gesamte Formsprache der Spiele – insbesondere ihre architektonische, zeremonielle und künstlerische Ausgestaltung – ist von den jeweiligen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen nicht zu trennen. Das bedeutet, dass die Olympischen Spiele nicht neutral

1001 Wie gesehen, verweisen einige der *directors* ausdrücklich auf ihre Unkenntnis beziehungsweise Ferne zum Sport. Dadurch ist es ihnen jedoch möglich, Einzelheiten zu erkennen und Zusammenhänge herzustellen, die dem »vertrauten Auge« verschlossen bleiben.

1002 Vgl. Deutsche Olympische Akademie 2013, S. 5.

sind, wie vom IOC mantraartig behauptet, sondern ausdrücklich politische Bedeutung und Aussagekraft besitzen. Es wäre also ein Akt der Verharmlosung und Schönfärberei, würde man den vermeintlich unabhängigen Charakter der Olympischen Bewegung allein an den Aussagen der Olympischen Charta bemessen. Stattdessen ist davon auszugehen, dass die vorgeblich unpolitische Ausrichtung des IOC vor allem als Vorwand benutzt wird, um die eigenen gesellschaftlichen Einflussmöglichkeiten möglichst wirkungsvoll geltend zu machen.

(b) Die Olympischen Spiele finden vor allem dort hohe Zustimmung, wo sie mit politischen Interessen und gesellschaftlichen Entwicklungen konvergieren. In diesem Fall entsteht ein wechselseitiges Nutzungsverhältnis. In politischer Hinsicht eignen sich die Spiele in besonderer Weise, um festliche Stimmungen<sup>1003</sup> und nationale Empfindungen<sup>1004</sup> konkret erfahrbar zu machen. Konnte die Idee der Nation seit dem 18. Jahrhundert allmählich die Stelle der Religion einnehmen, ohne den Widerspruch des Liberalismus zwischen den konkurrierenden Selbstinteressen und dem gesellschaftlichen Zusammenhalt auflösen zu können, erwies sich Coubertins *religio athletae* in dieser Hinsicht als direkt anschlussfähig. Im olympischen Wettbewerb wird die bürgerlich-liberale Idee sozialer Kohäsion durch allseitige Konkurrenz heute in vorrangig unterhaltsamer Weise dargeboten. Konnte die irrationale Volksgemeinschaftsideologie im Nationalsozialismus nur durch Terror durchgesetzt werden, wurden während des Kalten Krieges die individuellen Freiheitsrechte gegenüber staatlichen Kollektivansprüchen hervorgehoben. Vor allem im Westen wurde das Selbstinteresse zur leitenden Maxime und zur notwendigen Voraussetzung des gesellschaftlichen Fortschritts erklärt. Natürlich konnten auch die Olympischen Spiele die inneren Widersprüche zwischen kollektiven Bindungen und individuellen Divergenzen nicht aufheben. Allerdings verstärkte das globale Sportereignis den Eindruck, dass die Einheit von nationalen und individuellen Interessen im olympischen Überbietungswettbewerb – *citius, altius, fortius* – einen idealtypischen Ausdruck gefundenen hatte. Gemäß dieser Sichtweise erschien es somit angebracht, den Konkurrenzkampf der Athleten zum Konkurrenzkampf der politischen Systeme zu erweitern. Da der moderne Olympismus laut Coubertin den gesellschaftlichen Zusammenhalt vor allem ideologisch befestigen sollte<sup>1005</sup>, blieben die agonalen Antago-

1003 Zum quasi-religiösen Aufführungscharakter Olympischer Spiele siehe weiter oben Anm. 406 in Kap. 16.

1004 Zur Erzeugung nationaler Empfindungen siehe weiter oben Anm. 400 in Kap. 16.

1005 Nicht nur in dieser Hinsicht im Gegensatz zu Marx, der in seiner Kritik der bürgerlichen Religionskritik anmahnt, die »richtigen Themen« zu bearbeiten und das »wirkliche Elend« zu überwinden. Siehe dazu weiter oben Anm. 370 in diesem Kapitel.

nismen und Synergien nur nominell auf den innersportlichen Rahmen eingeschränkt. Tatsächlich wiesen sie über diesen Rahmen immer schon hinaus, zumal die gesellschaftlichen Konkurrenzverhältnisse im 19. Jahrhundert sowohl für die sportliche Entwicklung als auch die Ausgestaltung des Olympismus prägend waren.<sup>1006</sup> Die Olympischen Spiele wurden, ganz im Sinne ihres Wiederbegründers, rasch zu einem modernen »Opium des Volkes«<sup>1007</sup>, bei denen man, wie die religiösen Vorbilder, auf zweckdienliche Elemente der Massenbeeinflussung ( »Pathosformen«) zurückgreifen konnte. Da man den heutigen Vertretern der Olympischen Bewegung jedoch abnehmen kann, dass sie den Neo-Olympismus mittlerweile selbst als säkulare Bewegung begreifen, wäre es antiquiert, würde man nur die hypnotische Wirkung des modernen Religionsersatzes betonen. Die Olympischen Spiele sind längst wichtiger Teil einer global funktionierenden Event-Kultur, der es vor allem darum geht, Spannungen und Erlebnisse anzureizen, anstatt Leiden durch ablenkende Opiate zu lindern. Folgt man dieser Einschätzung, dann wären die Spiele heute eher mit modernen Drogen in Verbindung zu setzen. Synthetische Stimulanzien, die die Konsumenten – Akteure wie Zuschauer – in thymotische Zustände versetzen und ihnen das Gefühl besonderer Stärke und Leistungsfähigkeit geben, ersetzen jetzt die Drogen vergangener Tage. »Speed«<sup>1008</sup> – anstelle von Opium – wäre demzufolge eine passende Paraphrase für die aktuellen Aufputschverhältnisse und Hochfrequenzen im modernen Sport. Spätestens in der Zeit nach Coubertins IOC-Präsidentschaft erweiterte sich Olympia stetig und stringent von einem »Opium des Volkes« zum »Speed der Massen«.

(c) Schon Coubertin fiel es sichtlich schwer, seiner Graecophilie und Olympiabegeisterung einen zeitunabhängigen Wahrheitswert zuzuschreiben, weshalb er den formalen Rahmen seines Neo-Olympismus um so

<sup>1006</sup> Zu den marktwirtschaftlichen Voraussetzungen der Sportentwicklung im »langen 19. Jahrhundert« siehe den Abschnitt »Moderner Sport« in Kap. 15. Zu den Auswirkungen der Industrialisierung auf den Gebrauch und die Verwissenschaftlichung des Körpers siehe Kap. 14.

<sup>1007</sup> So Marx« Charakterisierung der Religion; siehe dazu weiter oben Anm. 370 in diesem Kap.

<sup>1008</sup> Zur Verwendung von Amphetaminen in den 1960er Jahren siehe weiter oben Anm. 799 in diesem Kapitel. Die heute eingesetzten Dopingsubstanzen im Sport werden so konzipiert, dass sie über einen möglichst langen Zeitraum unentdeckt bleiben. In dieser Hinsicht gelten Amphetamine zwar immer noch als wirkungsvoll, jedoch ebenso als überholt. Welche weitere Entwicklung das Doping als öffentliches Exempel für die Drogenproblematik des modernen Sports nehmen wird, lässt sich nicht voraussagen. »Speed« steht hier somit weniger sächlich als vielmehr sinnbildlich für die weltweite Beschleunigung des sportlichen Überbietungswettbewerbs, der ebenso richtungsfest wie ziellos fortschreitet.

fester spannte.<sup>1009</sup> Die Betonung ritueller Formen, Zeichen und Symbole<sup>1010</sup> erhöhte zwar den Wiedererkennungswert der Marke »Olympia«. Da jedoch das olympische »Leitbild«<sup>1011</sup> des IOC äußerst vage und widersprüchlich blieb, ließen sich verbindliche Handlungsmaßstäbe hieraus nicht ableiten. Wer wollte gegen hehre Ziele wie »Internationalismus«, »Frieden« oder »Ritterlichkeit« ernstliche Einwände erheben? Die Probe hierauf zeigt sich schließlich erst, wenn man sie mit anderen, ebenfalls von Coubertin geschätzten Werten wie »Nationalismus«, »Wettstreit« oder »Bestenauslese« ins Verhältnis setzt. Coubertin selbst hat gar nicht erst versucht, die von ihm eingebrachten Mehrdeutigkeiten aufzulösen. Dies haben erst seine späten Nachfolger probiert, indem sie wahlweise als Apologeten oder Kritiker des modernen Olympismus auftraten und ihre jeweilige Sichtweise mit direkten Verweisen auf den »Gründervater« zu belegen versuchten. Vor dem Hintergrund jedoch, dass die *religio athletae* das Ritual kategorisch an die erste Stelle setzt und das Dogma demgegenüber den wechselnden Gedanken überlässt, erscheinen die Unschärfen der »olympischen Idee« nicht etwa als konzeptionelle Schwäche oder Unzulänglichkeit. Vielmehr ist davon auszugehen, dass der Neo-Olympismus gerade aufgrund seiner unterschiedlichen Auslegungsmöglichkeiten seine Überlebenschancen auch unter wechselnden Bedingungen erhöhen konnte. Diese kalkulierte Form der »Vielverträglichkeit«<sup>1012</sup>, die ideologische Gegensätze zurückweist, um nach allen Seiten anschlussfähig zu bleiben, bestimmt bis heute die politische Strategie des IOC. Freilich offenbart sich der eigene ideologische Charakter spätestens dann, wenn die Spiele ihre jeweilige politisch-ästhetische Wirkung entfalten und die medial großzügig versorgten Massen in ihren Bann ziehen. Sodann scheint »für jeden etwas dabei zu sein« – und zwar unabhängig davon, ob man sich in Berlin, München oder an einem anderen olympischen Austragungsort befindet. So wenig jedoch die sportlichen Wettkämpfe den »eigentlichen Kern« Olympias ausmachen, so

1009 Zur Funktion und Bedeutung des festen Ablaufzeremoniells bei Olympischen Spielen siehe weiter oben Anm. 403 in Kap. 16.

1010 In Regel 7 (4) der Olympischen Charta werden das olympische Symbol, die olympische Fahne, der olympische Wahlspruch, das olympische Feuer und die olympische Fackel als »Eigentum des IOC« ausgewiesen. Vgl. dazu Deutsche Olympische Akademie (2013), S. 14. Zur kommerziellen Nutzung kann das IOC seine Rechte hieran vorübergehend teilen und entsprechende Lizenzen vergeben.

1011 Heute würde man – ähnlich unscharf – von *Corporate Identity* sprechen. Zur Mehrdeutigkeit und Widersprüchlichkeit des olympischen Ideen- und Wertverständnisses siehe weiter oben Anm. 424 in Kap. 16. Zu Coubertins selektiven Übernahme antiker, mittelalterlicher sowie humanistischer Werte und Erziehungs Ideale vgl. Büch/Emrich 2013, S. 27.

1012 So Müller 2013, S. 27 unter Bezugnahme auf Lenk 2012.

wenig sind die Rahmenbedingungen »lediglich Kulisse«. Wie gesehen, entsteht erst im Zusammenspiel von *agon* und *skene*<sup>1013</sup> jenes Amalgam, das den jeweiligen Bedeutungsgehalt der Spiele auszeichnet. Die offizielle Verknüpfung dieses Zusammenhangs kennzeichnet bis heute die politische Axiomatik des IOC. Nach Rechtsform und eigenem Verständnis ist das IOC eine unabhängige Institution, die gemeinnützige Ziele verfolgt und ihre Kernaufgabe darin sieht, in regelmäßigen Abständen Olympische Spiele zu veranstalten. Die List der olympischen Strategie besteht freilich darin, die gesellschaftlichen Eigeninteressen unter dem Etikett der politischen Neutralität umso entschiedener durchsetzen zu können. Wer von sich behauptet, keine politischen Ziele zu verfolgen, kann unter diesem Deckmantel seine Aktivitäten in alle Richtungen ausweiten.<sup>1014</sup>

In Bezug auf die Verfolgung seiner wirtschaftlichen Interessen tritt das IOC demgegenüber äußerst dominant und offensiv auf. Spätestens mit der offiziellen Zulassung von Berufssportlern bei Olympischen Spielen sowie der Aufhebung des IOC-Amateurstatus auf dem olympischen Kongress im Jahr 1981 in Baden-Baden war der Weg für die vollständige Einbeziehung der Olympischen Spiele in die ökonomische Zirkulationssphäre geebnet.<sup>1015</sup> Instrumente zur Vermarktung der Spiele, wie die

- 1013 Schon im griechischen Theater war die Kulisse (*skene*) in die Handlung einbezogen. Tanzplatz (*orchestra*), Hinterbühne (*skene*) und Sprechplatz (*proskenion*) waren nicht bloß örtliche Unterscheidungen, sondern wichtige Elemente der Aufführungspraxis selbst.
- 1014 Jüngste Beispiele sind die Vergabe der Olympischen Spiele in autokratische Staaten wie China und Russland. So konnte der Präsident des IOC, Thomas Bach, bei der Verabschiedung des deutschen Olympiateams 2008 nach Peking »tiefgreifende demokratische Veränderungen in China« ankündigen, ohne Verantwortung für diese zynische Fehleinschätzung übernehmen zu müssen. Vgl. zur Schilderung dieses Ereignisses Gebauer 2020, S. 6. In ähnlicher Weise lobte Bach im Rahmen der Abschlussfeier anlässlich der Olympischen Winterspiele 2014 in Sotchi den großen Beitrag der Olympischen Winterspiele zur Völkerverständigung, ohne diese Behauptung zurückzunehmen, nachdem die russische Armee nur kurze Zeit später die ukrainische Halbinsel Krim völkerrechtswidrig annektierte. Die hierdurch zum Ausdruck gebrachte Haltung folgt dem Kalkül, das vermeintlich bedeutungslose ( »Olympia«) herauszustellen, um das Wesentliche ( »Politik«) anderen zu überlassen. Auf diese Weise lässt sich die eigene politische Bedeutung zum eigenen Vorteil aufs vermeintlich Nebensächliche reduzieren.
- 1015 Siehe dazu weiter oben Anm. 435 in Kap. 16. Bei den olympischen Winterspielen 1956 in Cortina d'Ampezzo wurde erstmalig erwogen, die Medienrechte zu verkaufen. Bei den olympischen Sommerspielen 1960 in Rom verlangte das IOC für die öffentliche Berichterstattung 40000 Dollar. Bei den Olympischen Spielen 1968 in Mexiko City, die erstmals »in Farbe« übertragen wurden, erzielte das IOC knapp 10 Mio. Dollar Einnahmen aus dem

Öffnung für Unternehmen, Sponsoren und Medienanstalten, ermöglichen den Zugriff auf das »große Geld«. Die Gesetzmäßigkeiten der auf Profitsteigerung angelegten Massenkultur wurden fortan zur handlungsleitenden Maxime. Inzwischen zählt das IOC zu den größten privatwirtschaftlich finanzierten Unternehmen der Welt, und die Marke »Olympia«, die von internationalen Ratingagenturen auf einen Wert von annähernd 50 Mrd. US-Dollar geschätzt wird, zählt inzwischen zu den *top brands* im weltweiten Vergleich.<sup>1016</sup> Auch wenn die Aussagekraft derartige Bewertungen – angesichts ihrer dürftigen Datenbasis – umstritten ist, lässt sich gewiss behaupten, dass die Marke »Olympia« ihre vorgebliche Autonomie heute vor allem dafür nutzt, um sich möglichst vollständig in den Bereich der Konsumgüter einzureihen. Die antiken Reste und Rückbesinnungen dienen vor allem dazu, den Verkaufswert der Olympischen Spiele zu sichern. Sowohl im Zentralsitz des IOC als auch in den zahlreichen Fraternitäten der Olympischen Bewegung glaubt kaum noch jemand an den Dreiklang von Mythos, Pathos und *Pax Olympica*<sup>1017</sup>. Der Neo-Olympismus hat sich längst von seinem »Gründervater« emanzipiert und vollständig mit dem Zustand seiner Entzauberung angefreundet. Der Appell an edle Empfindungen und hohe Werte wirkt inzwischen geradezu operettenhaft und antiquiert. Die Funktionseelite der olympischen Bewegung bedient sich ihrer nur, um dem eigenen *brand mark* zu genügen und den Schein zu wahren. Als säkularer Kult und als Geschäftsmodell erweist sich die olympische Idee auch ohne seriösen Überbau schon seit langem als überaus zugkräftig und profitabel.

Verkauf der Übertragungsrechte. Der große Sprung in Richtung Kommerzialisierung erfolgte schließlich bei den Spielen 1984 in Los Angeles. Die Spiele wurden erstmals durch hohe privatwirtschaftliche Anteile – Sponsorenmittel, Werbeeinnahmen, Übertragungsrechte, Lizenzvergaben – finanziert. Heute werden allein für die Übertragungsrechte der Olympischen Spiele in Europa 1,5 Mrd. Dollar verlangt, und die *National Broadcasting Company* (NBC) sicherte sich die US-amerikanischen Übertragungsrechte bis 2032 für insgesamt 7,75 Mrd. Dollar. Vgl. dazu Zeyringer 2021, S. 216.

1016 »The Olympic brand is one of the world's best-known brands. According to Brand Finance (2012) the brand is (...) the second most valuable brand in the world behind Apple valued at US\$ 70.6 billion.« Séguin/Ferrand/Chappelet 2014, S. 177.

1017 So der Titel der Rundfunkansprache Coubertins vom 4. August 1935 über die »philosophischen Grundlagen des modernen Olympismus«. Siehe dazu weiter oben Anm. 393 in Kap. 16.

## 18. Heldenmythen

Heldengeschichten persistieren, weil sie auf fortdauernde Interessen- und Affektlagen antworten; sie ändern sich, weil auch die Interessen und Affektlagen sich ändern.

*Ulrich Bröckling, Postheroische Helden*

Mythen berichten über Ereignisse, die es wert erscheinen, erzählt zu werden. Ihr narrativer Charakter zielt seit jeher darauf ab, sich in der Welt zurecht zu finden. »Der Mythos wollte berichten, nennen, den Ursprung sagen: damit aber darstellen, festhalten, erklären.«<sup>1018</sup> Sofern hier von »Heldenmythen« die Rede ist, geschieht dies in der Absicht, der anhaltenden Aktualität von »Heldengeschichten«<sup>1019</sup> gerecht zu werden. Die hieran gebundenen »Interessen- und Affektlagen« verweisen auf nur scheinbar überwundene Gefühlsgründe, die atavistisch fortwirken und bis heute Orientierung versprechen. Wenn es stimmt, dass hierfür »die Projektion von Subjektivem auf die Natur«<sup>1020</sup> den entscheidenden Impuls gegeben hat, dann bleibt zu prüfen, welche Formen die einstmals übermenschlichen mythischen Gestalten heute annehmen beziehungsweise welche Wünsche hierdurch angesprochen und welche Ängste abgewehrt werden. Denn so vielfältig und widersprüchlich die antiken Heroen in Erscheinung traten, so war ihnen doch gemein, dass sie den Göttern die Stirn boten und den Menschen Halt versprachen. Hieraus bezogen die griechischen Helden ihre Ausstrahlung und Anziehungskraft, die durch die tragischen Lebens- und Todesumstände ihrer Existenz noch verstärkt wurden. Auch das ist kein Zufall, denn wie die lange Geschichte des Heroismus zeigt, bewirkte die anfängliche Auflehnung gegen übernatürliche Mächte nicht nur einen Zugewinn an menschlicher Macht und Stärke. Die Ausweitung eigener Möglichkeiten war ebenso gebunden an das eigene Opfer, das im Kampf gegen innere Widerstände und äußere Mächte zwingend war: »Vor den Göttern besteht nur, wer sich ohne Rest unterwirft. Das Erwachen des Subjekts wird erkaufte durch die Anerkennung der Macht als des Prinzips aller Beziehungen.«<sup>1021</sup>

1018 Horkheimer/Adorno 1972, S. 14.

1019 Zum vorangestellten Motto vgl. Bröckling 2020, S. 225. Der Autor weist darauf, dass »über den Stellenwert des Heroischen in der Gegenwart kein Konsens« bestehe. Vgl. ebda., S. 11. Er selbst vertritt die Auffassung, dass »der Topos des postheroischen Zeitalters nicht das Ende heroischer Orientierungen, sondern ihr Problematisch- und Reflexivwerden« bezeichnet. Vgl. ebda. S. 13.

1020 Zum Anthropomorphismus als »Grund des Mythos« vgl. Horkheimer/Adorno 1972, S. 12.

1021 Horkheimer/Adorno 1972, S. 15.

*Antike Helden*

Schon im Mythos ist die Dialektik von Macht und Opfer angelegt, die in den hieran anschließenden Heldentaten einen bezeichnenden geschichtlichen Ausdruck findet. Bezeichnend deshalb, weil der widersprüchliche Zusammenhang zwischen Selbstermächtigung und Selbstverleugnung in der Antike noch deutlich hervorstach, während heute vorzugsweise die gefestigte Souveränität moderner Helden ausgestellt wird. Dem Triumphator ist die Verehrung der Massen gewiss; doch auch der tragische Held, der sich erfolglos gegen sein Schicksal stemmt, profitiert von der »Aura des Erhabenen«<sup>1022</sup>. Der Antiheld hingegen, der das Opfer verweigert und sich zu entziehen versucht, gilt als larmoyant und schwach. Für ihn ist kaum tröstlich, dass die Menschen »die Vermehrung ihrer Macht mit der Entfremdung von dem, worüber sie Macht ausüben«<sup>1023</sup>, bezahlen. Sein Schicksal ist geprägt durch die Entfremdung von jenen, die fest entschlossen sind, die Zumutungen des Heldentums zu ertragen. Auch wenn er weniger streng die Auf- und Abstiege des Lebens zu meistern versucht, zieht er das Ressentiment opferbereiter Prätendenten auf sich, deren Pathos für Humor und Leichtigkeit gemeinhin unempfänglich ist.

Um Anerkennung und Bewunderung für ihre Taten zu erlangen, bedürfen Helden der Gefolgschaft. In der Antike fungierte die eigene Horde, Polis oder Ethnie als Garant für Aufmerksamkeit und Hingabe. Mit den panhellenischen Wettkämpfen, deren Bekanntheit schon bald über die Grenzen Griechenlands hinauswies, erhielten die antiken Heldengeschichten zusätzlichen Auftrieb. Fortan galten nicht mehr nur lokale Anführer, Kriegsherren sowie die homerischen Abenteurer als heldenhaft, sondern ein übermenschlicher Status wurde zunehmend auch herausragenden Athleten zuerkannt. Da diese nach antikem Verständnis von den Göttern auserwählt und von selbigen mit besonderen Kräften und Geschicklichkeiten ausgestattet wurden, kamen sie dem Ideal des vollkommenen Menschen vergleichsweise nahe. Insoweit blinde Wut und Gewalt<sup>1024</sup> den archaischen Helden häufig ein nur kurzes Leben bescherten, bot das griechische Athletentum eine beständigere Alternative. Die dem Publikum gebotene agonale Aufführung »körperlicher Vortrefflichkeit« und »herrschaftlicher Überlegenheit« verlangte als Opfer nicht mehr die Negierung des eigenen Lebens, sondern begünstigte stattdessen die praktische Tugend der Selbstbeherrschung.<sup>1025</sup> Die planmäßige Einübung einer »mannhaften Lebensführung« zählte bereits zum Athletenkanon als die agonalen Kultfeste noch immer im Bann des Mythos standen.

1022 Vgl. dazu Bröckling 2020, S. 51.

1023 Vgl. Horkheimer/Adorno 1972, S. 15.

1024 Siehe dazu weiter oben Anm. 24 in Teil I (Bd. 1).

1025 Siehe dazu weiter oben Anm. 370 in Kap. 4 (Bd. 1).

Die Wettkampfsieger galten zwar weiterhin als Vollender des göttlichen Willens. Ihr eigener Beitrag wurde jedoch stetig aufgewertet und spätestens mit der Einbindung des Adels in die Polisgemeinschaft Teil der politischen Herrschaftstrategie.<sup>1026</sup>

Damit veränderte sich auch der Charakter der Spiele. Aus ursprünglichen Totenkulten wurden Feiern des Lebens und der Lebendigkeit. »Zum Tag gehört der Agon; er durfte sich nicht in die Nacht hinein ausdehnen.«<sup>1027</sup> Dem Gründungsheros Pelops opferte man in Olympia nur nach Sonnenuntergang, wogegen Zeus das göttliche Opfer bei Tageslicht dargebracht wurde. Während der Pelopsmythos sich noch am »Schema des alten Jäger-Opferbrauchs«<sup>1028</sup> orientierte, mit dem der Mensch seine Schuld gegenüber der Natur abzutragen versuchte, wurde mit dem Zeus geweihten Stieropfer der Dank der Athleten zum Ausdruck gebracht, die ihre Siege nur durch göttlichen Beistand erringen konnten. Die damit eingeschlagene Richtung wies deutlich nach oben beziehungsweise ins Licht: Anstatt Pelops symbolisch für den Jagdraub zu entschädigen, indem man ihm am nächtlichen Opferfeuer ein Teil der Beute zugestand, verlagerte sich das Opferverständnis zusehends auf die Aktivitäten des Tages. Sich im Umfeld der Sieger zu bewegen und ihren göttlichen Glanz zu spüren, erschien den meisten sehr viel angenehmer, als nächtlich-dunkle Opfer darzubringen und »alte Schulden« zu begleichen. Der Pelopskult, angestammter Ausdruck für die irdische Verfasstheit des Menschen, geriet immer mehr in den Hintergrund beziehungsweise zum bloßen Ritual, wogegen die apollinischen Bestrebungen, »allen voran der Beste zu sein und der Erste«<sup>1029</sup>, an Bedeutung gewannen. Für die Ausbildung eines Athleten-Heldentums waren dies günstige Umstände: Die Wettkämpfe dienten als sakraler Schauplatz für die Darstellung männlichen Mutes, körperlicher Vortrefflichkeit, moralischer Unerbittlichkeit, schicksalhafter Opferbereitschaft und Todesverachtung. Da man als heroischer Sieger die Götter an seiner Seite wusste, war es nicht nötig, das eigene Tun zu erklären. Der athletische Held trat für alle sichtbar in Erscheinung und wurde alsbald mit den Zeichen des Sieges nobilitiert.

### *Neuzeitliche Helden*

Eine neue Form des Heldentums bildete sich schließlich heraus, nachdem die Stellung des Menschen selbst zunehmend problematisch geworden

<sup>1026</sup> Siehe dazu insb. Kap. 5 und Kap. 7 (Bd. 1).

<sup>1027</sup> Pausanias, zit. nach Burkert 1996, S. 31.

<sup>1028</sup> Burkert 1996, S. 34. Der Schafbock diente dabei als nächtliche Opfergabe.

<sup>1029</sup> Siehe dazu Anm. 329 in Kap. 4 (Bd. 1).

war. Die Erfahrung radikaler Kontingenz im Gefolge von Naturkatastrophen, wissenschaftlichen Entdeckungen und Glaubenskrisen beim schrittweisen Übergang zur Frühen Neuzeit, stellte nicht nur scheinbar unverrückbare Ordnungsvorstellungen in Frage, sondern stärkte ebenso die Kräfte individueller Entgrenzung und Vervollkommnung.<sup>1030</sup> Vor allem in Italien begünstigte der Antrieb zur Verfeinerung der Persönlichkeit die Hervorbringung »völlig ausgebildeter Menschen«, die trotz der unüberwindbaren Unvollkommenheit alles Irdischen das Ideal des »allseitigen Menschen« (*l'uomo universale*)<sup>1031</sup> erstrebten. »Allseitigkeit« bedeutete im Unterschied zum Mittelalter, in dem ebenfalls bereits »Menschen von enzyklopädischem Wissen« existierten, dass »in allen Gebieten zugleich lauter Neues und in seiner Art Vollendetes«<sup>1032</sup> geschaffen wurde. Es entstand eine »neue Art der Geltung nach außen«<sup>1033</sup>, die im aufsteigenden Genre opulenter Biografien über berühmte Zeitgenossen und »Männer der Geschichte« ihren literarischen Ausdruck fand. Verehrte man zuvor vor allem die frommen Nachfolger der antiken Kirchenväter, die durch ihre Taten und Schriften den apostolischen Glauben und die »Gemeinschaft der Heiligen« zu bewahren suchten, so besann man sich fürderhin auf säkulare Persönlichkeiten und Tugenden. Neben die Heiligen, die über Jahrhunderte über jeden Zweifel erhaben schienen, traten nunmehr meisterhafte Köpfer, die als Künstler, Techniker, Gelehrte oder Entdecker gesellschaftliche Aufmerksamkeit erzielten. Zwar galten Bildung und Geist, deren Ausgestaltung als sittliche Aufgabe angesehen wurde, als Gradmesser für eine gelingende Verfeinerung des Lebens. Allerdings zählten auch Mut, Kraft und Geschicklichkeit hierzu, die als praktische Tugenden individuell ausgebildet und in eigene Formen der Geselligkeit überführt wurden. Auch wenn der »Durst nach Größe«<sup>1034</sup> bisweilen von übertriebenem Ehrgeiz, Rangsucht und Größenwahn gezeichnet war, bestand der entscheidende Unterschied zum antiken Heroismus darin, dass die individuelle Vortrefflichkeit nicht als von den Göttern verliehen, sondern als persönlich erworbenes Verdienst angesehen wurde.<sup>1035</sup>

1030 Zur positiven Bewertung des »Menschlichen«, des »Neuen« und des »Irdischen überhaupt« als Reaktion auf die entsprechenden Krisenerfahrungen zur Zeit des Renaissance-Humanismus siehe weiter oben die einleitenden Ausführungen zu Teil II (Bd. 1) sowie Anm. 72 ebda.

1031 Siehe ebda. Anm. 46.

1032 Vgl. dazu Burckhardt 2009, S. 111–112.

1033 Ebda., S. 115. Der Autor spricht in diesem Zusammenhang von »moderne(m) Ruhm«. Vgl. ebda.

1034 Vgl. ebda., S. 122.

1035 Ein weiterer, wichtiger Unterschied besteht darin, dass selbst berühmte Künstler, wie etwa Michelangelo, ihre eigenen Werke nicht als bereits abgeschlossen, sondern im Zustand fortwährender Vollendung verstanden

Francesco Petrarca, der als feinsinniger Dichter, Librettist, Philosoph, Geschichtsschreiber und Entdecker bereits zu Lebzeiten höchsten Ruhm genoss, steht gleichsam an der Schwelle zum »modernen Menschen«<sup>1036</sup>. Während seine Besteigung des Mont Ventoux in der Literatur allgemein als Beleg für eine neue Form der Naturästhetik gewertet wird, lässt sich dieses Ereignis ebenso als früher Versuch der Selbstüberschreitung deuten. Dass dieses heroische Unterfangen misslang, da angesichts der göttlichen Erhabenheit (*mundus divinus*)<sup>1037</sup> die »kleine Welt des Ich« (*mundus minor*) für Petrarca vergleichsweise unbedeutend erschien, entsprach durchaus der sehnsuchtsvollen Haltung dieses vielschichtigen Sinnsuchers. Bisher kaum beachtet ist jedoch die hier vorgeschlagene Lesart, wonach die leidende Seele des empfindsamen Naturentdeckers vor allem durch die eigene Natürlichkeit begrenzt wird. Die körperlichen Anstrengungen und Entbehrungen des Aufstiegs führten den Abenteurer zu der Einsicht, dass ein Leben in Gott von irdischen Ablenkungen freizuhalten sei. Um sich Gott wirklich annähern zu können, seien alle »Gipfel der Überheblichkeit«<sup>1038</sup> zu meiden. Gleichwohl ist diese Haltung bei Petrarca von Selbstzweifeln begleitet und geplagt, da die erstrebte Lösung von Körper und Welt in der seelischen Hinwendung zu Gott widersprüchlich bleibt. Wenn der *Deus absconditus* selbst auf dem Gipfel der Natur den Sinnen entzogen bleibt, muss auch die angestrebte Identität des Selbst unvollständig – das heißt ohne Vermittlung und Substanz – bleiben. Zumindest in dieser Hinsicht ist Petrarca noch dem christlich-mittelalterlichen Denken verhaftet.

Doch dies änderte sich schon bald. Während der Dichterkönig sein Wahrhaftigkeitsstreben (*esse*) nach innen richtete und auf einen vergeistigten Gott bezog, drängten seine Nachfolger auf öffentliche Bühnen. Ihre Absicht bestand darin, der »christlich inspirierten Weltverachtung«<sup>1039</sup> zu entkommen und die Entfesselung der Individualität voranzubringen. Schon in den volkstümlichen Spielen und höfischen

haben. Vgl. dazu Bredekamp 2021, S. 15–16. Diese Demut (*modestia*) wäre einem antiken Großkünstler fremd geblieben, da er sich eher als göttliches Werkzeug denn als poetisches Ausdruckswesen verstanden hätte. Während der antike Künstler – wie der heldenhafte Abenteurer – seine Tat zum Abschluss führte und mit dem eigenen Tod besiegelte, trachtete das künstlerische Genie an der Schwelle zur Neuzeit nach Vervollkommnung seines Werks über den eigenen Tod hinaus.

1036 Siehe dazu weiter oben Anm. 123 in Kap. 8 (Bd. 1).

1037 Siehe dazu weiter oben Anm. 104 in Kap. 8 (Bd. 1).

1038 Siehe dazu weiter oben Anm. 111 in Kap. 8 (Bd. 1).

1039 Siehe dazu weiter oben Anm. 179 in Kap. 9 (Bd. 1). Petrarca selbst äußerte sich »mit dem lebhaftesten Abscheu« über das Turnierwesen seiner Zeit und sprach in diesem Zusammenhang »von einem gefährlichen Unsinn«. Vgl. Burckhardt 2009, S. 293.

Festen des *Quattrocento* wurde nicht mehr der geistige Raum der Seele durchmessen, sondern populäre Aufführungsorte gesucht. Ähnlich wie im Karneval eingespielte Alltagsgewohnheiten vorübergehend ausgesetzt wurden, dienten volkstümliche Ballspiele (*calcio, pallone*), Wettläufe (*corsa*) und Pferderennen (*palio*) dazu, den sich rasch entwickelnden Konkurrenzverhältnissen in den Stadtrepubliken Norditaliens eine unbeschwertere und gemeinschaftsstärkende Ausdrucksform zu geben. Angesichts der Rivalitäten zwischen den Städten war der Zusammenhalt innerhalb der Städte zugleich strategisch bedeutsam und wurde entsprechend gefördert. Die Spiele und Feste wurden immer aufwendiger inszeniert und mit dem Ende republikanischer Verhältnisse zu einer Angelegenheit adliger Familien und einflussreicher Dynastien. Das Beispiel des *calcio fiorentino* verdeutlicht, wie das Spiel im 16. Jahrhundert von seinen populären Traditionen abgetrennt und schließlich in ein fürstliches Fest verwandelt wurde.<sup>1040</sup>

Im höfischen Streben nach Glanz und Geltung dominierten prunkvolle Aufführungspraktiken, die den Zuschauern einen Eindruck fürstlicher Macht und Autorität vermitteln sollten. Obgleich die Stadt- und Territorialherrscher über Ordnung und Frieden eines Staatswesens bestimmten und – nach dem Bedeutungsverlust der Universalkirche – zunehmend auch über Religionsfragen entschieden, waren sie trotz dieser Machtfülle auf die Loyalität ihres Volkes angewiesen. Dichter, Architekten, Künstler, Autoren und Erfinder wurden daher damit beauftragt, das öffentliche Bild eines Herrschers auszugestalten und in Szene zu setzen.<sup>1041</sup> Es galt, unter Berücksichtigung klassischer Tugenden etwa der Ehre, Stärke und des Großmutes, allgemeine Anerkennung und größtmögliche Bewunderung zu erzielen. Während im Mittelalter vornehmlich das Wort als Mittel des Geistes geschätzt wurde, setzte man bei den höfischen Festen, Turnieren, Triumphzügen, Feuerwerken, Wasserspielen und Maskeraden zunehmend auf die Wirkmacht öffentlicher Bilder. Um die ebenso eindrucksvollen wie kostspieligen Aufführungen bekannt zu machen, wurden kunstvolle Illustrationen angefertigt, die mit detaillierten Beschreibungen und überschwänglichen Kommentaren versehen, in gedruckter Form zugänglich waren.<sup>1042</sup> Die in diesem Zusammenhang

1040 Siehe dazu weiter oben Anm. 209 in Kap. 9 (Bd. 1).

1041 Heute wird diese Aufgabe insbesondere von den Massenmedien übernommen. Während in Stadtstaaten und überschaubaren Staatsgebieten die räumliche Nähe zwischen Herrschaft und Volk noch gegeben war, war dies für große Territorien nicht der Fall. Die umfängliche Reisetätigkeit damaliger Regenten ist nicht zuletzt dem Umstand geschuldet, im eigenen Herrschaftsgebiet Präsenz zu zeigen. Macht und Autorität ließen sich nur begrenzt delegieren; ihre Ausübung war nicht zuletzt an die körperliche Anwesenheit des Souveräns gebunden.

1042 »Um 1600 gab es kein Fest, das nicht in gedruckter Form festgehalten wurde.« Strong 1991, S. 41.

bemühten antiken Vorbilder, Allegorien, Symbole und Embleme blieben den meisten Festteilnehmern in ihrer Bedeutung verborgen. Jedoch verfolgten die höfischen Aufführungen gar nicht die Absicht, hierüber Klarheit herzustellen. Im Rekurs auf die Philosophie des Altertums war man vielmehr der Ansicht, dass abstrakte Ideen durch anschauliche Darstellungen nicht nur einfacher erfassbar wären, sondern hierdurch erst ihr eigentliches Wesen offenbaren. So wie die antike Philosophie nach neuplatonischer Auffassung bereits als Vorahnung der christlichen Offenbarung verstanden werden konnte, ging es jetzt darum, ihren abstrakten Ideen einen konkreten Ausdruck zu verleihen. Der Glaube an die Macht Bilder und Symbole beruhte nicht zuletzt auf der Überzeugung, dass die antiken Quellen erst im Zuge ihrer zeitgenössischen Bearbeitung konkrete und volle Gestalt annehmen würden. *Eidos* und *eidolon* waren demnach nicht mehr wesensfremd, wie noch bei Platon, sondern erst im Abbild würde das Urbild überhaupt erfahrbar. An die Stelle sublimer Bedeutungen traten zunehmend pathetische Bilder, Zeichen und Metaphern. Die für gewöhnlich diffuse Symbolik der Renaissance-Feste diente dabei als gefälliger Ausdruck einer künstlich stilisierten Ergriffenheit; an ihrer Aufklärung bestand erklärtermaßen kein Interesse.

Wie am Beispiel der bezeichnenden Wiederaufnahme des Herkules-Motivs gesehen, scheute man sich nicht, den antiken Heros stellvertretend zur Verkörperung ausgesuchter Vorzüge, Tugenden und Taten zu nutzen.<sup>1043</sup> Da kein einheitliches Bild des griechisch-römischen Helden existierte, war es möglich, der Vorstellungskraft freien Lauf zu lassen. So wurde der Ritterkönig Franz I. als gallischer Herkules mit einer aus seinem Mund entspringenden Kette dargestellt, um auf die zivilisierende Kraft seiner Redekunst zu verweisen.<sup>1044</sup> Im soldatischen Umfeld dominierten Darstellungen des Herkules mit der Keule.<sup>1045</sup> Der Medicipapst Leo X. wählte seinen Namen nicht nur aus Verbundenheit mit seiner Heimatstadt Florenz, sondern auch als Ausdruck herkulischer Tugenden in der Nachfolge des antiken Löwenbezwinners.<sup>1046</sup> Die beliebte Gleichsetzung des Herkules mit dem Bild des Fürsten<sup>1047</sup> bestärkte die Vorstellung herrschaftlicher Macht und Größe, die für die Staats- und Kriegskünste gleichermaßen wichtig war. Doch auch die aufstrebenden Bürger der norditalienischen Stadtrepubliken bedienten sich der fürstlichen Machtsymbolik, indem sie ihre städtischen Villen mit Bildern und

1043 Zum *Hercules florentinus* und *Hercules medicus* siehe weiter oben Anm. 270 in Kap. 10 (Bd. 1).

1044 Vgl. dazu die Darstellungen bei Strong 1991, S. 44–45.

1045 Vgl. Draper 1992, S. 263–265.

1046 Siehe dazu weiter oben Anm. 271 in Kap. 10 (Bd. 1).

1047 Siehe dazu weiter oben Anm. 275 in Kap. 10. (Bd. 1). Zur Verwendung unterschiedlicher Herkules-Darstellungen und Motive bei höfischen Turnieren und Reiterspielen vgl. Strong 1991, S. 101–103.

Skulpturen des antiken Heros schmückten, um ihren Anspruch auf ein möglichst selbstbestimmtes Leben ohne äußere Bevormundung hervorzuheben.

Diese Aufzählung ließe sich leicht ergänzen und mit Bildern unterlegen, in denen der antike Held wahlweise als Triumphator, Kraftmensch, Staatslenker, Tugendheld, Vernichter, Schutzherr, Kulturbringer, Heerführer, Friedensstifter, Libertin, Athlet oder gar als Inkarnation der »menschlichen Vernunft«<sup>1048</sup> dargestellt wurde, um die je eigenen Ansprüche und Ambitionen symbolisch zu verstärken. Der geflissentliche Verweis auf den »antiken Übermenschen« reichte für gewöhnlich aus, die selbsterhobenen Machtansprüche groß und wichtig erscheinen zu lassen. In diesem Zusammenhang fällt auf, dass die Figur des Herakles – trotz unterschiedlicher Akzentuierungen – vorrangig in seiner Rolle als Vorkämpfer und Begründer der westlichen Zivilisation<sup>1049</sup> adaptiert wurde. An diese Rolle war die gesamte Strahlkraft gebunden, die der mythische Held im Rahmen der ihm aufgetragenen Aufgaben und Kämpfe erlangte. Bevor er triumphierte, durchlitt er alle erdenklichen Qualen, die ein auserwählter Mensch nach mythischem Verständnis auf dem Weg seiner Vergöttlichung überwinden musste.<sup>1050</sup> Ängste, Entbehnungen, Schmerzen, Demütigungen, Verletzungen, Misserfolge und Opfer – je höher das erstrebte Ziel, desto größer war die hierfür zu begleichende Schuld. Da diese Vorstellung kulturell tief verankert war, eignete sich der Herkules-Mythos in besonderer Weise als symbolisches und personales Identifikationsangebot. Sofern den Herrschenden angeblich die höchsten Opfer abverlangt wurden und ihre Macht durch die »herkulischen Entsagungen« gerechtfertigt erschien, von denen das »einfache Volk« nichts wissen konnte, diente das sagenhafte Wirken des antiken Heros zugleich als Apologie hierarchisch geordneter Verhältnisse. Das Los der Beherrschten war es, diesem Mythos anzuhängen und das eigene Opfer vergleichsweise gering zu schätzen.

Gegensätzliche Leitbilder, die dem verbreiteten Kulturverständnis des epischen Abenteurers und Kämpfers (*athletes*) einen anderen Akzent hätten geben können, sucht man vergebens. Stattdessen eignete sich die Apotheose des Herakles als gefällige Kulisse für das voranschreitende Erwachen des neuzeitlichen Subjekts. Hegels historisches Diktum, dass die Heroen »erst durch die Arbeit sich in das Göttliche setzen«<sup>1051</sup>,

1048 Siehe dazu weiter oben Anm. 283 in Kap. 10 (Bd. 1). Eine umfängliche Darstellung der »Metamorphosen des Heros in ihrer medialen Vielfalt« findet sich bei Kray/Oettermann 1994.

1049 Siehe dazu weiter oben Anm. 287 in Kap. 10 (Bd. 1).

1050 Zur »mythischen Form der Subjektbildung« durch »Entsagung«, »List« und »Kampf« am Beispiel des »göttlichen Dulders Odysseus« siehe weiter oben Anm. 221 – Anm. 261 in Kap. 2 (Bd. 1).

1051 Siehe dazu weiter oben Anm. 292 in Kap. 10 (Bd. 1).

wirkt vor diesem Hintergrund geradezu prophetisch. Den Titel »Held der Arbeit« hätte sich der aus der Unterwelt zurückkehrende *Herakles kallinikos* gewiss verdient. Als Meister der Anpassung und Überbietung verkörperte er eben jene Eigenschaften, die den frühmodernen Erfordernissen in Staat, Religion und Kultur entsprachen und der verheißungsvollen »Entwicklung des Individuums«<sup>1052</sup> den hierfür nötigen Anstoß gaben. Freilich gab es schon damals Einwände gegen den Dünkel ruhreicher Herrscher und anderer »Apollssöhne«<sup>1053</sup>. Neben dem Lamento über offenkundige Charakterschwächen wurden insbesondere die sittlichen Verfehlungen namhafter Personen missbilligt.<sup>1054</sup> Zu grundsätzlichen Erwägungen über die dunklen Seiten des Heroismus gelangte man in diesem Zusammenhang jedoch nicht. Dabei hätte die Beschäftigung mit Euripides' Herakles-Tragödie<sup>1055</sup>, die den mythischen Helden nach Vollendung seiner Taten in höchster Not und Verzweiflung zeigt, durchaus als Vorbild für eine differenziertere Auseinandersetzung dienen können. Doch die frühe Form der Entheroisierung des Helden, der nicht nur schafft und aufbaut, sondern ebenso zerstört und vernichtet<sup>1056</sup>, passte nicht zur Renaissance-Rezeption, die das herkulische Heroenwerk einseitig verklärte, um das Irdische möglichst geradlinig an das Göttliche zu binden.

Die aufsteigenden Tendenzen des Individuums, die sowohl im Drang zur Vervollkommnung des »allseitigen Menschen« als auch im Triumphgefühl des »heroischen Menschen« zum Ausdruck kamen, entwickelten sich vorzugsweise im öffentlichen Raum. Selbst Künstler wie Dante, der die Nichtigkeit öffentlichen Ruhms poetisch verarbeitet hat oder Petrarca, der sich der allzu großen Zuneigung seiner Zeitgenossen erwehrte, genossen »halbmythisches Ansehen« und wurden als Poetenkönig feierlich gekrönt.<sup>1057</sup> Trotz ihrer entschiedenen Skepsis gegenüber menschlicher Herrlichkeit und vergänglichem Glanz gehörten sie zum Kreis der »anerkanntesten Berühmtheiten Italiens«<sup>1058</sup>, deren Verehrung bisweilen Züge der »Vergötterung«<sup>1059</sup> annahm. Dies gilt für andere Berühmtheiten – Künstler, Erfinder, Entdecker, Politiker etc. –, die die großen Bühnen nicht verschmähten, sondern vielmehr suchten,

1052 Burckhardt 2009, S. 107.

1053 Ebda., S. 216.

1054 »Ohne Hochmut sind solche Charaktere vollends nicht denkbar; sie bedürfen derselben, schon um oben schwimmen zu bleiben, und die mit dem Hass abwechselnde Vergötterung bestärkt sie notwendig darin.« Ebda.

1055 Siehe dazu weiter oben Anm. 333 in Kap. 10 (Bd. 1).

1056 Zum »Doppelcharakter« des Herakles als Personifikation des »Lebens- und Todestriebs« siehe weiter oben Anm. 290 in Kap. 10 (Bd. 1).

1057 Vgl. dazu Burckhardt 2009, S. 116–117.

1058 Ebda., S. 116.

1059 Ebda., S. 117.

in ähnlicher Weise. Wo immer der »allseitige Mensch« in Erscheinung trat, wurde die Aufforderung zur »Vollendung der Persönlichkeit« beispielhaft vor Augen geführt. Der Wunsch, »auf allen Gebieten zugleich lauter Neues und in seiner Art Vollendetes«<sup>1060</sup> zu schaffen, war längst nicht mehr alleiniger Ausdruck persönlichen Verlangens, sondern das individuelle Streben wurde angesichts wachsender Konkurrenzverhältnisse immer stärker zur gesellschaftlichen Notwendigkeit. Dies wiederum bestärkte das Interesse, die »eigene Vollendung«<sup>1061</sup> nicht mehr nur vor Gott oder dem eigenen Gewissen (*secum esse*) zu rechtfertigen, sondern Zeugnisse des Gelingens möglichst *coram publico* abzulegen.

Die hierfür ausgesuchten Bühnen – öffentliche Straßen und Plätze, bürgerliche Villen und Gärten sowie höfische Paläste und Schlösser<sup>1062</sup> – spielten für die »Entfesselung des Individuums« eine wichtige Rolle. Je stärker der Zwang zur Darstellung und die Lust am Schauen sich entwickelten, desto affektierter und einfältiger wurden schließlich die festlichen Formen. Während populäre Wettkämpfe und Spiele – wie der *calcio fiorentino* in republikanischer Zeit –, noch eine »Sache des Volkes«<sup>1063</sup> waren und neben ständeübergreifenden Einträgen auch widerständige Elemente aufwiesen, wurden die Feste der Renaissance immer mehr zu Demonstrationen herrschaftlicher Größe und zu Instrumenten der Macht. Das humanistische Ideal des vielseitig interessierten und allseitig gebildeten Menschen verkleinerte sich zusehends, und an seine Stelle trat der »heroische Mensch«, der in einseitigem Glanz erstrahlte und das Versprechen verkörperte, sich mit aller Macht für seine Gefolgschaft einzusetzen. Da hierfür ein direkter göttlicher Beistand nicht mehr vonnöten war, galt es, einen möglichst starken Eindruck hervorzurufen. Dies schloss besondere Härten gegenüber anderen und sich selbst nicht aus. Im Unterschied zum antiken Heros jedoch, der noch der elysischen Unterstützung bedurfte, stellte der frühmoderne Held selbstherrlich die eigenen Taten und Verdienste ins Licht, die um so größer wirkten, je effektvoller sie aufgeführt und je ergebener sie bewundert wurden. Der Zustand dauerhafter Mobilisierung kündigte sich hier bereits an; jedoch bedurfte es weiterer Entwicklungen, um den frühmodernen Helden zur modernen Leitfigur auszugestalten.

1060 Siehe dazu weiter oben Anm. 1032.

1061 Burckhardt 2009, S. 310.

1062 Zu den hier genannten öffentlichen Aufführungsorten und -praktiken siehe weiter oben Anm. 221 in Kap. 9 (Bd. 1).

1063 Siehe ausführlicher dazu weiter oben Anm. 188 in Kap. 9 (Bd. 1).

*Moderne Helden*

Dass es andersartiger Leitfiguren bedurfte, hängt unter anderem mit der neuzeitlichen Zurückdrängung der Religion zugunsten des rationalen Denkens zusammen. Nachdem die mittelalterliche Kirche ihr Monopol auf die Bestimmung sämtlicher Lebensbereiche nach und nach einbüßte, veränderten sich auch die Aufgaben der weltlichen Regierungen. Anstatt sich um das Seelenheil der Bevölkerung zu sorgen, ging es vor allem darum, die ökonomischen und sozialen Bedingungen des Zusammenlebens dauerhaft zu sichern. Um die eigene Wirtschaftskraft steigern und im Wettbewerb der Nationen bestehen zu können, wurden insbesondere die Bedingungen der heimischen Produktion für die Ausfuhr von Fertigwaren gelockert. Zugleich wurden Kriege immer seltener aus weltanschaulichen Gründen geführt, sondern vermehrt an eigene Vorteilerwartungen geknüpft. Diese neuen Elemente der Regierung, die seit dem 17. Jahrhundert im Merkantilismus ihren ökonomischen Ausdruck fanden, zielten darauf ab, »günstige Bedingungen für Handel und Industrie zu schaffen, Gesetz und Ordnung zu festigen und den Bürgern Frieden innerhalb und Schutz außerhalb des Landes zu sichern.«<sup>1064</sup> Im 18. Jahrhundert veränderte sich schließlich auch die Stellung der Bevölkerung, die aufhörte, als bloße »Sammlung von unterworfenen Willen zu erscheinen«<sup>1065</sup>, sondern je nach Zusammensetzung und Entwicklung dem politischen Handeln der Regierung unterstellt wurde. Die Bevölkerung erschien fortan als »eine Art technisch-politisches Objekt einer Verwaltung«<sup>1066</sup>, welche darum bemüht war, die entscheidende Quelle von Macht und Reichtum nicht nur nach quantitativen Merkmalen zu bestimmen, sondern bis zur »internen Analyse des Organismus«<sup>1067</sup> fortzuschreiten, um auch individuelle Ausprägungen und Besonderheiten besser nutzen zu können. Während im Philanthropismus der Körper noch an mechanischen Maßstäben bemessen und nach physikalischen Grundsätzen vervollkommen wurde, trat der menschliche

1064 Vgl. Horkheimer 1986, S. 24. Auch der Dreißigjährige Krieg war nur zu Beginn ein Religionskrieg. Zwar war der Hass auf andere Konfessionen ein wichtiger Auslöser für die kriegerischen Auseinandersetzungen, doch schon bald gingen namentlich Staaten, Staatenbündnisse sowie bezahlte Söldnertruppen gegeneinander vor. So kämpfte etwa im letzten Kriegsjahrzehnt das katholische Haus Habsburg gegen das ebenfalls katholische Frankreich und das lutherische Schweden, ohne dass konfessionelle Gründe hierfür maßgeblich waren. Zu den wichtigsten Lehren, die aus den Kriegereignissen gezogen wurden, gehörte dementsprechend »die Unabdingbarkeit von religiöser Toleranz«. Vgl. dazu Winkler 2015, S. 122.

1065 Foucault 2004, S. 108.

1066 Vgl. ebda.

1067 Ebda., S. 118. Zur »Bio-Macht« sowie zur »politischen Anatomie des Körpers« siehe Anm. 99 in Kap. 14 weiter oben.

Organismus als »lebendige Maschine« spätestens ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Fokus der Bemühungen zur Steigerung seiner Vitalität und Leistungsfähigkeit.<sup>1068</sup>

Helden waren zu dieser Zeit noch weitgehend entbehrlich. Stattdessen regierte die rechnende und planende Vernunft, die darum bemüht war, an die Stelle religiöser Inhalte oder metaphysischer Absichten die notwendigen Mittel zu finden, um im allgemeinen Wettbewerb des gesellschaftlichen Fortschritts Schritt halten zu können. In der nun anbrechenden Ära des freien Unternehmertums, die der Freisetzung des bürgerlichen Individuums den entscheidenden Anstoß gab, entstanden neue Abhängigkeiten und Zwänge, die dem vordringlichen Gebot der Selbsterhaltung geschuldet waren. Anstatt als »Herr und Knecht« begegneten sich die Staatsbürger schließlich als formal gleichgestellte Rechtssubjekte, deren Bedeutung und Strahlkraft vor dem Gesetz erklärtermaßen keine Rolle spielte. Die allmählich fortschreitende Aufklärung beeinflusste immer mehr Lebensbereiche, ohne dass der bürgerliche Individualismus bereits nach neuen Leitfiguren verlangte. Als Gegenmodell zu den »großen« geschichtlichen Gestalten, Abenteurern und Herrschern, für die Napoleon ein spätes Beispiel war, fungierte in Deutschland der frühbürgerliche Nationalismus. Der »deutsche Gemeinsinn«, der im Jahnschen Turnen seinen praktischen Ausdruck fand, stand nicht nur für ein romantisches Gesellschaftsmodell, das sich gegen die Zumutungen französischer Fremdherrschaft richtete. Die Hoffnung auf das »große Wir« richtete sich – zumindest unausgesprochen – ebenso gegen die Überforderungen der sich unaufhaltsam ankündigenden Moderne. Der Rückgriff auf geschichtliche Mythen, gemeinsame Ursprünge und volkstümliche Überlieferungen erfolgte nicht zuletzt in der Absicht, die nationalen Helden der Vergangenheit gegen die sich ankündigende postheroische Kälte der Gegenwart in Stellung zu bringen. Jahn, Fichte oder Arndt waren auf ihre jeweilige Art sicherlich überzeugte Grenzgänger und charismatische Persönlichkeiten. Zum Helden eigneten sie sich allerdings nicht, zumal sich das bürgerliche Nützlichkeitsdenken machtvoll gegen nationale Bestrebungen und romantische Volksverklärungen durchsetzen konnte. Selbst der Geniekult, der vielleicht den Stoff für eigene Heldengeschichten geboten hätte, wurde auf das Unbewusste der kollektiven Volksseele zurückgeführt, die dem bürgerlichen Nützlichkeitsdenken nur wenig entgegensetzen konnte. Erst im Nationalsozialismus wurden romantische Ideen über das Volkstum erneut aufgegriffen und massenwirksam in Bewegung versetzt.<sup>1069</sup>

1068 Zum mechanischen Körperverständnis im Philanthropismus siehe weiter oben Kap. 11 und Kap. 12 (Bd. 1). Zum physiologischen Körperkonzept des lebendigen Organismus siehe ausführlich Kap. 14.

1069 Siehe dazu die entsprechenden Ausführungen weiter oben in Kap. 17, Exkurs I.

Dennoch dauerte es nicht lang, bis das Bedürfnis nach mannhaften Taten und heroischer Größe wieder an Bedeutung gewann. Je stärker überwiegend zweckrational bestimmte Prozesse in Politik, Wissenschaft, Technik, Ökonomie und Recht sich auf das Leben auswirkten und das Handeln der Menschen beeinflussten, je stärker also – in Anlehnung an Max Weber – die »Entzauberung der Welt« voranschritt, desto größer wurde zugleich das Verlangen nach besonderen Ereignissen und leuchtenden Vorbildern. Die sich in vielen Lebensbereichen abzeichnende Versachlichung sozialer Beziehungen war Ausdruck des erreichten gesellschaftlichen Entwicklungsstandes, der sich nicht einfach umkehren ließ. Gleichwohl boten sich Auswege, um den zweckrationalen Modernisierungsprozessen in ihrer empfundenen Nüchternheit und Kälte zumindest kurzzeitig zu entkommen. Galten »Schwindel, Hysterie und Zerstreuung« für lange Zeit lediglich »als krankhafte subjektive Zustände«<sup>1070</sup>, so wurden sie immer häufiger zu willkommenen Ablenkungen, um den eingespielten Routinen des Alltags auszuweichen. Das narkotische Trinkverhalten in den unteren Schichten – Friedrich Engels spricht von »Elendsalkoholismus«<sup>1071</sup> – war eine Fluchtmöglichkeit, die in der Regel jedoch größere Übel nach sich zog. Vor allem in England wirkten die populären Wetten wie ein probates Aufputzmittel, da sie neben Spannungsmomenten auch Aussicht auf Gewinn versprachen.<sup>1072</sup> Je nach Höhe des Wetteinsatzes waren Mut und Nervenkraft gefragt. Die ohnehin seltenen Glücksmomente blieben jedoch nur individuell bedeutsam, so dass kollektive Gefühlsäußerungen nicht zu erwarten waren. Vertreter höherer Schichten bevorzugten vielschichtige Ablenkungen: In der Welt des Zirkus konnten schwindelerregende Kunststücke bewundert werden. Auf Rummelplätzen und Jahrmärkten herrschte lärmendes Durcheinander. In botanischen und zoologischen Gärten wurden seltene Pflanzen und fremde Tiere gezeigt. In bizarren Völkerschauen konnte man exotische Menschen bestaunen. In Industrie-, Gewerbe- und Hygieneausstellungen wurden die neusten Produkte und zivilisatorischen Errungenschaften dargeboten. Die jährliche Sommerfrische ermöglichte immer mehr Menschen, vorübergehend Abstand vom Alltag zu gewinnen. So genannte Bildungsbürger entflohen in die Welt der Kunst, des

1070 Vgl. dazu Löffler 2009, S. 375. Die Autorin weist in diesem Zusammenhang zurecht darauf hin, dass die »Trennung zwischen ›normalen‹ und ›krankhaften‹ Zuständen (...) – wenn überhaupt – nur graduell möglich« sei. Ebd. Zur Neurasthenie als »Modekrankheit des *fin de siècle*« siehe weiter oben Anm. 95 in Kap. 14.

1071 Engels 1972, S. 331.

1072 Diese Aussicht wurde jedoch nur selten erfüllt. Vgl. dazu Anm. 236 weiter oben in Kap. 15. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erzielten die Wettumsätze in England gleichwohl immer neue Rekordergebnisse. Vgl. Goodmann 2013, S. 317.

Theaters und der Literatur. Kurz: die Nachfrage nach – mehr oder weniger – aufregenden Ablenkungen von der Gleichförmigkeit des Alltags stieg ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in allen Bevölkerungsgruppen spürbar an. Die Gründe hierfür waren nicht nur das wachsende Volkseinkommen und die damit einhergehenden Steigerungen der Real-löhne.<sup>1073</sup> Neben den finanziellen Verbesserungen begünstigten insbesondere gesetzliche Regelungen zur Bestimmung der Arbeitszeit<sup>1074</sup> das gesellschaftlich anwachsende Bedürfnis, aus schablonenhaften Strukturen und Abläufen auszusteigen, die inzwischen das Leben zahlreicher Menschen bestimmten.

### *Sporting Heroes*

Wurden rauschhafte oder dramatische Ablenkungen insbesondere von Vertretern der unteren Schichten bevorzugt, bot der Sport einem breiten Publikum eine ähnlich wirkende und zudem gefahrlose Alternative. Die Gründe und Entwicklungen der wachsenden Sportbegeisterung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts vor allem in England wurden zuvor bereits aufgeführt.<sup>1075</sup> Hier bleibt aufzuzeigen, wie durch neue Leitfiguren und Heldengeschichten speziell im Sport gesellschaftliche Bedürfnisse angeregt wurden, die bis heute nachwirken. Zwar wurde zur fraglichen Zeit auch einzelnen Monarchen und Politikern – man denke an die englische Königin Victoria, den deutschen Kaiser Wilhelm II. oder an Reichskanzler Bismarck – eine besondere Aufmerksamkeit zuteil. Das öffentliche Interesse an auratischen Herrschern und Volksvertretern war bereits ausgeprägt, wovon etwa zahlreiche Denkmäler, kitschige Devotionalien und populäre Souvenirs Zeugnis geben, die sich einer großen Nachfrage erfreuten. Im Unterschied dazu bot der Sport auch weniger einflussreichen Personen Gelegenheit, aus dem Alltag heraus ins Rampenlicht zu treten und die Aufmerksamkeit vieler Menschen auf sich zu ziehen.

England gilt nicht nur als »Mutterland des Sports«, sondern auch das Phänomen der Heldenverehrung (*hero-worship*) fand hier schon früh

1073 Zur Entwicklung in Deutschland siehe weiter oben Anm. 98 in Kap. 14; für England dementsprechend Anm. 290 in Kap. 15.

1074 Der britische Sozialreformer Robert Owen hatte bereits 1830 die Einführung eines Acht-Stunden Arbeitstages gefordert, um für die Freizeit und die Zeit des Schlafs die gleiche Stundenzahl zu erreichen. 1847 wurde in England durch den so genannten *Ten Hours Act* die tägliche Arbeitszeit für Industriearbeiter geregelt. Im selben Jahr betrug die wöchentliche Arbeitszeit in England durchschnittlich 70, in Frankreich 78 und in Preußen 83 Stunden. Der Acht-Stunden Tag wurde in Deutschland schließlich im Jahr 1919 gesetzlich eingeführt.

1075 Siehe dazu weiter oben den Abschnitt »Modern Sports« in Kap. 15.

eine besondere Wertschätzung. In diesem Zusammenhang ging es anfänglich noch darum, sich vom Massengeschmack abzugrenzen. Maßgeblich hierfür war der schottische Essayist und Historiker Thomas Carlyle, der im Mai 1840 in seinen ungemein gut besuchten Londoner Vorlesungen über »Helden, Heldenverehrung und das Heldenhafte in der Geschichte«<sup>1076</sup> ein vorwiegend »aristokratisches Publikum an Rang und Verstand«<sup>1077</sup> adressierte. Die »noble Londoner Gesellschaft« fühlte sich durch Carlyle in ihrer Ansicht bestärkt, dass die Heldenverehrung im sozialen und kulturellen Leben der Menschen als die stärkste und beständigste Kraft anzusehen sei. Die Welt mochte durch Kriege verwüstet und durch Revolutionen erschüttert werden. Was blieb, sei die Verehrung großer Männer, die als »Poet, Prophet, King or Priest«<sup>1078</sup> ihre historischen Missionen erfüllten. Der Held war für Carlyle nicht an eine bestimmte Tätigkeit gebunden. Er konnte in unterschiedlichen Gestalten auftreten, um seine Führungsrolle auszufüllen. Denn dass er bestimmt sei zu herrschen, daran ließ der Autor keinen Zweifel. Die Menschheit könne ohne »Große Männer« nicht existieren und würde ohne ihre energische Führerschaft unausweichlich in »Anarchie« versinken. Um so wichtiger sei der Ruf nach »wahren Helden«, die der Bewunderung würdig seien: »His (Great Man's; F.B.) mission is order; every man's is. He is here to make what was disorderly, chaotic, into a thing ruled, regular. He is the missionary of order.«<sup>1079</sup> Einige der Zuhörer dürften durch diese und ähnliche Gedanken in ihrem eigenen Machtverständnis und Führungsanspruch bestätigt worden sein. Da für Carlyle Geschichte von Helden gemacht wird, ohne deren Taten historische Ereignisse rein zufällig blieben, konnten sich nunmehr auch Militärs, Politiker und Unternehmer gedanklich an die Seite von Königen, Propheten und Priestern stellen, um ihren geschichtlichen Auftrag zu erfüllen.

Zur »Heroarchie« gehöre auch, die wahren von den falschen Herrschern zu unterscheiden, denn die »Masse« – oder wie Carlyle abwertend sagt, der »Kammerdiener« (*valet*) –, folgt eher dem »Scheinhelden« (*sham-hero*):

»We shall either learn to know a Hero, a true Governor and Captain, somewhat better, when we see him; or else go on to be forever governed

1076 Der englische Titel lautet: »On Heroes, Hero-Worship, and the Heroic in History«. Vgl. Carlyle 1901.

1077 Carlyles Ehefrau erwähnt in einem Brief vom 6. Mai 1840 an die Mutter des Redners, das Auditorium habe den ersten Vortrag begeistert aufgenommen und durch vereinzelte Zwischenrufe wie »splendid«, »devilish fine«, »most true« sowie »heartily ejaculated« geräuschvoll kommentiert. Vgl. ebda., S. XXVIII.

1078 Ebda., S. 90. Frauen werden bei Carlyle allenfalls am Rande erwähnt.

1079 Ebda., S. 233.

by the Unheroic; – had we ballot-boxes clattering at every street-corner, there were no remedy in these.«<sup>1080</sup>

Für diese hinter die Errungenschaften der Aufklärung zurückfallende Haltung ist Carlyle bereits von einigen Zeitgenossen mit guten Gründen kritisiert worden. Als er während seiner Vorlesung den Utilitarismus Bentham's insultierte, wurde er von John Stuart Mill, dem Freund des Vortragenden, lautstark unterbrochen, ohne dass jedoch die übrigen Zuhörer hieran Anteil nahmen.<sup>1081</sup> Die anwesende Elite stimmte mit dem Redner darin überein, dass Natur, Welt und Mensch nur von charakterstarken Persönlichkeiten regiert werden konnten. Gleiche Rechte, die in der Vorstellung über die Gleichheit der Vernunft begründet waren, galten ihm als zu überwindendes Vorurteil beziehungsweise als libertäres Missverständnis. Freiheit konnte demnach nur derjenige beanspruchen, dessen Wille stark genug war, zu herrschen und zu befehlen:

»He (Commander over Men; F.B.) is practically the summary for us *all* the various figures of Heroism; Priest, Teacher, whatsoever of earthly or of spiritual dignity we can fancy to reside in a man, embodies itself here, to *command* over us, to furnish us with constant practical teaching, to tell us for the day and hour what we are to *do*.«<sup>1082</sup>

Carlyle appelliert in seinen Ausführungen vor allem an die Gefühle seiner Hörer und Leser. Helden besäßen ein untrügliches Gespür – »a certain healthy instinct«<sup>1083</sup> –, das sie gegenüber der Masse auszeichne und ihren Anspruch auf Führung unterstreiche. Ihr unverfälschter Instinkt und Wille verleihe ihnen eine besondere Würde – »a dignity far beyond all others«<sup>1084</sup> –, die den Anspruch natürlicher Herrschaft und moralischer Überlegenheit begründe. Die Aufgabe der Masse beziehungsweise »Kammerdiener« bestehe darin, die wahren Helden zu erkennen, sie zu ehren und ihnen aufrichtig zu folgen. Erst auf diese Weise sei es möglich, die Anlagen und Kräfte eines Volkes zu bündeln, das in seiner Füg- und Folgsamkeit sich unter günstigen Umständen sogar zu einer »nation of heroes«<sup>1085</sup> aufschwingen könne. Auch hier sahen sich die Zuhörer

1080 Ebda., S. 249–250.

1081 Vgl. dazu ebda., S. 87. Für die Darstellung der Intervention Mills während des Vortrags vgl. ebda., S. XLI. Einige Jahre später sprach sich Mill in seiner Schrift *On Liberty* ausdrücklich gegen die Forderung des »hero-worship« aus, ohne allerdings Carlyle namentlich zu erwähnen. Vgl. dazu Mill 1978, S. 64.

1082 Carlyle 1901, S. 225 (Hervorhebungen im Original).

1083 Ebda., S. 86.

1084 Ebda., S. 97.

1085 Ebda., S. 167. Die »nation of heroes« ist für Carlyle gleichbedeutend mit »a believing nation«. Vgl. ebda (im Original teilweise hervorgehoben).

und Leser in ihren Machtansprüchen bestätigt, zumal aus diesen Worten auch die imperialen Forderungen des *British Empire* deutlich vernehmbar waren. Indem sich die Eliten anschickten, dem vorgeblichen Wunsch der Massen nach Führung und Gefolgschaft zu entsprechen, trug die Heldenverehrung laut Carlyle entscheidend dazu bei, Herrscher und Beherrschte fest aneinander zu binden.

Carlyle traf zu seiner Zeit offensichtlich den Nerv seines Publikums. Das Streben nach Anerkennung und Größe seitens der etablierten und aufstrebenden Schichten fand in dieser Heldenideologie den ersehnten politischen Anknüpfungspunkt. Seine Gedanken erhielten öffentliche Anerkennung und wurden auch im Ausland zum Teil dankbar rezipiert.<sup>1086</sup> Ihm war klar, dass mit der Französischen Revolution das Industriezeitalter angebrochen war und sich nicht mehr aufhalten ließ. Umso stärker plädierte er daher für einen »industriellen Neufeudalismus«, in dem der »edle Arbeitgeber« dem »eseloehrigen Mammonismus«<sup>1087</sup> Einhalt gebieten und als wahres Vorbild dem Heldentum den Weg bereiten sollte. Die Einsicht, dass diese Hoffnung nicht erfüllt werden konnte, da die Gesetze des Marktes selbst den nobelsten Absichten und Strebungen gesellschaftliche Grenzen setzten, blieb Carlyle verschlossen. Stattdessen stellte er den *Captain of Industry* einseitig ins helle Licht, während die *Procession of Followers* dazu bestimmt war, ihre Dienste im Dunklen zu verrichten und den Führern bereitwillig zu folgen.

Carlyle und seine Anhänger vermeiden es tunlichst, sich mit den »düsternen Seiten« des Heldentums zu beschäftigen. Während Hegel schon knapp vierzig Jahre zuvor das gewaltsame Verhältnis zwischen »Herrschaft und Knechtschaft« am Beispiel der Arbeit bestimmt und einen begrifflichen Vorschlag seiner Aufhebung gegeben hatte<sup>1088</sup>, fällt Carlyle hinter diese Sichtweise entschieden zurück. Seine »Lösung« weiß nichts von der wechselseitigen »Bewegung des Anerkennens« beziehungsweise der »Wahrheit an dem anderen«<sup>1089</sup>. Obwohl er den liberalen Manchesterkapitalismus beklagt und das Elend der Arbeiter verurteilt, verallgemeinert er sein puritanisches Arbeitsverständnis und findet hierfür patriarchale Antworten. Sein »Appell an die Philanthropie der

1086 In England wurde Carlyle als *Victorian Prophet* verehrt, und in Deutschland wurde er im Jahr 1874 zum Mitglied des Ordens *Pour le Mérite für Wissenschaften und Künste* ernannt. Zur paradoxen Wirkungsgeschichte des Autors, der den Liberalismus verachtete und daraus heldensüchtige Konsequenzen zog, vgl. Bloch 1968, S. 718–720.

1087 Vgl. ebda., S. 719.

1088 Siehe dazu weiter oben die entsprechenden Passagen in den einleitenden Ausführungen zu Teil III (Bd. 1).

1089 Siehe zu diesen Begriffsverwendungen bei Hegel weiter oben Anm. 28 in Teil III (Bd. 1).

Ausbeuter«<sup>1090</sup> mündet schließlich in blanken Autoritarismus, der seine beabsichtigte Wirkung um so erfolgreicher entfaltet, je fester das Führer-Gefolgschaft-Verhältnis bestimmt ist.

Wie zu erwarten, blieb die Anzahl edler Arbeitgeber und feudaler Industriehelden gering. Ihre allgemeine Verehrung blieb hiervon jedoch unberührt beziehungsweise stieg sogar an, je stärker sich die Aufmerksamkeit auf einzelne Ausnahmen konzentrieren konnte.<sup>1091</sup> Zu diesen Ausnahmen zählten vor allem jene Großunternehmer, die besonders erfolgreich waren und die eigenen *workers* zumindest für eine gewisse Zeit gegen noch größere wirtschaftliche Not sichern konnten. Diese *Captains of Industry* wurden als Retter verehrt, deren Erfolge für sich sprachen und Grund genug waren, ihnen nachzufolgen. In jedem Fall erhielt die diffuse Heldenverehrung durch die erzielten Erfolge im ökonomischen Wettbewerb eine rationale Grundlage, die anhand von Zahlen und Bilanzergebnissen auf offener Bühne zu Gebote stand. Während bei Carlyle das Heldenhafte selbst geheimnisvoll blieb und romantisch verklärt wurde, waren dessen Auswirkungen leicht nachvollziehbar und zurechenbar – zumindest, wenn man daran glaubte, dass außergewöhnliche Leistungen ausschließlich durch *Heroes and Great Men* hervorgebracht würden. Doch auch wenn man einzelnen Persönlichkeiten weniger Einfluss auf gesellschaftliche Ereignisse zugestand, lässt sich für das 19. Jahrhundert immerhin festhalten, dass der *homo magus* »früherer Zeiten« mit dem modernen *homo faber* eine wirkungsvolle Verbindung einging, die es erlaubte, erwünschte Emotionen durch gezielte Maßnahmen und Effekte direkt anzusprechen.<sup>1092</sup> Die Möglichkeit, Helden an ihren Erfolgen zu bemessen, durch die das Ausmaß der Verehrung scheinbar rationale Züge gewann, erweiterte die soziale Magie über den Bereich der seelischen Empfindungen hinaus. Als »Herr seines Schicksals« war der *Great Man* von seinen eigenen Kräften und Fähigkeiten – anstatt von wechselnden Regungen oder fremden Göttern – abhängig. Solange seine Erfolge unbestritten waren, solange konnte er als *homo faber* wirken und als *homo magus* seinen Nimbus wahren.

1090 Bloch 1968, S. 720.

1091 Hiervon unberührt blieb die Frage, »wie die große Masse des Volkes genährt, gekleidet und unterrichtet wird und ob die Verbesserung in der Lage der mittleren und oberen Klassen irgendwie gleichen Schritt hält.« Helps 1844, S. 3.

1092 Im Jahr 1945, kurz vor seinem Tod, stellt Ernst Cassirer unter dem Eindruck der NS-Herrschaft und des Krieges im amerikanischen Exil die Entwicklung moderner Mythen in ein düsteres Licht: »Künftig können Mythen im selben Sinne und nach denselben Methoden erzeugt werden, wie jede andere moderne Waffe – wie Maschinengewehre oder Aeroplane. Das ist etwas Neues, und etwas von entscheidender Bedeutung.« Cassirer 1985, S. 367–368.

Sportler spielen bei Carlyle keine Rolle. Seine Helden waren honorige, tatkräftige sowie erfolgreiche Männer aus den oberen sozialen Schichten, die in der Regel mit Besitz, Bildung und guten Manieren gesegnet waren. Den *sportsmen* am nächsten kamen die *men of action* – Eroberer, Abenteurer und Soldaten des British Empire –, die scheinbar selbstlos und unerschrocken ihre nationale Mission erfüllten. Auch die »sporting revolution«<sup>1093</sup>, die seit den 1860er Jahren eine erste Hochphase in der englischen Sportentwicklung einleitete, führte noch nicht zu einer unmittelbaren Ausweitung des Heldenbegriffs auf diesen Bereich der Gesellschaft. »Even in 1901 there were still relatively few sportsmen whose names were widely known outside the confines of their particular sport, but their numbers were growing.«<sup>1094</sup> Allerdings gab es schon vor Beginn der Viktorianischen Epoche einzelne Sportler, die einer breiten Öffentlichkeit bekannt waren, da sie in überregionalen Zeitschriften, wie dem *Sporting Magazine*<sup>1095</sup>, durch Geschichten, Illustrationen und Statistiken einer wachsenden Zahl von Sportliebhabern vorgestellt wurden. In der wiederkehrenden Kolumne *History of Boxing* wurden dort beispielsweise einzelne Kämpfer mit ihren jeweiligen Eigenarten, Erfahrungen und Kampftechniken vorgestellt, so dass die Leser der Zeitschrift sich einen Eindruck über diese Sportart und ihre Protagonisten bilden konnten, ohne bei den Kämpfen selbst anwesend sein zu müssen.<sup>1096</sup> Die dadurch hergestellte Vertrautheit hatte zur Folge, dass besonders populäre Faustkämpfer schon in der ersten Jahrhunderthälfte auf Tassen und Tellern abgebildet und ihre Kampf- und Lebensgeschichten in Zeitungsartikeln und Büchern festgehalten wurden. Ähnliches gilt für prominente Jockeys, die ebenfalls landesweit geschätzt wurden, noch bevor der eigentliche *sports boom* einsetzte und weitere Sportarten und Hauptdarsteller in den Fokus rückte.

Das Feld für die Verbreitung entsprechender Abenteuer- und Helden Geschichten wurde zu dieser Zeit vor allem durch charismatische *gentleman sportsmen* geebnet, die sich – wie zeitgenössischen Presseberichten zu entnehmen ist – durch ein faires und couragiertes Wettkampfverhalten (*sportsmanship*) auszeichneten. Zwar gab es schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts Sportler, die große Anerkennung und Verehrung genossen, ohne selbst dem Adel anzugehören und dem aristokratischen

1093 Siehe dazu weiter oben Anm. 268 in Kap. 15.

1094 Huggins 2004, S. 167.

1095 Der vollständige Titel dieser zwischen 1793 und 1870 zunächst von John Wheble in London herausgegebenen Zeitschrift lautete: »The Sporting Magazine. Monthly Calendar of the Transactions of the Turf, the Chase and every other Diversion interesting to the Man of Pleasure, Enterprize, and Spirit«.

1096 Vgl. dazu etwa den von einem Anonymus verfassten Text in Wheble 1793, S. 197–201.

Amateurideal verpflichtet zu sein.<sup>1097</sup> Jedoch blieb ihre Anzahl überschaubar, da die vorherrschende Sportmoral zu dieser Zeit nicht am Erfolg »um jeden Preis« orientiert war. »Wettläufer und Boxer zu beschäftigen, Rennpferde zu unterhalten und so hohe Summen zu verwetten, dass man sich ruinieren konnte, darin demonstrierten adlige ›gentlemen‹ ›disinterestedness‹<sup>1098</sup>. Die traditionelle Unterscheidung zwischen den *gentlemen and the rest* hatte nach wie vor Bestand. Erst zwei Generationen später, nachdem sich durch das Anwachsen der *middle class* auch die soziale Trägerschaft des Sports erweitert hatte<sup>1099</sup>, vergrößerte sich das allgemeine Interesse am Sport und seinen Hauptdarstellern.

Informationen und Geschichten über sportliche Ereignisse, Ergebnisse und Akteure konnte man in eigens hierfür herausgegebenen Journalen finden. Prominent hierfür war *Bell's Life in London and Sporting Chronicle*, das seit 1822 einmal wöchentlich über Sportarten wie Pferderennen, Boxen, Cricket, Angeln, Segeln, Schach und andere berichtete. Im Jahr 1855 erreichte diese Zeitschrift bereits eine Auflage von 30.000 Exemplaren. Diesem Vorbild folgten weitere Blätter, wie beispielsweise *The Field* (1835), *The Sporting Life* (1859), *Sporting Gazette* (1862), *The Sportsman* (1865), *The Sporting Times* (1865), *Sporting Chronicle* (1871), *Illustrated Sporting and Dramatic News* (1874), *Athletic News and Cyclists' Journal* (1875), *The Football Field and Sports Telegram* (1884), *The Sports Argus* (1897).<sup>1100</sup> Ergänzend zu diesen reinen Sportzeitschriften, berichteten auch regionale und lokale Zeitungen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts vermehrt über Sportveranstaltungen und entwickelten neuartige Formate, wie etwa die samstäglichen »football specials«<sup>1101</sup>. Nicht nur wurde auf diese Weise die Popularität

1097 Vgl. dazu etwa die Beschreibungen des englischen *bare knuckle fighters* Daniel Mendoza (1764–1836), der seine Kämpfe außergewöhnlich diszipliniert und ohne ein »Wort des Protests« bis zum Ende austrug. Fritz Heymann, der diverse historische Quellen über diesen Boxer ausgewertet hat, nennt Mendoza einen »Proletarier« und kommt im Rückblick auf dessen Karriere zu dem Schluss: »Man mag Mendoza einen Dummkopf nennen. Er war gewiss nicht klug, nicht gelehrt, nicht auf Karriere bedacht. Aber er gehört in die Geschichte der Juden wie nur irgendeiner aus dem ewigen Kampf um ihren Platz an der Sonne. Denn nicht um die Form geht es dabei, sondern um den Erfolg.« Vgl. dazu Heymann 1937, S. 449 und S. 474. Zu den Bemühungen Mendozas »um Anerkennung als jüdischer Engländer« vgl. Junghanns 2018, S. 156.

1098 Eisenberg 1999, S. 65.

1099 Siehe dazu weiter oben Anm. 306 in Kap. 15.

1100 In Klammern sind die jeweiligen Gründungsdaten vermerkt. Zu diesen und weiteren *Sports Newspapers* siehe: [www.blog.britishnewspaperarchive.co.uk](http://www.blog.britishnewspaperarchive.co.uk); abgerufen im September 2022.

1101 »Man bemerkte am Erfolg der ›football specials‹, dass die Zeit reif war, den lokalen ›Fans‹ (...) ›Experten‹ hinzuzufügen, die sich nicht nur mit

des Sports insgesamt gesteigert, sondern auch die ihn ausübenden und tragenden Akteure gerieten immer stärker ins Blickfeld der Öffentlichkeit. Die Medien, die hieran entscheidenden Anteil hatten, profitierten gleichermaßen, sofern der Sport sie dauerhaft und wiederkehrend mit immer neuen Schlagzeilen, Nachrichten und Geschichten versorgte. Ohne die medial vermittelte Vergrößerung des Sportpublikums, das nicht mehr vor Ort anwesend sein musste, um am sportlichen Geschehen teilzuhaben, wäre der *sports boom* in Great Britain deutlich schwächer ausgefallen. Indem auch über lokale und regionale Sportereignisse in der Presse berichtet wurde, gerieten immer mehr Akteure – Sportler, Schiedsrichter, Zuschauer, Vereine, Verbände – unter öffentliche Beobachtung. Durch diese Ausweitung des Publikumsinteresses wurde zugleich die Erwartung nach möglichst spannenden und spektakulären Nachrichten genährt – getreu dem Motto, dass Neuigkeiten und Sensationen sich besser verkaufen als Altbekanntes oder Tiefsinniges. Mit Übertreibungen in der Berichterstattung war folglich zu rechnen. Der Sport eroberte sich schließlich einen eigenen Platz in den Journalen; für den dort ebenfalls neu eingeführten Feuilletonteil war er (noch) nicht geeignet.

Neben der medialen Verbreitung, die neue Formen der Sportrezeption hervorbrachte und die Nachfrage nach Informationen und Geschichten über sportliche Geschehnisse anregte, wurde diese Entwicklung entscheidend durch die allmähliche Ausweitung der Konsummöglichkeiten in den unteren Schichten begünstigt.<sup>1102</sup> Auch wenn diese Entwicklung in England langsamer vonstatten ging als in Deutschland, wo in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts »sich der Konsumbereich in nur wenigen Jahrzehnten eine autonome Sphäre« erobern konnte, die »über die schlichte Reproduktion der Arbeitskraft«<sup>1103</sup> hinausging, richtete sich das Angebot neuer Konsumgüter – einschließlich des Sports – an immer größere Kreise der Gesellschaft. Das allgemeine Interesse am Sport wuchs zugleich mit den Möglichkeiten der Teilhabe. Die Erweiterung der sozialen Trägerschaft beeinflusste nicht nur das sportpraktische Engagement, sondern auch den passiven Konsum als Zuschauer von Sportveranstaltungen oder als Rezipient von *sporting news*. Der Warencharakter des Sports, der in England schon früh durch Wettgeschäfte (*betting and gambling*) sowie die Bezahlung einzelner Akteure (*professionalism*)<sup>1104</sup> eingeleitet wurde, erhielt durch die Einbeziehung in den Konsumbereich zusätzlichen Antrieb.

Da Produkte des Konsumgütermarktes nicht mehr an bestimmte gesellschaftliche Gruppen – *amateurs* versus *professionals* – gerichtet

ihrem lokalen Verein identifizierten, sondern für den nationalen Wettkampfbetrieb in seiner Gesamtheit interessierten.« Werron 2010, S. 266.

1102 Siehe dazu weiter oben Anm. 290 in Kap. 15.

1103 Vgl. dazu Hellmann 2003, S. 356.

1104 Siehe dazu weiter oben Anm. 250 und Anm. 303 in Kap. 15.

waren, sondern sich zunächst »ohne Ansehen der Person«<sup>1105</sup> an alle wendeten, die als Verbraucher auftreten konnten beziehungsweise zahlungsfähig waren, wurde der Eindruck erweckt, im Sport wären Klassenschränken und Schichtzugehörigkeiten weit weniger bedeutsam als in anderen Bereichen der Gesellschaft. In lokalen und regionalen Blättern, die inzwischen weit verbreitet waren, wurden im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts Berichte über Sportwettkämpfe einem wachsenden Publikum zugänglich gemacht, die von vielen zuvor nur am Rande wahrgenommen worden waren. So wurden beispielsweise die Zeitungsleser im Nordosten Englands ausführlich über die »Heroes of the River Tyne« bei den Ruderwettkämpfen der 1870er Jahre informiert, die damals schon zehntausende Zuschauer an den Fluss lockten.<sup>1106</sup> Ebenfalls weit abseits von London, in der nordwestlichen Grafschaft *Cumbria*, zählten erfolgreiche Ringer zu den lokalen Berühmtheiten, denen man eigene Lieder widmete, die auf traditionellen Festen gesungen wurden, um die Größe und Verbundenheit mit der eigenen Heimat zu unterstreichen. Andere Regionen, wie die *West Midlands*, waren bekannt für ihre »cycling champions«<sup>1107</sup>, die seit den 1880er Jahren regelmäßig in die Schlagzeilen der Presse gelangten. Der Effekt – ob in Carlisle, Birmingham oder Newcastle – war überall der gleiche: Die Nachrichten über besondere sportliche Leistungen und Erfolge einzelner *local heroes* boten nicht nur eine willkommene Abwechslung vom Ennui des Alltags, sondern bestärkten zudem die Bereitschaft, sich mit der eigenen Region und Herkunft zu identifizieren. Die medial exponierten Athleten, denen es gelang, in spannenden Wettkämpfen zu triumphieren, verkörperten für viele eine physische und mentale Stärke, die allgemein bewundert wurde, ohne selbst darüber zu verfügen. Sofern die *famous sportsmen* jedoch derselben Gegend entstammten, richteten sich die kollektiven Erwar-

1105 »Wenn dennoch auf Schichtunterschiede bei der Vermarktung von Sach- oder Dienstleistungen angespielt wird, dann allenfalls der Absatzpolitik, vor allem im Rahmen der Marktsegmentierung und Zielgruppenansprache, um sicherzustellen, dass die Bedürfnisproduktion anschlägt und nicht ins Leere läuft.« Vgl. Hellmann 2003, S. 357.

1106 Die *Tyne Regatta* in der Nähe von Newcastle wurde 1834 erstmals ausgetragen. Zu den »Tyneside-Helden« gehörte unter anderem Harry Clasper (1812–1870), bei dessen Beerdigung 130.000 Menschen am Ufer des Flusses erschienen waren. Während die Crewmitglieder der jährlichen »amateur university boat races« auf dem *River Thames* den meisten Zuschauern unbekannt blieben, da der Ausgang der Rennen wichtiger war als die Ruderer selbst, sorgte die Berichterstattung in der nordenglischen Presse dafür, dass die Athleten, ihre besonderen Rudertechniken und die neusten Bootsentwicklungen einer breiten Öffentlichkeit bekannt gemacht wurden. Vgl. dazu Huggins 2004, S. 168–169.

1107 Vgl. Higgins 2004, S. 169.

tungen und Wünsche darauf, diesen möge das gelingen, was der Mehrheit versagt blieb. Je dramatischer die Wettkämpfe angekündigt wurden, desto höher war nicht nur die Anspannung unter den Sportfans, sondern auch die imaginierte Verbundenheit mit den Protagonisten der eigenen Region.

Die *sports journalists* waren sich dessen bewusst. Sie bedienten nicht nur die weit verbreiteten Leserbedürfnisse nach spannenden Geschichten und triumphalen Siegern, sondern trugen ihrerseits dazu bei, dass Wettkämpfe zum Drama und Wettkämpfer zu Helden wurden. Häufig waren sie selbst ehemalige Sportler, Verfasser einschlägiger Biografien oder Absolventen renommierter *public schools*, die ihren Enthusiasmus nicht verheimlichten und genau wussten, wie man sportliche Leistungen in heroische Mythen verwandelt. Das Zeug zum Helden besaßen Wettkämpfer, die bereit waren, schwierige Herausforderungen anzunehmen und dabei kühlen Kopf bewahrten; die an ihrem Ziel festhielten, indem sie eigene Stärken durchsetzten; die männlich und entschieden auftraten, ohne die *rules of good sportsmanship* zu missachten. Diese typischen *upper- and middle-class* Zuschreibungen wurden im weiteren Verlauf durch zusätzliche *sporting values* ergänzt, um auch die *working-class heroes* angemessen charakterisieren zu können. Doch solange die selbst aus höheren Schichten stammenden Sportjournalisten als »gatekeepers and guardians of the heroic tradition«<sup>1108</sup> tonangebend waren, solange orientierten sich auch die Heroisierungen der Wettkämpfer und Athleten an den traditionellen Werten der Viktorianischen Gesellschaft.

In den 1880er Jahren stieg die Anzahl internationaler Wettkämpfe, so dass auch die Nachfrage nach *national heroes* gesteigert werden konnte. Repräsentierten in den Jahrzehnten zuvor vor allem Boxer und Jockeys das British Empire in den Kronkolonien, Protektoraten und Mandatsgebieten, indem sie als Symbolfiguren nationaler Stärke, Widerstandskraft und Überlegenheit auftraten, so betraten in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhundert zunehmend auch *cricket, football* und *rugby players* die Bühne, um Zeugnis über *Britain's pride* abzulegen. Die Sportpresse unterlegte ihre Berichte immer häufiger mit Statistiken, Illustrationen sowie Ankündigungen bevorstehender Sportwettkämpfe, in denen prominente Sportler als Werbebotschafter auftraten, um den Spannungsbogen aufrechtzuhalten und Zugangsschwellen abzusenken.<sup>1109</sup> Sofern

<sup>1108</sup> Ebda., S. 170.

<sup>1109</sup> Der Durchbruch der Sportfotografie gelang erst nach Einführung des Zelluloidfilms im Jahr 1875, der Platz für zahlreiche Aufnahmen bot. Die Rollfilmkamera »Kodak Nr. 1« wurde 1889 insgesamt 100.000-mal verkauft und sorgte für einen spürbaren Aufschwung in der Amateur- und Pressefotografie. Zuvor wurden Illustrationen und Zeichnungen in Presseorganen per Holzstich eingefügt, bis es 1880 gelang, Fotos mechanisch zu rastern (»Autopie«), so dass sie in einem Arbeitsgang mit Texten abgedruckt

bestimmte Sportler in der Berichterstattung wiederholt berücksichtigt wurden, erhöhte sich ihr Bekanntheitsgrad nahezu von selbst. Durch die Wiedergabe von Zahlen, Statistiken und Schaubildern wurden separate Sportereignisse anschaulich miteinander verbunden, indem bereits erzielte Ergebnisse mit aktuellen Leistungen und Erfolgen verglichen werden konnten. Neu war, dass diese Entwicklung inzwischen über die Grenzen Großbritanniens hinausging, wodurch sich auch der Begriff des Sporthelden nachhaltig veränderte.

»Der erste Sportheld Englands«, der internationale Bekanntheit erlangte und »dessen Initialen jeder kleine Junge auflösen konnte«<sup>1110</sup>, war der stilprägende Cricketspieler und Arzt William Gilbert Grace (1848–1915), der als Inbegriff des Viktorianischen *sporting gentlemen* galt und dessen aktive Karriere mehr als vierzig Jahre umfasste. Auf dem *cricket field* konnte man ihn an seinem langen schwarzen Bart und seiner stattlichen Erscheinung schon aus der Ferne gut erkennen; vor allem beeindruckte er jedoch durch sein technisch ausgereiftes Spiel sowie sein energisches Auftreten, das ihn deutlich von seinen Mitspielern und Kontrahenten abhob. »W.G.« oder »Doctor«, wie man ihn auch vertrauensvoll nannte, bot außer hervorragenden Leistungen ebenso Stoff für zahlreiche Anekdoten und Geschichten. Die *newspapers* und *magazines* berichteten nicht nur über seine *runs* und *battings*, bei denen er regelmäßig Rekordmarken erreichte, sondern ebenso über seine großzügigen Regelauslegungen und suggestiven Schiedsrichtergespräche, die von einem unbändigen Sieges- und Selbstbehauptungswillen zeugten. Grace setzte alle ihm zur Verfügung stehenden Mittel ein, um Erfolg zu haben, und als »godfather of gamesmanship«<sup>1111</sup> hatte er diesbezüglich einiges zu bieten.

Seine *outstanding performance* und *cleverness*, die ihn zu einem »sporting superstar« beziehungsweise »folk hero«<sup>1112</sup> machten, gewährte ihm Privilegien, die anderen Akteuren versagt blieben. Grace ist nicht nur als großartiger Cricketspieler in die Sportgeschichte eingegangen, sondern ebenso als prominenter »Scheinamateur« (*shamateur*)<sup>1113</sup>, dem es gelang, als bewundeter *gentleman amateur* aus seinem Sportengagement Gesamterlöse in Höhe von mehr als 120.000 £ zu erzielen. Hierzu zählten unter anderem Geldgeschenke und Aufwandsentschädigungen,

werden konnten. 1882 wurde dieses Verfahren als Patent angemeldet. Dieses Ereignis markiert zugleich den Beginn der Pressefotografie. Vgl. dazu Lebeck 2001. Nachdem sich die Sportfotografie in den Anfangsjahren noch mit Porträtaufnahmen und aufwendig inszenierten Standbildern begnügen musste, sorgte die Einführung des Zelluloidfilms für eine sprunghafte Entwicklung dieses Genres. Zur Geschichte der Sportfotografie vgl. Egger 2000.

1110 Vgl. Eisenberg 1999, S. 67.

1111 Holt 1996, S. 49.

1112 Vgl. Higgins 2004, S. 180.

1113 Siehe dazu weiter oben Anm. 299 in Kap. 15.

die Amateursportlern offiziell nicht gewährt werden durften, von Grace jedoch hartnäckig ausgehandelt und eingeworben wurden. Obwohl er hierfür angeschuldigt wurde, da er längst höhere Profite erzielte als jeder andere professionelle Cricketspieler, verlängerte man seinen Amateurstatus und war stolz darauf, einen so charismatischen Sportler in den eigenen Reihen zu wissen.<sup>1114</sup> Grace war nicht der einzige, aber zu seiner Zeit sicherlich der prominenteste »shamateur«. Andere Sportler, wie der ebenfalls äußerst erfolgreiche Rugby-Spieler Arthur Gould (1864–1919), trafen auf weniger Verständnis. Der »first superstar of Welsh rugby«<sup>1115</sup> wurde für deutlich geringere Zuwendungen aus dem Amateursport verbannt und konnte nur aufgrund der Unterstützung durch den walisischen Rugbyverband an Wettkämpfen gegen Amateurklubs aus Schottland und Irland teilnehmen. Da Gould aus einfachen Verhältnissen stammte, konnte er nicht mit dem Rückhalt vornehmer Kreise rechnen, deren Mitglieder gewiss am Sport, in erster Linie jedoch an den eigenen Privilegien interessiert waren. Grace war sowohl privilegiert als auch erfolgreich, während Gould zwar für sein sportliches Können bewundert wurde, ohne jedoch seine soziale Stellung aufheben zu können. Für die *nobility* war es immer noch einfacher, »shamateurs« zu dulden als *working-class sportsmen* ungehinderten Zugang zu gewähren.

Allerdings trat das vornehme Klassenbewusstsein angesichts zunehmender sportlicher Erfolge von Vertretern aus den unteren sozialen Schichten immer stärker in den Hintergrund. Die bürgerliche Einsicht, dass gesellschaftliche Leistungen neben ihrer geistigen Fundierung auch materiellen Gewinn versprechen, ließ sich kaum mehr zurückweisen. Die traditionellen Standesvorteile und Klassenprivilegien sahen sich nicht zuletzt im Sport durch einen sich ausweitenden Leistungsimperativ in Frage gestellt. Wollte man den gesellschaftlichen Dynamiken und ihren sozialen Auswirkungen nicht hinterherlaufen, so konnte man nicht mehr an »alten Zöpfen« festhalten, sondern musste akzeptieren, dass der Sport als Konsumgut und Unterhaltungsmittel Heldenfiguren in allen Klassen zum Vorschein brachte. Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung war W.G. Grace nicht nur »der erste Sportheld Englands«, sondern zugleich eine transiente Sozialfigur auf dem Weg zu den »Berühmtheiten« des 20. Jahrhunderts – mit allen Ambivalenzen und Widersprüchen, die seine besondere Stellung beinhaltete.

In den unteren Schichten wurde der Aspekt der »Männlichkeit« weniger mit mentalen Eigenschaften, etwa der Selbstsicherheit, Entschlusskraft

1114 Für den 1787 gegründete Marylebone Cricket Club gilt Grace bis heute als herausragender *gentleman sportman*. Mit Stolz wird auf ein Bild des Cricketspielers von Stuart-Wordley aus dem Jahr 1890 verwiesen, das im berühmten *Long Room* des Clubs einen bevorzugten Platz einnimmt. Vgl. dazu [www.lords.org](http://www.lords.org); abgerufen im Oktober 2022.

1115 Higgins 2004, S. 183.

oder Durchsetzungsstärke in Verbindung gebracht, sondern eher über physische Merkmale, wie körperliche Härte, Ausdauer und Widerstandskraft hergeleitet. Dies entsprach den Alltagsanforderungen großer Bevölkerungsschichten, die als Industrie- oder Landarbeiter ihren Unterhalt durch den Einsatz ihrer körperlichen Kräfte bestritten. Verehrt wurden *hard-boiled males* – Frauen waren zu dieser Zeit im Sport deutlich unterrepräsentiert<sup>1116</sup> –, zu denen man aufschaute, da sie es verstanden, den Widrigkeiten im Wettkampf unter größtmöglichem Kraftaufwand standzuhalten und auftretende Schmerzen tapfer zu ertragen. Die *sporting heroes* der *working-class* entsprachen dem idealtypischen Charakterbild der Klasse selbst, allerdings waren sie in allem außergewöhnlicher und extremer. Von professionellen Sporthelden erwartete man ein hohes Maß an Aufopferungswillen und Gewaltbereitschaft; sie sollten im sportlichen Wettkampf deutlich hitziger auftreten als im Alltag oder am Arbeitsplatz. Auf diese Weise ließ sich in sozial akzeptierter Weise demonstrieren, wozu die Besten unter den Arbeiten fähig waren. Würde sich die Klasse von ihren Fesseln befreien, so würden auch die »hohen Herren« schließlich erkennen müssen, wozu man in der Lage sei. In dieser Haltung äußerte sich zugleich die Hoffnung auf Umkehr der gesellschaftlichen Hierarchien zwischen Kopf- und Handarbeit. Im Sport kam dieses Selbstbewusstsein praktisch zur Anwendung. Dementsprechend richtete sich der eigene Stolz auf die Erfolge der *working-class sportsmen* – zumal, wenn diese gegen Angehörige aus höheren Klassen triumphierten, wie dies zuweilen auch geschah.<sup>1117</sup>

Die Sporthelden der Arbeiterklasse verkörperten auf extreme Weise das Anspruchsprofil ihrer Bewunderer, die ihre Arbeit ebenfalls *manly, rough and tough* ausführen mussten, um dem jeweils abverlangten

1116 Vor der Ersten Weltkrieg partizipierten allenfalls Frauen und Mädchen aus der *middle-class* an der *sporting revolution* in England. »In comparison women of the working classes were much less involved, because the requisite schooling, money, and time for leisure activities were lacking (...). By 1914, for the majority of women of the lower ranks, opportunities for participation in sport and physical recreation remained extremely restricted, and the poorer they were the truer this was«. McCrone 1991, S. 159 und S. 182.

1117 So etwa im Boxen, wo vornehme Amateursportler nicht nur gegen ihresgleichen antraten, sondern sich mitunter auch »mit einem unebenbürtigen Gegner auf eine Stufe« stellten. Vgl. dazu Kloeren 1985, S. 85. Beim Golf, um ein anderes Beispiel zu nennen, wurde im 19. Jahrhunderts bei einigen Wettkämpfen nicht mehr zwischen Profi- und Amateursportlern unterschieden. Dadurch war es möglich, dass der ehemalige Gärtner und spätere Berufsspieler Harry Vardon (1870–1937) die britischen *Open Championships* zwischen 1896 und 1914 insgesamt sechsmal gewann und zahlreiche *sporting gentlemen* auf die Plätze verwies.

Tagwerk gerecht zu werden. Um das Pensum auf dem Feld oder in der Fabrik bewältigen zu können, war ein vergleichbares Ausmaß an Härte gegen sich und gegen andere erforderlich. Von den *professional sportsmen* wurde erwartet, dass ihr »Härtegrad« noch höher ausfiel, da sie öffentlich aktiv waren. In dieses Bild passt, dass sich die Sporthelden der Arbeiterklasse nicht zu weit von ihren Anhängern entfernen durften. Dies galt einerseits für den Einsatz sportbezogener Mittel: »Sporting achievements often glorified some level of violence or acute physicality. But there was a clear distaste for too much violence.«<sup>1118</sup> Andererseits galt dies für bestimmte Charaktermerkmale, die den Wert einer Person insgesamt auszeichnen sollten. Hierzu zählten insbesondere traditionelle Tugenden und Werte wie Ehrlichkeit, Anstand, Zuverlässigkeit und Treue.<sup>1119</sup> Während man den *gentlemen sportsmen* zubilligte, elegant und extravagant aufzutreten, erwartete man von den *working-class sportsmen*, dass sie im alltäglichen Leben möglichst »normal« blieben: »Egotism, temperamental outbursts and arrogance had little appeal. (...) The British wanted their heroes rather ordinary off the field, but courageous when playing.«<sup>1120</sup>

Es ist offensichtlich, dass die Sporthelden der unteren wie der oberen Klassen eben jene Eigenschaften verkörperten, die für das Funktionieren der viktorianischen Gesellschaft wichtig waren. Während in der *middle-* und *upper-class* Distinktions- und Geltungsbedürfnisse im Sport zum Ausdruck gebracht wurden, die ein generöses Verhalten ebenso einschlossen, wie die Interesselosigkeit gegenüber dem eigenen Erfolg, dominierten in der *working-class* körperlich durchzusetzende Gewinninteressen und Aufstiegsambitionen. Je stärker es den *professionals* gelang, die *sporting fields* der Amateursportler zu bespielen, desto stärker zogen sich die *gentlemen sportsmen* auf exklusive Sportarten – *yachting*, *lawn tennis*, *foxhunting* – zurück, die sie aufgrund hoher finanzieller Einsätze relativ ungestört auf ihren Landgütern und in vornehmen Clubs ausüben konnten. Freilich büßten auch diese Rückzugsorte ihren distinktiven Charakter im weiteren Verlauf immer mehr ein, je stärker die aufstrebenden Mittelschichten für sie bisher unzugängliche Sportarten für sich entdeckten und es sich leisten konnten, sie aktiv auszuüben.<sup>1121</sup> Zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren die klassenspezifischen Unterschiede zwischen

1118 Higgins 2004, S. 175.

1119 Vgl. ebda., S. 176. Der Autor weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass besonders maskulin und robust erscheinende Sporthelden sich häufig durch »an inability to form intimate relationships with women« auszeichneten. Ebda., S. 175. Allein diese Nebenbemerkung verdient größte Aufmerksamkeit.

1120 Vgl. ebda., S. 176.

1121 Die Gründung zahlreicher Sportverbände im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ist ein Hinweis auf diese Entwicklung, sofern der gehobene

den Sporthelden bereits zweitrangig, das heißt zwischen aufstiegsorientierten und aristokratischen Haltungen wurden die Unterschiede zusehends geringer. Als Grenzmarkierung diente vor allem der jeweilige Status als Amateur- oder Berufssportler. Sportliche Triumphe galten allgemein als Belege für Widerstandskraft und Durchsetzungsvermögen. Neu war jedoch, dass diese Eigenschaften immer seltener mit geburtsständisch tradierten oder mühsam erworbenen Vorzügen in Verbindung gebracht wurden. Ähnlich wie die Klassenstandpunkte im Sport an Bedeutung abnahmen, gerieten auch die für typisch angesehenen Persönlichkeitsmerkmale der jeweiligen Sporthelden in den Hintergrund. Die *sporting heroes* konkurrierten inzwischen eher um nationale Anerkennung als um die Bewunderung durch das eigene Herkunftsmilieu. Neben dem sportlichen Erfolg, der allseits wertgeschätzt wurde, trat ein weiteres Element in den Vordergrund, das ebenfalls klassenunspezifisch gewürdigt wurde und als Reflex auf die mit der Expansion des britischen Weltreichs<sup>1122</sup> verbundenen Widrigkeiten zu deuten ist. Ähnlich wie zur Herstellung imperialer Macht herausragende Figuren, wie etwa General Charles Gordon<sup>1123</sup>, als nationale Helden verehrt wurden, gewann der Gedanke der Selbstaufopferung für patriotische Ziele auch im Sport an Bedeutung. Während *imperial icons* wie Gordon oder Livingstone – letzterer wurde mit einem prunkvollen Staatsbegräbnis in Westminster Abbey geehrt –, als Märtyrer des »anglo-amerikanischen Programms globaler Zivilisierung«<sup>1124</sup> in die Geschichte eingingen, waren die Ambitionen im Sport anfangs noch vergleichsweise bescheiden. Das politisch nutzbare Verlangen jedoch, die eigene Nation in vorbildhaften Märtyrergestalten

sportliche Zeitvertreib auf organisatorischer Ebene durch spezifische sportliche Wettbewerbe ersetzt wurde. Siehe dazu weiter oben Anm. 286 in Kap. 15.

1122 Im Jahr 1902 besaß das British Empire seine größte Ausdehnung; in seinen Kolonien, Mandats- und Einflussgebieten lebte ein Viertel der gesamten Weltbevölkerung.

1123 Gordon ( »Gordon of Khartum« ) kämpfte erfolgreich an verschiedenen Fronten – so etwa im Dienst des chinesischen Kaisers in den 1860er Jahren oder für den ägyptischen Khediven in den 1880er Jahren im Sudan. »Gordon symbolisierte nicht das Empire in seiner kruden materiellen Überlegenheit, sondern den zu zivilisatorischer Führung berufenen britischen Charakertypus.« Osterhammel 2004, S. 406. Der Autor bezieht sich dort ebenfalls auf den schottischen Missionar und Entdecker David Livingstone, der auf verschiedenen Expeditionen im Innern Afrikas unterwegs war und seinem gefahrvollen Leben, schwer gezeichnet und körperlich angeschlagen, mit dem Tod im Jahr 1873 Tribut zollen musste. Osterhammel beschreibt diese Figuren als »Märtyrer«, die »zum Opfer der Umstände« und nicht zu Leidtragenden ihres Versagens wurden. Vgl. ebda.

1124 Vgl. ebda., S. 396.

wiederzuerkennen, ließ sich kaum mehr zurückdrängen. Da patriotische Gefühle im Sport ohnehin eine Rolle spielten, war es entsprechend naheliegend und einfach, an imperiale Präntentionen und nationale Empfindungen anzuknüpfen. Den politischen Abenteurern, Militärs und Missionaren um die Jahrhundertwende ähnlich, galt nicht mehr allein der Sieg im sportlichen Wettkampf als ehrenhaft, sondern ebenso das Scheitern, sofern es nicht selbst verschuldet war und einem höheren Ziel diene.

»Winners could be superhuman, but sporting winners who eventually lost courageously or sacrificed themselves could, through their final frailty, have huge appeal to sporting fans. The sacrificial or tragic hero, whose untimely death showed the price of success, was a powerful archetypal symbol in nineteenth-century imagery.«<sup>1125</sup>

Im Unterschied zum einfachen Opfer starb der heldenhafte Märtyrer für eine »gute Sache«. Für den Sport bedeutete dies, dass die ihm eigene Faszination mit möglichst bedeutsamen Zwecksetzungen zu verbinden war, um aus glanzvollen Siegern und tragischen Verlierern nach Möglichkeit nationale Helden machen zu können. Dass diese Möglichkeit durch den Ersten Weltkrieg jäh unterbrochen wurde und in diesen Jahren stattdessen ein todernster Heldentypus gefordert war, änderte nichts daran, dass der historische Faden ab den 1920er Jahren wieder aufgenommen werden konnte, und der Sport endgültig als gesellschaftliches Massenphänomen mit neuen Leitfiguren in Erscheinung trat.

### *Populäre Helden*

Über die besonderen Anziehungskräfte des Sports nach den verheerenden Kriegserfahrungen vor allem in Deutschland ist bereits vieles gesagt worden.<sup>1126</sup> Wichtig für das hier behandelte Thema ist, dass im Unterschied zu England, wo der Sport sich erfolgreich gegen direkte politische Vereinnahmungen zu Wehr setzen konnte, in der Weimarer Republik

1125 Higgins 2004, S. 177.

1126 Zur These der Entwicklung des Sports der 1920er Jahre in Deutschland zu einem »wirklichen Massenphänomen« vgl. Hermand/Trommler 1988, S. 75. Christiane Eisenberg konnte anhand empirischer Daten demgegenüber aufzeigen, dass die Rede vom »Massensport« beziehungsweise der »Massenkultur« sich nicht auf »Größenangaben« beziehe. Angesichts nur leicht ansteigender Mitgliederzahlen in den »Verbänden für Sport, Körperertüchtigung und Touristik« zwischen 1923 und 1931 ließe sich ein entsprechender Trend nicht nachweisen. Für den »Massencharakter des Sports« seien daher in erster Linie die wachsenden Zuschauerzahlen bei Wettkämpfen verantwortlich, die darauf schließen lassen, dass dem Sport in den 1920er Jahren eine insgesamt größere Aufmerksamkeit zukam. Vgl. dazu Eisenberg 1993.

parteiliche, weltanschauliche und religiöse Anbindungen eine wichtige Rolle spielten:

»Während der deutsche Sport im frühen 20. Jahrhundert jung und formbar war und sich als importierter Neuling besser nicht wählerisch zeigte, wenn die ›Kulturbedeutung‹ etablierter Personen und Institutionen auf ihn abfärben sollte, war der englische Sport bereits ein Teil der etablierten Kultur. Als solcher beharrte er auf den konstitutiven ›rules of irrelevance‹, die seine Eigenständigkeit begründeten.«<sup>1127</sup>

Die vor allem in Deutschland ausgeprägte »Tendenz zur Politisierung und Verstaatlichung des Sports, die in der unmittelbaren Vorkriegszeit entstanden war (und sich; F.B.) in der Weimarer Republik und im Dritten Reich fortsetzte«<sup>1128</sup>, hatte zur Folge, dass politische und weltanschauliche Überzeugungen für diesen Lebensbereich wichtig waren und zur Gründung separater Organisations- und Verbandsstrukturen führte. Neben den »klassischen« Sportverbänden, deren Vorläufer bereits im Kaiserreich entstanden waren<sup>1129</sup>, existierten in der Weimarer Zeit zahlreiche Einzelverbände, die sich neben der Körperertüchtigung auch um die Ausgestaltung sozialer Beziehungen, weltanschaulicher Überzeugungen und politischer Zielsetzungen bemühten. Das markanteste Beispiel für die sich daraus entwickelnden Unterschiede und Abgrenzungen ist wohl die Ablehnung seitens der Deutschen Turnerschaft (DT), den eigenen Mitgliedern eine Teilnahme an Wettkämpfen der Sportfachverbände zu erlauben. Dieser unter der Bezeichnung »reinliche Scheidung« vollzogene Bruch zwischen Turnen und Sport führte 1924 zum Austritt der Turnerschaft aus dem Deutschen Reichsausschuss für Leibesübungen (DRA), dem Dachverband des Deutschen Sports zu dieser Zeit.<sup>1130</sup> Doch auch andere Beispiele veranschaulichen die starke Politisierung und weltanschauliche Durchdringung sportlicher Betätigungen, bei denen körperliche Ertüchtigungen und Wettbewerbe als geeignetes Mittel angesehen wurden, um spezifische gesellschaftliche Ziele zu erreichen. So war der »Arbeiter Turn- und Sportbund« (ATSB) ein den Zielen der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung verpflichteter Verband; die »Rote Sporteinheit« agitierte als kommunistische Kampfgemeinschaft; der »Touristenverein der Naturfreunde« vertrat kultur- und lebensreformerische Ansätze; die »Deutsche Jugendkraft« (DJK) stand der katholischen Kirche nahe; der Sportverband »Eichkreuz« war den evangelischen Jungmännerbünden zugeordnet; die sich neu konstituierende jüdische Sportbewegung brach mit den Vorstellungen der kaiserzeitlichen zionistischen

1127 Eisenberg 1999, S. 302.

1128 Vgl. ebda., S. 306.

1129 So beispielsweise der Deutsche Ruderverband 1888, der Deutsche Fußballbund 1900 oder der Deutsche Tennis Bund 1902.

1130 Vgl. dazu Beyer 1981, S. 685.

Turnbewegung usw.<sup>1131</sup> Bezeichnend ist, dass die Verbände unterschiedliche Ziele verfolgten und sich dabei eigener Symbole bedienten, um mittels ritualisierter Aufführungen und Handlungen bestimmte politische oder weltanschauliche Überzeugungen zu stärken. Während, um ein Beispiel zu nennen, der Arbeiterbewegung nahestehende Verbände und Vereine alternative Wettkampfformen favorisierten, in denen Gemeinschaftsleistungen hervorgehoben und Rekordlisten, Medaillen sowie nationale Symbole umgangen wurden, zeigten sich die »klassischen« Sportfachverbände gegenüber politischen Vereinnahmungen zurückhaltend und legten besonderen Wert auf ihre Eigenständigkeit. Einzel- und Höchstleistungen wurden ebenso gefeiert, wie Medaillenspiegel und Nationenwertungen. Aufgrund der »Diffusion« erklärter Zielsetzungen der weltanschaulich geprägten Körper- und Kulturbewegungen in der Weimarer Republik gelang es nicht, neue Leitfiguren herauszubilden, die eine integrierende Wirkung für die unterschiedlichen Strömungen hätten übernehmen können. Diesem Anspruch am nächsten kam die organisierte Sportbewegung, die einen regelmäßigen Wettkampfbetrieb für Amateur- und Berufssportler organisierte, in vielen Disziplinen zahlreiche Zuschauer anlockte und durch Presseberichte sowie Rundfunkübertragungen einer größeren Öffentlichkeit bekannt war.

Als Heldenfiguren boten sich demgemäß Vertreter aus der Sportbewegung an. Zu nennen wären in diesem Zusammenhang etwa der Autorennfahrer Rudolf Caracciola, dem 1931 das »Goldene Band der Sportpresse« im Berliner Sportpalast verliehen wurde, der Fußballnationalspieler Johannes ( »Hanne«) Sobek, der diese Auszeichnung als erster Mannschaftssportler ein Jahr zuvor erhalten hatte oder der Profiboxer Hans Breitenstäter, der einem größeren Publikum als Sportler sowie als Filmschauspieler bekannt war.<sup>1132</sup> Wie das Beispiel Breitenstätters

1131 Für einen frühen Überblick vgl. Diem/Mallwitz/Neuendorff 1923. Eine rekonstruierende Systematik nebst weiterführenden Literaturangaben findet sich bei Eisenberg 1993; zur jüdischen Turn- und Sportbewegung vgl. Bockrath 2011 a.

1132 Zu den hier genannten Beispielen sowie zur »Konstruktion sportlicher Helden« in der Presse der Weimarer Republik vgl. Scharenberg 2012. Als erste Frau erhielt die bei den Olympischen Spielen 1928 triumphierende Fechterin Helene Mayer im Jahr darauf das »Goldene Band« der deutschen Sportjournalisten. Vgl. ebda., S. 257. Andere weibliche Idole, wie die Pilotin Elli Beinhorn, die in den 1930er Jahren mit dem Autorennfahrer Bernd Rosemeyer das »neue deutsche Traumpaar« bildete, profitierten von dem Vorhaben, auch Heldinnen in den männlich dominierten Kreis prominenter Sportstars aufzunehmen. Vgl. dazu Bahlke/Bockrath/Franke 1990, S. 266. Diese Entwicklung wurde jedoch nach 1933 rasch revidiert. Die »Halbjüdin« Mayer gewann bei den Olympischen Spielen 1936 eine Silbermedaille im Florettfechten; ihre Teilnahme wurde vonseiten der

(»der blonde Hans«) zeigt, musste man nicht bloß ein guter Sportler sein, um Prominenz zu erlangen, sondern seine Mitwirkung in dem Kinofilm »Held des Tages«, der 1921 im Berliner Sportpalast uraufgeführt wurde, trug ebenfalls dazu bei, seine Popularität zu steigern.<sup>1133</sup> Auch Hanne Sobek, der aus »einfachen Verhältnissen« stammte, verhalf die sportliche Karriere dazu, neue soziale Kontakte zu knüpfen. Mit Enrico Rastelli trat er gemeinsam im Varietéprogramm des Berliner Wintergartens auf, mit dem »Fliegerheld« Ernst Udet sowie dem Schriftsteller Joachim Ringelnatz war er sehr gut bekannt, und der Schauspieler Hans Albers zählte zu seinen engsten Freunden.

Diese Beispiele zeugen von der extendierenden »Angestelltenkultur« aus dem »neusten Deutschland«, die Siegfried Kracauer wenige Jahre vor dem Ende der Weimarer Republik seinen Zeitgenossen vor Augen führte.<sup>1134</sup> Der Kritiker hielt die »Masse der Angestellten« – im Unterschied zum Arbeiter-Proletariat –, für »geistig obdachlos«, weshalb gerade der neue Mittelstand für »Zerstreuung« und »Glanz« empfänglich sei.<sup>1135</sup> Ähnlich wie die Angestellten vergleichsweise hohe Summen für »unterhaltende Kulturgüter« – Kino, Variété, Theater – ausgaben, besuchten sie als Zuschauer sportliche Wettkämpfe, informierten sich in Wochenschauen und Illustrierten über das Leben ihrer »Sportidole«, verfolgten die Pressemeldungen über Sportereignisse und saßen an den Radiogeräten, wenn Liveübertragungen etwa aus dem Berliner Sportpalast gesendet wurden. Dies geschah nicht, weil sie dazu angehalten wurden, sondern weil es ihrem Bedürfnis nach »Ablenkungen« sowie dem »Glauben« entsprach, »dass ein zerstreutes Dasein zugleich das höhere sei«<sup>1136</sup>. Kracauer, der sich an verschiedenen Stellen auch der Sportbegeisterung widmet<sup>1137</sup>, erkennt erstaunliche Ähnlichkeiten zwischen den künstlichen Unterhaltungsorten – »Asyle für die Obdachlosen«<sup>1138</sup>, in denen die Direktionssekretärin und der kleine Beamte ebenso Ablenkung findet, wie der Prokurist oder der Oberregierungsrat. In den Vergnügungslokalen und Großgaststätten

NS-Regierung allerdings nur geduldet, um die Kritik aus dem Ausland an der judenfeindlichen Politik des Deutschen Reichs einzudämmen.

1133 Vgl. ebda., S. 224. Dieses Beispiel erinnert an den amerikanischen Schwimmer Johnny Weissmuller, der nach seinen Goldmedaillengewinnen bei den Olympischen Spielen 1924 in Paris eine Hollywoodkarriere startete. Siehe dazu weiter oben Anm. 708 in Kap. 17 (Exkurs I).

1134 Der Untertitel »Aus dem neuesten Deutschland« wurde anlässlich der Buchveröffentlichung von »Die Angestellten« im Jahr 1930 ergänzt. Vgl. Kracauer 2006. Ein Vorabdruck des Textes in Fortsetzungen erschien von 1929 bis 1930 im Feuilletonteil der *Frankfurter Zeitung*.

1135 Vgl. Kracauer 2006, S. 288.

1136 Vgl. ebda., S. 289.

1137 Siehe dazu weiter oben Anm. 301 in Kap. 15.

1138 Vgl. ebda., S. 291.

für die »Angestelltenheere« dominiert ein ähnlicher Stil wie in den Klubhäusern für gehobene Gehaltsempfänger oder in den Kinopalästen am Berliner Kurfürstendamm: Die künstlich zur Schau gestellte »neue Sachlichkeit«, mit ihren übertriebenen Portalen, großzügigen Hallen, roten Teppichen und spiegelnden Wänden, soll gar nicht erst vortäuschen, »dass sie eine Fassade ist, die nichts verbirgt«<sup>1139</sup>. Ist dieses Geheimnis erst gelüftet, so ist die Illusion gesellschaftsfähig: »Man wärmt sich aneinander, man tröstet sich gemeinsam darüber, dass man der Quantität nicht ent-rinnen kann. Ihr anzugehören, wird durch die hochherrschaftliche Umge-bung erleichtert.«<sup>1140</sup>

Aus diesen Zeilen spricht nicht zuletzt die Enttäuschung ihres Verfassers darüber, dass die ökonomischen und gesellschaftlichen Widersprüche in den letzten Jahren der Weimarer Republik weder durch die hierunter am meisten leidende Arbeiterklasse noch seitens des »Angestelltenheeres«, das immerhin bescheidene Früchte ernten durfte, überwunden werden konnten. Die Arbeiter mochten – im Sinne Kracauers – sich ihrer Lage wohl bewusst sein; sie blieben jedoch zerstritten und machtlos. Die Angestellten hingegen waren sowohl »geistig obdachlos« als auch anpassungsbereit, das heißt sie frönten dem »flache(n) Optimismus«, der durch glamouröse Ablenkungsangebote und vage Aufstiegsversprechen genährt wurde – nichtsahnend, dass dadurch »aus der Not der Uniformierung eine Tugend« gemacht wurde.<sup>1141</sup> Der Sport passte für Kracauer perfekt in dieses Bild. Seine Ausbreitung deutet er dementsprechend als »eine Verdrängungserscheinung großen Stils; sie fördert nicht die Umgestaltung der sozialen Verhältnisse, sondern ist insgesamt ein Hauptmittel der Entpolitisierung«<sup>1142</sup>.

Für die Heldenfiguren der »Angestelltenkultur« bedeutete dies, dass sie nicht bestimmte Klassenmerkmale – wie noch im Viktorianischen England – verkörpern oder als Märtyrer nationale Opfer erbringen mussten, sondern stattdessen sollten sie durch möglichst glanzvolle Auftritte überzeugen und das Unterhaltungsbedürfnis des Publikums befriedigen. Sportlicher Erfolg war hierbei wichtig, nicht jedoch hinreichend. Ein gutes Aussehen, prominente Ehepartner und Freunde, außergewöhnliche Hobbys, glamouröse Inszenierungen – das Feld unterhaltsamer Zugaben jenseits sportlicher Leistungen und Erfolge war groß und orientierte sich an den artifiziellen »Verlockungen« und »Wunschträumen«<sup>1143</sup> der stetig wachsenden Unterhaltungsindustrie. Der »neue Mittelstand«<sup>1144</sup>

1139 Vgl. ebda., S. 293.

1140 Ebda., S. 292.

1141 Vgl. ebda., S. 307 und S. 310.

1142 Vgl. ebda., S. 296.

1143 Vgl. ebda., S. 268 und S. 278.

1144 Vgl. ebda., S. 286.

war hierfür besonders empfänglich, entsprachen doch die Angebote der Hoffnung auf ein besseres Leben jenseits der eigenen unsicheren Stellung zwischen den etablierten großbürgerlichen Milieus einerseits und den prekären proletarischen Lebensverhältnissen andererseits. Unsicher war diese Stellung deshalb, weil angesichts der »deklassierenden Wirtschaftskrise« auch das ideologische Selbstverständnis der Angestellten in ihrer sozialen »Verortung als *Position zwischen den Klassen*«<sup>1145</sup> verunsichert wurde. Der Blick nach oben beziehungsweise auf diejenigen, die dort scheinbar angekommen waren, vermochte wenigstens zeitweilig darüber hinwegzürösten, dass die eigene Lage oftmals weniger rosig war. Dass die Angebote der neuen Unterhaltungsbranchen ihre Genuss- und Ablenkungsversprechungen kaum einlösen konnten, war nicht wichtig. Entscheidend war vielmehr, dass der vorgestellte Glanz der Film-, Revue- und Sportstars so hell erstrahlte, dass die auf sie gerichteten Hoffnungen befriedigt wurden. Die Täuschungserwartung insbesondere in der »neuen Mittelschicht« war so ausgeprägt, dass anstelle von Heldenfiguren auch deren Abziehbilder verwendet werden konnten, um allgemeine Bewunderung zu erheischen.

»An die Stelle des Ruhms als Goldstandard gesellschaftlicher Anerkennung treten die weit volatileren Währungen des Prestiges und der Prominenz. *Celebrities* sind allenfalls Heldenkarikaturen, die durch *glamour* wettmachen, was ihnen an *glory* fehlt. Ihre Funktion besteht nicht darin, »irgendwelche Maßstäbe zu setzen; sie liegt in ihrem Unterhaltungswert.«<sup>1146</sup>

Es ist sicherlich kein Zufall, dass zu dieser Zeit nicht nur Heldenkarikaturen und Zerrbilder die öffentlichen Bühnen beherrschten, sondern auch die Sozialfigur des Hochstaplers an Bedeutung gewann. Zwar gibt es bis heute keine belastbaren Erkenntnisse über den Einsatz von

1145 Vgl. dazu Kocka 1981, S. 140 (Hervorhebung im Original). Hinzu kam, dass die Abgrenzung zur Arbeiterschaft gerade in gering qualifizierten Angestelltenberufen – Botengänger, Handlungsgehilfen, Büroschreiber, Verkäufer etc. – äußerst schwierig war und auch die Unterscheidung zwischen »kleinen«, »mittleren« und »hohen Angestellten« eindeutige Klassifikationen eher suggerierten als festlegten. Gleichwohl hält auch Kocka am Begriff des Angestellten fest; er warnt jedoch davor, ihn zu eng zu bestimmen: »Die solidarisierende Kraft von »Arbeiter« blieb dem Angestelltenbegriff immer fremd. Gerade seine Farblosigkeit, seine Flexibilität, sein zunächst künstlicher, wenn nicht gar Verlegenheitscharakter prädestinierten ihn als Bezeichnung einer Gruppe, die ihren gesellschaftlichen Standort ebenso wenig wie außenstehende Beobachter eindeutig oder gar einheitlich bestimmen konnte. Das hohe Maß an anschaulicher Abstraktion des Begriffs entsprach der Heterogenität derer, die er zusammenfasste.« Vgl. ebda., S. 134.

1146 Bröckling 2020, S. 116 (Hervorhebungen im Original). Der Autor bezieht sich dort auf Hans Magnus Enzensberger.

– seinerzeit noch nicht verbotenen – Drogen im Sport der Weimarer Republik, jedoch ist bekannt, dass die vielfältigen Bemühungen zur Hebung der körperlichen Leistungsfähigkeit des menschlichen Körpers sich nicht nur auf die Arbeit und das Militär, sondern auch auf den Sport erstreckten.<sup>1147</sup> Berichtet wird über Fälle, in denen etwa »ein Sportarzt intravenöse Injektionen zur Leistungssteigerung gegeben hatte«<sup>1148</sup>, woraufhin eine sportärztliche Resolution zur Verurteilung von Doping im *Amateursport* verfasst wurde. In welchem Ausmaß jedoch Sportler systematisch auf stimulierende Substanzen zurückgriffen, ist nicht bekannt. Bemerkenswert an der sportärztlichen Resolution gegen Doping ist immerhin, dass die Verfasser die Einnahme leistungssteigernder Substanzen im *Berufssport* verteidigten, da hier der Schwerpunkt »nicht im sportlichen, sondern im sozialen Erfolg«<sup>1149</sup> liege.<sup>1149</sup> Und im gesellschaftlichen Umfeld des Sports waren Drogen in den 1920er Jahren durchaus *en vogue*. Die Schauspielerin und Tänzerin Anita Berber, die vom Maler Otto Dix als Ikone der Weimarer Zeit stilisiert wurde, tauchte zum Frühstück weiße Rosenblätter in einen Cocktail aus Chloroform und Äther, um sie anschließend zu genießen. Weniger mondän war der Konsum von frei erhältlichen Pralinen, die mit Methamphetamin versetzt waren. Die chemische Industrie Deutschlands war 1926 Spitzenproduzent des stark wirkenden Betäubungsmittels Morphin; zudem hielt sie knapp achtzig Prozent des Weltmarktes für Kokain.<sup>1150</sup> Auch wenn das populäre Bild vom »toxikologischen Taumel«<sup>1151</sup> der *Goldenen Zwanziger* inzwischen revidiert wurde<sup>1152</sup>, war die Anwendung leistungssteigernder Substanzen und Drogen vor allem unter professionellen Ausdauer- und Kraftsportlern kein Tabu.<sup>1153</sup> Da zu dieser Zeit in Deutschland jedoch nur wenige

1147 Zu den Vorläufern siehe weiter oben Kap. 14. Zur Weimarer Republik vgl. den Überblick von Dinçkal 2013 b.

1148 Vgl. zu diesem Beispiel aus dem Jahr 1927 Reinhold 2016, S. 16–17.

1149 Vgl. ebda., S. 17.

1150 Vgl. ausführlich dazu Ohler 2015.

1151 Vgl. ebda., S. 28.

1152 Vgl. dazu Hoffmann 2012. Die Verfasserin unterscheidet drei Phasen der Wahrnehmung von Drogen in der Weimarer Republik. In den Jahren 1919 bis 1923 entstand ein zunehmendes öffentliches Interesse vor allem an Fragen des Opium- und Kokainkonsums. Zwischen 1923 und 1929 kam es zu einer Pathologisierung nicht medizinisch indizierter Drogenpraktiken, die vonseiten der Ärzteschaft als Angriff auf die »Volksgesundheit« verurteilt wurden. Dies führte in der Zeit von 1929 bis 1933 schließlich zu einer Verschärfung der Gesetzgebung und zur Kriminalisierung unerlaubten Drogengebrauchs.

1153 Der erste Todesfall wegen Dopings datiert bereits auf das Jahr 1886, als der englische Radprofi Tom Linton beim 600-km-Rennen von Bordeaux nach Paris aufgrund einer Überdosis mit Koffein seinen Anstrengungen

Berufssportler – Radsportler, Boxer, Galoppreiter – von ihren Einnahmen leben konnten, bedurfte es weiterer Maßnahmen, um Erfolgsgeschichten schreiben zu können.

Dopingmittel waren sicherlich hilfreich, um sportliche Siege davonzutragen. Für ein gutes Auskommen bedurfte es vor allem ausgesuchter Anreize zur Steigerung der eigenen Popularität. Der »Wunderschwimmer« Otto Kemmerich bietet hierfür ein gutes Beispiel, sofern es ihm gelang, sportliche, mediale und ökonomische Rahmenbedingungen für seine Zwecke einzusetzen. Kemmerich, der heute weitgehend unbekannt ist und vom Deutschen Schwimmverband in seinen Chroniken nicht aufgeführt wird, da er nie einem Verein angehörte, erbrachte in den 1920er Jahren bemerkenswerte Leistungen im Langstreckenschwimmen.<sup>1154</sup> Der ehemalige Krankenkassenangestellte, der durch eine Erfindung zu Geld gekommen war, so dass er sich mit 34 Jahren ausschließlich seiner Schwimmliebe widmen konnte, absolvierte diverse Langstrecken ohne Hilfsmittel und Begleitboote im offenen Wasser. 1925 schwamm er durch die Ostsee 55 Kilometer von der Insel Fehmarn nach Warnemünde; 1928 trat er im Zirkus Busch auf, wo er in einem eigens errichteten Wasserbassin 46 Stunden gegen einen kalifornischen Seelöwen im Ausdauerschwimmen antrat; noch im selben Jahr durchquerte er die Danziger Bucht auf einer Strecke von 90 Kilometern zwischen Pillau und Zoppot. Schon im Jahr 1924 hatte er die in den Zeitungen groß angekündigte »Wattenmeer-Odyssee« bewältigt, bei der die waghalsige, weil strömungsreiche Strecke von Husum nach Westerland zu überwinden war. Seine Eindrücke teilte er nach erfolgreichem Abschluss einem großen Publikum im vollbesetzten Kursaal in Westerland auf der Insel Sylt mit, das sich an dem verwegenen Abenteuer ergötzte und Kemmerich frenetisch zujubelte. Schnell stieg die Nachfrage anderer Seebäder nach vergleichbaren Attraktionen, so dass der geschickte Selbstvermarkter eine halbwegs einträgliche Karriere als »Kurbäder-Schwimmer« starten konnte. Zwar blieb es ihm verwehrt, sein eigentliches sportliches Ziel, die Durchquerung des Ärmelkanals, erfolgreich umzusetzen<sup>1155</sup>, doch boten sich

erlag. Bei den Olympischen Spielen 1904 und 1908 sollen die Sieger im Marathon-Wettbewerb ihre Leistung mittels Strychnin künstlich verbessert haben. Schon vor dem Ersten Weltkrieg wurden Experimente zur Steigerung der Leistungsfähigkeit mit Alkohol und Arsen durchgeführt. Das Thema war in der Weimarer Republik also keineswegs unbekannt; neu war jedoch die allmählich einsetzende Debatte vonseiten der hiervon Betroffenen.

- 1154 Die nachfolgenden Ausführungen stützen sich auf die historischen Rekonstruktionen von Eggers 2020.
- 1155 Kemmerich scheiterte 1926 bei seinem Durchquerungsversuch, da er von einem Tümmeler hieran gehindert wurde. Ein Jahr später gelang dies Ernst Vierkötter, dem mehrfachen Deutschen Meister über 1500 Meter

ihm nunmehr andere Möglichkeiten. Wichtige Nachrichtenagenturen, wie die *Associated Press*, waren auf den Ausnahmesportler aufmerksam geworden. Anstatt nur betuchten Kurgästen als gefragter Entertainer die Langeweile mit spektakulären Geschichten über die Gefahren des Langstreckenschwimmens zu vertreiben, gewann er finanzkräftige Sponsoren, die ihn bei seinen Unternehmungen unterstützten. Werbeverträge mit dem Gummiersteller *Continental* aus Hannover erhöhten seine Bekanntheit. Kemmerich posierte im Kieler Hafen in einem schwarzen Gummianzug der Firma, er warb für gummigeschützte Armbanduhren, die auch unter Wasser eingesetzt werden konnten, und Nichtschwimmern empfahl er den *Continental-Schwimm-Ring* als praktische Hilfe und potenziellen Lebensretter. Seine Popularität war Mitte der 1920er Jahre inzwischen so weit gestiegen, dass er sogar als Löwendompteur in Varietés auftrat und seine Raubkatze bei Antrittsbesuchen in Zeitungsredaktionen mitnahm, um die öffentliche Aufmerksamkeit sowie die Höhe seiner Gagen zu erhöhen.

Auch wenn Kemmerichs Ruhm sich als vergänglich erwies – er starb verarmt im Jahr 1952, als er als 66-Jähriger trotz Warnungen die gefährliche Strecke zwischen Esbjerg und Husum zurücklegen wollte und südlich von Sylt ertrank –, zeigt sein Beispiel, wie sportliche Begabung und Erfolg geschickt eingesetzt werden konnten, um die eigene mediale Präsenz und wirtschaftliche Bilanz zu verbessern. Auch wenn andere Sportler und Sportlerinnen, wie etwa Gertrude Ederle, die als erste Frau den Ärmelkanal 1926 in neuer Rekordzeit durchschwamm, gewiefter als Kemmerich auftraten, indem sie die sich bietenden Möglichkeiten noch besser zu nutzen verstanden<sup>1156</sup>, zeigen diese Beispiele, wie groß das öffentliche Interesse an spannenden Geschichten, spektakulären

Freistilschwimmen. Der Kölner Langstreckenschwimmer und spätere Profischwimmer, der Deutschland verließ, um eine lukrative Karriere in Kanada aufzunehmen, ist – anders als Kemmerich – aufgrund seiner Mitgliedschaft im Deutschen Schwimmverband bis heute nicht vergessen.

1156 Ederle wurde bei ihrer riskanten Durchquerung des Ärmelkanals von zwei amerikanischen Zeitungen finanziert. Als Gegenleistung erhielten diese die Exklusivrechte, um über das Schwimmbenteuer zu berichten. Noch am Morgen der Kanaldurchquerung betrug die Wettquote bei *Lloyds* in London 5:1 gegen sie. Der neue drahtlose Funkverkehr machte es möglich, dass der Verlauf des Ereignisses am New Yorker *Times Square* live mitverfolgt werden konnte. Nach ihrem Erfolg und der anschließenden Rückkehr in die USA wurde Ederle von zwei Millionen Bewunderern mit einer Konfetti-Parade auf dem Broadway empfangen. Der amerikanische Präsident Calvin Coolidge bat Ederle zu einer Audienz ins Weiße Haus und adelte sie werbewirksam als »America's Best Girl«. Vgl. dazu Alde 2016. Dort findet sich auch die Abbildung einer Ederle gewidmeten Kunstpostkarte mit der Überschrift »What For« – ein Symbol für »women's empowerment«

Herausforderungen und lebensgefährlichen Abenteuern war. Ähnlich wie auch in anderen Unterhaltungsbranchen die Nachfrage nach profitträchtigen Ereignissen und glamourösen Kunstfiguren rasant anstieg<sup>1157</sup>, die mit entsprechenden Angeboten vonseiten der Filmindustrie, der Varieté- und Operettenproduktion, des Chansongewerbes sowie der Bühnenausstattung bedient werden konnte, gerieten auch Spannung und Abenteuer versprechende Sportwettkämpfe und ihre Stars zunehmend in den Fokus der Öffentlichkeit.<sup>1158</sup> Die Sportressorts der Zeitungen wuchsen, der Bildjournalismus fand im Sport dauerhaft neue und anregende Motive, der Rundfunk war darum bemüht, Sportnachrichten schneller als die Printmedien zu übermitteln, und zwischen 1924 und 1930 wurden in Deutschland »mehr Sportarenen, Sporthallen und Sportpaläste gebaut als je zuvor«<sup>1159</sup>.

Während feingesponnene Kulturerzeugnisse Vielschichtigkeiten und Mehrdeutigkeiten erzeugen, Differenzen und Widersprüche aufzeigen, Vermittlungen und Unbestimmtheiten zu ergründen versuchen – also im bestmöglichen Fall nachdenklicher sind als das, worüber sie handeln –, zielen marktgerecht produzierte Kulturgüter eher aufs Gegenteil. Im Sinne dieses Gegenteils setzt der Massengeschmack eher auf dramatische Handlungsstränge, personale Identifikationsangebote, verständliche Bewertungsmaßstäbe und schlüssige Ergebnisse, in denen sich die eigenen Erwartungen und Hoffnungen wiedererkennen. Der Sport kommt diesem Bedürfnis in besonderer Weise entgegen. In sportlichen Wettkämpfen werden die erbrachten Leistungen »explizit Personen zugeschrieben«, es existieren »kodifizierte Bewertungsmaßstäbe«, das dramatische Element ist durch den »Kampf zwischen formal Gleichen« gesetzt, die »Ergebnisoffenheit« sorgt für nötige Spannung und die »Ergebnisse« sind – da es »immer um Gewinnen oder Verlieren« geht –, einfach und eindeutig

– sowie der Abdruck eines Briefes von Ederle an den Sporthistoriker Volker Kluge aus dem Jahr 1969. Vgl. dazu ebda., S. 47 und S. 51.

1157 »Die eigentlichen Stars dieser Ära, die in den Massenmedien geradezu vergöttlicht wurden, waren daher nicht mehr die Hochkulturkünstler, sondern Künstler und Kunstfiguren der A-Ebene: Detektive wie Sherlock Holmes, Tänzer wie Josephine Baker und Fred Astaire, Operettensänger wie Fritzi Massary und Richard Tauber, Vamps wie Marlene Dietrich, Divas wie Greta Garbo oder Leinwandliebespaare wie Willy Fritsch und Lilian Harvey.« Hermand/Trommler 1988, S. 74.

1158 So lockten etwa Fußballspiele, Sechstagerennen und Boxkämpfe in den ersten Jahren der Weimarer Republik durchschnittlich bereits 12000 Zuschauer in die Hallen und auf die Plätze. Begünstigt wurde diese Entwicklung durch die Einführung des Acht-Stunden Arbeitstages im Jahr 1919. Siehe dazu weiter oben Anm. 1074.

1159 Hermand/Trommler 1988, S. 77. Zur Entwicklung des Sportjournalismus in Deutschland vgl. Eggers 2009.

nachvollziehbar.<sup>1160</sup> Damit ist zugleich der Rahmen aufgespannt, der die große Anziehungskraft des Sports sowie sein Potenzial für populäre Heldengeschichten verständlich macht.

In dem Maße, wie der Sport in der Weimarer Republik aufgrund medialer und wirtschaftlicher Einflüsse massenwirksam wurde, so dass seine Protagonisten schließlich zu Prominenten und vereinzelt sogar zu Heldenfiguren aufsteigen konnten, wuchs auch die Nachfrage nach einfachen Antworten auf die anschwellende Unübersichtlichkeit des »modernen Lebens«. Die noch junge Demokratie wurde von vielen als unsicher, chaotisch und gefahrvoll wahrgenommen. Durch die rasende Inflation verlor das Geld an Wert und Zutrauen; den Parteien schien der Blick »fürs Ganze« zu fehlen; das gesellschaftliche Leben zeigte deutliche Interessenkonflikte und Risse; öffentlich verbreitete Ideologien empfahlen den Rückzug ins Private oder den Aufbruch ins politisch Unge- wisse – kurz: die Komplexitätskrise des modernen Bewusstseins schien ihren Höhepunkt erreicht zu haben. In dieser konfus erscheinenden Gemengelage hatten das Leben vorgeblich vereinfachende Ansätze leichtes Spiel. Indem der professionelle Wettkampfsport ein voraussetzungs- armes, leicht nachvollziehbares und spannungsreiches Geschehen zur Schau stellte, das zudem komplexitätsreduzierende Möglichkeiten der Identifikation und Personifikation beinhaltete, boten sich dem Publikum Möglichkeiten der Teilhabe, ohne selbst Verantwortung übernehmen zu müssen. Gewinner oder Verlierer, Hauptdarsteller oder Rand- figur, Freund oder Feind, Lustgewinn oder Enttäuschung – die Palette zugeschriebener Eigenschaften und erlebbarer Qualitäten entstammte einer Erfahrungswelt, die aufgrund ihrer binären Anlage zwar einfache Lösungen versprach, der Komplexität der gesellschaftlichen Verhältnisse allerdings nicht annähernd gerecht wurde. Auch wenn dies für alle Be- teiligten – gleich ob Aktiver, Zuschauer, Berichterstatter oder Investor – kein Geheimnis war, bot sich immerhin die Gelegenheit, das »Spiel von

1160 Vgl. dazu Bette 2019, S. 37, S. 40, S. 42, und S. 44. Neben den hier auf- geführten Aspekten tragen zur »Heldenfähigkeit des Spitzensports« nach Auffassung des Verfassers außerdem bei: die im Sport entschärfte be- ziehungsweise honorierte »Idee von Opfer, Ehre und Vergabung«, die »auf Beobachtbarkeit und Öffentlichkeit« hin angelegte Transparenz des wettkampfsportlichen Geschehens sowie die vergleichsweise ein- fache Teilhabemöglichkeit des Publikums durch »Wahrnehmung und or- ganische Empathie«, Vgl. ebda., S. 42, S. 46 und S. 50. Zentral für das Verstehen der Heldenverehrung im Sport ist laut Bette »nicht allein die besondere Tat des Athleten oder der Athletin, sondern die Bewertung dieser Tat durch ein bewunderungsbereites und durch ein starkes Iden- tifikationsbegehren geprägtes Publikum. Das Publikum als unorganisier- te Kollektivität ist der oberste Prinzipal des Heldengeschehens.« Ebda., S. 50.

Fassade und Hintergrund«<sup>1161</sup> sowohl zu durchschauen als auch mitzuspielen. Und je weniger dieses »Spiel« der Realität entsprach, desto größer wurde die trügerische Gewissheit, den allgemeinen Überblick zu behalten. Ähnlich wie im Wettkampfsport würde es schließlich auch in anderen Bereichen der Gesellschaft zugehen. Dies anzunehmen, erschien um so wichtiger, je weniger man sich dessen sicher sein konnte.

Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass das »Identifikationsbegehren« und die Bereitschaft zur »Heldenverehrung« im Sport besonders ausgeprägt waren. Offensichtlich profitierten hiervon auch Abenteuerer wie etwa der »Wunderschwimmer« Kemmerich oder der »Ausnahmepilot« Charles Lindbergh<sup>1162</sup>, denen es gelang, die ihnen entgegengebrachte Bewunderung in mediale Aufmerksamkeit und wirtschaftliche Vorteile zu übersetzen. Die »Massenseele«<sup>1163</sup> wurde durch derartige Erfolgsgeschichten beflügelt, genau das zu bewundern und zu vergrößern, was sie bei sich selbst vermisste. Um der »Depotenzierung des Individuums in der Massengesellschaft sowie der Erosion traditioneller Männlichkeitsmuster«<sup>1164</sup> etwas entgegenzusetzen, bedurfte es herausragender Figuren und »ganzer Kerle«, die für viele verkörperten, was sie für gefährdet hielten und wieder herbeisehnten. Auch wenn die Schrecken des Ersten Weltkriegs immer noch präsent waren, war die Bereitschaft zur Identifikation mit zuvor erlittenen Opfern bei einigen deutlich stärker als die Befürchtungen vor dem Anbruch postheroischer Zustände. Angesichts der leidvoll-heroischen Kriegserfahrungen boten sportliche Wettkämpfe immerhin eine vergleichsweise unschädliche, weil weniger ernstliche Alternative.

### *Politische Helden*

Nachdem das öffentliche Interesse am Wettkampfsport und den hinzukommenden Abenteuern durch mediale und wirtschaftliche Einflussnahmen in der Weimarer Republik deutlich gesteigert werden konnte, erkannte schließlich auch die Politik die hierin liegenden Potenziale. Staatliche Vertreter und Organisationen versuchten auf unterschiedliche Weise, das wachsende Interesse am Sport für eigene Ziele zu nutzen. Am Beispiel der Olympischen Spiele 1936 in Berlin wurde bereits deutlich, wie die gegenüber dem Sport anfänglich noch skeptischen Nationalsozialisten nach ihrer »Machtergreifung« den Leistungssport protegierten,

1161 Vgl. Sloterdijk 1983, S. 851.

1162 Charles Lindbergh flog im Mai 1927 als erster Mensch allein und ohne Zwischenstopp von New York nach Paris. Noch im selben Jahr wurde Lindbergh vom New Yorker *Time Magazine* zum »*Man of the Year*« gekürt.

1163 Siehe zu dieser Begriffsverwendung Kracauers weiter oben Anm. 301 in Kap. 15.

1164 Vgl. Bröckling 2020, S. 115.

um Deutschland als überlegene Großmacht zu inszenieren.<sup>1165</sup> Konkurrierend dazu war man in anderen Ländern – vor allem der westlichen Welt – in ähnlicher Weise darum bemüht, politische Selbstverständnisse und Überzeugungen mithilfe des Sports für andere sichtbar zu machen. Die interessierte Öffentlichkeit richtete gemeinhin ihre Wünsche und Erwartungen auf die handelnden Akteure, deren Erfolge zugleich als Bestätigung des eigenen Elans angesehen wurden, wodurch wiederum die Identifikationsbereitschaft erhöht und die Heldenverehrung in Gang gesetzt wurde. Dieser sich selbst verstärkende Mechanismus wäre nur dann losgelöst von sonstigen Inhalten und Bezügen, wenn es im sportlichen Wettkampf lediglich ums »Gewinnen oder Verlieren«<sup>1166</sup> ginge. Welche verschiedenartigen und zum Teil gegensätzlichen Deutungsmuster hieran geknüpft werden, wird indes sichtbar, wenn man berücksichtigt, dass »die Phänomene im Dienste der Phänomene«<sup>1167</sup> stehen, also nicht nur auf sich selbst verweisen. Ihre spezifische Wirkung erschließt sich erst, wenn man ihre soziale Einbindung und Verwendung berücksichtigt. Gerade weil der sportliche Wettbewerb dadurch bestimmt ist, zwischen Sieg und Niederlage zu unterscheiden, bietet er Raum für weitergehende Deutungen und Zuschreibungen. Die vermeintliche Simplizität des Phänomens ist von der Komplexität seiner Deutungen nicht zu trennen.

Ein Beispiel hierfür sind die beiden Boxkämpfe zwischen Max Schmeling und Joe Louis, die 1936 und 1938 in New York ausgetragen wurden und aufgrund ihrer hohen medialen Präsenz und öffentlichen Wahrnehmung bis heute zu den bekanntesten Sportereignissen zählen.<sup>1168</sup> Abgesehen davon, dass Boxkämpfen ohnehin ein besonderes theatralisches und emblematisches Potenzial eigen ist, waren die Kämpfe zwischen dem »half-black«<sup>1169</sup> aus den USA und dem acht Jahre älteren »best loved athlete«<sup>1170</sup> aus NS-Deutschland besonders symbolträchtig.

1165 Siehe dazu weiter oben Kap. 17, Exkurs I.

1166 Siehe dazu weiter oben Anm. 1160.

1167 Vgl. dazu Bourdieu 1994, S. 15. Der Verfasser spricht sich dort dafür aus, Relationen und Homologien zwischen sozialen Phänomenen aufzudecken, anstatt von »präkonstruierten Gegenständen« auszugehen, deren allgemeine Geltung in der Regel zulasten ihrer vielschichtigen Genealogie einseitig postuliert wird. Vgl. dazu ebda., S. 26–27.

1168 Die nachfolgenden Ausführungen stützen sich auf die materialreiche Studie von Margolick 2006 sowie den von Barak Goodman produzierten Dokumentarfilm »The Fight« aus dem Jahr 2004. David Margolick war bei diesem Film beratend tätig, der unter dem gleichnamigen Titel über den amerikanischen *Public Broadcasting Service* »American Experience« verfügbar ist.

1169 Margolick 2006, S. 58.

1170 So der Pressereferent des Deutschen Reichsbundes für Leibesübungen, Guido von Mengden, im Jahr 1936. Vgl. Margolick 2006, S. 129.

Auf der einen Seite stand der 1914 im US-Bundesstaat Alabama geborene Schwergewichtsboxer Joseph Louis Barrow, der aufgrund seines *lethal punches* seitens der Presse den wenig schmeichelhaften Namen »Brown Bomber«<sup>1171</sup> erhielt. Im Jahr 1935 verfolgte der Schriftsteller Ernest Hemingway den Kampf des damals 21-jährigen Louis gegen den ehemaligen Schwergewichtschampion Max Bear und hielt seine Eindrücke fest: »Too good to be true, and absolutely true. We who have seen him now, light on his feet, smooth moving as a leopard, a young man with an old man's science, the most beautiful fighting machine that I have ever seen (...)«.<sup>1172</sup> Louis' Trainer, Jack Blackburn, verwies auf die außergewöhnlichen Fähigkeiten seines Schützlings im Ring. Er bleibe auch in schwierigen Kampfsituationen ruhig und besonnen. Dadurch gelinge es ihm, seine Emotionen zu kontrollieren, den Überblick zu behalten und den Gegner mit einer roboterhaften Präzision zu brechen: »Joe Louis ain't no natural killer. He's a manufactured killer«.<sup>1173</sup> Gleichwohl ähnelte der Modellathlet eher einem Mittelgewichtsboxer. Er war 185 cm groß und wog bei seinem ersten Kampf gegen Schmeling knapp 90 kg. Auffällig waren jedoch die im Vergleich zu seinem Körper ungewöhnlich großen Hände sowie seine muskulösen Arme und Beine. Diese günstigen anatomischen Voraussetzungen verhalfen Louis schon in der ersten Hälfte der 1930er Jahre dazu, nahezu alle starken Gegner, inklusive mehrerer Ex-Weltmeister, durch *knock out* zu besiegen. Auf dem Weg zu seinem ersten Weltmeistertitel im Schwergewichtsbereich im Jahr 1937, den er anschließend insgesamt 25 Mal verteidigen konnte, wurde er von zwei schwarzen Geschäftsleuten, John Roxborough und Julian Black, unter Vertrag genommen:

»As Blackburn labored to make Louis unbeatable, Roxborough and Black worked to make him unimpeachable. They devised an elaborate code of conduct, most of which came naturally to him anyway. Louis would be the antithesis of everything Jack Johnson had been. He would always be soft-spoken, understated, and polite, no matter what he accomplished. (...) He would always conduct himself with dignity and not, as Louis once put it, one of those ›fool nigger dolls‹ with wide grins and thick lips.«<sup>1174</sup>

1171 Ebda., S. 70. Dort finden sich noch weitere »nicknames«, wie beispielsweise »Cream-Colored Cremator«, »Ebony Eliminator« oder »Kruel Kolorred Klouter (or KKK)«. Vgl. ebda. Auffällig sind die wiederholten Bezüge zur Hautfarbe. Die damit verbundene Absicht wird durch die Anspielung auf den Ku-Klux-Klan (KKK) besonders grotesk.

1172 Ebda., S. 110.

1173 Ebda., S. 64.

1174 Ebda., S. 65.

Jack Johnson, der erste Schwarze Weltmeister im Schwergewichtsbereich, der seinen Titel zwischen 1908–1915 errang, war die Figur, von der sich Louis absetzen sollte. Johnson galt seinerzeit als *enfant terrible* nicht nur des Sports, da er sich gegen rassistische Diskriminierungen erfolgreich zur Wehr setzte, indem er sich nicht erwartungskonform verhielt und seine Popularität nutzte, um Vorurteilen die Stirn zu bieten. Johnson fuhr mit seinem Auto absichtlich zu schnell und bot einem verdutzten Verkehrspolizisten sogleich die doppelte Summe seiner Strafgebühr an, da er auf dem Rückweg noch einmal vorbeikommen würde. Er umgab sich demonstrativ mit weißen Frauen, führte einen einträglichen Nachtclub und wurde schließlich angeklagt, minderjährige Frauen für »unmoralische Zwecke« über die Grenze geschmuggelt zu haben. Im Jahr 1910 besiegte Johnson den bis dahin ungeschlagenen weißen Schwergewichtsweltmeister James J. Jeffries, woraufhin in zahlreichen amerikanischen Städten Rassenunruhen ausbrachen. Jeffries hatte vor dem Kampf angekündigt, beweisen zu wollen, »dass ein Weißer besser ist als ein Neger«. <sup>1175</sup>

Um Akzeptanz für den aussichtsreichen Nachfolger von Johnson zu erreichen, wurde Louis der Öffentlichkeit als gutmütiger, zurückhaltender und bibellesender Schwarzer vorgestellt, der die Reporter allenfalls mit unverfänglichen Geschichten versorgte. Verbindungen mit weißen Frauen waren für ihn tabu. Zu politischen Themen sollte Louis gar nichts sagen, und wenn ihm entsprechende Fragen gestellt würden, sollte er freundlich lächeln und sich ahnungslos geben. Anstelle seiner Stimme sollte er seine Fäuste gebrauchen. Louis fiel es vermutlich nicht einmal schwer, die ihm zugeteilte Rolle auszufüllen. In Filmaufnahmen und Interviews wirkt er eher zurückhaltend und zaghaft. Im Ring jedoch konnte er seine außergewöhnlichen Fähigkeiten überlegen ausspielen und ungehemmt zur Geltung bringen.

Auf der anderen Seite stand Max Schmeling, der 1905 in der Uckermark geboren und in Hamburg aufgewachsen war. Schmeling begann seine Karriere als Profiboxer mit 18 Jahren und gewann früh nationale und internationale Titel. Mit zwanzig Jahren wurde er Deutscher Meister im Halbschwergewicht; mit einundzwanzig Jahren errang er den Europameistertitel in derselben Gewichtsklasse; ein Jahr später wurde er schließlich Deutscher Meister im Schwergewicht. Im Jahr 1928 verließ Schmeling Deutschland, um in New York, dem damaligen Zentrum des Profiboxens, seine Karriere fortzusetzen. Er engagierte den Amerikaner »Joe« (Yussel) Jacobs, Sohn jüdischer Einwanderer aus Ungarn, als untriebigen Manager, dem es gelang, dass Schmeling schon bald im berühmten *Madison Square Garden* Kämpfe bestreiten konnte. Jacobs, der teure Anzüge und Zigarren bevorzugte, selbst wenn es finanziell nicht

<sup>1175</sup> Vgl. dazu Ward 2004, S. 135.

besonders gut um ihn stand, war ein »quintessential Broadway guy«<sup>1176</sup>, der die Reporter laufend mit Gerüchten und Neuigkeiten versorgte, die regelmäßig Eingang in die Kolumnen der Tagespresse fanden. Im Frühjahr 1930 gewann Schmeling den Weltmeistertitel im Schwergewichtsbereich. Vor rund 80.000 Zuschauern im New Yorker *Yankee Stadium* und zahlreichen Zuhörern an den Rundfunkgeräten in Deutschland wurde sein ihm überlegener Gegner, der Amerikaner »Jack Sharkey« (Joseph Paul Chusauskas), aufgrund eines unerlaubten Tiefschlags disqualifiziert. Die Presse in Deutschland und in den USA vertrat mehrheitlich die Ansicht, dass der Weltmeistertitel Schmeling aufgrund des Kampflaufes nicht zustehen würde, doch die Fans in Deutschland feierten ihren »Helden« enthusiastisch und bereiteten ihm nach seiner Rückkehr einen großen Empfang.

Schon in den 1920er Jahren pflegte Schmeling gute Kontakte zum Filmproduzenten Ernst Lubitsch. Er erhielt Auftritte in Spielfilmen wie »Ein Filmstar wird gesucht« (1927), »Liebe im Ring« (1930) und »Knock-out. Ein junges Mädchen – ein junger Mann« (1935). In dem zuletzt genannten Film spielte Schmeling an der Seite von Anny Ondra, einem frühen Filmstar der 1920er Jahre, die schon unter der Regie von Alfred Hitchcock aufgetreten war. Schmeling hatte Ondra zwei Jahre zuvor in Berlin geheiratet. Von ihren Zeitgenossen wurden sie als »vorbildliches Traumpaar« wahrgenommen, das keinerlei Skandale produzierte. Auch wenn die Filme, in denen Schmeling mitwirkte, keine größeren Spuren in der Filmgeschichte hinterlassen haben, geben sie doch Aufschluss über das strategische Bemühen und Geschick des Boxers, sich nicht nur auf seine sportlichen Fähigkeiten zu verlassen. Schmeling suchte die Nähe zu Künstlern und Intellektuellen der Weimarer Republik, wie dem Maler Georg Grosz, dem er Modell stand, der Bildhauerin Renée Sinteis, dem Opernsänger Heinrich Schlusnus, den Schauspielern Emil Jannings und Hans Albers oder dem Regisseur Fritz Kortner. Er genoss seine exotische Stellung zwischen Schauspielern, Malern, Musikern, Dichtern, Autoren und anderen Kunstschaaffenden, deren Nähe er suchte und fand. Wie selbstbewusst er sein Ansinnen vertrat, wird aus einem Eintrag in ein Gästebuch für Künstler deutlich, in das er schrieb: »Künstler, schenkt mir Eure Gunst – Boxen ist auch 'ne Kunst«<sup>1177</sup>.

1176 Margolick 2006, S. 20. Joe Jacobs ist nicht zu verwechseln mit Mike Jacobs, dem Manger von Joe Louis. Beide waren nicht miteinander verwandt und auch charakterlich sehr unterschiedlich. Während Joe am Boxsport interessiert war und seine Kämpfer bestmöglich unterstützte, war Mike in erster Linie geschäftlich engagiert: »And Mike, unlike Joe, didn't give a damn about boxing or boxers. For him, the real sport lay in staging a show, outwitting the other guy, putting fannies in seats.« Ebd., S. 72.

1177 Ebd., S. 19. Ausführlich zum Verhältnis von »Faust und Geist« zwischen den beiden Weltkriegen vgl. das gleichnamige Werk von Paterno 2018.

In politischer Hinsicht war Schmeling zeitlebens schwer fassbar. »The man who was malleable enough to fit into Weimar Germany and the Third Reich with equal ease (later; F.B.) became an exemplar of West Germany, of its economic miracle and its fledgling democracy.«<sup>1178</sup> Nach der nationalsozialistischen »Machtergreifung« musste zahlreiche Personen aus dem erweiterten Umfeld Schmelings emigrieren. Die Schauspielerinnen Marlene Dietrich und der Regisseur Ernst Lubitsch flohen nach Hollywood, während etwa Bertold Brecht und der Komponist Kurt Weill nach New York auswanderten. Schmeling selbst, der mit dem jüdischen Manager Joe Jacobs einen – aus nationalsozialistischer Sicht – »Volksfeind« beschäftigte und sich mit »undeutschen Personen« umgab, blieb nicht nur unbehelligt, sondern die NS-Propaganda verlegte sich darauf, die Popularität des Boxers für eigene Zwecke zu nutzen.

Im Vorfeld der Olympischen Spiele 1936 entwickelte sich in den USA ein starker Widerstand gegen den Rassismus in Deutschland, und zahlreiche Sportler forderten einen Boykott der Veranstaltung. Im November 1935, also zwei Monate nach dem Erlass der »Nürnberger Rassegesetze«, sprach sich Jesse Owens in einem Radiointerview dafür aus, die USA sollte kein Olympiateam nach Berlin entsenden, »if there is discrimination against minorities in Germany«<sup>1179</sup>. Avery Brundage, damaliger Präsident des *American Olympic Committee* (AOC) und mit dem deutschen »Reichssportführer« Tschammer und Osten freundschaftlich verbunden, sprach sich gegen einen Boykott aus und versuchte die Wogen zu glätten. Die entscheidende Abstimmung erfolgte im Dezember 1935 beim Jahrestreffen der *Amateur Athletic Union* (AAU) in New York. Dort gelang es Brundage, die Delegierten auf seine Seite zu bringen und einen Boykott der Spiele zu verhindern. Schmeling leistete hierfür einen willkommenen Beitrag. Im selben Monat reiste er nach New York, um einen Kampf von Joe Louis zu beobachten. Wenige Tage vor seiner Abreise hatte er noch mit dem stellvertretenden »Reichssportführer« Arno Breitmeier telefoniert, der Schmeling damit beauftragte, als informeller Botschafter für die Berliner Spiele zu werben. Um diese Rolle zuverlässig wahrnehmen zu können, erhielt Schmeling ein Schreiben des Präsidenten des Berliner Organisationskomitees an Avery Brundage, in dem allen Olympiateilnehmern in Deutschland eine faire Behandlung zugesichert wurde. Schmeling übergab die schriftliche Erklärung des »Halbjuden« Theodor Lewald und verlieh dem Inhalt mit eigenen Worten zusätzlichen Nachdruck. Diese Form der Unterstützung wiederholte er auch im darauffolgenden Olympiajahr 1936, als er sich auf seinen ersten Kampf gegen Louis in den USA vorbereitete und versicherte, den olympischen

<sup>1178</sup> Margolick 2006, S. 350.

<sup>1179</sup> Vgl. Hughes 2018, S. 189. Zu den »Nürnberger Rassegesetzen« siehe weiter oben Anm. 518 in Kap. 17 (Exkurs I).

Wettkämpfen mit großen Erwartungen entgegenzusehen und sehr gerne nach Deutschland zurückzukehren.<sup>1180</sup>

Auch wenn Schmeling die ihm zgedachte sportpolitische Rolle vermutlich überschätzte, hatte er einen »Pakt mit dem Teufel« geschlossen und war fortan darauf festgelegt, seiner propagandistischen Rolle als Volksheld zumindest äußerlich zu entsprechen. Schmeling besuchte mehrmals die Reichskanzlei, um bei Hitler vorzusprechen, der ihm seine Hilfe angeboten hatte. Aufnahmen zeigen ihn zusammen mit dem »Führer« beim Nachmittagstee. Die »Berliner Illustrierte Zeitung« widmete ihr ganzseitiges Titelblatt Anny Ondra sowie Joseph und Magda Goebbels, die vor Volksempfänger gebannt, die Livereportage des ersten Kampfes zwischen Schmeling und Louis verfolgen. Und 1941, Schmeling war inzwischen als Fallschirmjäger von der Wehrmacht eingezogen worden, wird der »nationale Volksheld« in Uniform und mit erhobenen rechten Arm im Boxring der Berliner Deutschlandhalle abgelichtet.<sup>1181</sup> Auf der anderen Seite gibt es ebenso Beispiele dafür, dass Schmelings politische Zugeständnisse mit seinen persönlichen Überzeugungen konfligierten. So war er nie Mitglied der Partei oder anderer nationalsozialistischer Organisationen. Zudem weigerte er sich beharrlich, seinen jüdischen Manager Joe Jacobs zu entlassen, und nach den öffentlichen Ausschreitungen und Gewalttaten gegen Juden in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 hielt Schmeling zwei jüdische Jungen in seiner Wohnung versteckt. Vermutlich trifft die Einschätzung der Schriftstellerin Joyce Carol Oates den Punkt, wenn sie Schmeling als besonders geschickt lavierend charakterisiert. Dem Boxer gelang es, den zahlreichen politischen und sportlichen Wechselfällen in seinem Leben zu trotzen, indem er sich so anpassungsbereit wie nötig – »chameleonlike« – zeigte, um seine Reputation als »home-land hero« in den verschiedenen politischen Systemen aufrechterhalten zu können.<sup>1182</sup> In welchem Ausmaß sein Opportunismus erzwungen war oder als absichtsvoll einzuschätzen ist, lässt sich bestenfalls biographisch bewerten. Persönliche Beweggründe sind für das hier verfolgte Anliegen jedoch zweitrangig. Wichtig ist vielmehr, wie der deutsche Boxer und sein amerikanischer Kontrahent als öffentliche Per-

1180 In seinen »Erinnerungen« blickt Schmeling selbstkritisch auf seine Rolle in dieser Zeit zurück und bezeichnet den Versuch, die Amerikaner von einer Teilnahme an den Olympischen Spielen zu überzeugen, als »grenzenlose Nativität«. Vgl. Schmeling 1977, S. 324. Gleichwohl vergisst er nicht, im selben Zusammenhang darauf hinzuweisen, dass ihm wenig später aufgrund seiner Verdienste der »Große Olympische Orden« verliehen worden sei. Vgl. ebda.

1181 Diese und weitere Aufnahmen finden sich im Bildteil bei Volker Kluge 2004 (dort ohne Seitenangaben). Zu den hier genannten Aufnahmen vgl. ebda. Bild Nr. 37 und Nr. 48.

1182 Vgl. Oates 2005, S. 10–11.

sonen vonseiten der Politik für ganz unterschiedliche Zielsetzungen eingesetzt werden konnten.

Anlass für den rasanten Anstieg der öffentlichen Aufmerksamkeit war der erste Kampf zwischen Louis und Schmeling am 19.6.1936. Der Amerikaner hatte seine bisherigen Kämpfe ausnahmslos siegreich beendet, davon vierzehnmal durch *knock out*. Die amerikanische Presse legte sich auf eine rasche Niederlage Schmelings fest und sprach von einer bevorstehenden »Hinrichtung« des deutlich älteren Herausforderers.

»In Yankee Stadium, nearly seventy thousand fans would lean forward in their seats; throughout the rest of the world, a hundred million or more – the largest audience in history for *anything* – would gather around their radios. Everything else would suddenly cease to matter.«<sup>1183</sup>

Auch wenn die tatsächliche Zahl der Zuhörer an den Radiogeräten nur geschätzt werden kann, da es hierüber keine verlässliche Angaben gibt, war das öffentliche Interesse an diesem Boxkampf außergewöhnlich hoch. Hiervon zeugt nicht nur die gewaltige Zuschauermenge im Stadion, die aufgrund der zusätzlichen Plätze im Innenraum vermutlich sogar 90.000 Menschen umfasste. Außerdem waren zweitausend Journalisten vor Ort, um über dieses Sportereignis zu berichten. Allein dieser Rahmen legt nahe, dass es bei diesem Ausscheidungskampf um die Weltmeisterschaft nicht nur ums Boxen ging. Der hieran geknüpfte Überschuss an Bedeutung war sehr unterschiedlich, je nachdem, welche Vorstellungen die beiden Protagonisten auslösten beziehungsweise welche Mythen sich hieraus gewinnen ließen. Dass die produzierten Phantasien und Geschichten im Vergleich miteinander vieldeutig, paradox und widersinnig waren, erhöhte nur die Anziehungskraft: Je befremdlicher die Aufladungen ausfielen, desto wesentlicher erschien die Bedeutung des Wettkampfes selber. Zwei Themen erregten die Gemüter in besonderer Weise. Während Joe Louis als Repräsentant der Demokratie und Freiheit angesehen wurde, wurde Max Schmeling als Vertreter der NS-Diktatur in Deutschland wahrgenommen. Damit verbunden war als zweite Konfliktlinie der Kampf zwischen dem »Negro boy«, der in den USA »without regard for race, creed or color«<sup>1184</sup> den Weltmeistertitel erringen konnte und dem Vertreter »Hitler-Deutschlands«, der die Vormachtstellung der »arischen Rasse« unter Beweis stellen sollte. Auf beiden Seiten wurden entsprechende Klischees verbreitet, und je näher der Kampftag rückte, desto abstruser wurden die Meldungen in Presse, Funk und Wochenschau. Obgleich Schmeling äußerlich nicht dem Bild

1183 Magolick 2006, S. 5 (Hervorhebung im Original). Weiter heißt es: »Twenty million Germans would join the sixty million Americans who would be listening, even though it would be three o'clock the next morning in Berlin when the gong sounded.« Ebda. S. 6.

1184 Vgl. ebda., S. 7.

blonder Heroen – wie in Riefenstahls Olympiafilmen – entsprach, traute man ihm zu, den »Brown Bomber« vor allem durch Charakterstärke und Willenskraft besiegen zu können. Auch wenn Louis eine beachtliche Anzahl an *knock outs* vorweisen konnte, war man in Deutschland davon überzeugt, dass sich die »rassische Überlegenheit« des »nordischen Menschen« im Kampf durchsetzen würde.

»All whites, the Nazis asserted, were in Schmeling's corner – not just in Germany but in the American South, Australia, South America, and South Africa. German commentators had repeatedly charged that the United States was more concerned about retraining the heavyweight crown than about upholding the honor of the white race, so the task had fallen to Germany.«<sup>1185</sup>

Hinzu kam, dass Schmeling seine Bewährungsprobe in New York bestehen musste, das – aus nationalsozialistischer Sicht – nicht nur für »Neger«, sondern auch für »Juden« ein wichtiger Ort war, so dass »Sittenverfall« und »Weltverschwörung« dort gleichsam auf engstem Raum zusammentrafen. Die deutsche Sport- und NS-Führung versäumte es daher nicht, Schmeling vor seiner Abreise in das »jüdisch beherrschte Zentrum Amerikas«, in seiner weltanschaulichen Standhaftigkeit zu bestärken.

Auf der anderen Seite war die Parteinahme für Joe Louis seitens der amerikanischen Boxanhänger keineswegs einhellig. Zwar genoss der schwarze Boxer aufgrund seiner herausragenden Kampfqualitäten großen Zuspruch auch unter weißen Amerikanern, jedoch hatte man die Rassenunruhen nicht vergessen, die nach Jack Johnsons Sieg über James Jeffries ausbrachen und auch noch Jahrzehnte später nachwirkten. Die Rassensegregation in den USA war politisch gewollt und sozial etabliert, so dass räumliche Trennungen zwischen »Schwarzen und Weißen« etwa in Restaurants, Verkehrsmitteln und öffentlichen Räumen wie selbstverständlich eingehalten wurden. *Racial discrimination* war alltäglich und tief im Bewusstsein der Betroffenen – Opfer wie Täter – verankert. Traditionell waren die amerikanischen Südstaaten hiervon stärker betroffen als der Norden. Nachdem man in Alabama, Mississippi, Louisiana, Kentucky und Tennessee die Nachrichten über den bevorstehenden Kampf zwischen Louis und Schmeling zunächst möglichst diskret handhabte und große Aufmachungen vermied, wurde diese Strategie verändert, als die nationale Begeisterung anstieg. Nach Auffassung eines schwarzen Kommentators hielten wenige Tage vor dem Kampf immerhin zwei von drei »white southerners« zu Louis, »because Schmeling was the most unpopular white man to take on a black man in the history of boxing«<sup>1186</sup>. Gleichwohl wünschte sich wenigstens ein Drittel der überwiegend männ-

1185 Ebda., S. 9–10.

1186 Vgl. ebda., S. 12.

lichen Bevölkerung in den Südstaaten, Schmeling möge den »evil nigger« in seine Schranken weisen und den gebühren Anspruch der »white supremacy« aufrechterhalten.

Für die unter *racial discrimination* leidende Bevölkerung war die Situation hingegen eindeutig: »In black America, Louis was idolized as no one had ever been.«<sup>1187</sup> Nicht nur durfte der schwarze Boxer seinen weißen Kontrahenten im Ring ungestraft attackieren, sondern es bestand zudem die Hoffnung, dass nach mehr als fünfundzwanzig Jahren wieder ein Schwarzer seine Anwartschaft auf den Weltmeistertitel im Schwergewichtsboxen anmelden konnte. Doch hierfür musste zunächst der deutsche Boxer besiegt werden. Im ersten Anlauf gelang dies bekanntermaßen nicht. Schmeling besiegte seinen favorisierten Gegner in der zwöften Runde durch *k.o.* Das für viele Unerwartete trat damit ein, und die Hoffnungen innerhalb der schwarzen Bevölkerung wurden jäh zerstört. Die schwarze Sängerin Lena Horne drückte ihre Niedergeschlagenheit stellvertretend für viele andere mit den Worten aus, Joe Louis wäre an diesem Abend »just another Negro getting beaten by a white man«<sup>1188</sup>.

Die Euphorie auf der anderen Seite des Atlantiks war um so größer. Schmeling erhielt unzählige Glückwunschtelegramme aus der Heimat, unter anderem auch vom »Führer«. Wenige Tage später verließ er New York und flog mit dem Zeppelin »Hindenburg« nach Frankfurt am Main, wo ihm ein großer Empfang bereitet wurde. Es folgten Einladungen und persönliche Glückwünsche von Hitler, Goebbels, Frick, Tschammer und Osten und vielen anderen. In der SS-Wochenzeitung »Das Schwarze Korps« erschien am 25.6.1936 ein Artikel unter der Überschrift »Nur ein Boxer?«, in dem unmissverständlich behauptet wird:

»In den Seilen wurde mehr als ein Boxkampf ausgetragen, hier standen sich Schwarz und Weiß einander gegenüber und alle Feinde des neuen Deutschlands (...). Nicht Joe Louis allein wurde von Schmeling besiegt; die schmetternde Faust traf am empfindlichsten die Gegner des Nationalsozialismus mitten ins Gesicht.«<sup>1189</sup>

Anlässlich eines Besuchs in der Reichskanzlei präsentierte Schmeling Hitler Filmaufnahmen vom Kampf gegen Louis. Um ihren propagandistischen Wert zu nutzen, wurden Aufnahmen vom Training Schmeling hinzugefügt und der Film unter dem martialischen Titel »Max Schmeling's Sieg – ein deutscher Sieg«<sup>1190</sup> in die Kinos gebracht. In den ersten

1187 Ebda.

1188 Vgl. Roberts 2019, S. 181.

1189 Vgl. Bundesarchiv, NS 5 VI/17724, fol. 95 (digitalisiert). Die wöchentliche Auflage des »Organs der Reichsführung SS« lag zu dieser Zeit bei mehr als 260.000 Exemplaren. Vgl. dazu Kluge 2004, S. 492.

1190 Auf den Filmplakaten wurde in fetter Schrift vollmundig behauptet: »Ein Film der alle Deutschen angeht!« Vgl. Bundesarchiv, FILMSG 1/11109.

Monaten besuchten mehr als drei Millionen Zuschauer die Filmtheater, um einen eigenen Eindruck von dem Boxkampf zu gewinnen, über den angeblich »ganz Deutschland« sprach. Aufgrund der politischen Protektion hatte Schmeling offensichtlich den Höhepunkt seiner Popularität erreicht. Noch profitierten beide Seiten voneinander.

Dies änderte sich erst zwei Jahre später, nach dem verlorenen Rückkampf gegen Joe Louis. Zwischenzeitlich hätte Schmeling eigentlich gegen den amtierenden Weltmeister, James J. Braddock, kämpfen sollen. Die entsprechenden Vorverträge waren bereits unterzeichnet, doch die amerikanische Boxsportbehörde befürchtete, dass im Falle eines möglichen Sieges von Schmeling das NS-Regime in Deutschland zusätzlichen Aufwind erhalten hätte.<sup>1191</sup> Stattdessen kämpfte Braddock gegen Louis, der diesen Kampf gewann, so dass Schmeling den neuen Weltmeister herausfordern musste. Der Rückkampf gegen Louis fand schließlich am 28.7.1938, wiederum im überfüllten New Yorker Yankee-Stadium, statt. Anders als beim ersten Kampf handelte es sich nicht um einen Ausscheidungswettkampf, sondern nunmehr es ging um die Weltmeisterschaft im Schwergewichtsboxen. Es sollte der letzte Boxkampf Schmelings in den USA sein.

Nach nur zwei Minuten und vier Sekunden wurde der deutsche Boxer mit einer Serie harter Schläge ausgeknockt. In den USA feierte man den Sieg von Louis als »Symbol der Freiheit aller Menschen« über den »Vertreter Hitler-Deutschlands«. Schmeling wurde als »Parade-Arier« verunglimpft, der dem »Braunen Bomber« nicht einmal eine Runde standhalten konnte. Entsprechende Reaktionen unterstreichen den hohen politischen Stellenwert des Kampfes auf beiden Seiten. Auch in den USA war man besorgt über die territorialen Expansions- und militärischen Aufrüstungsbemühungen des Deutschen Reichs, so dass der Sieg über den »Vorzeigesportler Hitlers« mit Genugtuung und Herablassung kommentiert wurde. Dass ein Schwarzer auf die Bühne trat, um für den *American way of life* einzutreten, trat zumindest kurzzeitig in den Hintergrund: »He had done, what American, English, and French politicians had failed to do – achieve a victory, even a symbolic one, against Hitler.«<sup>1192</sup> Im Taumel des Sieges schienen auch die amerikanischen Rassengrenzen zeitweilig zu verwischen. Nicht nur in New York, sondern auch in Chicago, Pittsburgh und Detroit wurde in den Bars gefeiert und auf den Straßen getanzt, und vor allem im Süden des Landes wurde Joe Louis von großen Teilen der schwarzen Bevölkerung nunmehr als »Erlöser« angesehen. Wenn es diesem Ausnahmeboxer gelang, im »Kampf der Ras-

1191 Der Kampf sollte ein Jahr nach den Olympischen Spielen im Berliner Olympiastadion ausgetragen werden und als größtes sportliches Ereignis des Jahres 1937 im politischen Kalender erscheinen.

1192 Roberts 2001, S. 171.

sen« zu bestehen, so war zu erwarten, dass hiervon auch die Schwarzen in den USA profitieren würden. Diese Hoffnung bestand freilich nur für den Moment, und es dauerte nicht lange, bis die allgemeine Euphorie wieder vom Alltag eingenommen wurde.

In Deutschland wurde die Niederlage mit Enttäuschung und Wut aufgenommen. Schmeling selbst, der aus dem Kampf eine Verletzung an der Wirbelsäule davontrug, berichtet in seinen »Erinnerungen« von entsprechenden Reaktionen:

»Goebbels streute Gerüchte aus, wonach Louis mich nicht nur absichtlich mit einem Foul niedergeschlagen, sondern auch Blei-Einlagen in seinen Bandagen getragen habe. Was sie in Wahrheit dachten, merkte ich schon bald: für Hitler wie für Goebbels existierte ich nach dieser Niederlage nicht mehr. Mit den Empfängen in der Reichskanzlei, den Ehrendolchen und den Jagdtrophäen war es nun vorbei. Für geraume Zeit verschwand mein Name aus der Presse.«<sup>1193</sup>

Ganz so ungünstig stellte die Situation für den geschlagenen Boxer zu diesem Zeitpunkt allerdings noch nicht dar. So wurde Schmeling immer noch von Nazi-Größen wie Albert Speer empfangen, und Hermann Göring lud ihn nach wie vor auf die Jagd ein. Der Bruch kam erst später, nachdem Schmeling 1940 als Fallschirmjäger zum Militärdienst eingezogen worden war und nach einem »heldenhaften Einsatz« – so die offizielle Sprachregelung –, für den er das Eiserne Kreuz Zweiter Klasse erhielt, einem amerikanischen Journalisten vom *International News Service* im Juni 1941 noch vom Krankenlager aus ein Interview gegeben hatte. Schmeling lobte in dem Gespräch die britischen Soldaten als »faire Gegner« und bezeichnete einen möglichen Krieg zwischen Deutschland und den USA, seiner »zweiten Heimat«, als großes Unglück.<sup>1194</sup> Goebbels war hierüber außer sich, da Schmelings Einlassungen der deutschen Propaganda über Kriegerrechtsverletzungen seitens der Engländer zuwiderliefen. Ein gerichtliches Verfahren gegen Schmeling wurde zwar eingestellt, jedoch ordnete Goebbels an, »dass der Name ›Schmeling‹ künftig in keiner deutschen Zeitung mehr genannt werden dürfe«<sup>1195</sup>.

Der deutsche Vorzeigethlet war damit wieder auf sein sportliches Maß zurückgesetzt worden. Louis erging es ähnlich, obwohl er während des Krieges seitens der US-Propaganda zunächst noch als Identifikationsfigur für schwarze Soldaten aufgebaut worden war. Er trat 1949

1193 Schmeling 1977, S. 432.

1194 Vgl. ebda., S. 460. Zur Zeit des Interviews waren die USA noch nicht in den Krieg eingetreten.

1195 Ebda., S. 461. »Im offiziellen Protokoll vom 7.6.1941 hieß es: ›Das von Transocean verbreitete Interview mit Max Schmeling ist nicht zu bringen. Der Fall Schmeling soll aus der Presse verschwinden (guter Boxer, aber schlechter Politiker).« Ebda.

vom Boxsport zurück, musste aber wegen angeblicher Steuerschulden wieder in den Ring steigen. Zuletzt arbeitete er als Türsteher in einem Nachtclub in Las Vegas und war in der Öffentlichkeit nahezu vergessen. Max Schmeling, der in der Bundesrepublik eine erfolgreiche Karriere als Geschäftsmann aufgenommen hatte, hörte von den Drogenproblemen seines ehemaligen Kontrahenten und sorgte für finanzielle Unterstützung. Der US-amerikanische Präsident und ehemalige Schauspieler Ronald Reagan, der in seiner Amtszeit darum bemüht war, das nationale Selbstbewusstsein nach dem verlorenen Vietnam-Krieg und der »Watergate-Affäre«<sup>1196</sup> wieder herzustellen, erinnerte sich an den Ausnahmeboxer und sprach sich anlässlich des Todes von Louis im Jahr 1981 für eine Heldenbegräbnis auf dem Nationalfriedhof in Arlington aus. Der Legendenstatus Schmelings lebte nach der deutschen Wiedervereinigung noch einmal auf als Henry Maske, ein ehemaliger Amateurboxer und Olympiasieger der DDR sowie späterer Profi-Weltmeister im Halbschwergewicht, öffentlichkeitswirksam mit Max Schmeling zusammentraf. Maske galt als »gesamtdeutsches Sportidol«, nachdem der Boxsport in den 1990er Jahren medial aufwändig inszeniert wurde und erneut große Aufmerksamkeit erreichte. Die Bekanntschaft mit Schmeling wurde als »sportpolitische Wiedervereinigung« gefeiert, die dadurch unterstrichen wurde, dass Maske die Rolle Schmelings im Rahmen einer Filmbiographie über den frühen Boxweltmeister verkörperte.<sup>1197</sup>

Anders als Joe Louis, der nach seiner Karriere in große Schwierigkeiten geriet und erst am Lebensende beziehungsweise nach seinem Tod offiziell gewürdigt wurde, war Schmeling Zeit seines Lebens hoch geachtet. Trotz seiner Verbindungen zum Nationalsozialismus wurde er öffentlich anders beurteilt als beispielsweise Leni Riefenstahl, die ihre Karriere ebenfalls nur durch enge Tuchfühlung mit ihren Förderern vorantreiben konnte. Unter Schmelings Bewunderern waren vermutlich viele, die in ihm die »Anständigkeit des kleinen Mannes« zu erkennen meinten, der es verstand, sich unter schwierigen Verhältnissen erfolgreich durchzusetzen. Riefenstahls Opportunismus erschien demgegenüber linientreu, woran auch ihre angebliche politische Ahnungslosigkeit sowie ihre veränderten künstlerischen Ambitionen nach 1945 wenig änderten. Zu notorischen Komplizen wurden all diejenigen, die in einem betrügerischen und verbrecherischen System ihre Repräsentationsrollen erfolgreich ausfüllten.

Die hierfür notwendigen Zugeständnisse mochten bereitwillig oder notgedrungen erbracht worden sein – ohne offizielles Licht gab es

1196 Die »Watergate-Affäre« führte zum Rücktritt des US-Präsidenten Richard Nixon im Jahr 1974.

1197 Vgl. dazu Junghanns/Alkemeyer 2010. Der Film »Max Schmeling – Eine deutsche Legende« von Regisseur Uwe Boll erschien im Jahr 2010.

keinen Glanz. Dieser Zusammenhang trat unter totalitären Verhältnissen besonders deutlich hervor. Der Heldenstatus einzelner Protagonisten bezog sich keineswegs nur auf ihre außergewöhnlichen Fähigkeiten, sondern wurde entscheidend von ihrer öffentlichen Darstellung und Wahrnehmung bestimmt. Das NS-Regime erkannte sogleich den Nutzen, den erfolgreiche Sportler für ihre politischen Absichten erbringen konnten. Als Gegenleistung stellte der Staatsapparat seine Propagandamaschine zur Verfügung. Unter diesen Voraussetzungen arbeitete die Heldenproduktion besonders wirkungsvoll, da weltanschauliche Vereinnahmungen und Übertreibungen gleichsam zum politischen Geschäftsmodell gehörten. Der schlichte Gedanke, dass Max Schmeling im ersten Kampf gegen Joe Louis entweder der bessere Boxer war oder an diesem Tag das Glück auf seiner Seite hatte, wurde kategorisch ausgeschlossen. Stattdessen wurde jede Trivialität, die einen Nutzen oder Vorzug versprach, zu einer nationalen Angelegenheit erklärt. Der Einzug politischer und militärischer Ausdrücke in nahezu allen Lebensbereichen wurde bereits dahingehend gedeutet, dass »durch die Artikulation in heroischen bzw. emphatischen Formulierungen« selbst nüchterne Tätigkeiten zu revolutionären Leistungen aufstiegen, wodurch es erst möglich war, »enorme subjektive Potentiale der Menschen zu mobilisieren«<sup>1198</sup>. Dass der »Kampf Mann gegen Mann« in diesem Sinne besondere Potenziale barg, die ohne großen Aufwand ins Extrem gesteigert werden konnten, blieb auch den Nationalsozialisten nicht verborgen, nachdem sie das Geschäft der Hochstapelei zum politischen Programm erhoben hatten.

Doch auch liberalere Verhältnisse boten Raum für politische Propaganda und weltanschauliche Aufladungen. Die beiden Boxer wurden schließlich beiderseits des Atlantiks als Repräsentanten politischer Systeme wahrgenommen und entsprechend dargestellt. So wie in einem Boxkampf nur eine Seite siegreich sein kann, diente die sportliche Auseinandersetzung als idealtypische Vorlage für den politischen Wettbewerb. Um der Demokratie in dieser Auseinandersetzung zu ihrem Recht zu verhelfen, waren große Teile der amerikanischen Bevölkerung bereit, einen schwarzen Sportler als Nationalheld zu akzeptieren. Die bestehenden Rassenkonflikte ließen sich nach Meinung der Mehrheit zumindest so lange zurückstellen, bis »Hitler's favorite« besiegt sein würde. Dass ungefähr ein Drittel auch hierzu nicht bereit war, wirft ein bezeichnendes Licht auf die Rassendiskriminierungen zu dieser Zeit. Für viele Amerikaner, vor allem in den Südstaaten des Landes, gab es nur die Unterscheidung zwischen dem »Evil Nigger« einerseits und dem »Black Messiah« andererseits. Für Zwischentöne, die dem Geist der amerikanischen

1198 Zur Analyse sprachlicher Modifikationen am Beispiel fachwissenschaftlicher Texte zur Zeit des Nationalsozialismus vgl. Maas 1984, S. 230.

Verfassung eher entsprochen hätten, fehlte vielen das Verständnis.<sup>1199</sup> Während die Verfechter der »ideology of white supremacy« ihre Vormachtstellung durch einen schwarzen Champion bedroht sahen, setzten die Gegner der Rassentrennung auf die politische Bedeutung der neuen »black boxing legend«. Der sportliche Unterschied zwischen Sieg und Niederlage wurde dementsprechend zum symbolischen Ausdruck der sozialen Gegensätze zwischen Schwarz und Weiß. Auch hier gab es kaum einen Gedanken daran, dass Joe Louis bei seinem Sieg über Schmeling im zweiten Aufeinandertreffen schlichtweg der bessere Boxer war – also nicht in erster Linie Repräsentant eines demokratischen Staates oder Idol eines diskriminierten Bevölkerungsteils.

Das sportliche Ereignis bot zahlreiche Anlässe für grobe Vereinfachungen und haltlose Übertreibungen. Die politische Instrumentalisierung des Sports und seiner Protagonisten war inzwischen so stark ausgeprägt, dass die Öffentlichkeit im Ring vorrangig Vertreter gegensätzlicher Herrschaftssysteme beziehungsweise Hautfarben registrierte. Hierüber geben nicht zuletzt die zahlreichen zeitgenössischen Karikaturen zu beiden Kämpfen in den deutschen wie auch in den amerikanischen Zeitungen Auskunft. Nüchterne Beobachter mochten daran erinnern, dass in einem Boxkampf vor allem sportliche Aspekte wichtig seien. Jedoch entsprach diese Sichtweise nicht dem Bild, das die Mehrheit der Zuschauer gewonnen hatte. Dementsprechend ging es in medialen Darstellungen weniger darum, welche boxerischen Qualitäten vorherrschend waren, sondern die interessierte Öffentlichkeit schien eher daran interessiert, dass hierfür nationale und rassistische Gründe geltend gemacht wurden. Angesichts dieser Umstände waren die Kämpfe kein bloßes Sportereignis, sondern ein wirkmächtiges Politikum.

Sofern die sportliche Leistung in der öffentlichen Darstellung und Wahrnehmung gegenüber externen Unterscheidungsmerkmalen an Bedeutung verlor, stellt sich die Frage nach ihrem Stellenwert neu. Zwar war es für den Ausgang der beiden Boxkämpfe nicht entscheidend, dass »Hitler's favorite« aus Deutschland kam und der »Brown Bomber« von einigen Amerikanern verehrt und von anderen gehasst wurde. Allerdings hatte der wachsende Einfluss normativer Darstellungs- und Wahrnehmungsmuster zur Folge, dass die Wettkampfgegner zum Spielball von Interessen wurden, die außerhalb ihrer Reichweite lagen. Goebbels Diktum über Schmeling – »guter Boxer, aber schlechter Politiker«<sup>1200</sup> – bringt dies

1199 In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, dass erst durch den *Civil Rights Act* aus dem Jahr 1964 die Rassentrennung in den USA offiziell abgeschafft wurde. Der strukturelle beziehungsweise alltägliche Rassismus war hiervon jedoch weitgehend unbeeindruckt und ist nach wie vor präsent.

1200 Siehe dazu weiter oben Anm. 1195.

prägnant zum Ausdruck. Der Propagandaapparat verfügte über weitreichende Möglichkeiten, entweder für Reputationsgewinne zu sorgen oder aber Ansehensverluste herbeizuführen. Die gleichgeschaltete Presse und ihre Leserschaft nahmen entscheidend Einfluss auf die Karrieren öffentlicher Personen, da sie darüber entschieden, wer die Gunst des Publikums verdiente. Dies war in den USA zumindest ähnlich. Zwar gab es dort den Streit der Ansichten darüber, ob ein schwarzer Boxchampion zu verehren oder zu verachten sei, jedoch entschied auch hier das Publikum über Wohl und Wehe des Betroffenen. Nicht die sportliche Leistung allein, sondern ihre jeweilige Einordnung in unterschiedliche soziale Bewertungskontexte entschied darüber, wer als Sportheld anerkannt wurde und welche Kriterien hierfür maßgeblich waren. Die tragende Rolle der Medien und des Publikums war in einem diktatorischen System erwartungsgemäß einfacher zu beeinflussen als unter demokratischen Verhältnissen. Gleichwohl sorgte die immense öffentliche Aufmerksamkeit auf beiden Seiten des Atlantiks dafür, dass die publizistische Darstellung und ihre Aufnahme durch parteiische Gruppen darüber entschieden, wie die Leistungen der Athleten bewertet wurden, welche Kriterien hierfür maßgeblich waren und wie die Gunst des Publikums zu verteilen war. Dass diese Fragen in den USA kontrovers beantwortet wurden, während man in Deutschland eine politische Gleichschaltung der Meinungen auf allen Ebenen herbeizuführen versuchte, ändert nichts daran, dass die Konstruktion von Helden und Antihelden nicht nur durch die Leistungen einzelner Athleten, sondern maßgeblich von außen – durch eine massenmedial beeinflusste Öffentlichkeit<sup>1201</sup> – bestimmt wurde.

Noch war der Ausgang sportlicher Wettkämpfe hiervon nicht direkt betroffen. Noch konnten Boxer im Ring erfolgreich sein, ohne auf öffentliche Meinungen Rücksicht nehmen zu müssen. Ein *champion* konnte jedoch schnell zum *antihero* werden, wenn er nicht nur seine Kämpfe, sondern vor allem die Gunst des Publikums verlor. Dies galt nicht nur für den Boxsport, der durch Max Schmeling vor allem in Deutschland die politisch wachsende Nachfrage nach Nationalhelden erfüllen konnte. Wie am Beispiel der Olympischen Spiele 1936 gesehen, waren auch andere Sportler hierfür potenziell geeignet – selbst wenn der erfolgreichste Sportler der Spiele, Jesse Owens, nicht nur »Ausländer«, sondern – aus Sicht der Nationalsozialisten – zudem Vertreter einer »minderwertigen Rasse« war.<sup>1202</sup> Die Nazis vertrauten daher eher dem arischen Körpertypus – als Gegenbild zum Juden –, der die Kraft der Volksgemeinschaft

1201 Die »community of publics« ist dadurch gekennzeichnet, dass »far fewer people express opinions than receive them«. Heute besteht zumindest technisch gesehen die Möglichkeit, dass »virtually as many people express opinions as receive them«. Vgl. dazu Mills 1956, S. 264.

1202 Siehe dazu weiter oben Kap. 17, Exkurs I.

symbolisierte.<sup>1203</sup> Auch wenn Schmeling arischen Maßstäben nicht ganz gerecht wurde, wie andere Nazi-Größen übrigens auch, war er nicht zuletzt aufgrund seiner außergewöhnlichen Popularität der wohl bekannteste Sportheld Deutschlands vor dem zweiten Weltkrieg.

Die Kämpfe gegen Louis erscheinen im Rückblick wie ein frühes Lehrstück über die Herstellung moderner Sporthelden. Die zuvor angesprochenen historischen Voraussetzungen sind hiervon nicht zu trennen. Während in England im 19. Jahrhundert erste Helden des Wettkampfsports bereits kollektive Interessen des Publikums zum Ausdruck brachten, die anfänglich noch lokal begrenzt beziehungsweise klassenspezifisch bestimmt waren, sich jedoch schon bald auf nationale Märtyrerfiguren erweiterten, erlebte das Heldentum in Deutschland eine erste Hochphase in der Weimarer Republik. Klassische Sportarten, wie Fußball, Boxen und Sechstagerennen, sorgten für ein großes Publikumsinteresse, vor allem innerhalb der neuen Angestelltenschicht. Der Konsum massenkultureller Produkte, zu denen auch der Sport gehörte, schien herkömmliche Klassen- und Milieugrenzen zu verwischen. Das allgemeine Interesse am Sport wurde auf diese Weise angeregt, und die Nachfrage nach exemplarischen Heldenfiguren stieg sprunghaft an. Im Deutschen Reich gab es zu dieser Zeit ungefähr 3400 Tageszeitungen; die »Berliner Morgenpost« als größte Tageszeitung erreichte bereits eine Auflage von 400.000 Exemplaren; in Zeitschriften und Illustrierten erschienen erste Bildreportagen, Sportgroßveranstaltungen konnten an Rundfunkgeräten live mitverfolgt werden; in den Städten wurden Sportwettkämpfe durch großformatige Plakate angekündigt; in den Kinos wurden »Wochenschauen« präsentiert, in denen nicht nur Filmgrößen, sondern auch Sportstars gezeigt wurden. Die vielfältigen medialen Angebote vergrößerten nicht nur die Nachfrage nach Sport und seinen Stars, sondern ermöglichten zudem eine stärkere Anbindung an kommerzielle Interessen. Eine aktive oder passive Teilhabe am Sport bot zumindest Aussicht auf finanziellen Gewinn. Der Berufssport feierte erste Erfolge, und der zugkräftige »Warencharakter des Sports« schloss erfolgreiche Sportler als »Warenbotschafter« mit ein. Sportler machten vorzugsweise Reklame für Luxuswaren (Autos, Uhren) und Genussmittel (Kaffee, Zigaretten), da man ihnen zutraute, Aufmerksamkeit zu erzielen und Botschaften mit dem Ziel der Verhaltensbeeinflussung zu vermitteln.<sup>1204</sup> Einerseits

1203 »Der Gegentyp zum Arier, die unmittelbar ins Auge springende Alterität, das war für die Nationalsozialisten der Jude. Der Farbige lag für sie weiter weg. Er kontaminierte und zerfraß eher das zunehmend »vernegerte« koloniale Frankreich und die Vereinigten Staaten, verschonte aber Deutschland.« Chapoutot 2014, S. 185.

1204 Die ersten deutschen Werbefachzeitschriften »Die Reklame« und »Propaganda« waren bereits um die Jahrhundertwende auf dem Markt. »Und 1925 errichteten die ersten amerikanischen Werbeagenturen ihre sog. Advertising

wurden der Sport und seine Protagonisten durch diese Entwicklung zunehmend »gesellschaftsfähig«; andererseits sorgten präzise Werbeaktionen dafür, dass die heterogene Gruppe der Sportliebhaber durch gezielte Markt- und Verhaltensanalysen überschaubarer wurde. Wenn der Torwart des 1. FC Nürnberg, Heiner Stuhlfauth, als erster großer Star des Deutschen Fußballs Werbung für »Kaffee Hag« machte<sup>1205</sup>, dann bestand die Absicht des Unternehmens darin, das eigene Produkt über eine vertrauenswürdigende Person an eine stetig wachsende Zielgruppe zu adressieren. Zwar hatten Kaffee und Fußball auf den ersten Blick wenig gemein. Jedoch richteten sich die Werbebotschaft und ihr Träger gezielt an einen Personenkreis, der sich selbst als modern, agil, erfolgsorientiert und leistungsfähig ansah. Konnte man diesen Kreis für sich gewinnen, so ließ sich auch der wachsende Markt der noch unübersichtlichen Schicht der Angestellten besser sortieren.

Unterbrochen wurde diese Entwicklung in Deutschland durch den Nationalsozialismus. Zwar stieg in dieser Zeit das Medieninteresse weiter an, so dass große Sportereignisse auch hier ein großes Publikum erreichten. Allerdings wurde diese Entwicklung seitens der Politik vor allem für eigene Interessen genutzt. Ökonomische Zielsetzungen wurden nicht vernachlässigt, traten jedoch gegenüber ideologischen Absichten zurück. Von erfolgreichen Sportlern wurde erwartet, dass sie die politischen Ziele der Regierung auf ihre Weise unterstützten und für andere Nationen sichtbar machten. Sie galten als Vertreter der »nordischen Rasse«, deren Heldenhaftigkeit durch Herkunft und Vererbung begründet war, so dass ihre Hauptaufgabe darin bestand, ihre »natürliche Überlegenheit« im sportlichen Kampf zu demonstrieren. Ausnahmesportler wie der Boxer Max Schmeling oder der Autorennfahrer Bernd Rosemeyer waren im Sinne der NS-Ideologie dazu bestimmt, diese Aufgabe zu erfüllen.<sup>1206</sup> Weitere Sporthelden fand man vorzugsweise in den eigenen Reihen, wie etwa Reinhard Heydrich, den Leiter des Reichssicherheitshauptamtes und stellvertretenden Reichsprotector von Böhmen und Mähren, der als erfolgreicher Säbelfechter bekannt wurde und aufgrund seines Erscheinungsbildes als »Inbegriff des Ariers« galt.

Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg war das Verlangen nach Helden zunächst gesunken. Brechts Diktum, das er Galilei in den Mund gelegt hatte: »Unglücklich das Land, das Helden nötig hat«<sup>1207</sup>, wurde

Service Agencies« als Zweigniederlassungen in Deutschland und etablierten Werbung damit endgültig als eine Dienstleistung, die nicht nur Anzeigen vermittelte, sondern den gesamten Bereich der Vermarktung übernahm und betreute, also alles aus einer Hand anbot.« Hellmann 2003, S. 236.

1205 Vgl. zu diesem Beispiel Eggers 2001, S. 138.

1206 Siehe dazu weiter oben Anm. 1132.

1207 Brecht 1962, S. 114.

von vielen direkt verstanden, nachdem in den Krisenjahren der Durchhaltewille durch höhnische Appelle an den Heldenmut der Bevölkerung gestärkt werden sollte. Gleichwohl war dieser Zustand nicht von Dauer. Die »Helden von Bern«, also die Gewinner des Fußball-Weltmeisterschaft des Jahres 1954, verhalfen der noch jungen Bundesrepublik zu neuer Reputation nicht nur auf dem Feld des Sports. Der große Jubel bei der Rückkehr der siegreichen Mannschaft nach Deutschland ließ erkennen, dass die begeisterte Menge wieder bereit war, auch sich selbst zu feiern. Das die Nation nur wenige Jahre nach Kriegsende bewegende Ereignis – »wir sind wieder wer« – wurde in der Presse überschwänglich als »Wunder von Bern« gepriesen. Selbst wenn einzelne Kommentatoren den unerwarteten Sieg der deutschen Fußballnationalmannschaft als eigentlichen »Gründungsmythos« der Bundesrepublik überhöhten, blieb der Tag des Endspiels durchaus im kollektiven Gedächtnis vieler Deutscher verankert.<sup>1208</sup>

Dieses Beispiel zeigt, dass die Nachfrage nach Heldengeschichten nach wie vor bestand und offenbar nur neu geweckt werden musste. Doch vermutlich wäre es verfehlt, würde man hieraus historische Regelmäßigkeiten ableiten wollen, um »das irritierende Auf und Ab erstarkender und sich abschwächender Heroismen zu erklären«<sup>1209</sup>. Stattdessen erscheint es sinnvoller, »Heroismen als Kraftfelder«<sup>1210</sup> zu deuten, die auf außerordentliche Herausforderungen mit entsprechenden Vorstellungen, Bildern und Erzählungen reagieren. Sie entfalten ihre Wirkung, indem sie beispielsweise nationale Identifikationsbedürfnisse befriedigen, wie in der noch jungen Bundesrepublik Mitte der 1950er Jahre. Sie schaffen Raum für Abgrenzungen und Unterscheidungen, wie in den politischen Auseinandersetzungen der Vorkriegszeit. Vor allem in Krisenzeiten dienen sie der Rechtfertigung von Opfern, wohingegen sie in Zeiten des Überflusses dazu verhelfen, dem »Überdruß des Alltäglichen« zu trotzen oder den »Zauber des Außergewöhnlichen« wachzuhalten. Wichtig ist, dass Heroismen niemals nur »für sich« existieren, sondern beständig mit »anderen Kraftfeldern konkurrieren und konfliktieren«<sup>1211</sup>. Heldengeschichten geben damit auf jeweils spezifische Weise auch Auskunft über gesellschaftliche Entwicklungen und Auseinandersetzungen, die in ihnen aufscheinen, ohne jedoch direkt ablesbar zu sein. Nur selten sind die Kraftfelder und ihre Konfliktlinien so eindeutig angelegt, wie in den politischen

1208 Vgl. dazu Blecking 2015. Zu dieser Geschichte gehört auch, dass den favorisierten ungarischen Verlierern in ihrer Heimat große Enttäuschung und Verachtung entgegenschlug.

1209 Bröckling 2020, S. 74.

1210 Vgl. ebda., S. 75.

1211 Vgl. ebda.

und rassischen Mythen anlässlich der Kämpfe zwischen Joe Louis und Max Schmeling. Doch wie man schon bei diesem frühen Lehrstück moderner Heldenproduktion sehen kann, ist es durchaus möglich, an ein bestimmtes sportliches Ereignis verschiedenartige Sichtweisen anzulegen, um hieraus divergente – »des einen Held, des anderen Schurke« – Geschichten abzuleiten.

### *Heldenklischees*

Kennzeichnend für die weitere Entwicklung ist die starke Ausdifferenzierung des Heldenbegriffs. Je mehr Heldengeschichten hervorgebracht und geteilt wurden, desto weitläufiger und facettenreicher entwickelte sich auch das Kabinett der Heldenfiguren. Inzwischen gibt es zahlreiche Versuche, die empirische Komplexität und begriffliche Unschärfe der Heldengeschichten und ihrer Gestalten in so genannte »Heldentypologien« zu überführen, um ihre systematische Erfassung zu ermöglichen.<sup>1212</sup> Auf die Schwierigkeiten und Unzulänglichkeiten derartiger Typologien wurde an anderer Stelle bereits hingewiesen:

»Ihre Schemata sind reduktionistisch. Konstitutiv überfordert, geschichtliche Transformationen und kulturelle Übersetzungsprozesse zu fassen, mögen sie zwar auf der Zeitachse unterschiedliche Typen abtragen, können jedoch nicht beschreiben, wie und warum der eine Typus verschwindet und ein anderer aufkommt. (...) Auf ihren Tableaus hat alles seinen Platz, aber alles hat dort nur *einen* Platz. Was die Typologien antreibt – das epistemische Bedürfnis, die Exzeptionalität des Heroischen in Ordnungsrastern zu bändigen –, verhindert zugleich, dass genau das gelingt.«<sup>1213</sup>

Selbst wenn dem Einwand zuzustimmen ist, dass Typologien ihren Gegenstand modellhaft konstruieren und daher eine bevorzugte Sichtweise auf die Wirklichkeit wiedergeben, »die das ganze Gebiet der empirischen Repräsentation durchqueren, sie aber nie überschreiten«<sup>1214</sup>, bieten entsprechende Einteilungsversuche zumindest die Möglichkeit, bestimmte Zeit- und Sozialcharaktere zu identifizieren, denen eine nennenswerte öffentliche Bedeutung zukommt. Für den Sport wurde unlängst eine »Heldentypologie« vorgestellt und mit dem Hinweis versehen, moderne Heldendiskurse seien entscheidend davon abhängig, dass »ein Massenpublikum« bestimmten Personen und Personenkollektiven »heroische

1212 Zur »Heroarchie« von Thomas Carlyle siehe weiter oben Anm. 1080.

1213 Bröckling 2020, S. 71 (Hervorhebung im Original). Grundlegend zur Entwicklung wissenschaftlicher Repräsentationsformen am Beispiel von Taxonomien, Tableaus und Typologien vgl. Foucault 1974, S. 102–113.

1214 Vgl. Foucault 1974, S. 109.

Qualitäten«<sup>1215</sup> zuspricht. Als wichtiger Grund für die Heldenhaftigkeit des Spitzensports wird in diesem Zusammenhang angegeben, dass in diesen Sozialbereich »real existierende Figuren der Außeralltäglichkeit« in einer »unterhaltsamen und sozial harmlosen Weise« hervorgebracht werden:

»Für Millionen Menschen ist er (der Spitzensport; F.B.) aufgrund dieser Kompetenz zu einem wichtigen Lebensbereich geworden, dessen Fehlen als gravierender Verlust gewertet würde. Dadurch, dass er einem unterhaltungs- und spaßorientierten Publikum die Möglichkeit verschafft, an individuellen oder auch kleingruppenbasierten Strategien zur Bewältigung artifizierlicher Krisen- und Bewältigungssituationen teilzuhaben, ohne hierfür selbst Leistungen erbringen zu müssen, konnte er einen gesellschaftlichen Sonderstatus erlangen und sich zu einem Teil der Weltgesellschaft ausdifferenzieren. Die Marginalisierung traditioneller Heldenfiguren hat offensichtlich eine Lücke hinterlassen, in die der Sport mit seiner Personen- und Körperorientierung, seiner Sichtbarkeit und Theatralität, seiner agonalen Konfliktszenierungen, der Serialität seiner Ereignisse und seinen Stellvertretungsanboten mit Erfolg hineinstoßen konnte (...).«<sup>1216</sup>

Die entscheidenden Bedingungen und Merkmale für den Erfolg des Heldenkonzepts im Sport werden hier genannt. Fraglich ist allerdings, ob die gesellschaftliche Aufwertung des Spitzensports zu einem wichtigen Teil der international agierenden Kultur- und Unterhaltungsindustrie tatsächlich geeignet ist, die Zurückdrängung »traditioneller Heldenfiguren« in anderen Lebensbereichen in »unterhaltsamer und sozial harmloser Weise« auszugleichen. Ob der Sport das angenommene Vakuum klassischer Heldengeschichten durch gespielte Leichtigkeit und simulierte Ernsthaftigkeit ebenbürtig ausfüllen kann, lässt sich nicht im bloßen Verweis auf die weltweit hohe Nachfrage nach spitzensportlichen Angeboten entscheiden. Das stetig wachsende Interesse an spannenden Wettkämpfen und heldischen Athleten ist weder als unmittelbar gegeben noch als spontan wirksam vorauszusetzen. Vielmehr ist es durch gesellschaftliche Austauschprozesse vermittelt, die ein spezifisches Verlangen in kalkulierbare Größen verwandeln, welche die fortlaufende »Bildung und Formierung von Bedürfnissen«<sup>1217</sup> maßgeblich beeinflussen. Einen Nullpunkt des Ver-

<sup>1215</sup> Vgl. Bette 2019, S. 182.

<sup>1216</sup> Ebda., S. 22.

<sup>1217</sup> Vgl. Hellmann 2003, S. 351. Für Deutschland stellt der Autor fest, dass sich der Konsumbereich ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts »in nur wenigen Jahrzehnten eine autonome Sphäre erobert« habe. Die »Konsumrevolution« gehe einher mit einer relativ eigenständigen »Bedürfnisproduktion«, die darauf abziele, »immer neue Bedürfnisse zu produzieren«. Die wachsende Dynamik der »Produktion von Bedürfnissen« werde allein durch die »Verfügung über Geld« aufseiten der Konsumenten begrenzt, die freilich ihre »persönliche Kreditlinie« oft überzogen, um eine

langens, der Neigungen und Bedürfnisse gibt es folglich nicht. »Jeder Trieb ist so gesellschaftlich vermittelt, dass sein Natürliches nie unmittelbar, sondern stets nur als durch die Gesellschaft produziertes zum Vorschein kommt.«<sup>1218</sup> Die Voraussetzung ursprünglicher Beweggründe, die man dem Innersten bereitwillig zuerkennen mag, erweist sich als leeres Versprechen. Dieser Mangel an Echtheit wird auch durch massenhafte Nachfragen nicht aufgewogen, zumal insbesondere harmlos erscheinende Unterhaltungsangebote und Spaßbedürfnisse gegen die »Einwanderung der Herrschaft in die Menschen«<sup>1219</sup> keinen guten Schutz bieten.

Die Frage, wie sich gesellschaftliche Vermittlungsprozesse auf die Produktion und Konsumtion von Heldenfiguren auswirken, das heißt welche besonderen Eigenschaften sie zur »Ware« machen und damit ihren »Fetischcharakter« bestimmen, dem seine »ökonomische Formbestimmtheit«<sup>1220</sup> nicht mehr anzusehen ist, gilt es im Folgenden aufzugreifen. Anstatt sich also auf »die leicht überprüfbare soziale Tatsache« zu verlassen, »dass Sportler, wenn sie in Wettkämpfen über sich selbst hinauswachsen«, von Beobachtern »explizit und *regelmäßig* als ›Helden‹ bezeichnet und als solche verehrt«<sup>1221</sup> werden, kommt es darauf an, entsprechende Zuschreibungen und Bewertungen im gesellschaftlichen »Austauschprozess«<sup>1222</sup> zu begreifen. Damit ist gemeint, dass Heldenzuschreibungen nicht schon »als solche«, sondern erst als konkret ver-

»maximale Befriedigung ihrer Bedürfnisse« zu erreichen. Inzwischen orientiere sich das Konsumverhalten vieler Menschen »nicht mehr an der Unausweichlichkeit des Mangels, sondern an der Möglichkeit des Überflusses«. Vgl. ebda., S. 356–359.

1218 Adorno 1972 b, S. 392.

1219 Ebda., S. 393.

1220 Für Marx entspringt der »mythische Charakter der Ware (...) nicht aus ihrem Gebrauchswert«. Sobald Gegenstände als Waren produziert werden, um sie mit anderen Waren bzw. gegen Geld auszutauschen, verwandeln sie sich in »ein sehr vertracktes Ding, voll metaphysischer Spitzfindigkeit und theologischer Mucken«. Werden nämlich nützliche Dinge (Gebrauchswerte) für den Austausch produziert, wird die Frage ihre Verwertbarkeit (Tauschwert) »schon bei ihrer Produktion« zur entscheidenden Größe. »Dies nennen ich den Fetischismus, der den Arbeitsprodukten anklebt, sobald sie als Waren produziert werden, und daher von der Warenproduktion unzertrennlich ist.« Vgl. dazu Marx 1975, S. 85–87.

1221 Vgl. Bette 2019, S. 29. Dort werden einige Medienaussagen wiedergegeben, die den Heldenstatus einzelner Sportler und Sportmannschaften belegen sollen – wie etwa die Schlagzeile der »Bild«-Zeitung nach der unglücklichen Halbfinalniederlage der Deutschen Fußballnationalmannschaft bei der Weltmeisterschaft im Jahr 2006: »Ihr seid trotzdem Helden! Wir weisen mit Euch!«<sup>1221</sup>. Ebda.

1222 Hier in Anlehnung an die entsprechende Kapitelüberschrift von Marx 1975, S. 99.

mittelte – produzierte – Bedürfnisse verständlich werden. Folglich sind Sporthelden nicht bloßer Ausdruck oder einfaches Korrelat für ein gesellschaftlich vorliegendes Heldenbedürfnis<sup>1223</sup>, sondern umgekehrt dient die Herstellung von Heldenfiguren im Sport längst dem Profitstreben derjenigen, die sich vorrangig an durch den Markt vermittelten Chancen und Risiken orientieren, anstatt besondere Bedürfnisse zu befriedigen. Hierauf hinzuweisen ist wichtig, weil die klassische Vorstellung, wonach die Produktion der Befriedigung bestehender Bedürfnisse diene, bereits zum angestaubten Repertoire des frühen Wirtschaftsliberalismus gehört. Die Regulierungskräfte des »freien Marktes«, auf dem sich Produzenten und Konsumenten selbstbewusst begegnen, um ihre Interessen zusammenzuführen, werden heute durch die ungleichen Positionen der Marktteilnehmer bestimmt. Nicht der neutralisierende Preismechanismus, sondern die Profitinteressen der Angebotsseite entscheiden darüber, welche Bedürfnisse zuerst hervorgebracht und anschließend zufrieden gestellt werden. Und da auch der einzelne Anbieter nicht frei in seinen Entscheidungen ist, sondern die Konkurrenz anderer Produzenten fürchten muss, wird das gesamte Warenangebot möglichst so erweitert, dass für nahezu jeden Konsumenten etwas dabei ist. Freilich sorgt die Diversifikation des Warenangebots nicht dafür, dass damit auch die »Fixierung auf die Reproduktion des immer Gleichen«<sup>1224</sup> aufgehoben wird: »In der kapitalistischen Gesellschaft ist der Zwang, fürs Bedürfnis in seiner durch den Markt vermittelten und dann fixierten Form zu produzieren, eines der Hauptmittel, die Menschen bei der Stange zu halten.«<sup>1225</sup>

Vor diesem Hintergrund ändert sich auch die Sichtweise auf die zur Schau gestellten Helden des Sports. Zwar treten sie immer häufiger ins grelle Rampenlicht öffentlicher Bühnen und genießen größtmögliche Anerkennung, Zuneigung und Verehrung vonseiten des Publikums.<sup>1226</sup> Al-

1223 Eine so genannte »soziale Tatsache« wäre nur als »isolierte Tatsache« (*factum brutum*) direkt beobachtbar und mithilfe einer überschaubaren Anzahl von Kategorien beschreibbar. Wie die Geschichte der Soziologie lehrt, scheitert speziell das positivistische Denken daran, eigene Evidenzannahmen und Begriffsvoraussetzungen in ihrer gesellschaftlichen Vermittlung aufzuklären. Dies wird besonders deutlich, wenn trivial erscheinende Tatsachen und Zusammenhänge direkt übernommen werden. Mit positivistischen Mitteln allein sind die hieran geknüpften Geltungsansprüche nicht bestimmbar. Ihr Fetischcharakter erschließt sich erst, wenn unmittelbar erscheinende Sachverhalte in ihrer begrifflichen und gesellschaftlichen Vermittlung aufgearbeitet werden. Da Geltung und Genese einander bedingen, sind sie nicht direkt, sondern nur reflexiv einholbar.

1224 Adorno 1972 b, S. 394.

1225 Ebda., S. 395.

1226 Dem Ziel, die affektiven Bindungen zwischen den Sporthelden auf der einen und dem Sportpublikum auf der anderen Seite zu erhöhen, dienen

lerdings ist diese allgemeine Aufmerksamkeit nur zu einem Teil den auffälligen Leistungen und sportlichen Erfolgen der Akteure geschuldet. Der selten genannte, jedoch zunehmend wichtig werdende andere Teil betrifft die spezifischen Inszenierungsformen, die aus ambitionierten Sportlerinnen und Sportlern gefragte Heldinnen und Helden machen, denen es gelingt, besondere Publikumsbedürfnisse hervorzurufen. Orientiert man sich hieran, so könnte man bereits existierende Heldentypologien nachgerade als Vademekum zur Herstellung sportlicher Heldenfiguren verwenden. Zur Überprüfung dieser Annahme lohnt der exemplarische Blick auf ausgewählte Vertreter der Gattung »Sporthelden«, die als »profane Götter der Neuzeit (...) nicht nur für die Attraktivität des Spitzensports eine große Bedeutung haben«<sup>1227</sup>.

Bei Karl-Heinrich Bette werden unterschiedliche Sozialfiguren im Spitzensport beschrieben, die aufgrund ihrer Eigenarten und Könnerschaft eine starke Bewunderungs- und Identifikationsbereitschaft beim Publikum auslösen. In »sozialer Hinsicht« werden typische Heldenmerkmale etwa durch bestimmte »Positionen und Rollen« beeinflusst, die von einzelnen Akteuren in bezeichnender Weise ausgestaltet werden.<sup>1228</sup> Den »Abwehrhelden«, die etwa beim Fußballspiel das eigene Tor unter höchstem körperlichen Einsatz schützen, stehen die so genannten »Erobererhelden« gegenüber, die möglichst furchtlos in die »heiligen Räume« des Gegners eindringen, um mit Wucht oder Raffinesse einen Treffer zu erzielen.<sup>1229</sup> Bleibt man bei dieser Sportart, so fällt auf, dass einer der bekanntesten deutschen Fußballer, Franz Beckenbauer, als Abwehrspieler berühmt wurde. Das ist bis heute eher untypisch, da »Abwehrhelden« diesen Status seltener erreichen als »Erobererhelden«, weshalb sie in der Regel auch einen deutlich geringeren Marktwert erzielen als Angriffs- oder Mittelfeldspieler. Allerdings war Beckenbauer kein Abwehrspieler im klassischen Sinn. Aufgrund seiner klugen Spielweise und eleganten Bewegungen wurde für ihn die Position des freien Abwehrspielers

die zuerst in den USA eingerichteten »Sports Halls of Fame«. Eine entsprechende Verehrungsstätte, angefüllt mit zahlreichen Erinnerungsstücken berühmter Sportstätten, Wettkämpfe und Athleten existiert unter dem Namen »Hall of Fame des deutschen Sports« seit dem Jahr 2006. Bette spricht in diesem Zusammenhang von einem »zivilreligiösen ›Reliquienkult« und vergleicht das Aufnahmeverfahren in die Ruhmeshalle des Sports mit den Verfahrensschritten zur »Selig- und Heiligsprechung« in der katholischen Kirche. Vgl. Bette 2019, S. 174 und S. 176.

1227 Ebda., S. 26.

1228 Der Autor entwickelt seine »Heldentypologie« entlang der Sinndimensionen »zeitlich«, »räumlich«, »sachlich« und »sozial«, auf die im Rahmen systemtheoretischer Analysen sozialer Ordnungen und kommunikativer Operationen regelmäßig Bezug genommen wird. Vgl. dazu ebda., S. 57–75.

1229 Ebda., S. 61–62.

(*Libero*) entwickelt, die es ihm erlaubte, sich ohne direkten Gegenspieler an den Offensivbemühungen der eigenen Mannschaft zu beteiligen und seine spielerischen Qualitäten einzubringen. Anders als Fritz Walter oder Uwe Seeler, deren Spiel durch Kampfgeist und Opfermut geprägt war, wurde Beckenbauers vornehme Spielweise von Fußballfans eher bewundert als geliebt. Gegenüber seinen Mitspielern und Verehrern versuchte er Distanz zu wahren, da er früh erkannte, dass der Fußballsport ein Geschäftsmodell war, dessen Erfolgsaussichten durch anbiedernde Sentimentalitäten eher eingeschränkt wurden. In dieses Bild passt sein überraschender Rückzug aus dem deutschen Fußball im Jahr 1977, um sich als Spieler dem Fußball-Franchise Unternehmen *New York Cosmos* in der nordamerikanischen Fußballliga anschließen zu können. Während in der deutschen Presse Beckenbauers Wechsel in die fußballerische Diaspora als sportlicher Rückschlag und persönlicher Offenbarungseid verurteilt wurde – noch zwei Jahre zuvor hatte der Spitzenspieler dem US-amerikanischen Fußball keine gute Zukunft attestiert und für sich selbst ausgeschlossen, dort jemals aktiv zu sein –, fand er sich in seiner neuen Umgebung schnell gut zurecht. Anstelle von lokaler Nestwärme und patriotischem Rummel genoss er in New York seine neu gewonnenen Freiheiten. Er pflegte Kontakte zu Prominenten außerhalb des Sports, die sich bisweilen in der Kabine des Clubs wiederfanden, um sich im Kreise namhafter Spieler und ehemaliger Weltstars publikumswirksam ablichten zu lassen. Beckenbauer wurde allmählich zu einer Figur der »Populärkultur«<sup>1230</sup>, deren Bekanntheit und Bedeutung längst über den Sport hinauswies.

Anders als der neun Jahre ältere Mittelstürmer Uwe Seeler, mit dem Beckenbauer zwischen 1965 und 1970 in der Deutschen Fußballnationalmannschaft zusammengespield hatte, verkörperte der ehrfurchtsvoll »Kaiser« genannte Münchener Ausnahmefußballer bereits die neue Generation erfolgsorientierter Spieler, für die Leistung und Lohn das berufliche Zentrum bildeten. Uwe Seeler, der erstmals 1960 zum Deutschen Fußballer des Jahres gewählt worden war, spielte während seiner gesamten Karriere nur für den *Hamburger Sportverein*, obwohl ihm 1961 ein lukratives Angebot von *Inter Mailand* vorlag, das der damals 25-jährige jedoch ausschlug. »Uns Uwe«, wie man ihn seither nannte, wurde damit auf seine Weise zu einem Idol der Massen, die diesen Ausnahmesportler nicht nur für seine zahlreichen Tore, sondern auch für seine Bodenständigkeit und Bescheidenheit rühmten. Beckenbauer hingegen, der schon während der Fußball-Weltmeisterschaft 1974 im Prämienstreit zwischen den Nationalspielern und dem Deutschen Fußballbund als Wortführer aufgetreten war, sah sich nicht nur als Sportler, sondern

1230 Hier verstanden im Sinne einer Kultur, für die das »Merkmal der großen Zahl« bestimmend ist. Vgl. dazu Hecken 2006, S. 80.

ebenso als Geschäftsmann, dessen Leistungen eine angemessene Vergütung verdienten.<sup>1231</sup>

Es waren jedoch nicht die Einstellungen einzelner Spieler, die der Kommerzialisierung des Fußballsports entscheidenden Schwung verliehen. Die Forderungen der Nationalspieler waren zugleich eine Reaktion auf die offizielle Anerkennung von Berufsspielern im selben Jahr. Der Deutsche Fußballbund beharrte seit seiner Gründung im Jahr 1901 auf die Einhaltung des Amateurideals. Erst 1949 wurde der Status des Vertragsspielers eingeführt, wonach ein Spielergehalt von höchstens 320 D-Mark akzeptiert wurde. Voraussetzung hierfür war jedoch, dass jeder Vertragsspieler einen Beruf ausübte, womit der Amateurstatus gewahrt werden konnte. Mit Einführung der Fußball-Bundesliga im Jahr 1963 wurde das so genannte Lizenzspielerstatut beschlossen. Demnach waren Zuwendungen von bis zu 1200 D-Mark monatlich möglich, allerdings blieb der Amateurstatus hiervon offiziell unberührt.<sup>1232</sup> Durch

1231 Kurz vor Beginn der Weltmeisterschaft drohten die deutschen Fußballnationalspieler mit Abreise aus dem Vorbereitungsquartier, da die Vorstellungen zwischen den Spielern und dem Verband zur noch ungeklärten Prämienfrage weit auseinander lagen. Bundestrainer Helmut Schön stellte sich auf die Seite des Deutschen Fußballbundes (DFB) und verurteilte seine Spieler dafür, das kameradschaftliche Verhältnis zu zerstören. Nachdem nach harten Auseinandersetzungen und weiteren Drohungen von beiden Seiten schließlich eine Einigung erzielt werden konnte, war vor allem die Autorität des Bundestrainers beschädigt, der die Verhandlungen resigniert verlassen hatte. Die Position Beckenbauers hingegen war gestärkt, und der DFB musste akzeptieren, dass die Nationalspieler nicht nur für Deutschland, sondern auch für den eigenen Geldbeutel spielten. Die Zeit, als der vorherige Bundestrainer Herberger bei der Fußballweltmeisterschaft 1954 die Höhe der Spielerprämien noch eigenmächtig herabgestuft hatte, um die »Bodenhaftung« der Nationalspieler nicht zu gefährden, war damit endgültig überwunden.

1232 Das monatliche Gehalt eines Bundesligaspielers betrug im Regelfall zwischen 250 und 500 D-Mark und sollte die Grenze von 1200 D-Mark nicht überschreiten. Nur in Ausnahmefällen und mit Zustimmung des DFB durfte die Gehaltsobergrenze auf 2500 D-Mark angehoben werden. Die Spieler profitierten jedoch bereits von Ablösesummen, die im Falle eines Vereinswechsels bis zu einer Höhe von maximal 50.000 D-Mark erhoben werden konnten. 20% hiervon durften als Handgeld von den Spielern einbehalten werden. Da in anderen Ländern der Berufsfußball schon Jahrzehnte zuvor eingeführt worden war, versuchte man die Konkurrenzfähigkeit dadurch aufrechtzuerhalten, dass die Vereine verdeckte Zahlungen aus Ticket- und Werbeeinnahmen vornahmen, um ihre besten Spieler nicht an ausländische Clubs zu verlieren. Vgl. Grüne 1995, S. 166–171. Der Bundesligaskandal in der Saison 1970/71, in dem hohe Summen an Bestechungsgeld an Spieler gezahlt wurden, um den Abstiegskampf zu beeinflussen, steht somit

die Zulassung des Vollprofitums im Jahr der Fußballweltmeisterschaft 1974 unterlagen Spielergehälter und Ablösesummen in der Bundesrepublik erstmals keinen institutionellen Reglementierungen. Der Prämienstreit zwischen dem DFB und seinen Nationalspielern war somit auch dem Umstand geschuldet, dass der Ökonomisierung des Fußballsports auch verbandsrechtlich keine Schranken mehr gesetzt wurden. Die Geister, die man damit rief, wurden von Beckenbauer und seinen Mitstreitern bereitwillig akzeptiert und für die eigenen Interessen genutzt.

Beckenbauer, der aufgrund seiner außergewöhnlichen Spielweise und seinen Führungsqualitäten auf und außerhalb des Spielfeldes zahlreiche Sonderrechte beanspruchte, war zugleich der erste Fußballspieler in Deutschland, der einen eigenen Manager beschäftigte. Robert Schwan, der nicht nur Beckenbauers privater Berater, sondern seit 1964 auch Clubmanager des FC Bayern München war, handelte für seinen Schützling lukrative Werbeverträge und Marketingeinsätze aus.<sup>1233</sup> Da die professionelle Vermarktung von Sportlern in den 1960er und 1970er Jahren in Deutschland noch nicht weit fortgeschritten war, kam es mitunter zu unfreiwillig komischen Reklameaktionen – wie etwa den Werbespot für einen deutschen Suppenhersteller, der dem »Kaiser« noch zwei Jahrzehnte später im Rahmen seiner erfolgreichen Trainertätigkeit den Spitznamen »Suppenkasper« von einem daraufhin freigestellten Nationalspieler einbrachte. Doch gab es auch erfolgreiche und einträgliche Werbege­schäfte, wie die Zusammenarbeit Beckenbauers mit einem großen deutschen Sportartikelhersteller, der dessen Engagement als Werbefigur mit jährlich 100.000 D-Mark vergütete.<sup>1234</sup> Der auf unterschiedlichen Ebenen – als Spieler, Trainer und Funktionär – äußerst erfolgreiche »Deutsche Fußballer des Jahrhunderts«<sup>1235</sup> verkörpert gleichsam den Prototyp des modernen *selfmade man*, dessen Überzeugung darauf gründet, das Erreichte im Wesentlichen sich selbst zu verdanken. Im Sport ist diese eher für das 19. Jahrhundert eigentümliche Sichtweise, die vor allem von erfolgreichen Politikern, Militärs und Unternehmern öffentlich zur Schau gestellt wurde, auch noch einhundert Jahre später gesellschaftsfähig. Während selbst die erfolgreichsten Vertreter der genannten Berufsgruppen spätestens mit Beginn der Katastrophe des Ersten Weltkrieges erkennen mussten, dass ihre angenommene Souveränität und Überlegenheit von anderen weltpolitischen Mächten dominiert wurde, wurden die

in der Kontinuität verdeckter Geldzuwendungen im »normalen Spielbetrieb«. Vgl. dazu Engels 2021.

1233 Vgl. Mährlein 2013, S. 92–94.

1234 Ebda., S. 93.

1235 Im Rahmen einer Umfrage unter 2500 Mitgliedern des Verbandes Deutscher Sportjournalisten wurde Beckenbauer im Jahr 2000 mit großem Abstand zum deutschen »Spieler des Jahrhunderts« gewählt. Bei der Wahl zum »Trainer des Jahrhunderts« erreichte er den fünften Platz.

Sporthelden der 1970er Jahre ungebrochen als Persönlichkeiten mit beharrlicher Ich-Stärke in Szene gesetzt, die den bedrängenden Widrigkeiten in- und außerhalb des Sports erfolgreich zu trotzen schienen.

Ihre im Vergleich zu den 1960er Jahren deutlich erhöhte mediale Präsenz trug dazu bei, dass herausragende Sportler bestimmte äußerliche Merkmale und extravagante Auftritte als persönliche Eigenarten auswiesen, wodurch ihre Bekanntheit zusätzlich gesteigert wurde. Auch hierfür lassen sich zwei Fußballspieler exemplarisch aufführen, die zusammen mit Beckenbauer in der Deutschen Nationalmannschaft aktiv waren. Günter Netzer, der 1972 und 1973 zum Fußballer des Jahres in Deutschland gewählt worden war, galt nicht nur als idealer Spielgestalter, sondern ebenso als eigenwillige und schwierige Persönlichkeit.<sup>1236</sup> Es waren nicht nur seine besonderen fußballerischen Fertigkeiten, die ihn bekannt machten. Zu seinem Markenzeichen gehörten neben punktgenauen Pässen über siebzig Meter außerdem seine langen blonden Haare, die der Spieler bei seinen Vorstößen in die gegnerische Hälfte sowie seinen gefürchteten Freistößen markant ins Bild setzen konnte. Während die wehenden Haare in der Bewegung dem eher lauffaulen Spieler zumindest den Anschein einer besonderen Dynamik verliehen, boten Freistoßgelegenheiten eine andere Perspektive. Netzer zelebrierte das Zurechtlegen des Balles, den er minutiös platzierte. Nahaufnahmen zeigten Ball und Spieler, deren innige Verbindung den mit Spannung erwarteten Torjubel vorwegnahm. Gelang ein Treffer, so flogen die Haare des Torschützen wild durch die Luft, der als vermeintlicher Nonkonformist und Lebenskünstler vor allem für linke Fußballfans der 68er Generation zur Kultfigur wurde.

Netzer selbst war sich seiner Wirkung wohl bewusst; er distanzierte sich hiervon jedoch mit lakonischen Aussagen und gegenläufigen Aktionen. Je stärker der öffentliche Wunsch wurde, ihn als politische Person zu vereinnahmen, desto größer wurde die Abneigung des Spielers, für fortschrittliche und emanzipatorische Ziele einzustehen. Stattdessen hob Netzer unmissverständlich hervor, »total unpolitisch«<sup>1237</sup> zu sein und frönte seiner Leidenschaft für schnelle Autos und mondäne Auftritte. Dass seine langen Haare kein Ausdruck seiner politischen Gesinnung waren, unterstrich er mit dem spöttischen Hinweis, seine damalige Freundin hätte ihm bescheinigt, mit kurzen Haaren »bescheuert« auszusehen.<sup>1238</sup>

Entgegen der ihm bereitwillig zugeschriebenen Eigenschaften war Netzer vor allem ein erfolgreicher Geschäftsmann, der schon zu Beginn seiner aktiven Zeit als Fußballer die Stadionzeitung seines Vereins

<sup>1236</sup> Vgl. Mährlein 2013, S. 95.

<sup>1237</sup> So rückblickend in einem Interview aus dem Jahr 2003. Vgl. ebda., S. 96.

<sup>1238</sup> Vgl. ebda., S. 97.

vermarktete und etwas später eine Diskothek betrieb. Nach seiner Spielerkarriere übernahm er zunächst erfolgreich einen Managerposten beim Hamburger Sportverein und beteiligte sich anschließend an der medienrechtlichen Vermarktung von Spielen der Fußball-Bundesliga und Weltmeisterschaft. Im Jahr 2000 erhielt er zusammen mit dem Moderator Gerhard Delling den Adolf-se-Preis für die unterhaltsame Präsentation von Fußball-Länderspielen im Fernsehen. Ähnlich wie Beckenbauer verkörperte auch Netzer die Figur des *selfmade man*, dem es gelang, seine sportlichen Leistungen und Erfolge scheinbar mühelos in andere Aufgabenfelder zu überführen. Anders jedoch als der »Kaiser«, der persönliche Fehlritte und rechtliche Verstöße scheinbar unbekümmert zu überspielen versuchte und selbst hierfür bewundert wurde, schrieb man der »Diva vom Niederrhein« – so Netzers Spitzname – Eigenschaften und Haltungen zu, die dieser resolut zurückweisen musste, um nicht vereinnahmt zu werden. Netzers eigensinniges Gehabe wirkte zwar weniger elegant als Beckenbauers öffentliches Auftreten, jedoch verhalf es dem früheren Mittelfeldspieler, seine beruflichen Ziele ähnlich zielstrebig und erfolgreich durchzusetzen wie sein ehemaliger Nationalmannschaftskollege. Als deklariertem Rebell, der er weder war noch sein wollte, profitierte Netzer von den gesellschaftlichen Reformen und Umbrüchen der 1970er Jahre, die seinem öffentlichen Image entgegenkamen und schließlich für eigene Zwecke von ihm genutzt werden konnten. Als Randnotiz bleibt zu erwähnen, dass die ihm fälschlicherweise zuerkannten Attribute sich als höchst passfähig für die Erwerbsbiografie des früheren Fußballprofis erwiesen.

Das dritte Beispiel aus der Generation erfolgreicher Fußballspieler, denen es gelang, ihren Heldenstatus karrierefördernd einzusetzen und lukrativ zu vermarkten, betrifft den 1971 in der Deutschen Fußballnationalmannschaft debütierenden Offensivverteidiger Paul Breitner. Der Spieler, der nach zahlreichen Erfolgen mit dem FC Bayern München und dem Gewinn der Fußball-Weltmeisterschaft 1974 noch im selben Jahr für eine Ablösesumme von zwei Millionen D-Mark zu *Real Madrid* wechselte, stand im Ruf, ein politisch engagierter Regimekritiker und potenzieller Umstürzler zu sein:

»Zu Beginn seiner Karriere galt Paul Breitner als die fußballerische Verkörperung der APO (Außerparlamentarische Opposition)-Generation. Nachdem er sich einmal bei der Lektüre der Peking-Rundschau und mit Mao-Poster über dem Bett ablichten ließ, galt er als Linker.«<sup>1239</sup>

Freilich erwies sich diese quasi-politische Inszenierung als bloßes Spektakel, das darauf abzielte, die Öffentlichkeit zu provozieren. Während der Bundestrainer Helmut Schön bei der Fußball-Weltmeisterschaft 1974 im Zuge der Prämienverhandlungen Breitner tatsächlich als »Maoisten«

1239 Ebda., S. 99.

beschimpfte und auf dessen Maskerade hereinflief<sup>1240</sup>, hatte Breitner überhaupt kein Problem damit, noch im selben Jahr zum königlichen Club ins faschistische Spanien der Franco-Ära zu wechseln. Breitner genoss nicht nur das luxuriöse Leben in Spaniens Profliga, sondern er achtete weiterhin darauf, die Öffentlichkeit über sich im Unklaren zu lassen: »Ich werde mich nicht so präsentieren, dass man mich einkatalogisieren (sic!) kann. Mich kennt niemand. Keiner weiß mich einzuschätzen.«<sup>1241</sup> Es ist nicht bekannt, ob und wie es dem erfolgreichen Fußballer, Bürgerschreck und Buhmann gelang, zwischen sich und seiner öffentlichen Wirkung zu unterscheiden – in jedem Fall war die Strategie der Reizung und Bruskierung seiner Umwelt gut geeignet, um sich selbst im Gespräch zu halten. »Ich vermarkte alles«, war sein Motto und er meinte selbst von sich, dass er zu 85 Prozent Geschäftsmann und zu 15 Prozent Fußballspieler gewesen sei.<sup>1242</sup> Während Netzer das ihm angetragene öffentliche Image zurückweisen musste, um sich treu bleiben zu können, war Breitner darum bemüht, öffentlichen Erwartungen vorbeugend auszuweichen, indem er seine Ansichten wechselte und seine Bewunderer, wenn sie ihm zu nahe kamen, gezielt enttäuschte. Dies tat seiner Verehrung kaum Abbruch, jedoch erzielte Breitners Attitüde des Antihelden einen deutlich geringeren Zuspruch als dies bei der so bezeichneten »Lichtgestalt« Beckenbauer oder dem verhinderten »Lebenskünstler« Netzer der Fall war. Kultstatus erreichte Breitner vor allem bei denjenigen, die sich selbst als unbequeme Querköpfe verstanden und davon überzeugt waren, dass ein Fortkommen in der Welt überhaupt nur durch Widerständigkeit – gleichgültig wogegen – möglich sei. Am Beispiel des auch nach seiner aktiven Laufbahn erfolgreichen Boulevardkolumnisten und Fernsehkommentators ließ sich gut belegen, dass diese Haltung zumindest der eigenen Karriere nützlich war. Als Prototyp des Ichs im Widerstand verkörpert Breitner auf eigentümliche Weise die Figur des ortlosen Kritikers, der verschiedentlich aufbegehrt und provoziert, um sich dadurch selbst ins rechte Licht zu setzen. Der schon früh ausgebildete Ehrgeiz mündete bei diesem Ausnahmesportler in eine Erfolgsbesessenheit, die nur nach passenden Gelegenheiten suchte, um sich zu verwirklichen. Breitner war nach seiner Karriere zwar weniger einflussreich als Beckenbauer oder Netzer, jedoch mangelte es auch ihm nicht an Auskommen und Anerkennung.

Für die drei hier genannten Beispiele lässt sich festhalten, dass zunächst die sportlichen Erfolge das jeweilige Image der Spieler beeinflussten. Hinzu kamen jedoch besondere Qualitäten (spielerische Eleganz),

1240 Siehe dazu weiter oben Anm. 1231.

1241 So Breitner über sich selbst, zit. nach Mährlein 2013, S. 100.

1242 Ebda. Der Titel von Breitners im Jahr 1980 erschienenen Buches lautete bezeichnenderweise: »Ich will kein Vorbild sein.« Vgl. ebda.

äußerliche Merkmale (lange Haare) oder auffällige Verhaltensweisen (inszenierte Exzentrizität), die als spezifische Erkennungszeichen wahrgenommen wurden. Die seit den 1970er Jahren deutlich erhöhte mediale Präsenz verstärkte den Trend zur Personalisierung, so dass bestimmte Sportler verstärkt nach außersportlichen Eigenschaften und Verhaltensweisen beurteilt wurden. Stimmt die hierbei zugrunde gelegten Maßstäbe (Leichtigkeit, Nonkonformismus, Renitenz) mit programmatischen gesellschaftlichen Zielsetzungen (Offenheit, Emanzipation, Individualismus) überein, dann gewann das öffentliche Image gegenüber dem Selbstbild eines Sportlers an Bedeutung. Wurde der »Kaiser« zur »Lichtgestalt«, die »Diva vom Niederrhein« zum »Lebenskünstler« oder der »Rote Paul« auf offener Bühne zum »Antiheld« erklärt, so war es für die Betroffenen selbst kaum noch möglich, dieses Bild zu korrigieren. Ergo lag es nahe, das öffentliche Image für die eigene Karriere zu nutzen. Die aufgrund medialer Vermittlungen wachsende Distanz zwischen den Sporthelden und ihren Verehrern verstärkte die Tendenz, im Bild der Öffentlichkeit vornehmlich das eigene öffentliche Bild zu bedienen. Auf diese Weise war es möglich, dass auch ein selbsterklärter »Antiheld« seinen eigenen Heldenstatus begründen und konsolidieren konnte.

### *Heldenvermarktung*

In den 1980er Jahren erweiterte sich das mediale Angebot sprunghaft – mit entsprechenden Auswirkungen auf das Verhältnis zwischen den Sporthelden und ihrer Anhängerschaft. Die Grundlagen hierfür wurden 1987 geschaffen, als die Regierungschefs der elf Bundesländer in Bonn zusammentrafen, um einen neuen Rundfunkstaatsvertrag auszuhandeln. Dieser sah vor, dass neben den öffentlich-rechtlichen Anstalten künftig auch durch Werbeeinnahmen finanzierten Privatsendern Übertragungen im Radio und Fernsehen ermöglicht wurden. Das so genannte »duale System« konnte eingerichtet werden, da der technische Empfang nicht mehr nur über herkömmliche Antennen, sondern inzwischen auch über Kabelnetze möglich war. Die Zahl der Kabelanschlüsse stieg in den ersten Jahren vor allem in den Ballungsräumen rasch an, so dass mit der Ausweitung des Sendeangebots zugleich der Konkurrenzkampf um die Höhe der Einschaltquoten vorangetrieben wurde. Konnten die öffentlich-rechtlichen Sender bisher für sich in Anspruch nehmen, die maßgebliche »Stimme der Autorität«<sup>1243</sup> zu sein, so entwickelten die neu-

1243 Hiervon profitieren die Nachrichtensendungen der ARD und des ZDF, die bis heute als besonders seriös gelten. ARD ist eine Kurzbezeichnung für die 1950 gegründeten »Arbeitsgemeinschaft der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten der Bundesrepublik Deutschland«. Das »Zweite Deutsche

en Privatsender vornehmlich unterhaltungsorientierte Formate, die den Trend zur Boulevardisierung des Fernsehens und des Rundfunks verstärkten. Talkshows, Glückspiele, Teleshopping, Rate- und Castingformate sowie Erotikangebote versprachen steigende Quoten und Werbeeinnahmen. Mit der Anzahl der Privatsender erhöhte sich jedoch auch die Anzahl entsprechender Angebote, so dass eine Marktüberreizung mit rückläufigen Gewinnaussichten zu erwarten war. Der Sport bot in diesem Zusammenhang Aussicht auf Abhilfe. Während sich die bisherigen Unterhaltungsformate immer stärker anglichen, so dass Unterschiede kaum noch erkennbar waren, versprach die exklusive Übertragung von Sportereignissen spannende Unterhaltung und Ablenkung.

Am 7. Juli 1985 verfolgten elf Millionen Fernsehzuschauer im ZDF, wie der erst siebzehnjährige Tennisspieler Boris Becker im Endspiel von Wimbledon den US-Amerikaner Kevin Curren besiegte und als erster Deutscher und erster ungesetzter Spieler den Titel im Herreneinzelfinale des wichtigsten Tennisturniers der Welt errang. Dieser Sieg veränderte die deutsche Sportlandschaft in kurzer Zeit. In den Medien wurde die bisherige Randsportart Tennis zur zweitwichtigsten Sportart – hinter dem Fußball. Weitere Erfolge von Boris Becker, Steffi Graf und Michael Stich sorgten für spannende Liveübertragungen, die die Programmpläne der übertragenden Sender regelmäßig durcheinanderbrachten. Bereits bestehende Tennisvereine erhielten großen Zulauf, neue Tennisclubs wurden gegründet und der Absatz für Tennisprodukte boomte.

Die Privatsender erkannten schnell das hierin liegende Potenzial. Der Medienunternehmer und Filmrechthändler Leo Kirch gründete 1988 den ersten privaten Bezahlfernsehsender »Teleclub«, der drei Jahre später von Kirch und dem Medienkonzern Bertelsmann als Abo-Fernsehsender »Premiere« fortgeführt wurde. Zwar stieg die Zahl der Abonnenten, jedoch erwiesen sich die notwendigen Investitionen für das neue Medienangebot Pay-TV als zu hoch. Der in den 1990er Jahren unter dem Namen »Premiere World« geführte Monopolist auf dem deutschen Bezahlfernsehmarkt erreichte nicht die notwendige Zahl an Abonnenten, um kostendeckend zu arbeiten. Die »Kirch-Gruppe« geriet in Finanznöte, und da im Free-TV zumindest die Zusammenfassungen der Fußball-Bundesliga frei verfügbar waren, fehlten die Anreize für einen Wechsel zum Bezahlfernsehen. Im Jahr 2002 war die »Kirch-Holding« zahlungsunfähig und »Premiere« wurde verkauft.

Kirch hatte 1996 noch versucht, über den Erwerb von Anteilen an Übertragungsrechten im Automobilrennsport die Abonnentenzahl zu erhöhen. Die Aussichten hierfür waren gut, denn in den beiden Jahren

Fernsehen« (ZDF) wurde 1963 als öffentlich-rechtliche Sendeanstalt gegründet, die ebenfalls überwiegend aus dem Rundfunkbeitrag finanziert wird.

zuvor hatte der deutsche Fahrer Michael Schumacher zwei Weltmeistertitel in der »Königsklasse« Formel 1 errungen, wodurch das allgemeine Interesse an dieser Sportart in Deutschland stark gestiegen war. Allerdings hielten die öffentlich-rechtlichen Sender sowie der Privatsender »Radio Télévision Luxembourg« (RTL) ihre Angebote aufrecht, so dass sich das Bezahlfernsehen in diesem Marktsegment nicht durchsetzen konnte. Auf ähnliche Weise scheiterte auch der Versuch, das Bezahlfernsehen in Deutschland über Boxsportangebote zu etablieren. Auch hier waren die Voraussetzungen vergleichsweise günstig, da nach dem Mauerfall bekannte Boxer aus der ehemaligen DDR – Henry Maske, Sven Ottke, Axel Schulz – im wiedervereinten Deutschland zu medialen Sporthelden aufgebaut werden sollten. Jedoch erwies sich der Privatsender RTL erneut als zu starker Konkurrent, der das Zuschauerpotenzial dieser Sportart und seiner Protagonisten frühzeitig erkannt und sich die Übertragungsrechte rechtzeitig gesichert hatte. Zwar wurde die Berichterstattung über Sportarten wie Tennis, Automobilrennsport, Boxen, Eishockey und anderen durch ergänzende Angebote im Bezahlfernsehen insgesamt erweitert; die Insolvenz der »Kirch-Gruppe« ließ sich hierdurch freilich nicht verhindern. Sporthelden wie Boris Becker, Steffi Graf, Michael Schumacher oder Henry Maske wurden in Deutschland auch noch um die Jahrtausendwende überwiegend von den öffentlich-rechtlichen sowie von privaten Fernsehsendern mediengerecht in Szene gesetzt.

Das Hauptaugenmerk anschließender Pay-TV-Aktivitäten in Deutschland richtete sich vor allem auf den Fußballsport. Hinsichtlich der Übertragungsrechte für die Fußball-Bundesliga wurden hier die größten Zuwachszahlen respektive Gewinnmargen erwartet. Zwar hatte »Premiere« bereits im Jahr 1991 erstmalig ein komplettes Bundesligaspiel gesendet, jedoch war der Zuschauerkreis zu dieser Zeit noch so klein, dass die Übertragung eher einem Pilotprojekt zur Evaluierung künftiger Liveangebote glich. Im Jahr 2000 erwarb der Bezahlsender erstmals die Übertragungsrechte für alle Bundesligaspiele und bot die aus dem Radio bereits bekannte »Bundesligakonferenz«<sup>1244</sup> nunmehr auch im Bildformat an, wodurch das Angebot für viele Zuschauer attraktiver wurde. Nachhaltig profitierten hiervon jedoch erst nachfolgende Kabelnetzbetreiber, Digitalanbieter und Internet-Streamingdienste, wie etwa die »Deutsche Telekom«<sup>1245</sup>,

- 1244 Bei »Konferenzschaltungen« im Bezahlfernsehen werden parallel stattfindende Spiele simultan präsentiert. Die Spannung wird dadurch erhöht, dass wichtige Ereignisse durch rasches Umschalten an den jeweiligen Ort des Geschehens herausgestellt werden, so dass der Zuschauer den Eindruck gewinnt, am Gesamtgeschehen eines Spieltags direkt beteiligt zu sein.
- 1245 Die »Deutsche Telekom AG« existiert in ihrer heutigen Form seit 1995. Bereits seit 1991 engagierte sich die Vorgängerorganisation »Deutsche Bundespost Telekom« als Sponsor im Profiradsport. Gefördert wurde das »Team Telekom« (1991–2003) beziehungsweise das »Team T-Mobile«

»Sky Deutschland«<sup>1246</sup> oder das 2016 gegründete Medienunternehmen »DAZN«<sup>1247</sup>, denen es gelang, die audiovisuelle Sportvermarktung durch adressatenspezifische Programmangebote in hohe Gewinnzonen zu führen. Inzwischen erweist sich der gesamte TV-Sportanbietermarkt als äußerst unübersichtlich, da die Übertragungsrechte regelmäßig wechseln, neue Anbieter hinzukommen, inhaltliche Angebote diversifiziert und technische Voraussetzungen adjustiert werden, so dass es selbst für Spezialisten immer schwieriger wird, den Überblick zu behalten.

- (2004–2007). Nach zahlreichen Dopingfällen, die den Konzern selbst ins Zwielicht brachten, beendete die »Deutsche Telekom« im November 2007 ihr Radsportengagement. Fortan verlegte der Konzern seine Aktivitäten auf den Basketballsport, zunächst als Sponsor der »Telekom Baskets Bonn« sowie seit 2014 als TV-Anbieter nationaler und internationaler Basketballspiele. Inzwischen wurde das Übertragungsangebot unter dem neuen Namen »Magenta TV« erweitert und umfasst auch Spiele der Deutschen Eishockey Liga und der Eishockeynationalmannschaft. Im Bereich des Fußballs sicherte sich der Konzern die Übertragungsrechte für die »3. Liga« und für die »Frauen-Bundesliga«. Aufhorchen ließ das Engagement der »Deutschen Telekom« im Wettbewerb um internationale Übertragungsrechte im Fußball. Im Jahr 2019 erhielt der Konzern den Zuschlag für die Übertragung der Fußball-Europameisterschaft 2024 und im Rahmen der Fußball-Weltmeisterschaft 2022 wurden sämtliche Spiele bei »Magenta TV« gezeigt – davon 16 Spiele nur von diesem Sender.
- 1246 Die »Sky Deutschland AG« übernahm im Jahr 2009 das Programmangebot der »Premiere AG«, die nach der Insolvenz der »Kirch-Gruppe« das ursprüngliche »Premiere-Konzept« übernommen und unter anderem Namen sowie in modifizierter Form fortgeführt hatte.
- 1247 Der Streamingdienst »DAZN« wurde vom russischen Multimilliardär Blawatnik begründet, der nach dem Zerfall der Sowjetunion seinen Reichtum mit dem Handel von Rohstoffen und Computern erwirtschaftete. Die Strategie von »DAZN« besteht darin, andere Medienunternehmen wie »Sky« oder »Amazon« vom Markt zu verdrängen, um ein Monopolstellung für Streaming-Angebote zu erreichen. Für das Sportsegment des Unternehmens bedeutet dies, möglichst viele Übertragungsrechte einzukaufen, um ungehindert wachsen zu können. Im Sinne dieser Zielstellung werden selbst hochpreisige Aufwendungen als langfristig lohnende Investition angesehen. Das Programmangebot wird über unterschiedliche Kanäle (z.B. »Eurosport«, »Red Bull TV«, NFL Network«, »NBA TV«) ausgestrahlt und umfasst inzwischen zahlreiche Sportarten. Der stark umkämpfte nordamerikanische Markt wird von »DAZN« durch den Erwerb der Übertragungsrechte von Spielen der NFL ( »National Football League«) sowie der NBA ( »National Basketball Association«) mittlerweile entscheidend mitgeprägt. In Europa richtet sich das Hauptaugenmerk des Medienunternehmens vor allem auf nationale und internationale Wettbewerbe im Fußballsport.

Während kleine Spartensender, wie das 1993 gegründete »Deutsche Sportfernsehen« (DSF), aufgrund ihres geringen Marktanteils mit anderen Partnern fusionieren mussten, um im Wettbewerb bestehen zu können<sup>1248</sup>, waren alle TV-Anbieter gleichermaßen gehalten, die kontinuierlich steigenden Kosten für die Übertragungsrechte attraktiver Sportwettbewerbe zu refinanzieren. Dies galt für große ebenso wie die kleine Rechteinhaber, die als Erst- oder Zweitverwerter neuartige Sendeformate entwickeln mussten, um hohe Marktanteile zu erreichen. Dies führte dazu, dass herkömmliche Formen der Sportberichterstattung, bei denen die Informationen über Ergebnisse und Ereignisse noch im Vordergrund standen, schrittweise durch neue Programminhalte ergänzt wurden, die darauf abzielten, den Unterhaltungswert zu steigern, um möglichst viele Zuschauer anzulocken. Vorreiter hierfür war »Das aktuelle Sportstudio«, das im Jahr 1963, mit Beginn des Sendebetriebs des ZDF und zeitgleich mit Einführung der Fußball-Bundesliga, erstmals ausgestrahlt wurde. Durch die Aufnahme von Reportagen, Kommentaren, Interviews sowie die Einfügung von Showelementen – wie die seit 1964 eingesetzte »Torwand« – gelang es, die Sportberichterstattung zu erweitern und neue Zuschauerkreise zu erschließen. Anders als die von der ARD produzierte »Sportschau«, die den Vorteil hatte, bereits am frühen Samstagabend über die Spiele der Fußballbundesliga berichten zu können, umfasste die Redaktion des »Sportstudios«<sup>1249</sup> von Beginn

1248 Im Jahr 2010 entstand aus dem Zusammenschluss des »DSF« mit dem Online-Portal »sport1.de« der neue TV-Anbieter »Sport1 – Das Sportfernsehen«. Da die Zuschauerquoten dieses Senders insgesamt hinter den Erwartungen zurückblieben, wurde das Programm mit kostengünstigen Sendeformaten – Talkshows, Erotiksendungen, Ratespiele, Dokusoaps – angefüllt. Im Jahr 2015 sicherte sich »Sport1« die Übertragungsrechte für die »UEFA Euro League« – ehemals »UEFA Cup« –, einem Fußballwettbewerb für europäische Clubmannschaften, die in ihren nationalen Ligen zu Saisonabschluss einen Platz hinter den Teilnehmern an der »UEFA Champions League« erreicht haben. Das Profil des Senders als Sportanbieter konnte auf diese Weise zumindest vorübergehend – die Übertragungsrechte umfassten einen Zeitraum von drei Jahren – nachgebessert werden. Da der Wettbewerb zwischen den TV-Sportanbietern in den letzten Jahren weiter zugenommen hat, dürfte es für Sportsender mit geringen Marktanteilen allerdings zunehmend schwierig werden, gewinnträchtige Übertragungsrechte einzuwerben.

1249 Da »Das aktuelle Sportstudio« erst am späten Samstagabend ausgestrahlt wird, wurde die Sendung im Jahr 1999 in »ZDF Sportstudio« unbenannt. Eine weitere ZDF-Sportsendung, die ebenfalls 1963 erstmals ausgestrahlt wurde, folgte einem anderen Konzept. Der »Sport-Spiegel« war eine Dokumentationssendung, die durch eigene Recherchen und Berichte über Themen abseits vom aktuellen Sportgeschehen das Ziel einer kritischen Sportbegleitung verfolgte. Da die Sendung nur geringe Zuschauerquoten

an einen vergleichsweise hohen Mitarbeiterstand. Auch auf diese Weise war es möglich, dem einzigen Konkurrenten jener Zeit zahlreiche Zuschauer abzugewinnen und bis heute – also 60 Jahre später und unter stark veränderten Konkurrenzbedingungen –, eine stabile Marktposition zu behaupten.

Vor allem mit dem Eintritt privater TV-Anbieter seit den 1990er Jahren wurde der Trend verstärkt, Sport in möglichst unterhaltsamer Form zu präsentieren. Spätestens ab der Jahrtausendwende, als die Fernsehübertragungsrechte der Fußballbundesliga-Saison 2000/01 erstmals die Marke von 350 Millionen Euro überstieg<sup>1250</sup>, wurde der Schritt von der anfangs noch schlichten Berichterstattung über kurzweilige Unterhaltungsangebote hin zur kommerziellen Darbietung endgültig vollzogen. Um die erworbenen Übertragungsrechte vollumfänglich nutzen zu können, wurde die Sendezeit stark ausgedehnt. Für die Live-Übertragung eines 90-minütigen Fußballspiels benötigt man heute mittlerweile mehr als die doppelte Zeit. Schon vor dem Anpfiff werden die Zuschauer mit vollmundigen Ankündigungen, Vorberichten und Interviews auf das bevorstehende Ereignis eingestimmt. Ausgesuchte Experten – zumeist ehemalige Spieler oder Trainer – äußern sich sowohl vom Spielfeldrand als auch vom Reporterplatz aus. Durch das Umschalten zwischen den Positionen soll nicht nur der Eindruck von Lebendigkeit und Nähe hergestellt werden, sondern zugleich bietet sich die Möglichkeit, zusätzliche Werbeblöcke oder Gewinnspielangebote einzufügen. In der Spielpause kommen die Gesprächspartner erneut zu Wort, um ihre Expertise abzugeben. Allerdings ist die Dauer der Gesprächszeit in der Halbzeit stark eingeschränkt, um genügend Raum für kommerzielle Werbung zu belassen. Für die so genannte »Halbzeitanalyse« stehen häufig nur wenige Minuten zur Verfügung, so dass das Ziel dieser »Experteninterviews« vor allem darin besteht, die Zuschauer an den Bildschirmen zu halten.

Der Versuch, die Halbzeitpause vollständig durch Showeinlagen auszufüllen, hat sich in Deutschland bislang noch nicht bewährt. Im Jahr 2017 wurde das Publikum beim DFB-Pokalfinale in der Halbzeit durch den Auftritt einer bekannten deutschen Schlagersängerin unterhalten. Die Zuschauer zeigten sich hierüber nicht erfreut und quittierten die Darbietung mit einem gellenden Pfeifkonzert, so dass der Deutsche Fußballbund in den Folgejahren von einer Wiederholung absah. Vorbild hierfür war eines der weltweit größten Sportevents, das Finale der *National Football League* (NFL), das in den USA regelmäßig höchste TV-Einschaltquoten erreicht. Das allgemeine Interesse am *Super Bowl* richtet sich allerdings nicht nur auf den Sport, sondern gleichermaßen auf die

erreichte, wurde sie 1989 eingestellt und nach einer kurzen Wiederaufnahme im Jahr 1996 endgültig abgesetzt.

1250 Vgl. dazu [www.statista.com](http://www.statista.com); abgerufen im Januar 2023.

so genannte »Halbzeitshow« und die Festivitäten am Rande dieses Ereignisses. Für Popstars wie Madonna, Lady Gaga oder die Rolling Stones bedeutet der Auftritt größtmögliche Aufmerksamkeit, so dass schließlich alle Beteiligten – Musiker, Sportler, Veranstalter, Sponsoren, TV-Anstalten, Werbepartner etc. – hiervon profitieren.<sup>1251</sup> Das Fußball-Publikum in Deutschland scheint derartigen Showeinlagen gegenwärtig noch ablehnend gegenüberzustehen; allerdings bemüht sich der Fußballweltverband FIFA im Rahmen seiner großen Turniere schon seit geraumer Zeit darum, dem US-amerikanischen Vorbild nachzueifern. Vermutlich ist es nur eine Frage der Zeit und der geschickten Vermarktung, bis das amerikanische Erfolgsmodell auch bei kleineren Sportereignissen allgemeine Zustimmung finden wird.

Die kursorischen Hinweise auf kommerzielle Verwertungsbedingungen von Sportereignissen lassen bereits erkennen, dass das Verständnis moderner Sporthelden hiervon nicht zu trennen ist. Zwei Faktoren sind für den Imagewechsel des Sporthelden vom *selfmade man* der 1970er Jahre zur medialen Kunstfigur der 1990er Jahre entscheidend: Zum einen wurden, ausgelöst durch neue Möglichkeiten der TV-Vermarktung, bisher unzugängliche Geldquellen erschlossen, die das ökonomische Kapitalvolumen vor allem im Spitzenfußball immens vergrößerten.<sup>1252</sup> Zum anderen sorgten die neuen Möglichkeiten der Sportvermarktung für eine erhöhte öffentliche Aufmerksamkeit, wodurch größere Reputationsgewinne und soziale Aufstiegschancen in Aussicht gestellt wurden. Um die Zusammenhänge zwischen den ökonomischen Voraussetzungen medialer Heldeninszenierungen sowie ihren symbolischen und sozialen Auswirkungen zu verdeutlichen, lohnt der Blick auf ein besonders markantes Beispiel.

Vor Beginn der Fußballsaison 2022/23 wechselte der norwegische Ausnahmestürmer Erling Haaland von Borussia Dortmund in die englische *Premier League* zu seinem neuen Verein Manchester City. Für den Spieler, der neben der norwegischen auch die britische Staatsbürgerschaft besitzt, musste der aufnehmende Club eine Ablösesumme von ca. 60 Millionen Euro bezahlen. Wichtiger für das hier behandelte Thema als diese vergleichsweise »günstige« Ablösesumme ist jedoch, dass mit

1251 So findet man im Internet inzwischen Abstimmungen über die »besten Super Bowl Webesports«, die von den Zuschauern selbst organisiert und über soziale Medienkanäle geteilt werden. Vgl. [www.nfl.com](http://www.nfl.com); abgerufen im Januar 2023.

1252 Blickt man zunächst auf das Beispiel der deutschen Fußball-Bundesliga, so haben sich die Einnahmen aus dem Verkauf der Fernsehübertragungsrechte im Inland in den letzten zwanzig Jahren von 355 Millionen € (Saison 2000/01) auf inzwischen 1159 Millionen € (Saison 2020/21) nahezu vervierfacht. Vgl. dazu [www.dfl.de](http://www.dfl.de); abgerufen im Januar 2023. Dort findet sich auch eine genaue Aufschlüsselung der unterschiedlichen »Rechtepakete« und ihrer jeweiligen Käufer.

dem Spielerwechsel zugleich die norwegischen Fernsehteams, die regelmäßig über Haalands Karriere beim deutschen Bundesligisten berichteten, nach Abschluss des Transfers ihre Aktivitäten sogleich nach England verlegten. Borussia Dortmund hatte damit also nicht nur einen außergewöhnlichen Spieler verloren, sondern ebenso die norwegischen TV-Zuschauer von Spielen des Vereins eingebüßt. Nun ließe sich einwenden, dass dieser Verlust aufgrund vergleichsweise geringer Zuschauerquoten in Skandinavien verschmerzbar sei, jedoch wird dabei vergessen, dass die Spiele der höchsten englischen Fußballliga inzwischen weltweit vermarktet werden und den größten internationalen Zuspruch erhalten.

Die reichste Fußballliga der Welt verkündete im Mai 2021, also während der Corona-Pandemie, als zahlreiche Spiele ausfielen oder vor leeren Rängen ausgetragen werden mussten, dass der Verkauf der Übertragungsrechte eine neue Rekordsumme erbracht habe. Die vier beteiligten Fernsehpartner und Streamingdienste waren bereit, insgesamt 5,5 Milliarden € für die Übertragung von Spielen der drei Saisons zwischen 2022 und 2025 auszugeben.<sup>1253</sup> Hinzu kommen Einnahmen aus dem Verkauf der internationalen Übertragungsrechte, die für denselben Zeitraum 6,29 Milliarden € umfassen. Insgesamt erlöst die *Premier League* damit annähernd 4 Milliarden € pro Spielzeit – und erwirtschaftet demnach deutlich höhere Erträge als die anderen europäischen Fußballligen.<sup>1254</sup> Auffällig ist zudem, dass die Einkünfte aus dem Verkauf der internationalen Übertragungsrechte in England erstmals höher ausfallen als die Einnahmen aus dem nationalen Vertrieb. Dieses Beispiel ist ein deutlicher Hinweis auf die grenzüberschreitende Bedeutung der *Premier League*, die weltweit mehr als eine Milliarde Zuschauer erreicht und für sich selbst in Anspruch nimmt, »The Greatest Show On Earth« zu sein.

Die Milliardensummen verleihen der *Premier League* einen exklusiven Charakter, an dem die Fans als Konsumenten der weltweiten Übertragungen zumindest indirekt teilhaben können. Wechseln Spieler aus Norwegen, Südkorea oder Ägypten zu einem englischen Spitzenverein, dann entstehen sogleich neue Zielgruppen und Absatzmärkte. Die englische Sprache erleichtert den weltweiten Zugang, und die besondere Tradition des englischen Fußballs erhöht den kommerziellen Anreiz, für die Produkte der *Premier League* zunehmend höhere Summen aufzuwenden. Das war nicht immer so. In den Jahren vor Gründung der neuen

1253 Die Vertragspartner der *Premier League* waren »Sky Sports«, »BT Sport«, »Amazon Prime Video« und »BBC Sport«. Vgl. dazu den Artikel »Premier League schließt neuen Milliarden Deal ab«. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, vom 13.05.2021, [www.faz.net](http://www.faz.net), abgerufen im Januar 2023.

1254 Vgl. dazu den Artikel »Premier League: 6,29 Mrd. Euro für internationale TV-Rechte«. In: Sportsbusiness, vom 11.02.2022, [www.sportsbusiness.com](http://www.sportsbusiness.com), abgerufen im Januar 2023.

Spitzenliga war der englische Fußball durch zahlreiche Krisen belastet. Zuschauerausschreitungen, marode Stadien und der schlechte Ruf der damaligen *Football League First Division* sorgten dafür, dass die besten englischen Spieler zu Vereinen ins Ausland wechselten. Im Jahr 1992 entschied sich das neu gegründete Unternehmen *Premier League*<sup>1255</sup> dafür, die TV-Übertragungsrechte an den britischen Medienkonzern »British Sky Broadcasting« (BSkyB) zu veräußern. Diese durchaus riskante Entscheidung – auch in England gab es zu diesem Zeitpunkt noch keine Kenntnisse über die Akzeptanz des Bezahlfernsehens – erwies sich schließlich als äußerst lukrativ. In den nachfolgenden Jahren konnten kontinuierliche Steigerungsraten aus dem Verkauf der Übertragungsrechte erzielt werden, so dass die vorgeblich »größte Schau der Welt« mittlerweile auch die »größte Milliardenliga des Fußballs« ist.

Vom insgesamt erwirtschafteten Geld profitieren gleichermaßen die Spieler und ihre Berater. Dies gilt nicht nur für die »reichste Fußballliga der Welt«. Wie die französische Zeitung *Le Parisien* berichtet, beläuft sich das Dreijahresgehalt für den französischen Nationalspieler Kylian Mbappé inklusive garantierter Prämien und möglicher Bonuszahlungen auf mehr als 600 Millionen €. <sup>1256</sup> Der Verein des Spielers, *Paris Saint-Germain*, dementiert diese Zahlen zwar, jedoch ist nicht auszuschließen, dass für Ausnahmespieler inzwischen derart hohe Gehälter bezahlt werden. Nur wenig später wurde bekannt, dass der Wechsel des fünfmaligen Weltfußballers Cristiano Ronaldo von seinem bisherigen Verein *Manchester United* zum saudi-arabischen Fußballclub *al-Nasr FC* mit Gehaltszahlungen in Höhe von 500 Millionen € für zweieinhalb Jahre vergütet wird. <sup>1257</sup> Die kolportierten Gehälter der beiden »Helden des Weltfußballs« liegen somit eng beieinander. Auch wenn diese Zahlen um ein Vielfaches über dem liegen, was ein durchschnittlicher Spieler in der *Premier League* verdienen kann, gibt es einen Zusammenhang innerhalb des gesamten Gehaltsgefüges der Liga. Selbst ein finanzschwächerer Verein, wie der 2022 in die *Premier League* aufgestiegene *Nottingham Forest FC*, der bis zu Saisonbeginn ca. 160 Millionen € für neue

1255 Die *Premier League* ist ein selbständiger Unternehmensverband, der von den 20 teilnehmenden Clubs gebildet wird, die als gleichberechtigte Anteilseigner auftreten.

1256 Neben einem Jahresgehalt von 72 Millionen € erhielt der Spieler einmalig 180 Millionen € für die Vertragsverlängerung und kassiert zwischen 70 und 90 Millionen jährlich für jedes Spielzeitjahr bei seinem Club *PSG Paris*. Vgl. dazu den Artikel »Mbappé et le PSG: les secrets d'un contrat à plus de 600 millions d'euros«, von Benoît Lallement. In: *Le Parisien*, vom 23.10.2022, [www.leparisien.fr](http://www.leparisien.fr), abgerufen im Januar 2023.

1257 Vgl. dazu den Artikel »Der Sex des Geldes«, von Christof Siemens. In: *ZEIT* am Wochenende, Ausgabe 01/2023, [www.zeit.de/we](http://www.zeit.de/we), abgerufen im Januar 2023.

Spieler ausgegeben hat<sup>1258</sup>, ist schon aufgrund der bloßen Teilnahme in der höchsten Spielklasse in der Lage, deutlich höhere Gehälter zu zahlen als die Vereine aus den unteren Ligen. Aufgrund der deutlich höheren Einnahmen aus dem Verkauf der Übertragungsrechte geht die Schere zwischen den Clubs der Eliteliga und den anderen englischen Vereinen immer weiter auseinander. Dies gilt auch im Vergleich mit Vereinen aus anderen europäischen Ligen – *Bundesliga*, *La Liga*, *Serie A* oder *Ligue 1* –, die im Durchschnitt deutlich geringere Gehälter bezahlen als die Clubs der *Premier League*. Wer einen Platz in Englands höchster Spielklasse erreicht hat, versucht diesen nicht nur aus sportlichen, sondern vor allem aus finanziellen Gründen möglichst zu halten. Dies betrifft Vereine wie Spieler gleichermaßen.

Die ökonomischen Rahmenbedingungen der »Milliardenliga« verheißen nicht nur sportliche, sondern ebenso soziale Aufstiegs- und Reputationsgewinne. In der »Greatest Show On Earth« stehen Superlative auf der Tagesordnung. Alles wird als bedeutend, schillernd und außergewöhnlich angepriesen; für Mittelmaß gibt es keinen Platz.<sup>1259</sup> Um diese glänzende Oberfläche mit geeigneten Geschichten und Bildern regelmäßig auffrischen zu können, bedarf es möglichst begeisternder Geschichten und bühnenreifer Darsteller. Für die nötige Dramatik sorgt das Spielgeschehen weitgehend selbst. Da in der *Premier League* die Leistungsdichte gerade in den letzten Jahren zugenommen hat, so dass inzwischen wieder mehrere Vereine die Chance haben, die englische Fußballmeisterschaft zu gewinnen, ist zumindest in dieser Hinsicht für spannende Unterhaltung und Abwechslung gesorgt.<sup>1260</sup> Die weltweite Vermarktung sorgt zudem

1258 Vgl. dazu die entsprechenden Angaben bei [www.transfermarkt.de](http://www.transfermarkt.de), abgerufen im Januar 2023. Zum Vergleich: der Deutsche Meister *FC Bayern München* hat für seine Zugänge in der Saison insgesamt 146 Millionen € investiert.

1259 Dies gilt für die Fernsehvermarktung der *Premier League* ebenso wie für die Printmedien. Um die Konsumenten bei der Stange zu halten, werden regelmäßig *news* produziert, deren Informationswert gegen Null tendiert. Die relativ hoher Dichte britischer Boulevardblätter, die *sex*, *crime and sports* zu ihren Hauptinhalten zählen, trägt maßgeblich dazu bei, dass reißerische Aufmachungen und lüsterne Befindlichkeiten in der Öffentlichkeit Resonanz finden.

1260 Auch hierfür waren vor allem kommerzielle Gründe maßgeblich. Die *Premier League* gilt inzwischen als »Milliardenliga der Investoren«, nachdem zahlreiche Vereine von finanzkräftigen Geldgebern aufgekauft und als Kapitalanlage in ihren Besitz gebracht wurden. Während in Deutschland – bis auf wenige Ausnahmen – die Mitglieder über die Geschicke eines Vereins mitbestimmen, werden in England die Clubs traditionell als Unternehmen geführt. Aktuell sind alle zwanzig Vereine der höchsten englischen Spielklasse im Besitz privater Investoren oder staatlicher Fondsgesellschaften.

dafür, dass der Stellenwert der *Premier League* im Vergleich zu anderen Unterhaltungsprodukten – etwa der Film- und Musikindustrie<sup>1261</sup> – weiterhin an Bedeutung gewinnt, da neben *thrill* und *suspense* fortwährend neue Identifikationsangebote hervorgebracht werden. Dies gilt für andere Sportgroßereignisse wie Olympische Spiele oder Fußballweltmeisterschaften in ähnlicher Weise. Allerdings demonstriert insbesondere der Fußballsport jede Saison aufs Neue, dass er in der Lage ist, in nahezu allen Ländern der Welt ein großes Publikum vor die Bildschirme zu bannen und gegen Gebühr zu unterhalten.<sup>1262</sup>

Es dauerte nicht lange, bis auch die *Premier League* ihren ersten *superhero* feiern konnte. Der 1975 in London geborene und mit siebzehn Jahren als Jugendspieler bei *Manchester United* debütierende David Beckham erschien für die noch junge englische Fußballliga wie das noch fehlende Puzzleteil, um den kommerziellen Erfolg des neuen Unternehmens *Premier League* nicht nur zu sichern, sondern in stattliche Gewinnzonen zu führen. In seiner ersten offiziellen Saison als Profispieler gewann Beckham mit seinem Team 1995 die englische Meisterschaft sowie den *FA Cup*. Er galt als begabter Akteur, der zusammen mit anderen hoffnungsvollen Talenten aus der Jugendakademie des Clubs in die Profimannschaft aufrückte und sogleich erfolgreich war. Zu dieser Zeit war freilich noch nicht absehbar, dass Beckham schon bald der weltweit bekannteste Fußballspieler Englands werden würde. Zwar waren seine außergewöhnlichen fußballerischen Fertigkeiten schon früh erkennbar, jedoch ragte er zumindest in dieser Hinsicht über andere Talente und Könner nicht hinaus.<sup>1263</sup> Sein

Der dadurch ausgelöste sportliche Wettbewerb ist nicht zuletzt ein finanzieller Wettbewerb zwischen den Investoren.

- 1261 So die Einschätzung des amerikanischen Medienmoguls und Gründers des britischen Konzerns *British Sky Broadcasting (BskyB)*, Rupert Murdoch, der bereits im Jahr 1996 prognostizierte, dass der Sport »absolutely overpowers film an all other forms of entertainment in drawing viewers to television«, weshalb er ihn im Bezahlfernsehen als »battering ram« einsetzen wolle. Hier zit. nach Cashmore 2000, S. 317.
- 1262 Wie gesehen, besitzt die *Premier League* im Vergleich zu anderen nationalen Fußballligen in dieser Hinsicht eine Ausnahmestellung. Andere Formate, wie die kontinentalen Fußballwettbewerbe der Vereins- und Nationalmannschaften, ergänzen diese Angebote, so dass inzwischen eine regelmäßige und flächendeckende Versorgung der Zuschauer mit regulären Cupbewerben und Meisterschaften in allen Erdteilen gewährleistet ist. Neben dem Fußballsport gelingt es verstärkt auch anderen Sportarten – wie beispielsweise Tennis, Boxen, Motorsport, Golf – weltweite Aufmerksamkeit zu erringen, so dass die Potenziale der TV-Vermarktung immer noch nicht ausgeschöpft sind.
- 1263 Beckham gewann im Laufe seiner Karriere immerhin sechs englische Meisterschaften, zwei *FA Cups* und einen *UEFA Champions League* Titel. Nach

ebenfalls ambitionierter und aufstrebender Club, *Manchester United*, bot Beckham eine günstiges Umfeld, in dem der Spieler seine Anlagen bestmöglich ausbilden und entwickeln konnte. In den Fokus der Öffentlichkeit rückte er schließlich mit einem spektakulären Tor, das er im Jahr 1996 gegen den *Wimbeldon FC* erzielte. Mit einem Weitschuss in Höhe der Mittellinie überraschte er den gegnerischen Torhüter, der zu weit vor seinem Tor stand, um den Treffer verhindern zu können. Dieses Tor wurde 2003 in England zum »*Goal of the Decade*« gewählt. Dem Brasilianer Pelé war ein ähnliches Kunststück gegen Ende seiner Nationalmannschaftskarriere bei der Fußballweltmeisterschaft 1970 in Mexiko gelungen. Vom erst einundzwanzigjährigen David Beckham, der noch am Anfang seiner Karriere stand, erwartete man fortan vergleichbare *miracles* und *magic moments*. Der spektakuläre Treffer erzielte fulminante Aufmerksamkeit in den öffentlichen Medien. Die unentwegt wiederholten TV-Bilder zeigten einen entschlossen nach vorne stürmenden Mittelfeldspieler, der nach erfolgreichem Abschluss seiner tollkühnen Aktion erleichtert die Glückwünsche seiner Mannschaftskollegen entgegennahm. Die offen demonstrierte Unbekümmertheit erschien vielen Zuschauern wie ein Versprechen auf weitere Erfolge ähnlicher Art. Für Beckham selbst bedeutete dieser Moment den »start of it all: the attention, the press coverage, the fame, that whole side of what's happened to me since«<sup>1264</sup>.

Waren in der Antike die Urteile der Götter oder schicksalhafte Umstände für die Geburt eines Helden verantwortlich, so verweist Beckham hier ausdrücklich auf die Macht der medialen Öffentlichkeit, die ihn zu Ruhm und Ansehen führte. Mit ihr wusste er umzugehen, um sie für seine Zwecke zu nutzen. Zwar stand er sportlich häufiger in der Kritik – wie etwa nach der Fußballweltmeisterschaft 1998, als er nach einem Foul im Achtelfinalspiel gegen Argentinien vom Platz gestellt wurde und England die Partie verlor –, jedoch gelang es ihm wiederholt, die Aufmerksamkeit auf andere Themen zu lenken, die seiner Reputation

seiner Zeit in England errang er in der Saison 2006/07 mit *Real Madrid* die spanische Meisterschaft. In der *Major League Soccer* gewann er zwischen 2010 und 2012 mit seinem Verein *Los Angeles Galaxy* zwei Meistertitel. Die gelang ihm einmal auch in Frankreich in der Saison 2012/13 mit dem *FC Paris Saint Germain*. Trotz dieser zahlreichen Erfolge wurde Beckham nie zum FIFA-Weltfußballer des Jahres (*FIFA World Player of the Year*) gewählt; in den Jahren 1999 und 2001 belegte er in diesem 1991 eingeführten Auszeichnungswettbewerb zweimal den zweiten Platz. Dies ist ein Indiz dafür, dass Beckham während seiner aktiven Karriere zwar als außergewöhnlicher Fußballer galt, ohne jedoch der Spitzengruppe der weltbesten Fußballer – mit Pelé, Maradona, Zidane, Ronaldo, Messi u.a. – anzugehören.

1264 So Beckham in einem autobiographischen Rückblick aus dem Jahr 2003, hier zit. nach Smart 2005, S. 156.

dienlich waren. Ein Jahr nach der aus englischer Sicht missglückten Weltmeisterschaft, die in den Medien mit dem Versagen ihres Hoffnungsspielers erklärt worden war, heiratete Beckham die Popsängerin Victoria Adams, die in der 1994 gegründeten britischen Band *Spice Girls* die Rolle der *Posh Spice* ausfüllte. Fortan galten »Posh and Becks« als erfolgreiches »Glamourpaar« mit internationaler Ausstrahlung. Sportliche Schwierigkeiten und Rückschläge gerieten zunehmend in den Hintergrund und »admiration took over«<sup>1265</sup>. Im Rückblick wurde die Saison 1998/99 sogar als »watershed in Beckham's career trajectory«<sup>1266</sup> gedeutet. Zutreffend ist sicherlich, dass Beckham nach den öffentlichen Schmähungen gegen seine Person gestärkt aus der sportlichen Krise anlässlich der Fußballweltmeisterschaft in Frankreich hervorging. 1999 gewann Beckham mit *Manchester United* den englischen Pokal, die englische Meisterschaft und die *Champions League*. Ein Jahr später wurde der zuvor noch stark gescholtene Mittelfeldakteur zum Kapitän der englischen Nationalmannschaft ernannt. Sein Portrait gelangte auf die Titelseiten der großen englischen und US-amerikanischen Zeitschriften, wie etwa dem *Men's Journal*, das Beckham kurzerhand zum »Most Famous Athlete in the World«<sup>1267</sup> erklärte. Neben den fußballerischen Leistungen der inzwischen auch zur Pop Ikone aufgestiegenen Kunstfigur. Beckham wechselte regelmäßig und in immer kürzeren Abständen seinen Kleidungsstil wie auch seine Frisuren und Tattoos, so dass er in der Öffentlichkeit nicht nur als Fußballheld, sondern ebenso als Trendsetter wahrgenommen wurde. Seine modischen Veränderungen deuteten viele seiner Bewunderer als absichtsvolle Veränderungen der Persönlichkeit, die nicht selten in der Hoffnung nachgeahmt wurden, dem berühmten Vorbild näher zu kommen. Doch Beckham blieb seinen Fans stets voraus. Er achtete darauf, sich nicht festlegen zu lassen, indem er beispielsweise stylische Ornamente einsetzte, die weder Männern noch Frauen eindeutig zuzurechnen waren. Ähnlich wie zuvor bereits die Popsängerin Madonna auf ihre Weise Geschlechterstereotypen durch das Spiel mit verschiedenen Rollenklischees – »Virgin«, »Angel«, »Material Girl«, »Bad Girl«, »Evita« – aufzubrechen versuchte, galt Beckham vielen Epigonen als Protagonist abweichender Maskulinität. Spätestens jedoch, als queere sowie metrosexuelle Lebensstile von der Mode- und Kosmetikindustrie als lukrative Marktsegmente entdeckt wurden, gerieten die Übergänge zwischen Identitätsstrategien, Rollenmustern und Werbekonzepten immer durchlässiger. Somit überrascht es nicht, dass der »Beck-

1265 Vgl. Cashmore 2002, S. 29.

1266 So Smart 2005, S. 157.

1267 So in der Augustausgabe von *Men's Journal* aus dem Jahr 2003. Vgl. [www.mensjournal.com](http://www.mensjournal.com), abgerufen im Januar 2023.

ham Style« bis heute über das Modelabel seiner Frau regelmäßig auf der Londoner *Fashion Week* präsentiert wird. Zudem hat der modebewusste Fußballer inzwischen mit einem französischen Kosmetikonzern ein eigenes *Beauty-Label* fest etabliert.<sup>1268</sup>

Mit den hier nur kursorisch aufgeführten Aktivitäten<sup>1269</sup> ist es Beckham gelungen, über den gezielten Einsatz sportlicher und kommerzieller Mittel einen festen Platz im gesellschaftlichen Establishment zu besetzen. Soziale Grenzen überschreitend, wurde er sowohl auf als auch neben dem Fußballplatz zur Projektionsfläche »visueller Formen«<sup>1270</sup> und kollektiver Imaginationen. Die zweifache Rolle als *triumphant footballer* und *cultural phenomenon* ermöglichte es ihm, seine persönliche Gewinnrate in ökonomischer, sozialer und symbolischer Hinsicht exponentiell zu steigern. Während sich Beckham als *skillfull player* auf dem Platz körperlich präsentierte und als *game changer* medienwirksam in Erscheinung trat, zielte die »Marke Beckham« namentlich auf die Einbildungskraft der Konsumenten. Die eigentliche Kunst bestand darin, beide Bereiche so miteinander zu verbinden, dass die ästhetische Vorstellungswelt als Ergänzung der glamourösen Sportwelt erschien. Die Glaubwürdigkeit Beckhams als Marke, die möglichst zeit- und ortsunabhängig wirken sollte, profitierte vom Engagement des Spielers als idealisierter »football hero«<sup>1271</sup>, der sich im sportlichen Wettkampf ohne objektivierende

1268 »Zu David Beckhams Grooming-Line House 99 zählen Bart- und Rasier-Produkte, Gesichts-, Body- sowie Haarpflege und Styling-Pomade. On top gibt es spezielle Cremes für Tattoos.« In: *Vogue*, vom 11. Januar 2019, [www.vogue.de](http://www.vogue.de), abgerufen im Januar 2023. Ergänzt werden diese Angebote mittlerweile durch eine *Eau de Parfum* und eine *Deodorant Body Spray* Serie unter dem Markennamen »David Beckham«.

1269 Vgl. ausführlich dazu die erhellende Studie von Cashmore 2002.

1270 Hier im Sinne von Susanne Langer, die symbolische Bedeutungen auf Formbildungsprozesse zurückführt und in diesem Zusammenhang »visuelle« von »diskursiven Formen« unterscheidet. Vgl. Langer 1992, S. 99. Roland Barthes, der die ideologischen Funktionsweisen von Symbolen und Formbildungsprozessen untersucht, unterscheidet in ähnlicher Weise zwischen »visuellen« und »mündlichen Mythen«. Indem visuelle und verbale Formen »ihrer Geschichte beraubt und in Gesten verwandelt« werden, verändert sich ihre Bedeutung – Barthes spricht von einer »Deformierung« des Sinns: »(D)ie Form ist leer, aber gegenwärtig, der Sinn ist abwesend und doch erfüllt«. Vgl. Barthes 1964, S. 102–105. Übertragen auf das Beispiel Beckhams ließe sich anmerken, dass die auf ihn gerichteten kollektiven Imaginationen »deformierend« wirken. Die verklärenden Bedeutungszuweisungen dienen einerseits dem Zweck, die »visuelle Form« der Kunstfigur präsent zu halten. Andererseits ist die präsentierte »leere Form« zur Verklärung besonders geeignet. In diesem Sinne begreift Barthes den Mythos als ein »doppeltes System«. Ebd., S. 104.

1271 Vgl. Ramey 2019, S. 172.

Distanz zum Geschehen körperlich ins Spiel brachte. Selbst wenn ein Großteil der Konsumenten von den fußballerischen Qualitäten Beckhams nur wenig wusste, sind die Karrieren des Spielers und des erfolgreichen Geschäftsmannes nicht voneinander zu trennen. Ohne die Vervollkommnung seines sportlichen Talents wäre der Fußballer Beckham vermutlich ein durchschnittlicher und von den Medien nur gelegentlich beachteter Spieler geblieben. Ohne die öffentliche Wahrnehmung und Wertschätzung als »Fußballheld« wäre es allerdings deutlich schwieriger gewesen, den Markennamen »David Beckham« in der Geschäftswelt zu etablieren.

Dies provoziert alsbald die Frage, ob die Geschäftswelt umgekehrt ebenso Einfluss auf das sportliche Geschehen nimmt. Die bisherigen Ausführungen zur modernen Sportentwicklung können als Beleg hierfür angesehen werden. Folgt man dem bisher Gesagten, so kann auch das für »das analytische Verstehen der Heldenverehrung« maßgebliche »Identifikationsbegehren«<sup>1272</sup> des Publikums nicht einfach als gegeben vorausgesetzt werden. Wie gesehen, wird das Verhalten und Verlangen des Publikums mittlerweile detailgenau erfasst, so dass auch die Helden des Sports gemäß fein unterschiedener Konsum- und Verwertungsinteressen kalkuliert in Szene gesetzt werden. »Glamourhelden« wie Beckham eignen sich, um ein extravagantes Publikum anzusprechen. »Helden des Kampfes«<sup>1273</sup> hingegen, wie Wayne Rooney, der seinen Nationalmannschaftskapitän Beckham gerne mit obszönen Gesten und Schimpfworten bedachte, wenn ein Spiel ungünstig lief, stehen eher für den alten *machismo* des englischen Fußballs, der beim Publikum ebenso Zuspruch findet. Für nahezu jedes Verlangen findet sich heute ein entsprechendes Angebot. Die Medien sehen ihre Aufgabe darin, hierfür die passenden Bilder und Geschichten bereitzustellen, um unterschiedliche Zielgruppen gefällig unterhalten zu können. Das Publikumsverlangen ist weder unmittelbar noch natürlich gegeben; vielmehr verweist es auf ein durch den Markt vermitteltes gesellschaftliches Verhältnis. Die unterschiedlichen Heldentypen dienen nicht zuletzt der Klassifikation, Organisation und Erfassung der Konsumenten. Außerdem tragen sie entscheidend dazu bei, dass beständig neue Begehrlichkeiten geweckt und Profite erzielt werden können.

1272 Vgl. dazu Bette 2019, S. 50. Nach hier vertretener Auffassung lässt sich das Publikum als »der oberste Prinzipal des Heldengeschehens« nicht, wie Bette vorgibt, »als *unorganisierte Kollektivität*« – vgl. ebda. (Hervorhebung F.B.) – begreifen. Kennzeichnend ist vielmehr die konstitutive Abhängigkeit des Publikums von marktgerechten Strategien. Diese beinhalten eine kalkulatorische Einteilung des Publikums nach Verwertungsinteressen und Absatzmöglichkeiten.

1273 Vgl. Bette 2019, S. 61.

*Heldenspektakel*

Um Abonnementzahlen und Einschaltquoten zu erhöhen, gibt es inzwischen ein ganzes Arsenal medialer Sportformate. Über Pressegeschichten, Interviews, Biografien, TV-Dokumentationen und *social media stories* werden den *followern* selbst entfernte Superhelden in vorgeblich vertrauter Weise näher gebracht, so dass die Unterschiede zwischen »effektiven Exemplaren und bloßen Kopien«<sup>1274</sup> zunehmend verwischen. Ihre große Anziehungskraft beziehen die Heldenfiguren nicht zuletzt aus dem Versprechen, »dass man endlich der Anstrengung der Individuation durch die freilich atemlosere der Nachahmung enthoben sei«<sup>1275</sup>. Gleichwohl ist nicht zu leugnen, dass trotz vorgespielder Nähe und enttäuschter Hoffnungen vor allem große Heldengestalten nahezu ungebrochene Wertschätzung erfahren. Man könnte dies als Indiz dafür werten, dass der Held die »Brüchigkeit der Gesellschaft«<sup>1276</sup> und ihre unausweichlichen Individuationsopfer auf unterhaltliche Weise zu kompensieren versteht. Allerdings würden dadurch die gesellschaftlichen Widersprüche verharmlost und individuelle Zwänge verhöhnt – ganz zu schweigen von den negativen Folgen bigotter Heldenfetischisierung und Überidentifikationen, die ein eigenes Kapitel verdienen.

Im Folgenden bleibt exemplarisch aufzuzeigen, wie Sporthelden systematisch als Marken aufgebaut werden, um das Image von Unternehmen und schließlich sogar Staaten aufzuwerten. Dabei wird deutlich werden, dass der Sport und seine Protagonisten längst nur noch Mittel zum Zweck sind. Zwar profitieren sie von dieser Entwicklung, zahlen hierfür jedoch einen hohen Preis. Ihr materieller Wohlstand wird durch eine strikte Anpassung an die Bedingungen sportlicher Konkurrenz und wirtschaftlicher Notwendigkeit erkaufte. Ist der »Sportler als Marke« erst etabliert, unterliegt er nicht der bloßen Unterscheidung zwischen Sieg und Niederlage, sondern ebenso den Erfordernissen der »new cultural economy«<sup>1277</sup>.

Auffällig ist, dass global agierende Unternehmungen etwa seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts vermehrt dazu übergingen, finanzielle Mittel und Ressourcen in veränderter Weise einzusetzen. Anstatt Produkte selbst zu produzieren, beauftragte man hiermit Hersteller aus so genannten »Niedriglohnländern«. Die hierdurch eingesparten Mittel

1274 Hier in Anlehnung an Günther Anders 1980, S. 65. Der Autor beschreibt dort, wie beneidete Vorbilder durch die idealisierte Art ihrer Darstellung zu »Parvenus der Produktenwelt« werden und dadurch die »gewöhnlichen Sterblichen« beschämen. Vgl. ebda., S. 64.

1275 Horkheimer/Adorno 1972, S. 165.

1276 Vgl. ebda., S. 164.

1277 Zur schrittweisen Etablierung des »golden triangle« – »sport, television and commercial sponsorship« – seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts vgl. Aris 1990, S. 9.

wurden vorzugsweise in Imagekampagnen investiert. Gegenüber den Verbrauchern stellten sich die Unternehmen bereitwillig als modern, innovativ und weltoffen dar, ohne auf die veränderten Herstellungsbedingungen näher einzugehen.<sup>1278</sup> Ebenso wichtig wie die strategische Kommunikation über das Unternehmen selbst blieb die direkte Bewerbung der vertriebenen Produkte. Hierbei liegt das Hauptinteresse bis heute darin, größtmögliche Bekanntheit und Zustimmung zu gewinnen, um gegenüber der Konkurrenz im Vorteil zu sein. Am einfachsten gelingt dies dadurch, dass man »im Meer des Warenangebots« bestimmte »Leuchttürme«<sup>1279</sup> platziert, die Qualität, Sicherheit und Vertrauen signalisieren und dadurch die Kaufentscheidung beeinflussen. Die Rede ist von »Marken«, die im Unterschied zu Standardprodukten darauf abzielen, eine »Monopolstellung in der Psyche der Verbraucher«<sup>1280</sup> einzunehmen. Gelingt es, ein Produkt als »Marke« zu etablieren, so stellt sich als erwünschter Nebeneffekt ein, dass konkurrierende Angebote zumindest implizit abgewertet werden. Implizit deshalb, »weil es in der Regel nur auf die ranghöchste Reputation ankommt und nicht auf die zweite oder dritte Wahl – zumindest verliert man darüber kaum noch ein Wort«<sup>1281</sup>. Marken und die sie repräsentierenden Markensymbole zielen somit auf Spitzenpositionen im ökonomischen Wettbewerb, weshalb Analogien zu sportlichen Konkurrenzen nicht erst künstlich hergestellt werden müssen.

Naomi Klein, die in ihrem Buch »No Logo«<sup>1282</sup> unter anderem die Entwicklung klassisch produzierender Herstellerunternehmen zu modernen Vermarktungskonzernen analysiert, betont die Wichtigkeit möglichst markanter Zeichen (*logos*) für das öffentliche Erscheinungsbild eines Unternehmens. Während Marken (*brands*) dazu beitragen, »die Kernbedeutung des modernen Konzerns«<sup>1283</sup> zu propagieren, wird durch *corporate logos* versucht, das Selbstbild symbolisch hervorzuheben. Die Marke *Nike* wird heute von zahlreichen Konsumenten auf der ganzen Welt als renommiertes Sportartikelunternehmen wahrgenommen, und das Erkennungssymbol des Konzerns, der so genannte *swoosh*, wurde seither zu einem der bekanntesten Logos weltweit.<sup>1284</sup> Dem Unterneh-

1278 Wenn etwa ein großer Chemiekonzern darauf aufmerksam macht, dass die Expansion des Unternehmens für weltweit neue Arbeitsplätze sorgt, bleibt gemeinhin ungenannt, dass die erleichterte Gewinnung von Rohstoffen durch schlechte Arbeitsbedingungen vor Ort ermöglicht wird.

1279 Vgl. dazu Hellmann 2003, S. 111.

1280 So bereits 1939 der Webepsychologe Hans Domizlaff, hier zit. nach Hellmann 2003, S. 289.

1281 Ebda., S. 291.

1282 Klein 2005.

1283 Ebda., S. 27.

1284 Während der Markenname »Nike« an die antike Siegesgöttin erinnert, war es schwierig, ein passendes Symbol hierfür zu finden. Gleichwohl

men ist es gelungen, Markennamen und Logo so zu unifizieren, dass beide vonseiten der adressierten Zielgruppen mit denselben Geschichten, Gedanken und Gefühlen in Verbindung gebracht werden.<sup>1285</sup> Ähnlich erfolgreich war der 1988 erstmals in einem Fernsehwerbespot verwendete Slogan »Just do it«, der laut Angabe der hierfür verantwortlichen Werbeagentur auf die letzten Worte eines zum Tode verurteilten Doppelmörders kurz vor seiner Hinrichtung zurückgeht.<sup>1286</sup> Doch Marke, Logo und Slogan funktionieren nur dann erfolgreich, wenn sie mit spezifischen Vorstellungen verknüpft werden, die das Image eines Unternehmens in signifikanter Weise auszeichnen. Genau hier liegt jedoch die Schwierigkeit, da erwünschte Images trotz aller Erfolge der Marktforschung nicht vollständig planbar sind, sondern von Zufällen und Unwägbarkeiten abhängig bleiben. Während bestimmte Werbekonzepte, wie etwa die PR-Kampagne für *Nike Deutschland*, den Absatz von Produkten des amerikanischen Sportartikelunternehmens »zwischen 1986 und 1989 um 97 % verbessern konnte«, scheitern »bis zu 95 % aller Marken, die neu auf den Markt kommen, ohne dass man immer genau weiß, warum«<sup>1287</sup>.

Immerhin gelang es *Nike*, innerhalb kurzer Zeit in der »new branded world« eine Spitzenposition einzunehmen und andere Mitbewerber deutlich hinter sich zu lassen. Verantwortlich hierfür war die enge Kooperation des ambitionierten Unternehmens mit einem ebenfalls aufstrebenden Spieler der *National Basketball Association* (NBA), Michael Jordan, der als Sportler von dieser Verbindung gleichermaßen profitierte und seiner Sportart wachsende Popularität verschaffte. Doch bevor Jordan

gelang es der Grafikdesignstudentin Carolyn Davidson, das Logo mit wenig Aufwand und einfachen Strichen zu entwerfen. Der Firmengründer Phil Knight zeigte sich anfangs nicht begeistert, da jedoch die Sportschuhproduktion ihren Betrieb aufnehmen sollte, wurde das neue Logo akzeptiert und eingesetzt. Heute verfügt der *swoosh* über einen ähnlichen Bekanntheitsgrad wie der angebissene Apfel der Computermarke *Apple* oder der Stern der Automarke *Mercedes*.

1285 Die Markenkommunikation über Namen, Logos, Slogans, Farben, Verpackungen, Gerüche, Geräusche und anderen Unterscheidungsmerkmalen zeichnet sich durch eine »Synästhesie ihrer Darstellungsmittel aus«, die sich im günstigsten Fall überlagern und »nachhaltig einprägen, wodurch ein bemerkenswerter Redundanz- bzw. Vertrautheitseffekt erzeugt wird, weil man viele Marken schon an wenigen Details erkennen kann«. Hellmann 2001, S. 285.

1286 Vgl. dazu den Artikel »Just do it: Der Nike-Slogan hat eine bisher kaum bekannte, düstere Geschichte«, von Bill Bostock. In: *Business Insider*, vom 11.08.2019, [www.businessinsider.de](http://www.businessinsider.de), abgerufen im Februar 2023.

1287 Vgl. dazu Hellmann 2001, S. 150 und S. 155. Dass selbst »die wertvollste Marke der Welt«, *Coca-Cola*, nicht vor einem »Totalflop« geschützt ist, ist durchaus bemerkenswert. Vgl. ebda., S. 155–156.

im Jahr 1984 den ersten Sportschuhvertrag mit *Nike* abschloss, dauerte es ein gutes Jahrzehnt, bis das öffentliche Image des Neulings auf dem Sportartikelmarkt als geeignete Grundlage für aussichtsreiche Geschäftsbeziehungen akzeptiert wurde. Auch *Nike* musste anfangs mit bescheidenen Mitteln auskommen. Dem Firmengründer Phil Knight gelang es jedoch, diesen Nachteil umzukehren, indem er seine Geschäftsidee am Marktführer *adidas* orientierte und für sein noch junges Unternehmen eine gegenteilige Strategie verfolgte. Während *adidas* traditionell mit den größten Sportverbänden der Welt verbunden war und gewissermaßen zum Establishment des organisierten Sports gehörte, lag es nahe, dass eine neue Sportmarke sich hiervon deutlich unterscheiden musste, um am ökonomischen und sportpolitischen Wettbewerb überhaupt teilnehmen zu können. *Nike* suchte nach einer Marktnische und fand sie in der Zurückweisung eingespielten Konventionen und angestaubter Traditionen. Stattdessen setzte man auf unkonventionelle Strategien und Konzepte, durch die das Image des Unternehmens als Vertreter des Anti-Establishments im Sport weiterentwickelt werden sollte. Während die internationalen Organisationen, Funktionäre und Eliten den Sport angeblich bürokratisch auffassten und verwalteten, wandte sich *Nike* an alle »echten Sportliebhaber«, die eine längst überfällige Auflösung verkürsteter Verhältnisse herbeisehnten. Die Imagekampagne richtete sich somit vollmundig gegen den etablierten Sport – sofern er sich »formalistisch« und »uncool« präsentierte.

Verständlich wird diese nonkonformistische Attitüde erst, wenn man sie als Kernelement einer Imagestrategie begreift und dabei berücksichtigt, welche Zielgruppen das Unternehmen im Blick hatte: »The company would be dedicated to the proposition that authentic athletic desires would help to create authentic products for authentic athletes. The cause of the individual athlete would become the company's cause.«<sup>1288</sup> Der Sportler als unangepasster Streiter gegen die Zumutungen hingfälliger Konventionen und institutioneller Zwänge passte sehr gut zum Selbstverständnis vieler Athleten, die ihr Engagement nicht selten aus einem anarchischen Impuls und körperlichen Elan gegen soziale Vorschriften und Einschränkungen herleiteten.<sup>1289</sup> Als Geschäftsmodell im Bereich des Sports war diese Haltung – anders als in der Musik – freilich neu. *Nike* konzentrierte sich daher zu Anfang auf ebenso erfolgreiche wie unangepasste Athleten, um das eigene Unternehmensimage zu profilieren. Der amerikanische Mittel- und Langstreckenläufer Steve Prefontaine, der 1975 mit nur 24 Jahren tödlich verunglückte und als Ausnahmetalent

1288 Katz 1994, S. 25.

1289 Verkörperte Formen des Protestes können auf eine lange Geschichte zurückblicken. Siehe dazu weiter oben Anm. 10 in den einleitenden Ausführungen zu Teil II (Bd. 1).

der amerikanischen Leichtathletik galt, war der erste von *Nike* direkt geförderte Sportler. Prefontaine galt als eigenwillig. Er lebte in einem Wohnwagen und baute sein Gemüse selbst an. Seine Trainingsmethoden wurden öffentlich beargwöhnt; dennoch erzielte er regelmäßig Rekordzeiten auf den Laufstrecken zwischen 2000 und 10000 Metern. Bei den Olympischen Spielen 1972, mit nur 21 Jahren, erreichte er einen beachtlichen vierten Platz im Lauf über 5000 Meter. Bekannt wurde Prefontaine zudem durch seine Auffassungen über das Laufen als Lebenskunst. Da ein Mitbegründer von *Nike*, Bill Bowerman, zugleich Prefontaines Berater war, gelang es rasch, eine geschäftliche Verbindung zwischen dem Sportler und dem Unternehmen herzustellen. Hinzu kam, dass Prefontaine während seiner hoffnungsvollen Karriere sehr darum bemüht war, die Rechte von Amateursportlern gegen Verbandsinteressen durchzusetzen, so dass er hervorragend zum Imagekonzept der noch jungen Sportartikelfirma passte. Anfang der 1970er Jahre war es immer noch üblich, dass die amerikanische *Athletic Amateur Union* (AAU) ihren Mitgliedern vorschrieb, an welchen Wettkämpfen sie teilnehmen sollten. Prefontaine sprach sich nachdrücklich gegen diese Art der Bevormundung aus. Seine Hauptforderung richtete sich jedoch gegen das Verbot für Amateursportler, Sponsorengeld anzunehmen, Werbeverträge abzuschließen sowie Antritts- und Siegesprämien zu empfangen. Unter den gegebenen Restriktionen wäre es laut Prefontaine kaum möglich, den Wettkampfsport selbstbestimmt auszuüben und als eigenständigen Lebensstil zu praktizieren.

Im Jahr 1992, anlässlich des zwanzigjährigen Gründungsjubiläums von *Nike*, würdigte Phil Knight die Bedeutung des eigenwilligen Laufapostels für das Unternehmen: »Pre (Prefontaine; F.B.) was a rebel from a working-class background, a guy full of cockiness and pride and guts. Pre's spirit (...) is the cornerstone of the company's soul.«<sup>1290</sup> Auch wenn dieser Rückblick auf die Anfänge der Unternehmensgeschichte verklärend ausfällt, da *Nike* in den 1990er Jahren längst zu einem erfolgreichen Lifestyleunternehmen aufgestiegen war, das genauso zum Establishment gehörte, wie die vom Konzern geförderten Sportstars, lassen sich den Worten des Firmengründers gleichwohl wichtige Facetten des eigenen Markenimages entnehmen. Rebellisch, ambitioniert, draufgängerisch und erfolgsbesessen – diese Attribute des amerikanischen Ausnahmeläufers fassen das Selbstverständnis des Unternehmens sehr gut zusammen. Prefontaine verkörperte diese Tugenden in origineller Weise, so dass mit ihm die passende Identifikationsfigur zum Aufbau des Markenimages von *Nike* gefunden war.

Die späteren Stars und Helden, die als *Nike guys* verpflichtet wurden, ergänzten dieses Bild. Hierzu gehörte etwa der ehrgeizige und

<sup>1290</sup> Katz 1994, S. 64.

aufbrausende Tennisprofi Jon McEnroe, der bei den großen Turnieren in den 1980er Jahren regelmäßig die Rolle des *enfant terrible* ausfüllte und nach großen Siegen als »McNasty« auf den Titelseiten der Boulevardblätter gefeiert wurde. Später übernahm diese Rolle Andre Agassi, der als selbsterklärter Paradiesvogel vor allem beim althehrwürdigen Tennisturnier in Wimbledon den dort vorherrschenden *dress code* nur widerwillig akzeptierte. Der Fußballer Éric Cantona, der nicht nur durch besondere Leistungen, sondern auch handfeste Auseinandersetzungen mit Zuschauern und Gegenspielern bekannt wurde, gehörte ebenso zum Portfolio des Konzerns wie auch der American Football Spieler Lester Hayes, der für seine unerbittliche Spielweise bekannt war, die ihm den Spitznamen »Lester the Molester« einbrachte. Für diese und andere von Nike unter Vertrag genommene Sportler erschien der sportliche Erfolg wichtiger als die Beachtung einengender Vorschriften. Ihre bisweilen überspannten Verhaltensweisen dienten vor allem dem Zweck, die eigenen Gewinnchancen zu erhöhen – und zwar unabhängig davon, wie andere hierüber dachten. Ihr Beispiel schien die Einschätzung des Historikers Alexis de Tocqueville nachträglich zu bestärken, wonach die »Denkungsart der Amerikaner« durch die folgenden »gleichen Regeln« bestimmt sei:

»Sich freihalten vom Systemgeist, vom Joch der Gewohnheit, von Familienmaximen, von Klassenanschauungen und bis zu einem gewissen Grade von nationalen Vorurteilen; die Überlieferung lediglich als Hinweis, die gegenwärtigen Verhältnisse nur als nützliche Lehre zum Anders- und Bessermachen betrachten; den Grund der Dinge in sich selber suchen, ohne Bindung an die Mittel auf das Ziel losgehen und durch die Form hindurch auf den Kern zielen: das sind die Grundzüge dessen, was ich als philosophische Denkweise der Amerikaner bezeichnen möchte.«<sup>1291</sup>

Nun stammt diese Beschreibung Tocquevilles aus dem Jahr 1835, und es wäre vermessen, würde man sie zum Beleg einer idealtypisch angenommenen Geisteshaltung heranziehen wollen. Es ist jedoch bezeichnend, dass der politische Beobachter der »Demokratie in Amerika« in etwa jene Regeln anspricht, die mehr als 150 Jahre später weniger eine »philosophische Denkweise« als vielmehr eine fortdauernde gesellschaftliche Praxis beschreiben. Die kategorische Orientierung am eigenen Erfolg, die den Konzern und seine sportlichen Leitbilder miteinander verbindet, gründet auf dem von Tocqueville bereits früh erkannten pragmatischen Grundsatz, »dass sich jeder Amerikaner in fast allem seinem geistigen Tun nur auf seine eigene Vernunft verlässt«<sup>1292</sup>. Neu ist indes, dass diese Maxime nicht mehr nur für das »geistige Tun«, sondern längst auch für das praktische Handeln relevant geworden ist. Dies gilt für öko-

1291 Tocqueville 1962, S. 15.

1292 Ebda.

nomische wie sportliche Unternehmungen gleichermaßen, so dass die Imagekampagne von *Nike* den Zeitgeist zu treffen schien und weltweit zahlreiche Anhänger fand. Der Konzern wandte sich an all diejenigen, die ihre Chance wahrnehmen wollten und bereit waren, gegen Widerstände anzugehen und hierfür Opfer zu erbringen. Selbst wenn dies nur wenigen gelang, da große Sporthelden gemeinhin Mangelware blieben, war es umso wichtiger, ihren Glanz besonders hell erstrahlen zu lassen, um das Geschäft der »atemlosen Nachahmung« möglichst lückenlos fortsetzen zu können.

*Nike* hatte diesen Trend früh erkannt und für die eigenen Geschäftsinteressen genutzt. In den 1980er Jahren erweiterte der Konzern die Produktpalette und erhöhte den Werbeetat in beträchtlichem Umfang.<sup>1293</sup> In der Sportschuhproduktion setzte man auf fragwürdige Neuerungen, wie luftgepolsterte Sohlen, deren praktischer Nutzen umstritten war, die Verkaufszahlen jedoch potenzierte. Der »swoosh« schmückte inzwischen zahlreiche Sportartikel und andere Lifestyle-Produkte. In den USA ließen sich viele *Nike*-Anhänger das Logo des Konzerns auf die Haut tätowieren, um ihre geteilte Überzeugung deutlich sichtbar zu machen. Dem Konzern war es offensichtlich gelungen, nicht mehr nur als Anbieter von Sportwaren wahrgenommen zu werden, sondern die Marke *Nike* zu einem markanten Fetisch zu entwickeln. Im Jahr 1992 bestätigte Phil Knight in einem Rückblick auf das vorausgegangene Jahrzehnt diesen Wandel in einem Interview mit dem *Harvard Business Review*:

»Jahrelang hielten wir uns für ein produktorientiertes Unternehmen, das heißt wir konzentrierten uns voll und ganz auf Design und Herstellung des Produkts. Heute aber wissen wir, dass die Vermarktung des Produkts das Wichtigste ist. Wir haben uns zu der Einsicht durchgerungen, dass Nike ein marketingorientiertes Unternehmen ist und das Produkt unser wichtigstes Marketinginstrument.«<sup>1294</sup>

Das Produkt ist demnach nur noch Mittel zum Zweck. Stattdessen wird das Unternehmensziel mit den besten Gewinnaussichten durch die Marke definiert, die von den Konsumenten als Ausdruck einer bestimmten Haltung, Idee und Lebenseinstellung verstanden wird. *Nike* befand sich damit auf der Stufe exklusiver Markenunternehmen, die nicht mehr mit nützlichen Produkten des täglichen Bedarfs handelten, sondern »spirituelles Brainware« anboten, das neben praktischen Bedürfnissen auch »magische Wünsche« ansprach.<sup>1295</sup> Der Eintritt in den exklusiven Kreis

1293 Vgl. dazu die Übersicht von Klein 2005, S. 482.

1294 Knight, hier zit. nach Klein 2005, S. 42.

1295 Laut Hellmann beschränkt sich die »Wirkung von Marken nicht bloß auf die Erleichterung der Organisation des Alltags im Sinne des Convenience-Gedankens (*ready to live*). Vielmehr zielen Marken auf eine Anregung, Vorspiegelung, ja Vorgabe vonlebnismöglichkeiten, die sogar die

der Markenunternehmen bot zudem den Vorteil, dass nunmehr auch ökonomische, soziale und symbolische Synergien im »Feld der Marken« genutzt werden konnten. So ließen sich etwa durch höhere Preise neue Käuferschichten ansprechen, die auch auf andere Markenprodukte zurückgriffen, wodurch wiederum die Aufmerksamkeit und Wertschätzung für das eigene Produkt gesteigert wurde. Auch wenn der hier angedeutete Zusammenhang in praktischer Hinsicht von weiteren ökonomischen und sozialen Faktoren abhängig ist, bleibt festzuhalten, dass die Etablierung als Markenkonzern die Kommunikationsstrategien von *Nike* insgesamt verbesserte, da nunmehr sämtliche Vorteile der »Markenwelt« genutzt werden konnten:

»Bestimmte Marken gehen sozusagen eine Beziehung miteinander ein, wie bei Personen, die sich kennenlernen und ihre Kontaktfrequenz und Vertrautheit miteinander steigern, bis sich ›strong ties‹ ausgebildet haben, während sie sich gegenüber anderen Marken in ihrer Umwelt abschotten.«<sup>1296</sup>

Zu den »strong ties«, die ausgeweitet werden sollten, um die eigene Marke zu stärken, zählte die Zusammenarbeit mit Prominenten, Stars und Sportlern, die den Wertzuwachs des Unternehmens garantierten. Das hieran geknüpfte Interesse beruhte auf Gegenseitigkeit. Während einzelne Größen der Unterhaltungsbranche – wie der Musikproduzent und Modedesigner Sean Combs, alias *Puff Daddy*, oder der Schauspieler und *James Bond* Parodist Austin Powers – ihr eigenes Markenpotenzial durch die Zusammenarbeit mit *Nike* verbesserten, führte die geschäftliche Verbindung des Konzerns mit dem aufstrebenden Ausnahmesportler Michael Jordan zu ungeahnter Popularität und Prosperität auf beiden Seiten. Die Trennlinien zwischen Kommerz, Kultur und Sport verschwammen zusehends, da alle Beteiligten ähnliche Interessen verfolgten und wechselseitig voneinander profitierten. Im Sinne der Marketinglogik war es vor allem wichtig, Partnerschaften zwischen »berühmten Leuten und berühmten Marken« herzustellen, um ein für alle Beteiligten nützlich-  
»Co-Branding« zu erreichen.<sup>1297</sup>

»Jede Diskussion über das Branding von Prominenten endet irgendwann einmal bei Michael Jordan, dem Mann, der den ersten Platz auf zahllosen Bestenlisten belegt, der sich selbst in die Marke JORDAN verwandelt hat und dessen Manager den Begriff ›Supermarke‹ geprägt hat, um das Phänomen Jordan zu beschreiben. Keine Diskussion von

Chance zur Gemeinschaftsbildung eröffnen. In der Tendenz laufen diese Ausführungen darauf hinaus, dass Marken etwas bewirken, was Arnold Gehlen ›Magie‹ nannte, nämlich den Effekt der Gruppenbildung und Vergemeinschaftung.« Hellmann 2003, S. 427 (Hervorhebung im Original).

1296 Ebd., S. 431, Anm. 272.

1297 Vgl. dazu Klein 2005, S. 50.

Michael Jordans Potenzial als Marke kann jedoch ohne die Marke beginnen, die ihn markiert hat: Nike. «<sup>1298</sup>

Gewiss gab es schon lange bevor Michael Jordan die Bühne betrat weltberühmte Sporthelden, wie etwa Pelé im Fußball, Muhammad Ali im Boxen oder – noch weiter zurückliegend –, Rudolf Carraciola im Autorensport.<sup>1299</sup> Allerdings erreichten sie nicht den gleichen Bekanntheitsgrad, den Jordan in der Zusammenarbeit mit *Nike* mittels einer akribisch geplanten und perfekt inszenierten Marketingoffensive erzielen konnte.

Gemäß den Funktionsweisen moderner Marketingpolitik ging es zunächst darum, den Sportler allgemein sichtbar zu machen. Schon in seiner ersten NBA-Saison als Profi bei den *Chicago Bulls* übertraf Jordan die Erwartungen und wurde 1985 zum besten Nachwuchsspieler (*Rookie of the Year*) gewählt. Vor Beginn der Saison unterzeichnete Jordan seinen ersten Vertrag als Werbepartner von *Nike*. Verabredet wurde, dass der Konzern die damals ungewöhnlich hohe Summe von einer Millionen US-Dollar für Marketingzwecke investieren würde. Ein Großteil dieser Summe wurde in die Entwicklung eines neuen Sportschuhs investiert. Der *Nike Air Ship* wurde von Jordan erstmals im November 1984 bei einem NBA-Spiel getragen.<sup>1300</sup> Um die Investitionen abzusichern, verständigte man sich darauf, jedes Jahr ein neues *Air Jordan*-Modell herauszubringen. Es folgten erste TV-Werbeclips. Anfänglich wurde Jordan noch ohne eigenen Sprechanteil in Szene gesetzt. In einem Spot aus dem Jahr 1985 sieht man beispielsweise, wie Jordan in einer urbanen Umgebung einen Ball aufnimmt, Richtung Korb dribbelt und die Aktion mit einem spektakulären *dunk* – bei dem der Ball im Sprung von oben durch den Ring gedrückt wird – abschließt. Untermalt wird die Szenerie von einem leicht anschwellenden Flugzeuggeräusch; am Ende ertönt aus dem Hintergrund die Frage: »Who said man wasn't meant to fly?«.<sup>1301</sup>

Obwohl Jordan mit gut zwei Metern Körperlänge kein besonders großer Basketballer war, verfügte er über eine außergewöhnliche Sprungkraft und ein sehr gutes Koordinationsvermögen, weshalb die neue Marke »Air Jordan« und die hierfür produzierten Werbeclips darauf abzielten, die

1298 Ebda., S. 68 (Hervorhebung im Original).

1299 Zu diesen und weiteren »Langzeithelden«, die in der »Heldenliga (...) an oberster Stelle« stehen, vgl. Bette 2019, S. 59–60.

1300 Bei einer Auktion im Jahr 2021 wurde dieses Paar Schuhe für 1,472 Millionen US-Dollar versteigert.

1301 Vgl. dazu [www.airjordancommercials.com](http://www.airjordancommercials.com); abgerufen im Februar 2023. Die hier gewählte Werbeästhetik weist übrigens deutliche Ähnlichkeiten zu Leni Riefenstahls Sequenzen über das Turmspringen bei den Olympischen Spielen 1936 auf. Dies gilt insbesondere für die unterschiedlichen Kameraperspektiven, Schnittfolgen sowie den Einsatz der Zeitlupentechnik. Siehe dazu weiter oben Anm. 713 in Kap. 17 (Exkurs I).

besonderen »Flugkünste« des angehenden Spitzenspielers der NBA herauszustellen. Diese Absicht wurde dadurch gestützt, dass Jordan im Jahr 1987 erstmals den sogenannten »NBA Slam Dunk Contest« für sich entscheiden konnte. Bei diesem Wettbewerb treten ausgewählte Spieler einmal jährlich gegeneinander an, um mit möglichst artistischen und spektakulären *dunks* die Punktrichter sowie das Publikum zu beeindrucken. Jordans imposante Darbietung sorgte dafür, dass die Verkaufszahlen der *Air Jordan* Produktlinie rasant anstiegen. Die entsprechenden Werbeclips wurden ebenfalls immer unterhaltsamer und ausgefallener, nachdem mit Spike Lee ein junger Filmemacher verpflichtet werden konnte, der die Qualität weiter verbesserte.<sup>1302</sup> Lee arbeitete mit geschickten Perspektivwechseln, schnellen Schnittfolgen, eingefügten Nahaufnahmen und Standbildern, so dass die filmtechnisch anspruchsvoll inszenierte Illusion des Basketballers als »Flugobjekt« (*Flying Jordan*) selbst den großen Hollywood-Studios zur Ehre gereicht hätte.<sup>1303</sup>

### *Mythenmaschinen*

Es wäre zu kurz gegriffen, würde man die Bedeutung dieser Werbemaßnahmen unterschätzen und als kommerzielles Beiwerk übergehen. Vielmehr verändert die Dominanz von Markenunternehmen und Medienkonzernen sowohl die Idee des Sports als auch den Begriff des Sporthelden nachhaltig. Wird der Sport zu einem integralen Bestandteil der Unterhaltungsindustrie, dann mag er zwar wie bisher nach eigenen Regeln und Lektorientierungen<sup>1304</sup> ausgeübt werden, allerdings wäre es

<sup>1302</sup> Vgl. Katz 1994, S. 147.

<sup>1303</sup> In dem Animationsfilm »Space Jam« aus dem Jahr 1996 spielt Michael Jordan folgerichtig die Hauptrolle. Der Film ist nicht zuletzt ein Werbefilm für Sponsoren der Marke »Jordan«, der die Grenzen zwischen Werbung und Unterhaltung ausdrücklich aufhebt. Obgleich auch *Nike* im Film beworben wird, distanzierte sich der Konzern hiervon, da Jordan vermehrt eigene Werbeabsichten verfolgte. Ein Vertreter von *Nike* beschwerte sich sogar darüber, dass der Film über unverhohlene Schleichwerbung vor allem kommerziellen Zwecken diene. Dies war »ein historischer Augenblick im Zeitalter des Kultur-Branding, der die traditionell schwierige Beziehung zwischen Kunst und Kommerz völlig auf den Kopf stellte: Ein Schuhkonzern und eine Agentur schäumen vor Wut, weil ein Hollywoodfilm die Reinheit ihrer Werbespots beschmutzt.« So Klein 2005, S. 75.

<sup>1304</sup> Zum Code von Sieg und Niederlage siehe weiter oben Anm. 249 in Kap. 15. Bette weist in diesem Zusammenhang darauf hin: »Eine Sportspiellmannschaft kann einen Sieg nur dann erringen, wenn gleichzeitig auch eine Verlierermannschaft ermittelt wird. Man kann deshalb sagen: Die legitime Herbeiführung des Scheiterns der Vielen zugunsten des Erfolges

unangemessen, würde man seine Bedeutung lediglich an immanenten Kriterien bemessen. Zwar steht außer Frage, dass der »Siegescode des Sports« bestimmbare Leistungsunterschiede »in eine soziale Polarisierung und Hierarchie« überführt. Und es ist ebenso zutreffend, dass seit geraumer Zeit »Spezialorganisationen« dafür zuständig sind, »die Leitdifferenz von Sieg und Niederlage« im Sport »zu prozessieren«<sup>1305</sup>. Allerdings findet die »Selbstreferentialität«<sup>1306</sup> des Sports dort ihre Grenzen, wo – um in der Sprache zu bleiben – »Neben-Codes«<sup>1307</sup> komplementäre Funktionen übernehmen. Nach systemtheoretischer Lesart treten »Neben-Codes« vor allem im Falle von Funktionsmängeln eines »Haupt-Codes« in Erscheinung – also etwa, wenn innerhalb des Wissenschafts-systems »Reputation als Substitut für Wahrheit«<sup>1308</sup> angenommen wird. So kann »Reputation« in der Wissenschaft aufgrund seiner abkürzenden Orientierungsfunktion – je größer die Reputation, desto mehr Zitationen, Ehrungen und Preise – entscheidend dazu beitragen, dass »das Erscheinen von Wahrheit reguliert wird«<sup>1309</sup>. Reputation eignet sich somit als »Steuerungsmedium«, das auf Prozesse der Wahrheitsfindung zurückwirkt, indem etwa Forscher darin beeinflusst werden, »wen sie zitieren, wessen Namen und Resultate sie aus avantgardistischen Publikationen in

der Wenigen ist ein zentrales Element in der Abwicklung sportlicher Wettbewerbe.« Bette 2010, S. 91. Zum Prozess der »systemmäßigen Ausdifferenzierung« des Sports und zur Ausbildung eines »eigenen und unverwechselbaren *Systemcodes*« vgl. Bette 2005, S. 168–173 (Hervorhebung im Original).

1305 Vgl. Bette 2010, S. 90.

1306 Ebda. An anderer Stelle findet sich die Erklärung: »Selbstbezüglich organisierte Sozialbereiche haben in ihrer Tiefenstruktur keinen unmittelbaren Kontakt nach außen. Außenkontakte erfolgen lediglich nach Maßgabe interner Prinzipien. (...) Die Idee der operativen Geschlossenheit bedeutet demnach nicht, dass der Sport radikal abgeschottet existieren würde oder könnte. Umweltereignisse werden nicht geleugnet, sondern durch den Hinweis auf die Binnendeterminiertheit in der Verarbeitung dieser Umweltkontakte präzisiert. Ebda., S. 93. Schimank spricht in ähnlicher Weise davon, dass »in die Bewertung sportlicher Leistungen als Siege bzw. Niederlagen keinerlei außersportliche Kriterien« einfließen; entscheidend sei, »dass im basalen sportlichen Akt selbst – etwa im konkreten Fußballspiel – nur noch die selbstdefinierten Siegeskriterien der jeweiligen Sportart ausschlaggebend sind.« Schimank 1988, S. 187–188.

1307 Vgl. dazu Luhmann 2005 b, S. 229–230.

1308 Vgl. zu diesem Beispiel Luhmann 2005 b, S. 229 sowie ausführlich Luhmann 2005 a. Ein weiteres Muster wäre die »Zigaretten-Währung«, die »bei Nichtfunktionieren des Geldsystems« im Fall einer wirtschaftlichen Krise zumindest vorübergehend die Aufgabe als Zahlungsmittel übernehmen kann. Luhmann 2005 b, S. 229.

1309 Luhmann 2005 a, S. 299.

Standardwerke, Lehrbücher oder Lexika übernehmen und mit welchen Qualifikationen dies geschieht«<sup>1310</sup>. In jedem Fall beeinflussen Reputationen die Unterscheidung zwischen dem, was im sachlichen und strengen System der Wissenschaft zur Kenntnis genommen wird und was nicht.

Wichtig für den hier verfolgten Gedankengang ist, dass »Neben-Codes«, die nicht binär (Wahrheit/Nichtwahrheit), sondern analog (mehr/weniger Reputation) unterscheiden, »Funktionsmängel des Haupt-Codes«<sup>1311</sup> ausgleichen können. Eine Grenze wäre jedoch dann erreicht, wenn etwa die Wahrheitssuche primär nach Reputationskriterien entschieden würde. »Neben-Codes« besitzen gegenüber »Haupt-Codes« zwar den Vorteil, elastischer auf Veränderungen reagieren zu können, da sie konkrete und kontextbezogene Reaktionsweisen begünstigen.<sup>1312</sup> Andererseits bedrohen sie die Funktionsweise ausdifferenzierter Sozialsysteme, wenn es »zum Durchgriff in die binäre Struktur«<sup>1313</sup> kommt.

Bei Luhmann gibt leider keine spezifischen Angaben, ab wann ein solcher »Durchgriff« die Grenzen überschreitet und den »Haupt-Code« entscheidend schwächt. Allgemeine Hinweise, dass »weder Macht, noch Geld, noch Liebe im Kontext von Wahrheitsbeweisen benutzt werden können«<sup>1314</sup>, sind nachvollziehbar, beantworten jedoch nicht die Frage, ab wann etwa forschungsstrategische Überlegungen – wissenschaftliche Themenwahl, Publikationspraktiken, Schulbildungen etc. – dazu führen, dass nicht mehr die wissenschaftliche Wahrheit selbst, sondern ihre »Symptome«<sup>1315</sup> bearbeitet werden. Überträgt man diesen Gedanken auf den Wettkampfsport, so wäre der »Haupt-Code« sicherlich sabotiert, wenn die Unterscheidung zwischen Sieg und Niederlage vom Heldenstatus der teilnehmenden Akteure abhängig wäre. So absurd diese Vorstellung wäre, so plausibel ist umgekehrt, dass überlegene und unterlegene Leistungen hierfür maßgeblich sind: »Der Siegescode des Sports überführt eine graduelle, sachliche Leistungsdifferenz – ein Athlet springt fünf Zentimeter höher als ein anderer – in eine soziale Polarisierung und Hierarchie«<sup>1316</sup>. Doch so sicher und unverrückbar die Leitsemantik des Sportsystems auf den ersten Blick erscheint, so labil erweist sie sich im Verhältnis zu relevanten Umwelteinflüssen, die die Entstehung von »Neben-Codes« begünstigen. Die Attraktivität des Sports für andere gesellschaftliche Teilsysteme gründet nicht zuletzt darauf, dass er nicht nur Sieger und Verlierer, sondern vor allem spannende Geschichten und Hel-

1310 Ebda., S. 298.

1311 Luhmann 2005 b, S. 230.

1312 Zur Elastizität des Mediums »Reputation« im Wissenschaftssystem vgl. Luhmann 2005 b, S. 298.

1313 Vgl. Luhmann 2005 a, S. 228.

1314 Vgl. ebda., S. 227.

1315 Vgl. dazu Luhmann 2005 a, S. 298.

1316 Bette 2010, S. 90. Ähnlich bereits Schimank 1988, S. 185.

denfiguren hervorbringt. Als Gegenleistung erhöhen sich die finanziellen und öffentlichkeitswirksamen Mittel im Binnenraum des Sports, die durch Sponsoring und Werbung (Wirtschaft), Übertragungsrechte und Einschaltquoten (Medien) sowie Fördermaßnahmen und Aufmerksamkeit (Politik) erzielt werden.

Nun wurde bereits darauf verwiesen, dass »eine hohe Ressourcenabhängigkeit des Sports von seiner Umwelt nicht isoliert als Indiz betrachtet werden (kann; F.B.), dass dieser bloß ein Spielball von Umweltkräften sei.«<sup>1317</sup> Gleichwohl spricht einiges dafür, dass bestimmte »Umweltkräfte« dazu beitragen, die Entstehung von »Neben-Codes« im Spitzensport zu begünstigen, die die selbstreferentielle Unterscheidung zwischen Sieg und Niederlage konterkarieren: Werden Sporthelden als Werbeträger zu Marken, dann ist ihr Image nicht mehr an sportliche Erfolge allein gebunden. Öffentliche Aufmerksamkeit erzielen sie durch effektvolle Auftritte und medienwirksame Inszenierungen, die über den sportlichen Handlungskontext gezielt hinausweisen. Anstatt aus einem Wettkampf lediglich als Sieger oder Verlierer hervorzugehen, verkörpern sie bestimmte Idealbilder, die von Teilen der Zuschauer als ein überdauerndes Identifikationsangebot wahrgenommen werden.<sup>1318</sup> Hierzu zählen etwa Vorstellungen vom gerechten Kampf, von spielerischer Eleganz, vom unbeugsamen Willen, von magischer Kraft, von rebellischer Haltung etc., die bestimmte Sportler zu verkörpern scheinen und dadurch dem sportlichen Geschehen einen vermeintlich »höheren Sinn« verleihen. Vermeintlich deshalb, weil der prosaische Sieg/Niederlage-Code derartige Deutungen nicht *per se* enthält. Sie werden vielmehr durch gezielt eingesetzte Bilder und Narrationen erst hervorgerufen, die in den »Brainpools« der Medienagenturen oder in der »Mythenfabrik von Nike«<sup>1319</sup> entstehen. Die »Letztbegründung sportlichen Handelns«<sup>1320</sup> mag hiervon unberührt bleiben, sofern die Unterscheidung zwischen Sieg und Niederlage nicht davon abhängig ist, ob der entscheidende Korb in einem Basketballspiel von einem »Markennamen-Spieler«<sup>1321</sup> oder einem Sporthelden erzielt wird. Da jedoch die binäre Leitorientierung des Sports anschlussfähig für analoge Codierungen

1317 Bette 2010, S. 94.

1318 Hierzu passt, dass im Falle eines Clubwechsels eines Sportidols auch dessen Anhänger in großer Zahl bereit sind, diesen Schritt gedanklich mitzuvollziehen.

1319 Klein 2005, S. 71. Vgl. dazu auch die Ausführungen über das »Niketown«-Konzept von Bockrath 2001 b.

1320 So eine Formulierung zur Charakterisierung des »Sieg/Niederlage-Codes« von Bette 2010, S. 92.

1321 Hier in Anlehnung an Klein, die die moderne Markenwelt als »dritte Kultur« beschreibt, in der »Markennamen-Menschen«, »Markennamen-Produkte« und »Markennamen-Medien« zusammenwirken. Vgl. Klein 2005, S. 77–78.

ist, die in Bildern, Geschichten und Heldenfiguren zum Ausdruck kommen und das sportliche Geschehen mit entsprechenden Bedeutungen aufladen, stellt sich die Frage, ob der Sport hieraus tatsächlich »Freiräume der Selbstgestaltung« gewinnt, oder ob er perspektivisch Gefahr läuft, seine »codeförmige Autonomie«<sup>1322</sup> einzubüßen.

Die Labilität der »codeförmigen Autonomie« besteht darin, dass der Sport zwar ergiebige Anschlüsse für inhaltliche Deutungen bietet, diese jedoch aus seiner Selbstreferentialität nicht ableitbar sind. Die Feststellung, dass ein Athlet fünf Zentimeter höher springt als ein anderer, bezeichnet zunächst nichts weiter als einen messbaren Leistungsunterschied. Hinzu kommt, dass dieses Ergebnis im alltagsweltlichen Sinne »entbehrlich« ist, da die hierauf beruhende Unterscheidung zwischen Sieg und Niederlage für die gesellschaftliche Reproduktion unwesentlich ist:

»Ohne wissenschaftliche Produktion, politische Entscheidungen oder wissenschaftliche Wahrheitssuche gäbe es keine moderne Gesellschaft – wohl aber könnte die moderne Gesellschaft notfalls auf den Sport verzichten. Zumindest hat bislang noch niemand dem Sport eine gesellschaftliche Funktion zugeschrieben, die ihm eine ähnlich fundamentale Bedeutung für die moderne Gesellschaft zuspräche wie der Wirtschaft, der Politik oder der Wissenschaft.«<sup>1323</sup>

Stimmt man dieser Deutung zu, dann bliebe die »Tiefenstruktur« des Sports ohne relevante Bedeutung für das Funktionieren komplexer Gesellschaften – oder mit anderen Worten: sinnfrei.

»Er (der Sport; F.B.) ist, tautologisch formuliert, wie er ist. Er ist nicht, wie er nicht ist. Er ist weder Politik noch Kunst, Erziehung oder Wissenschaft. Unter der Bedingung von Asymmetrie von System und Umwelt spiegelt ein System wie der Sport weder die Umwelt wider noch die Umwelt den Sport.«<sup>1324</sup>

Aus Sicht der neueren Systemtheorie ist der Sport als selbstbezüglich organisierter Sozialbereich binnenorientiert in dem Sinne, dass Umweltkontakte etwa zum Wirtschafts-, Medien- oder Politiksystem »lediglich nach Maßgabe interner Prinzipien« erfolgen und nicht »von außen (...) determinierbar sind«<sup>1325</sup>. Dies schließe Umweltinterventionen nicht aus, zumal wenn sie beiderseitige Vorteile bieten. Allerdings würden sie dann »prekär, wenn sie über die Programmebene des Systems hinausgehen und den Code betreffen. Selbstreferenz würde durch Fremdreferenz ersetzt.«<sup>1326</sup> Mögliche

1322 Vgl. Bette 2010, S. 94.

1323 Schimank 1988, S. 181. Vgl. ähnlich Bette 2005, S. 169.

1324 Bette 2010, S. 93. Zu »Tautologien« als »Unterscheidungen, die nicht unterscheiden« vgl. Luhmann 1987, S. 170.

1325 Vgl. Bette 2010, S. 93.

1326 Bette 2005, S. 169, Anm. 7. Der Autor benennt andernorts hierfür die folgenden Beispiele: Wettkartelle und Schiedsrichterbestechungen,

Stoppregeln gegen beklagte Fehlentwicklungen im Sport lassen sich – angesichts der inhaltlichen Indifferenz des Sieg/Niederlage-Codes – letztlich nur auf der Programmebene des Sportsystems etablieren und nicht aus der »Letztbegründung sportlichen Handelns« herleiten. Gerade weil er »kein eigenständiges symbolisch generalisiertes Steuerungsmedium«<sup>1327</sup> ausprägen konnte, bleibt die angenommene Autonomie des Sports lückenhaft.

Ähnlich wie »Arbeit überhaupt« als abstrakte Kategorie erst in der modernen Gesellschaft – wie Marx sich ausdrückt – »praktisch wahr wird«<sup>1328</sup>, indem konkrete Erscheinungen unter ein gemeinsames Prinzip gefasst werden, wird durch den Sieg/Niederlage-Code das Prinzip sportlicher Konkurrenz auf Dauer gestellt. Es geht hierbei jedoch nicht um bestimmte Ausführungsmodalitäten, sondern um die Erzeugung von körperlich hervorzubringenden Leistungsunterschieden überhaupt. Die Konkurrenz um ihrer selbst willen – Konkurrenz *sans phrase* – wird gemeinhin mit bestimmten »normative(n) Sicherungen«<sup>1329</sup> ausgerüstet, um zu verhindern, dass bereits etablierte Zivilisationsstandards unterlaufen werden. Aus der zweiwertigen Leitorientierung von Sieg und Niederlage lassen sich diese freilich nicht gewinnen. Die konkreten Organisationsformen und Wettkampfbedingungen im Sport bilden lediglich den Rahmen zur Hervorbringung überlegener und unterlegener Leistungen. Der Sport-Code selbst bleibt hiervon unberührt.<sup>1330</sup>

Es ist verschiedentlich darauf hingewiesen worden, dass der Sport aufgrund der Bevorzugung überlegener Leistungen dem Fortschrittsdenken der Moderne entsprechen würde. Da gemäß der binären Logik des Sieg/Niederlage-Codes die Möglichkeit einer dritten Position von vornherein ausgeschlossen wird, sei die Ausrichtung des Sportsystems an Höchstleistungen und Rekorden eine stringente Folge seiner Entwicklung.<sup>1331</sup>

Ausspionieren von Sporttechnologien sowie Dopingpraktiken. Vgl. Bette 2010, S. 94–95. An gleicher Stelle wird ausgeführt, dass nur unter Beachtung der »operativen Ebene seines Codes« der Sport zugleich in die Lage versetzt wird, »auf der Ebene seiner Programme offen zu sein«, also etwa pädagogische Empfehlungen zu berücksichtigen, »wenn sie den Code ernst nehmen und nicht abschaffen wollen«. Ebda., S. 95.

1327 Bette 2005, S. 169.

1328 Siehe zu diesem Beispiel Anm. 337 in Kap. 15

1329 Vgl. Bette 2010, S. 97.

1330 Bette verweist darauf, dass »trotz einer gewissen Nähe zum Krieg« es im Sport »eben nicht um Überleben oder Sterben, sondern um sportliche Siege und Niederlagen« gehe. Das Sportsystem leite seine »Leitdifferenz (...) in eine gänzlich andere Rationalität um«. Bette 2005, S. 173. Zu ergänzen ist, dass diese »Umleitung« nicht im Rekurs auf die »Leitdifferenz« begründet werden kann; sie ist Ergebnis, nicht Voraussetzung sozialer Evolution.

1331 Vgl. dazu beispielsweise Schimank 1988, S. 186–187.

Doch wie schon am Beispiel der »abstrakten Arbeit« gesehen, die als Ausdruck der Verselbständigung gesellschaftlicher Abstraktionen zu begreifen ist, lässt sich auch für den Sport eine Richtung jenseits quantifizierbarer Größen und tautologischer Begründungen nicht erkennen. So sinnentleert, wie die »Letztbegründung sportlichen Handelns« ausfällt, so inhaltslos bleiben schließlich auch die Auskünfte über die Zweckmäßigkeit sportlicher Bemühungen und Überbietungen.

### *Heteronome Helden*

Als eine Folge der Prozessierung von Leistungsunterschieden in sportlichen Wettkämpfen wird auf die Freisetzung sogenannter »Erlebniskorrelate« verwiesen:

»Das Erlebniskorrelat des Sportcodes, die Einheit der Differenz von Sieg und Niederlage im Sport ist Spannung. Sie ist das personale Gefühlsergebnis derjenigen, die sich auf die Ungewissheit sportlicher Konkurrenzsituationen einlassen.«<sup>1332</sup>

Wer am sportlichen Wettkampf als Akteur oder als Zuschauer teilnimmt, dem eröffne sich ein spannungsreiches Erlebnissfeld, das – im Unterschied zu anderen wettbewerbsorientierten Sozialbereichen – aufgrund seiner »Harmlosigkeit«<sup>1333</sup> beste Unterhaltung verspreche. Dass der Sport heute ein für viele Menschen willkommenes Angebot für die »Suche nach Spannung«<sup>1334</sup> bietet, steht außer Frage und wäre anhand von entsprechenden Daten und Statistiken leicht zu belegen. Offen ist allerdings, welche Erlebnisse und Gefühle der hochgradig organisierte Spitzensport heute anzusprechen versucht beziehungsweise welcher Mittel er sich hierbei bedient. Am Beispiel der »Heldenproduktion« wurde bereits deutlich, dass vor allem effektvolle Bilder und dramatische Geschichten gezielt eingesetzt werden, um bestimmten sportlichen Akteuren besonderen Glanz zu verleihen. Hierdurch, so die bisherige Argumentation, gewinnen Fremdeinflüsse insbesondere vonseiten der Wirtschaft und der Medien an Einfluss, ohne unmittelbar auf die »binäre Struktur« des Sportcodes durchzugreifen. Öffnet man jedoch den Deutungsraum für weitere »Erlebniskorrelate«, dann zeigt sich, dass auf die »Gefühle der

<sup>1332</sup> Bette 2005, S. 173–174.

<sup>1333</sup> »Auch in der Wirtschaft, Politik oder Wissenschaft gibt es ›Wettkämpfe‹ (wissenschaftliche Preisschriften, Nobelpreis-Konkurrenzen, ökonomische Wettbewerbe, Wahlen). In diesen Funktionsfeldern handelt es sich aber um andere Rationalitäten und Codierungen.« Ebd., S. 174.

<sup>1334</sup> Vgl. dazu den englischen Titel »Quest for Excitement. Sport and Leisure in the Civilizing Process« von Elias/Dunning 2003 a. Siehe dazu auch weiter oben Anm. 852 in Kap. 17 (Exkurs II).

Spannung und Anteilnahme bei Teilnehmern und Beobachtern«<sup>1335</sup> so stark Einfluss genommen werden kann, dass der Sportcode selbst hiervon betroffen ist.

Am Beispiel der englischen *Football Premier League* wurde bereits deutlich, dass hohe Einnahmen der Vereine, die insbesondere durch ihre Veräußerung an finanzkräftige Investoren sowie durch den Verkauf von Medienrechten erzielt werden, nicht zu einem Spannungsverlust im Meisterschaftsrennen führen müssen. Im Gegenteil: Seitdem nunmehr sämtliche *Clubs* der höchsten englischen Spielklasse im Besitz von Privateigentümern oder Kapitalgesellschaften sind, bilden sich weitere Spitzenteams heraus, so dass heute nahezu die Hälfte aller Mannschaften mit guten Gewinnaussichten um die Meisterschaft konkurrieren. Auch die lokale Bedeutung des Wettbewerbs hat nicht nennenswert abgenommen, nachdem die Einkünfte durch den Verkauf internationaler Vermarktungsrechte gesteigert werden konnten. Zwar hat sich die soziale Zusammensetzung des Publikums in den englischen Stadien verändert, da auch die Ticketpreise in den letzten Jahrzehnten stark angehoben wurden. Gleichwohl sind die modernen Sportstätten der *Premier League* Teilnehmer insgesamt gut gefüllt.<sup>1336</sup> Der Sieg/Niederlage-Code, so könnte man diese kursorischen Hinweise zusammenfassen, wird durch die aufgezeigten Umweltbeziehungen nicht beeinträchtigt. Der Wettbewerb wird sogar erweitert, und die Freiräume der Selbstgestaltung scheinen sich durch zunehmende finanzielle Ressourcen und öffentliche Aufmerksamkeiten zu erhöhen.

Zu beobachten sind allerdings deutliche Verschiebungen im Hinblick auf die Wettbewerbsfähigkeit der Vereine aus unterschiedlichen Ligen. So wachsen insbesondere in England die Unterschiede zwischen der höchsten Liga und den nachgeordneten Spielklassen, da in der *Premier League* auch die höchsten Gehälter bezahlt werden, so dass die teilnehmenden Mannschaften zugleich die besten Spieler verpflichten können.<sup>1337</sup> Außerdem kommt es zu Wettbewerbsverschiebungen zwischen der *Premier League* und anderen europäischen sowie außereuropäischen Ligen, deren *Clubs* über vergleichsweise weniger Mittel verfügen. Das Lamento von nichtenglischen Spitzenvereinen, die in ihren heimischen

1335 Vgl. Bette 2005, S. 174. Der Autor weist dort zurecht darauf hin, dass nicht nur die »Erfolgreichen«, sondern ebenso die »Verlierer« bewundert werden können, sofern sie ihren besonderen Beitrag zum sportlichen Geschehen leisten.

1336 Hierzu passt, dass die Absicht zur Neugründung einer internationalen *Super League* für europäische Spitzenteams, die für die teilnehmenden Vereine noch höhere und stabilere Erträge als in der *UEFA Champions League* in Aussicht gestellt hätten, unter anderem wegen starker Fanproteste in England »bis auf Weiteres« zurückgestellt wurde.

1337 Siehe dazu weiter oben Anm. 1258.

Fußballligen dauerhaft erfolgreich sind, sich jedoch gegenüber den Investorenclubs der *Premier League* im Nachteil sehen, ist regelmäßig laut vernehmbar, verbunden mit der Forderung, die eigene Konkurrenzfähigkeit rasch verbessern zu müssen. Gesucht wird sodann nach möglichst profitablen Vermarktungsmöglichkeiten, etwa durch die Entwicklung neuer Investoren- und Medienkonzepte.

Nachdem inzwischen sogar Staaten über Kapitalgesellschaften als Eigentümer in Erscheinung treten und die Geschicke ausgewählter Vereine bestimmen<sup>1338</sup>, wurde eine neue Eskalationsstufe erreicht, deren Ende nicht absehbar ist. Dass als Folge hiervon etwa miteinander konkurrierende Vereine desselben Besitzers in einem sportlichen Wettbewerb gegeneinander antreten können, birgt besonderes Konfliktpotenzial. Sollten bei dieser Konstellation außersportliche Kalküle die Oberhand gewinnen, wäre der Sieg/Niederlage-Code direkt betroffen. Beispielsweise könnte das Ansehen eines etablierten Vereins gegen die sportlichen Ambitionen eines aufstrebenden Mitbewerbers abgesichert werden, indem der gemeinsame Eigentümer im Vorfeld entsprechende Präzedenzen festlegt. Dabei wäre es nicht einmal nötig, den erwünschten Ausgang eines Spiels mitzuteilen, sondern es genügte, den Spielern perspektivische Karrierewege aufzuzeigen.<sup>1339</sup>

Es ist absehbar, dass die Bedeutung derartiger Praktiken, die durch oligarchische Besitzverhältnisse in den Profiligen des Sports begünstigt werden, zunehmen wird. Entsprechende Neben-Codes, wie das öffentliche Ansehen oder der wirtschaftliche Erfolg eines Vereins, sind in vielen Fällen schon nicht mehr an sportliche Siege und Niederlagen gebunden. Wie namhafte Beispiele zeigen, lässt sich ein *return on investment* allein schon durch die Verpflichtung der teuersten und renommiertesten

1338 Der *Manchester City Football Club* ist aktuell im Besitz der Herrscherfamilie des arabischen Emirats Abu Dhabi; der englische Verein *Newcastle United* gehört zu 80 % einem saudi-arabischen Staatsfonds, der zudem Interesse angemeldet hat, den englischen Spitzenclub *Manchester United* zu übernehmen. Zu den Mitbewerbern bei diesem Geschäft gehört der *Staatsfonds Qatar Sports Investments*, der bereits den französischen Club *Paris Saint Germain* übernommen hat. Länder wie Katar, Saudi-Arabien und Abu Dhabi, die politisch und wirtschaftlich miteinander konkurrieren, versuchen über unterschiedliche Investments im Bereich des Sports, der Kultur und der Wissenschaft, ihr internationales Ansehen aufzuwerten. Die Ausrichtung der Fußball-Weltmeisterschaft 2022 in Katar diene speziell dieser Absicht und wurde durch die erwiesene Bestechung von Mitgliedern des FIFA-Exekutivkomitees anlässlich der WM-Vergabe im Jahr 2010 ermöglicht.

1339 Ähnliche Interessenkonflikte treten auf, wenn Spielerberater oder Berateragenturen, die mehrere Klienten vertreten, die Transferpolitik von Vereinen maßgeblich mitbestimmen und dabei ihre geschäftlichen Zielsetzungen in den Vordergrund rücken.

Spieler erzielen, ohne dass hierfür eine sportliche Erfolgsgarantie nötig wäre. Dient der Sport als Mittel zum Zweck, sind aus Sicht privater und staatlicher Investoren sportliche Einbußen zumindest so lange verschmerzbar und bilanzierbar, wie ein beständiges oder wachsendes Publikumsinteresse zu verzeichnen ist.

Leistungen im Sport fungieren längst als willkommene Attraktoren für Umweltkräfte, die nicht nur die nötigen Mittel zur Selbstreproduktion bereitstellen, sondern die institutionelle Autonomie des Sports nutzen, um außersportliche Interessen auf offener Bühne einzubringen. Hierzu zählen wirtschaftliche Profite ebenso wie der Gewinn öffentlicher Aufmerksamkeit und Anerkennung. Die »Asymmetrie von Sport und Umwelt«<sup>1340</sup> wäre demnach nicht darauf beschränkt, dass soziale Systeme unterschiedliche Leitdifferenzen ausbilden und weitgehend unabhängig voneinander funktionieren. Mindestens für den Sport steht zu befürchten, dass seine Selbstbezüglichkeit dauerhaft gefährdet ist, wenn soziale Teilsysteme wie die Medien, Wirtschaft und Politik sportliche Siege und Niederlagen für ihre Zwecke nutzen. Avanciert der Sport als gesellschaftlich entbehrlicher Unterhaltungsfaktor zum Spielball etablierter Umweltsysteme, wird seine Funktionslogik anfällig und seine Autonomie haltlos. Allerdings sind hierfür weniger »Funktionsmängel«<sup>1341</sup> des Sport-Codes als vielmehr multiple Anschlussmöglichkeiten an die leeren Inhalte seiner abstrakten Identität verantwortlich. Nur so ist zu erklären, dass die Erfolgsgeschichte des modernen Sports mit den Gefahren seiner Vereinnahmung eng verbunden ist.

Am Beispiel der Olympischen Spiele 1936 und 1972 wurde bereits auf die politische Bedeutung sportlicher Großereignisse hingewiesen.<sup>1342</sup> Nunmehr lässt sich ergänzen, dass die inhaltliche Indifferenz der sportlichen »Konkurrenz um ihrer selbst willen«, die im Sieg/Niederlage-Code ihre »Letztbegründung« findet, Deutungsmöglichkeiten eröffnet, die nahezu beliebig von außen auf den Sport anwendbar sind. Die nur begrenzte Autonomie des Sports zeigt sich darin, dass die zweiwertige Orientierung an Sieg und Niederlage Raum bietet für Einflüsse und Ansprüche, die stark in den Binnenraum des Sports hineinwirken. Ähnlich wie die »abstrakte Arbeit« oder die »Leistung *sans phrase*«<sup>1343</sup> mit ganz unterschiedlichen Rationalitäten und Zielsetzungen verbunden werden können, bietet auch die »völlige Indifferenz gegenüber sonstigen Gesichtspunkten«<sup>1344</sup> dem sportlichen Handeln keinen Schutz vor gezielten Interventionen, die durch geschickt eingesetzte Bilder und dramatische

1340 Siehe dazu weiter oben Anm. 1324.

1341 Siehe dazu weiter oben Anm. 1311.

1342 Siehe dazu weiter oben Kap. 17, Exkurs I und II.

1343 Siehe dazu weiter oben Kap. 16, Anm. 434.

1344 Bette 2010, S. 93.

Geschichten erwünschte Sinnbezüge hervorbringen. Die schlichte Unterscheidung zwischen unterlegenen und überlegenen sportlichen Leistungen eröffnet Interpretationsräume, die von autoritären Regimen ebenso genutzt werden können wie von pluralistischen Gesellschaften, um ihre jeweiligen politischen Zielsetzungen zu verbreiten. In ähnlicher Weise lassen sich, wie gesehen, spektakuläre Neuigkeiten produzieren und hohe Profite generieren. Die Vorstellung, die »operative Geschlossenheit« seines »Codes« versetze den Sport in die souveräne Lage, »wirtschaftliche und politische Selbstdarstellungsinteressen zu transportieren oder mediale Erwartungen mitzuerfüllen«<sup>1345</sup>, unterschätzt die sich stetig ausweitenden Vereinnahmungen des Spitzensports durch die hier angesprochenen Umweltsysteme. Es sind längst nicht mehr nur strafbewehrte »Interventionen, die die Leitunterscheidung des Sports außer Kraft setzen oder heimlich sabotieren«<sup>1346</sup>, sondern es mehren sich die Anzeichen, dass die »Grenzen einer massenmedialen, wirtschaftlichen oder politischen Instrumentalisierung des Leistungssports«<sup>1347</sup> durchlässiger sind als bisher angenommen. »Werden diese Grenzen überschritten, wird der Leistungssport gleichsam aus dem Sportsystem heraus in das betreffende andere gesellschaftliche Teilsystem hineingesogen.«<sup>1348</sup>

Der hier angedeutete Prozess setzt freilich nicht unvermittelt ein, sondern ist durch unterschiedliche Phasen des Übergangs geprägt. Nach einem hypothetischen Szenario würde die »Autonomie des Sports«<sup>1349</sup> zunächst durch illegale Interventionen – Wettkartelle, Schiedsrichterbestechungen, Dopingpraktiken u.a. – eingeschränkt. Das strategisch verfolgte Ziel wäre hier die Erzielung eines unlauteren Vorteils unter Missachtung regulärer Wettkampfbedingungen. In einem weiteren Schritt könnten Ausdifferenzierungen innerhalb des Sportsystems – also etwa die Gründung einer exklusiven *Football Super League*<sup>1350</sup> – genutzt werden, um externen Investoren

1345 Vgl. ebda., S. 93–94.

1346 Ebda., S. 94.

1347 Vgl. dazu Schimank 1988, S. 223. Wirtschaftliche Einflüsse werden vom Autor freilich noch als Hemmschuh für das Erfolgsstreben im Sport interpretiert. Das »wirtschaftliche Kalkül der Vereinsmanager« ziele primär darauf ab, Niederlagen aus ökonomischen Gründen zu vermeiden, wodurch die »Risikofreude und Spannung aus den Spielen genommen würden«. Ebda. Im Hinblick auf die dort angesprochene »Fußball-Bundesliga« sowie den »amerikanischen Profi-Football« hat sich diese Einschätzung als unzutreffend erwiesen. Der sportliche Sieg wird aufgrund der hohen Konkurrenz inzwischen durchgängig als höchste Präferenz gewertet, für den das Risiko einer Niederlage bereitwillig in Kauf genommen wird. Zur Bedeutung von »Präferenzcodes« vgl. Luhmann 1986, S. 149.

1348 Schimank 1988, S. 223.

1349 Vgl. Bette 2010, S. 94.

1350 Siehe dazu weiter oben Anm. 1336.

ökonomische Sicherheiten für ihr eingesetztes Kapital zu bieten. Würde dabei der Wettbewerb von wirtschaftlichen Interessen überlagert, etwa indem Auf- und Abstiegsregelungen in erster Linie nach ökonomischen Gesichtspunkten getroffen würden, wäre die Selbstbezüglichkeit des Sports ebenfalls betroffen. Der vorläufig letzte Schritt könnte darin bestehen, dass von sportlichen Siegen und Niederlagen offenkundig unabhängige Kapitalanleger Sportwettbewerbe und Großereignisse allein aus Gründen des Reputationsgewinns nutzen, um hieraus soziale oder politische Vorteile abzuleiten. Der Sport wäre in diesem Falle ein publikumsrelevantes Unterhaltungsmedium, das je nach Bedarf für außersportliche Ziele eingesetzt werden könnte. Die codeförmige Autonomie des Sports würde damit unmittelbar zum Spielball heteronomer Umwelteinflüsse und Interessen.

Auffällig ist, dass dieses Szenario in weiten Teilen bereits umgesetzt wird. Konnte man bisher darauf setzen, dass der Sport hierdurch keinen Schaden nimmt, da »die gesellschaftliche Umwelt ihrerseits in hohem Maße abhängig von Leistungen des Sports ist«<sup>1351</sup>, so ist nicht auszuschließen, dass diese Aufgabe in Zukunft von anderen Leistungserbringern übernommen wird. Allerdings müssten sie ein ähnlich großes Publikum erreichen, um genauso erfolgreich zu sein. Wahrscheinlicher ist daher, dass der Sport sich den Leistungserwartungen relevanter Umweltsysteme weiter annähern wird.<sup>1352</sup> Um seine Eigenständigkeit hervorzuheben, verweist der organisierte Sport regelmäßig auf seine institutionelle Unabhängigkeit. Die Frage nach seiner Bedeutung für das Funktionieren der Gesellschaft bleibt gleichwohl virulent.<sup>1353</sup> Auffällig ist in diesem Zusammenhang, dass je deutlicher der Mangel an gesellschaftlicher sowie inhaltlicher Relevanz aufscheint, desto vernehmlicher ertönt sogar der Ruf nach Autonomie und Sinnhaftigkeit. In diese Lücke stoßen insbesondere jene massenmedialen, wirtschaftlichen und politischen Kräfte, die den Sport auf unterschiedliche Weise für ihre Zwecke einsetzen, ohne ihm seine Eigenständigkeit absprechen zu müssen. Sofern der Sport darauf beschränkt ist, nach internen Regeln zwischen Sieg und Niederlage zu unterscheiden, liegt die Deutungshoheit über seine vorgebliche gesellschaftliche Relevanz nicht bei ihm selbst, sondern außerhalb. Um dennoch Einfluss zu nehmen, ist der organisierte Sport sorgsam darum bemüht, sich insbesondere mit denjenigen Kräften zu verbünden,

1351 Vgl. Bette 2010, S. 94.

1352 Der »Ausverkauf des Sports« würde spätestens im Falle der vollständigen Subsumtion seiner Leitsemantik unter wirtschaftliche oder politische Präferenzstrukturen eintreten.

1353 »Es scheint, dass der Sport keine für den gesamtgesellschaftlichen Reproduktionsprozess unverzichtbare Funktion ausübt (...). Stellt man die Nullhypothese – Was wäre, wenn es den Sport nicht gäbe? –, wird schnell deutlich, dass zwar Wichtiges wegfiel, aber Existentielles nicht verlörenging.« Bette 2005, S. 169.

die den eigenen Fortbestand sichern. Andernfalls müsste er selbst gesellschaftlich in Erscheinung treten und seine »Kernaufgabe« erweitern.

Der Preis für die Beschränkung auf interne Regeln und systemstabilisierende Verfahrensweisen besteht darin, dass nicht systemisch beantwortbare Fragen – etwa nach dem richtigen Handeln oder guten Leben – kategorisch ausgeblendet werden, da sie für die Unterscheidung zwischen Sieg und Niederlage erklärtermaßen irrelevant sind. Über Umwege wirken sie freilich auf den Sport zurück, etwa wenn es darum geht, die »Leitdifferenz von Sieg und Niederlage« auf der »Programmebene des Systems«<sup>1354</sup> umzusetzen. Über den Wettkampf hinausweisende Regelungen bleiben zunächst ausgeklammert, sofern sie für die Operationalisierung des Sieg/Niederlage-Codes unbedeutend sind. Schließlich wäre es widersinnig, würde der Sieg in einem sportlichen Wettkampf am Maßstab politischer Haltungen oder wirtschaftlicher Stärke ermittelt. Die Offenheit auf der Programmebene des Sports findet demzufolge ihre Grenze an der »operative(n) Schließung auf der Ebene seines Codes«<sup>1355</sup>. Angesichts der beschriebenen Einflussnahmen und Abhängigkeiten des Sports von bestimmten gesellschaftlichen Teilsystemen stellt sich allerdings die Frage, ob die im Sport verankerten sozialen Regeln und Verfahrensweisen zur systemischen Bestandserhaltung und Reproduktion tatsächlich ausreichen. In vielen Bereichen ist die Instrumentalisierung des Sports bereits so stark vorangeschritten, dass die Fokussierung auf seine »Letztbegründung« wie ein Rettungsversuch erscheint, der angesichts der »massiven Vergesellschaftungswellen, die der Sport in den letzten Jahrzehnten durch die Verwissenschaftlichung, Ökonomisierung, Politisierung und Medialisierung erlebt hat«<sup>1356</sup>, nahezu hilflos wirkt. Bedenkt man zudem, dass die Autonomie des Sports umso stärker beschworen wird, je besser er für die Erreichung außersportliche Ziele eingesetzt werden kann, dann besteht Grund zu der Annahme, dass seine gesellschaftliche Bedeutung – je nach Interessenlage – deutlich überbewertet wird. Während Ökonomie, Politik und Massenmedien auch ohne den modernen Spitzensport existieren können, ist dies umgekehrt nicht der Fall.

Da inhaltliche Zielsetzungen, die über den Systemcode des Sports hinausweisen, inzwischen maßgeblich von außen bestimmt werden, wäre eine Systemöffnung auf der Programmebene immerhin möglich. So könnten etwa Stoppregeln für wirtschaftliche Profitinteressen oder

1354 Vgl. Bette 2010, S. 95. Auf der »Programmebene« geht es beispielsweise darum, die »Offenheit des Wettkampfes« zu gewährleisten oder »Entgleisungen auf der Handlungsebene« durch »eine entsprechende Moral« vorzubeugen. Vgl. ebda., S. 95 und S. 97. Zur Frage einer »Sondermoral im Sport« vgl. Bockrath 2011 c.

1355 Bette 2010, S. 95.

1356 Ebda., S. 93. Der Autor selbst vertritt freilich die gegenteilige Auffassung, indem er gleichermaßen die Abhängigkeit der gesellschaftlichen Umwelt von den Leistungen des Sports betont.

Restriktionen für politische Machinationen implementiert werden, die zur Reintegration des Sports in die Gesellschaft beitragen, ohne seine »Kernaufgabe« anzutasten.<sup>1357</sup> Auch wenn von unterschiedlichen Seiten regelmäßig versucht wird, entsprechende Initiativen zu unterlaufen, sind sie gleichwohl geeignet, soziale Handlungsspielräume zu öffnen, die den Mangel an Inhalt und Bedeutung nicht nur am Maßstab interner Selbstvergewisserungen, sondern in Auseinandersetzung mit relevanten Umweltereignissen auszugleichen versuchen. Hiergegen ließe sich systemtheoretisch argumentieren, dass soziale Systeme aufgrund der gesellschaftlichen Komplexität hierzu gar nicht in der Lage seien – zumal ein übergeordneter Standpunkt, der unterschiedliche Perspektiven berücksichtigen würde, nicht vorausgesetzt werden kann.<sup>1358</sup> Folglich, so die Prämisse, lassen sich Kommunikation und soziales Handeln nur im Rahmen von Systemen bestimmen, deren Strukturen und Verfahrensweisen allen Handlungsoptionen klare Grenzen setzen. Anstatt also Komplexität zu erhöhen und auf Problemlagen der Umwelt mit »fremden Mitteln« zu antworten, sichern soziale Systeme ihren Fortbestand in betonter Abgrenzung von ihrer Umwelt auf der Grundlage eigener Codes beziehungsweise spezifischer Auswahl- und Ordnungsverfahren. Da Personen nicht Teil sozialer Systeme seien, sondern zu deren Umwelt gehören, bleiben ihre Einfluss- und Veränderungsmöglichkeiten insgesamt eingeschränkt beziehungsweise ausgeschlossen. Im Verständnis der soziologischen Systemtheorie bleibt die Gesellschaft damit von der Aufgabe entlastet, die Emanzipation ihrer Mitglieder zu stärken – weshalb insbesondere Jürgen Habermas der Systemtheorie vorwirft, die sozialkritischen Ansprüche der Gesellschaftstheorie preiszugeben.<sup>1359</sup>

Doch nicht diesen Gedanken gilt es hier zu vertiefen. Vielmehr ist auf eine Folgeerscheinung hinzuweisen, die sich aus dem Verständnis

1357 Beispiele hierfür sind die »50+1 Regel« im deutschen Fußball oder der »Strategische Rahmenplan zu den Menschenrechten« des IOC. Die im deutschen Profifußball geltende 50+1 Regelung besagt, dass die Entscheidungsmehrheit im Falle eines Investoreneinstiegs beim Stammverein bleiben muss. Dadurch soll verhindert werden, dass *Clubs* – wie in England – vollständig veräußert werden. Das IOC-Exekutivkomitee sah sich im September 2022 veranlasst, sich dem Menschenrechtsthema durch Verabschiedung eines entsprechenden Positionspapiers zuzuwenden, nachdem die Vergabe von Olympischen Spielen an Austragungsorte in autokratisch regierten Ländern von Menschenrechtsorganisationen und Vertretern der Zivilgesellschaft kritisiert worden war.

1358 »Die Ausgliederung selbstreferentieller Sinnzusammenhänge impliziert insofern immer Beschränkung auf Bestimmtes, sprich Spezialisierung und Verzicht auf multifunktionale Redundanz«. Bette 2005, S. 169.

1359 Zur »neue(n) Form der Ideologie« vgl. Habermas 1971, S. 239–269. An anderer Stelle heißt es, dass Luhmanns Systemtheorie »die Hochform eines technokratischen Bewusstseins dar(stellt; F.B.), das heute praktische

sozialer Systeme ergibt, für die »alles Aktuelle nur im Horizont von Möglichkeitenanzeigen Sinn hat«<sup>1360</sup>. Sofern in sozialen Systemen die Grenzen zur Umwelt im Medium des Sinns gezogen werden, wobei die Erzeugung bestimmter sozialer Formen zugelassen wird, andere hingegen ausgeschlossen bleiben beziehungsweise in den Hintergrund rücken, werden immer nur bestimmte Leitdifferenzen aktualisiert. So unterscheiden sich sportliche Wettkampfhandlungen von anderen sportlichen Handlungsmöglichkeiten dadurch, dass sie zwischen Sieg und Niederlage – anstatt zwischen »Spaß/Nichtspaß, Bewegung/Stillstand oder Schönheit/Hässlichkeit«<sup>1361</sup> – unterscheiden. Zugleich gewinnt jeder Sinngehalt Realität immer nur im Verweis auf andere Sinngehalte, so dass soziale Systeme zumindest selektiv gegenüber anderen Möglichkeiten offen sind. Dieser Verweisungsüberschuss schließt somit andere Aktualisierungsformen nicht aus, sondern hält sie vielmehr kontingent. Im Sinne des zuvor angesprochenen hypothetischen Szenarios zur Sportentwicklung wäre der Sportcode hiervon betroffen, wenn durch »fremdreferentielle Sinnverweisungen«<sup>1362</sup> die spezifische Kommunikationsweise des Sportsystems verändert würde. Da die Welt nach dieser Lesart nur im Medium von Sinn beobachtet werden kann, liegt es nahe, dass Sinn Grenzen verschoben und damit andere Unterscheidungen aktualisiert werden, die bisher ausgeschlossen waren. Allerdings geschieht dies nicht im Hinblick auf die Gesamtheit aller möglichen »Sinnverweisungen«. Systeme sind immer nur selektiv offen gegenüber anderen Möglichkeiten, da sie andernfalls nicht existieren könnten.<sup>1363</sup>

Auffällig ist, dass der Sport eine starke Affinität zu bestimmten »Sinnverweisungen« erkennen lässt. Im historischen Rückblick gab es zunächst eine »diffuse Verschränkung mit anderen Sozialbereichen – vornehmlich Religion, Erziehung, Medizin, Politik und Militär« –, bevor es dem modernen Sport gelang, sich hieraus zu lösen und »eigene Selbstbezüglichkeiten«<sup>1364</sup> auszuprägen. Heute werden diese »Selbstbezüglichkeiten« freilich durch neue »Verschränkungen« beeinflusst, die zwar nicht direkt in den Sportcode eingreifen<sup>1365</sup>, ihn jedoch überlagern und damit die

Fragen als technische von vornherein zu definieren und damit öffentlicher und ungezwungener Diskussion zu entziehen gestattet«. Ebda., S. 145.

1360 Vgl. Luhmann 1991, S. 100.

1361 Vgl. Bette 2010, S. 91.

1362 Zur »Zwangskoppelung von selbstreferentiellen und fremdreferentiellen Sinnverweisungen in allen wirtschaftlichen Operationen« vgl. Luhmann 1991, S. 626 (Hervorhebungen im Original).

1363 Die Existenz eines Systems ist mit der Fähigkeit identisch, eine Grenze zur Umwelt aufrechtzuerhalten. Vgl. ebda., S. 54.

1364 Bette 2010, S. 89.

1365 Ein direkter Eingriff wäre laut Luhmann gar nicht möglich, da Kommunikationen sich auf »Umweltgegebenheiten« nur indirekt beziehen können. Vgl. Luhmann 1991, S. 264.

Autonomie des Sports gefährden. Solange der Sport in der Lage ist, eine Grenze zur Umwelt zu ziehen und sich von ihr zu unterscheiden, indem er seine Operationen ( »Durchführung von Wettkämpfen«) nach eigenen Prinzipien ( »Zuteilung von Sieg und Niederlage«) prozessiert und reproduziert, ist diese Form der Schließung zugleich eine Bedingung für die Öffnung des Systems. Führt die Öffnung des Systems jedoch zu einer grundhaften Anpassung an jeweilige Umweltbedingungen, dann werden die »Sinnverweisungen« überkomplex und die Grenzen durchlässig, so dass die Autonomie des Sports schließlich selbst in Frage steht. Ob dies bereits der Fall ist, kann nach systemtheoretischem Verständnis nur von einem neutralen Beobachterstandpunkt aus festgestellt werden.

Zwar können Systeme nach Erreichen eines gewissen Komplexitätsniveaus sich selbst beobachten und beschreiben; allerdings sollte man vom organisierten Sport in dieser Hinsicht nicht zu viel erwarten.<sup>1366</sup> In systemtheoretischen Beobachtungen des Sports ist man sich allerdings weitgehend darüber einig, dass es zwar Gefährdungen des Sportsystems gebe, die jedoch den Sieg/Niederlage-Code nicht grundsätzlich außer Kraft setzen. Die Bedrohungen betreffen insbesondere die Programmebene des Sports, also etwa die »Idee der Ergebnisoffenheit und der formalen Gleichheit«<sup>1367</sup>. Die konstitutiven Merkmale sportlicher Wettbewerbe lassen sich durch »normative Sicherungen in Gestalt innerer Gebote, abstützender Regeln sowie intervenierender Dritter« absichern und bieten so einen notwendigen »Schutz gegenüber äußeren Interventionen«<sup>1368</sup>. Darüber hinaus reproduziere sich der moderne Sport autonom, selbstbezüglich sowie »nach Maßgabe interner Prinzipien«<sup>1369</sup>. Wäre es anders, so stünde schließlich die Existenz des Sports als gesellschaftliches Teilsystem auf dem Spiel.

Schon die Annahme einer bloß *relativen* »Autonomie des Sports« würde systemtheoretischen Überlegungen entgegenstehen und die »Letztbegründung sportlichen Handelns« betreffen<sup>1370</sup>. Anstatt jedoch der Frage nach notwendigen Systemvoraussetzungen und reflexiven Letztbegründungen<sup>1371</sup> weiter nachzugehen, richtet sich der Fokus hier abschließend

1366 In der Gründungssatzung des Deutschen Sportbundes aus dem Jahr 1950 wird zwar ausdrücklich darauf hingewiesen, dass der DSB seine Aufgaben »in parteipolitischer, konfessioneller und rassischer (sic!) Neutralität« ausführt. Hierbei handelt es sich jedoch um eine politische Positionsbestimmung und nicht um eine Selbstbeobachtung des Sportsystems. Siehe dazu weiter oben Anm. 779 in Kap. 17 (Exkurs II).

1367 Vgl. Bette 2010, S. 96.

1368 Ebd.

1369 Siehe dazu weiter oben Anm. 1306.

1370 Soziale Systeme produzieren und reproduzieren sich selbst; andernfalls wären es nach Auffassung der Systemtheorie keine sozialen Systeme.

1371 Anders als in der Logik und Mathematik geht es bei reflexiven Letztbegründungen darum, keine unbewiesenen Axiome oder Prämissen vorauszusetzen.

darauf, welche spezifischen Leistungen der Sport aus seiner Umwelt aufnimmt und »nach Maßgabe interner Prinzipien« verarbeitet. Denn während nach systemtheoretischem Verständnis vor allem die spezifischen Leistungen des Sports für andere Sozialbereiche hervorgehoben werden, sind die selektiven Öffnungen des Sportsystems für »fremdreferentielle Sinnverweisungen« gleichermaßen aufschlussreich.

Angesichts sozialer Präferenzen für den positiven Wert des Sieg/Niederlage-Codes<sup>1372</sup> – Siege stärken, Niederlagen schwächen Erfolgsstrategien – wird das sportliche Konkurrenzverhältnis dauerhaft gestärkt. Um das knappe Gut des Sieges erringen zu können, bedarf es größter Anstrengungen aller Beteiligten. Dies sorgt nicht nur für die Aufrechterhaltung von Spannung innerhalb des sportlichen Wettkampfes, sondern ebenso für »fremdreferentielle Anschlussoptionen«. Während der Sieg/Niederlage-Code selbst keine Handlungskriterien vorgibt – für das Sportsystem sind Siege und Niederlagen gleich relevant –, eröffnet die einseitige Bevorzugung des positiven Werts anderen Umweltsystemen die Möglichkeit, hierauf mit entsprechenden Gratifikationen dauerhaft zu antworten. Wer im Sport erfolgreich ist und Siege akkumuliert, kann mit mehr Aufmerksamkeit, Geld und Einfluss rechnen. Dies ist nicht allein darauf zurückzuführen, dass im Falle spektakulärer Siege, die dementsprechende sportliche Niederlagen einschließen, die Massenmedien die Unwahrscheinlichkeit reduzieren, ihre Adressaten zu erreichen, oder dass »Systemgrenzen« mithilfe »symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien«<sup>1373</sup> erweitert

Um Zirkelschlüsse zu vermeiden, bedient man sich indirekter Beweisführungen, indem Behauptungen etwa zur Funktionslogik von sozialen Systemen im Rekurs auf hierfür notwendige Geltungsvoraussetzungen begründet werden. Geht man von anderen Behauptungen aus, so verändern sich auch die jeweiligen Geltungsvoraussetzungen. Das Voraussetzungsverhältnis ist somit performativ bestimmt und nicht objektiv bestimmbar. Würde man beispielsweise von einer *relativen* »Autonomie des Sports« ausgehen, würde dies den Geltungsvoraussetzungen zur »Funktionslogik sozialer Systemen« widersprechen und es müssten andere Begründungen eingeführt werden. Dabei wäre zu berücksichtigen, dass der Sport (a) »kein eigenständiges symbolisch generalisiertes Steuerungsmedium« ausgeprägt hat und (b) gesellschaftlich gesehen entbehrlich ist, da er »keine für den gesamtgesellschaftlichen Reproduktionsprozess unverzichtbare Funktion ausübt«. Vgl. dazu Bette 2005, S. 169. Es ist dem Autor zu verdanken, dass er auf diese Einschränkungen ausdrücklich hingewiesen hat, die als Ausgangspunkt für systemtheoretische Anschlüsse zu berücksichtigen wären.

1372 Zum »Präferenzcode« siehe weiter oben Anm. 1347. Sportliche Siege sorgen für entsprechende »Anschlussoperationen«, während Niederlagen Anlässe für Reflexionen und Revisionen bieten.

1373 Vgl. dazu Luhmann 1991, S. 267. Zur Bedeutung von »Macht« im politischen System sowie »Geld« im Wirtschaftssystem vgl. ebda., S. 521 und S. 625.

werden. Vielmehr profitiert der Sport von den Leistungen einschlägiger Umweltsysteme, weil diese trotz aller Unterschiede darin übereinstimmen, dass sie ihre jeweiligen Ziele ebenfalls unter Konkurrenzbedingungen – »auf Kosten der Ziele anderer Systeme«<sup>1374</sup> – zu erreichen versuchen. Die Steigerungs- und Überbietungslogik im Sport bietet in diesem Zusammenhang gute Anschlussmöglichkeiten, da sportliche Siege und Höchstleistungen von Umweltsystemen genutzt und eigenen Ambitionen zugerechnet werden können, ohne sie selbst hervorbringen zu müssen. Weitgehend unbemerkt verändert sich damit jedoch der Charakter sportlicher Siege und Höchstleistungen, die nicht nur »um ihrer selbst willen« erbracht werden, sondern entsprechende Zuschreibungen und Bewertungen im gesellschaftlichen »Austauschprozess« erhalten, die schon vor ihrer Aktualisierung an die Frage ihrer »Verwertbarkeit«<sup>1375</sup> geknüpft sind. Während Marx ihren dadurch bedingten »Fetischcharakter« noch auf die »ökonomische Formbestimmtheit« zurückführt, lässt sich nunmehr ergänzen, dass »nützliche Dinge«<sup>1376</sup> ebenso eine »mediale« beziehungsweise »politische Formbestimmtheit« annehmen können, wenn sie zur Erreichung von Wettbewerbsvorteilen eingesetzt werden. Bemerkenswert ist, dass dies selbst bei gesellschaftlich entbehrlichen Dingen wie dem Sport möglich ist, der relativ gefahrlos für mediale, ökonomische und politische Zwecke genutzt werden kann, weil sportliche Misserfolge keine Funktionseinbußen für den gesamtgesellschaftlichen Reproduktionsprozess erwarten lassen.

Schaut man also nur auf die Leitsemantik des Sports und auf den sportlichen Wettkampf als Interaktionssystem, dann entgeht das, was im gesellschaftlichen Tauschverhältnis angelegt und aus ihm ableitbar ist. Selbstbezüglich organisierte Systeme sind eingebunden in den Gesamtprozess der Gesellschaft, der sich im Austauschprozess realisiert und den Funktionsweisen gesellschaftlicher Teilsysteme vorgeordnet ist. Deshalb ist ihre Autonomie eingeschränkt beziehungsweise das Ergebnis einer gedanklichen Abstraktion, bei der Kommunikation für Gesellschaft steht.<sup>1377</sup> Abstrakt deshalb, weil Kommunikationssysteme ohne einen Begriff von Gesellschaft auszukommen scheinen, sofern damit eine den sozialen Handlungen und Systemen vorausgesetzte Totalität gemeint ist, die im Tauschverhältnis als begriffliches Moment gesellschaftlicher Praxis zum Ausdruck kommt. Wie gesehen, entschlüsselt Marx den Tausch,

1374 Ebda., S. 521. Konkurrenzsituationen entstehen laut Luhmann vor allem »unter der Bedingung von Knappheit«, so etwa in der Wirtschaft und im politischen System. Für den Autor ist Konkurrenz jedoch »kein Sondertypus sozialer Systeme, sie ist ein Sondertypus sozialer Erfahrung«. Vgl. ebda.

1375 Siehe dazu weiter oben Anm. 1220.

1376 Vgl. Marx 1975, S. 85–87.

1377 »(W)as immer Kommunikation ist, ist auch Gesellschaft, und was immer als Kommunikation Anschluss findet, erhält auch die Gesellschaft«. Luhmann 1991, S. 549.

der in Wahrheit eine Beziehung zwischen Menschen ist, indem er aufzeigt, wie Waren in Tauschwerte umgewandelt werden. Letztere scheinen einen eigenständigen Wert zu besitzen, da das ihnen zugrunde liegende gesellschaftliche Verhältnis nicht mehr erkennbar ist und »hinter dem Rücken«<sup>1378</sup> der Beteiligten wirksam wird. In ähnlicher Weise ließe sich die »Autonomie sozialer Systeme« analysieren, indem man aufzeigt, dass ihre angenommene »operative Geschlossenheit« und »Selbstbezüglichkeit« nicht bloß eine notwendige Voraussetzung für »einheitliche Kommunikation« und »Selbstreproduktion«<sup>1379</sup> ist. Ebenso gut könnte man die selbstreferentiellen Operationen zur »Grenzerhaltung«<sup>1380</sup> als typische Reaktionsweisen auf gesamtgesellschaftlich wirkende Austausch- und Konkurrenzverhältnisse deuten. Zwar werden System/Umwelt-Differenzen auf unterschiedliche Weise erzeugt und erhalten; gleichwohl sind sie für alle sozialen Systeme unabdingbar und begünstigen entsprechende Abwehr- und Kooperationsstrategien.

Abwehrstrategien setzen ein, wenn – um mit Luhmann zu sprechen – »ein System an seinen Zielen ablesen kann, dass deren Realisierung anderen Systemen die Chance nimmt oder doch mindert, ihre Ziele zu erreichen«<sup>1381</sup>. In diesem Fall werden konkurrierende Systeme zu Antagonisten, die konträre Aktionspläne verfolgen. Um strategische Vorteile erzielen und eigene Erfolgswahrscheinlichkeiten erhöhen zu können, operieren rivalisierende Systeme unter gleichen Konkurrenzbedingungen in der Regel unabhängig voneinander. Die Kooperationswahrscheinlichkeit erhöht sich jedoch dann, wenn unterschiedliche Systeme gleiche Ziele mit verschiedenartigen Mitteln verfolgen. Beispiele hierfür wären ökonomische Investitionen in beziehungsweise politische Einflussnahmen auf den Sport. Im ersten Fall wären Geld- und im zweiten Fall Reputationsgewinne das gemeinsame Ziel. Da die Kooperationspartner nicht direkt miteinander konkurrieren, sondern durch die Zusammenarbeit ihr verfügbares Konkurrenzpotenzial verbessern, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, hieraus auch Vorteile gegenüber unmittelbaren Konkurrenten zu erzielen. Schließlich beeinflussen exklusive Sponsorenverträge die sportliche Konkurrenz um das knappe Gut des Siegs ebenso wie der politische Ausverkauf sportlicher Großveranstaltungen. Für Abwehr- und Kooperationsstrategien gilt gleichermaßen, dass sie als Reaktionsweisen auf bestehende Konkurrenzverhältnisse unterschiedliche Lösungswege ver-

1378 Siehe dazu weiter oben Anm. 165 in Kap. 15.

1379 Zur »Einheit der Kommunikation« vgl. Luhmann 1991, S. 200; zur »selektive(n) Einschränkung der Realisierungsmöglichkeiten« als »Voraussetzung der Selbstreproduktion« vgl. ebda., S. 380 (im Original teilweise hervorgehoben).

1380 Laut Luhmann ist »Grenzerhaltung (boundary maintenance) Systemerhaltung«. Ebda., S. 35.

1381 Ebda., S. 521.

folgen, um spezifische Ziele zu erreichen. Mit Blick auf den Sport, der Konkurrenzverhältnisse exemplarisch anhand überlegener und unterlegener Leistungen publikumswirksam zur Aufführung bringt, bieten sich Kooperationen mit anderen, ebenfalls auf Leistungssteigerung und Überbietung abzielenden sozialen Systemen geradezu an. Um dem selbstgewählten Konkurrenzauftrag gerecht zu werden, bedient sich der Sport beider Strategien: maximale Abgrenzung gegenüber direkten Mitbewerbern sowie größtmögliche Zusammenarbeit mit – nicht zufällig so genannten – »strategischen Partnern«. Beide Varianten verfolgen das gleiche Ziel, das als Entscheidungsmaxime ausgedrückt lautet: »Wähle die Strategie, die im Rahmen der Spielregeln und angesichts der Opponenten den günstigsten Erfolg verspricht.«<sup>1382</sup>

Im Sportsystem wird Luhmanns Forderung nach »Grenzerhaltung« somit gleichsam zum Programm. Deutlich wird allerdings auch, dass die hierfür genutzten Strategien und Konkurrenzverhältnisse wesentliche Impulse von außen erhalten, also nicht allein mit eigenen Mitteln auskommen. Dies zeigt sich besonders dort, wo »Überschneidungen und semantische Überlappungen mit anderen Funktionsfeldern«<sup>1383</sup> auftreten. Während man den Sporthelden der 1970er Jahre, also noch vor Ausweitung der TV-Vermarktung und der damit verbundenen Erschließung neuer Geldquellen, den – allerdings bereits absinkenden – Status von *selfmade men*<sup>1384</sup> zusprechen konnte, wurde ebenso deutlich, dass spätestens in den 1990er Jahren Sporthelden immer mehr als mediale Kunstfiguren beziehungsweise Marken<sup>1385</sup> inszeniert wurden. Als solche unterscheiden sie sich heute kaum noch von populären Markenvertretern anderer Kulturbereiche. Filmgrößen, Musikstars und Sporthelden werben heutzutage für dieselben Produkte. Berühmte Sängerinnen übernehmen Hauptrollen in *A-Movies*, Filmstars präsentieren Mode auf dem Laufsteg und Sportler machen Werbung für neuste Frisurentrends. Die entsprechenden Rollen sind längst austauschbar. *Cross-Promotion*, ein Marketinginstrument der Werbeindustrie, das darauf abzielt, die Bekanntheit von Produkten und Dienstleistungen zu erhöhen, umfasst inzwischen auch »Markennamen-Menschen«<sup>1386</sup>, deren Popularität in ganz unterschiedlichen Segmenten genutzt wird, um Reklame zu machen:

»Technisch so gut wie ökonomisch verschmelzen Reklame und Kulturindustrie. Hier wie dort erscheint das Gleiche an zahllosen Orten, und die mechanische Repetition desselben Kulturprodukts ist schon die

1382 Höffe 1975, S. 78.

1383 Vgl. Bette 2005, S. 173.

1384 Siehe weiter oben den Abschnitt »Heldenklischees«.

1385 Siehe dazu weiter oben die Abschnitte »Heldenvermarktung« und »Heldenspektakel«.

1386 Siehe dazu weiter oben Anm. 1321.

desselben Propaganda-Schlagworts. Hier wie dort wird unterm Gebot von Wirksamkeit Technik zur Psychotechnik, zum Verfahren der Menschenbehandlung. Hier wie dort gelten die Normen des Auffälligen und doch Vertrauten, des Leichten und doch Einprägsamen, des Versierten und doch Simplen; um die Überwältigung des als zerstreut oder widerstrebend vorgestellten Kunden ist es zu tun.«<sup>1387</sup>

Diese erstmals 1947 veröffentlichte Diagnose hat an Aktualität nichts eingebüßt. Der Grat zwischen Vergnügung und Täuschung ist heute eher schmaler geworden. Die »Heroisierung des Durchschnittlichen«<sup>1388</sup> erstreckt sich auf immer mehr Bereiche der organisierten Unterhaltung, und die »Totalität der Kulturindustrie«<sup>1389</sup> zelebriert sich in den immergleichen Wiederholungen selbst. Der Sport macht hier keine Ausnahme. Zwar vermittelt er Spannung in strukturierter und dosierter Form. Allerdings werden heute bereits Pseudo-Informationen, wie der Abschluss eines Vertrages mit einem neuen Trikotsponsor, zu *breaking news* stilisiert. Dies ist nur ein Indiz dafür, welche Bedeutung die Vermarktung der Ware Sport mittlerweile besitzt und wie wenig Substanz hierfür nötig ist.<sup>1390</sup> Um auf dem Markt zu bestehen, sind Abweichungen nicht nur riskant, sondern verpönt. Neuerungen zielen daher eher auf Effekte und nicht auf Änderungen des laufenden Betriebs. Begründet wird dieses Vorgehen im stets wiederholten Verweis auf die angenommene Verfasstheit des Publikums. Diesem solle tunlichst nicht zu viel zugemutet werden. Die tatsächlichen Auswahlmöglichkeiten ähneln sich folglich immer weiter an und erweisen sich letztlich als künstlich differenzierte Angebote. Je schematischer das Angebot ausfällt, desto wichtiger ist es, wenigstens den Schein von Freiheit und Vielfalt zu wahren.

Dass Sportler als Helden in diesem Verblendungszusammenhang eine wichtige Rolle spielen, hängt nicht zuletzt daran, dass sie zwar vielfältig einsetzbar, nicht jedoch kongruent austauschbar sind. Internationale Sportgrößen können zwar Bücher schreiben, eine eigene Fernsehshow moderieren und ein Rap-Song herausbringen.<sup>1391</sup> Umgekehrt ist es hingegen unwahrscheinlich, dass ein internationaler Filmstar Olympiasieger oder ein bekannter Popmusiker Weltmeister wird.<sup>1392</sup> Eher wird ein zweitklassiger Schauspieler Präsident der Vereinigten Staaten von Ame-

1387 Horkheimer/Adorno 1972, S. 172–173.

1388 Ebda., S. 165.

1389 Vgl. ebda., S. 144 und S. 142.

1390 Dieser Umstand erinnert an das Bonmot, wonach die Anzahl der Geländewagen im öffentlichen Verkehr parallel zur Abnahme von Geländeflächen zunimmt.

1391 So der amerikanische Basketballspieler Dennis Rodman.

1392 Auch Johnny Weissmuller war zuerst Weltmeister und Olympiasieger, bevor er als Tarzan-Darsteller zum Hollywood-Star wurde. Siehe dazu weiter oben Anm. 708 in Kap. 17 (Exkurs I).

rika. So sehr Sporthelden inzwischen gemacht werden (*heroes made by*), so sehr fußt ihr Status auf besonderen *skills*, die nicht beliebig austauschbar sind (*heroes on their own*). Allerdings werden inzwischen selbst die kleinsten Anzeichen von Besonderheit schon frühzeitig in den allgemeinen Verwertungsbetrieb einbezogen. Schließlich wäre es fahrlässig und verlustreich, würde man ein großes Talent mit hoffnungsvollen Karrierechancen den Konkurrenten überlassen.

Je stärker Sporthelden insbesondere medialen, ökonomischen und politischen Einflüssen ausgesetzt sind, desto souveräner und selbstbewusster treten sie öffentlich in Erscheinung. War der homerische Held noch von ungezügelmtem Stolz (*thymos*) als Ausdrucksform purer Kraft, streitbarer Lebensenergie und martialischer Leidenschaft geleitet, so preist man den modernen Sporthelden für seine authentischen Expressionen und Primärenergien, die noch nicht den Zumutungen der Zivilisation geopfert seien. Dieser Impuls bedarf jedoch der Korrektur. Wie schon der mythische Held nicht Herr seiner starken Affekte und Tugenden war, die er als Gnadenerweis von den Göttern empfing, so dass er fortan als Werkzeug höherer Mächte fungierte<sup>1393</sup>, so ähnlich ist auch der moderne Sportheld abhängig von den Umständen seiner massentauglichen Verfertigung und Zurschaustellung. Trotz aller Unterschiede zwischen den Epochen und Kulturen fällt auf, dass die dauernden Gefühlsregungen sowohl in der alten als auch in der neuen Welt nicht sich selbst überlassen werden, sondern darin gipfeln, sich den unverstandenen Mächten ihrer sozialen Formierung anzupassen. Das Motiv des Heroen als Opfer numinöser Verhältnisse, das dem Mythos eigen war, setzt sich fort in der »Pseudoindividualität«<sup>1394</sup> des modernen Helden, der als Opfer entzauberter Verhältnisse manische Bewunderung in Serie auf sich zieht.

1393 Siehe dazu weiter oben Kap. 1–4 in Teil I (Bd. 1).

1394 Zu dieser Begriffsverwendung vgl. Horkheimer/Adorno 1972, S. 164.